Leonhard's Lebensbilder.

Aus unserer Zeit

in

meinem Leben.

Von

K. C. von Leonhard.

Erster Band.

Stuttgart.
E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung und Druckerei.
1854.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

durchlauchtigsten Prinzen

Friedrich,

Regenten von Baden,

meinem gnädigsten Herrn

in

tiefster Ehrfurcht.

Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.
Nathan der Weise.

Wie ich dazu gekommen, Lebens-Erinnerungen aufzuzeichnen, Zeit und Zeitgenossen zu schildern, die Geschichte meiner Tage zu erzählen, viel bewegter, wechselvoller Tage, reich an Erfahrungen, nicht ohne sonderbare Schicksale? — Was ich gebe, sind meist Erinnerungs-Blätter aus früherer Vergangenheit, die wie leichte Schatten einer Sommerwolke in die Gegenwart hineindämmern.

Das Zurückschauen auf Gutes und Böses, das Eingehen in Einzelnheiten entschwundener Jahre, das Fortführen der Fäden des Privatlebens durch größere Zeiträume, gewährt in späteren Tagen, wo freierer Ueberblick vergönnt ist, Genüsse ganz eigenthümlicher Art. Es drängen sich der Betrachtungen, der Gefühle und Urtheile so viele hervor. Jugend-Eindrücke werden wieder lebendig, sie erheitern das höhere Alter. Selbst die dürftigste Vergangenheit liegt oft in zauberischer Beleuchtung vor Augen. Manche längst schlummernde Erinnerungen werden geweckt, angeregt.

Unheilbare Wunden ließen zerrissene Verhältnisse im Herzen zurück. Mit jedem Tage verblühten und verwelkten Freunde. Der Verlust geachteter Zeitgenossen, geistreicher Männer, womit

ich verkehrt, deren ich mit hoher Verehrung gedenke, mit innigster Liebe; der Verlust so mancher edlen Menschen, deren Freundschaft ich mir wahrhaft zum Lebens-Gewinn gerechnet, die ich weilen.sah, handeln und scheiden, an die mich Zuneigung, Dankbarkeit, Pflicht-Gefühl fesselten. — — Das Alles ist vorüber, um nie wiederzukehren. Immer einsamer wird man mit zunehmendem Alter — mein Gedächtniß zum Friedhof, in welchem der Denksteine jährlich mehr und mehr. Beinahe alle sind sie hinüber, verfallen dem starren dumpfen Tod, die werthen, die erprobten Freunde, die Gekannten, die Geschätzten. Wie wahr sagt Uhland, der Meister-Sänger:

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genossen missen
Theure, die der Tod entrissen.

Mit unsäglicher Lust begann ich zu schreiben, und indem ich schrieb, durchlebte ich noch einmal die schönen Tage meiner Blüthenzeit, meiner Jugendlust. Schwellend tauchten sie wieder auf in neuer Farbenpracht und Frische. Selige Gefühle, die selbst der Schnee des Alters nicht erstarren machte. Dies versetzte mich in angenehmste Stimmung; mit eigner Liebe wurde ich gefesselt an die Arbeit. Dann aber drängte mich wieder lebhafte Bewegung; Trübsinn, tiefe Schwermuth hauchten mich an; erstorbene Stimmen erwachten, heiligen Glocken-Tönen gleich an frohe Träume mahnend. Ich versank in wunderliche Betrachtungen; mächtige, gewaltsame Gefühle, tausendfältige Empfindungen erfaßten mich. Mit Wehmuth gedachte ich bitterer Stunden, die das Schicksal mir ins Leben gemischt.

Nicht immer hatte ich das launenhafte Glück zum Freunde; nicht immer blieben meine Tage heiter und ruhig. Wie oft waren

die Stellungen schwierig, die Verhältnisse wunderbare Gewebe; ich erfreute mich nicht des Schutzes der Eumeniden, wohl aber fand ich das Wahrhafte des alten Sprüchwortes bewährt:

„Freunde in der Noth,
Gehen zehn auf ein Loth,
Und so sie sollen behülflich sein,
Gehen zehn auf ein Quintlein.“

Ueberrascht fühlt' ich mich, wenn ich sah, daß ich, bitter getäuscht über dieses und jenes, eingebildeten Träumen mehr mich hingegeben, als einer wohlbegründeten Meinung. Nicht selten drohten rauhe Stürme Vernichtung schönster Hoffnungen; öfter noch hingen Lebens-Katastrophen an Augenblicken. So manches Böse erfuhr ich; Widerwärtigkeiten begegneten mir, jedes Zartgefühl verletzend. Lieblose Urtheile mußte ich über mich ergehen lassen, und — was mir sehr wehe gethan, mehr als anderes Mißgeschick, was mich schmerzte in tiefster Seele — schnöder, schmählicher Undank wurde mir zu Theil, und von Menschen, die mir in vielfacher Hinsicht hoch verpflichtet waren. Ich hatte das eigene Schicksal, daß gewisse Leute, die mich genau kannten, mit denen ich voller Schonung und Nachsicht verfuhr, im Vertrauen auf meine Gutmüthigkeit, oder auf mein Zartgefühl, in unbegreiflich frecher Weise gegen mich sündigten.

Meine Erzählungen, zu denen reichhaltigster Stoff vorlag, sollen harmlos sein, Niemand verletzen, wie ich denn im Leben absichtlich Niemand verletzte. Stets blieb ich dem Wahlspruch getreu: *sine ira et studio.* Nicht rücksichtslos überlieferte ich Undankbare der Nachwelt; nur „angedeutet“ wurden sie von mir. Wo ich mir Angriffe erlaubte, hatte ich Ueberzeugungen zu vertreten; stets suchte ich die Berechtigung meines Urtheils

zu erweisen, nie kämpfte ich mit armseligen, bösartigen Waffen. Den Verpflichtungen gegen Zeitgenossen, wie gegen das Andenken dahin Geschiedener, schmeichle ich mir Genüge geleistet zu haben.

Weit hinter mir liegt die größere Zeithälfte, in der ich so Vieles erlebt. Von unschätzbarem Werth für mich war, daß ich alle Geschäfts-Papiere — Actenstücke jeder Art und Briefe — wohlgeordnet aufbewahrte; nicht ein Blatt vermisse ich; es ist sonach die Aechtheit meiner Angaben in keinen Zweifel zu stellen. Aber welch' eigene Gefühle beim Durchblättern dieser alten Papiere! — Ebenso unterließ ich nie, Tages-Schriften, die bald zu den vergessenen gehören konnten, in Sicherheit zu bringen. Auf Reisen geführte Tagebücher kamen mir zu statten und um so mehr, da ich meist nicht unterließ, die Gedanken, die Empfindungen anzumerken, welche ich an jedem Orte gehabt. Wenn auch nur flüchtige Skizzen, Erinnerungs- und Denkblätter, diente das Angemerkte mein Gedächtniß zu beleben. Leicht verwischen sich diese und jene Begegnisse; wo man am wenigsten Dinte und Feder sparen sollte, das ist beim Aufzeichnen einzelner Umstände merkwürdiger Begebenheiten, sagt Göthe. Deßhalb wurden Schriften-Taschen ausgebeutet, welche mich auf größern und kleinern Wanderungen begleitet, auch fliegendes Material nicht unbenutzt gelassen, wie ich es hier und da zusammengestellt.

Seit länger als vier Jahrzehnden unterhielt ich einen ausgebreiteten Briefwechsel nach allen deutschen Gegenden und in viele fremde Lande. Nicht eine Zuschrift von Bedeutung wurde vernichtet; ich bewahrte sie alle, Reliquien gleich, mit derjenigen Sorgfalt, die sie verdienten. Briefe von noch Lebenden theile ich nicht mit, einige unverfängliche und des nicht gerne entbehrten

Inhaltes wegen abgerechnet, solche die zum Verständniß nöthig waren.

Wegen Ergänzungen und Berichtigungen, besonders um den Gang der Vorfälle der Zeitfolge nach zu regeln, sah ich Tageblätter früherer Jahre durch; so wurde ich bald diesem Gegenstande zugeführt, bald jenem. Forschungen der Art waren für die zuletzt abgelaufenen Decennien, welche in vielen Staaten so manche Form zerbrachen, um so mehr unerläßlich, als ich mich in unserer eisernen Zeit daran gewöhnt, die Tages-Politik nur insofern zu beschauen, als man ihren, der Nachwelt vielleicht fabelhaft klingenden, Begebenheiten nicht fremd bleiben durfte. Was ich außerdem „Memoiren", „Lebensbildern", „Rückblicken", „Aufzeichnungen", „Erinnerungen" u. s. w. Anderer schulde, sei dankbar erkannt *.

Endlich schöpfte ich aus treuem Gedächtnisse, das mir auch die kleinsten Verhältnisse wieder zuführte. Wie ich bei tausend

---

* Von benutzten Quellen nenne ich: Luden, Rückblicke in mein Leben (1847). Aufzeichnungen des Grafen von Bismark (1847). Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland, vom Herzog Eugen von Württemberg (1846). *Viscount* Castlereagh, *Correspondence, despatches and other papers* (1851). *Matériaux pour servir à l'histoire des années* 1805, 1806 *et* 1807 (*par* Lombard) (1848). Schneidawind, der Feldzug des Herzogs von Braunschweig und seines schwarzen Corps im Jahre 1809 (1851). Fr. von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806 bis 1813 (1851). Von Hofmann, zur Geschichte des Feldzuges von 1815 (1849). Louise Königin von Preußen (von Berg) (1849). Groß, Erinnerungen aus den Kriegsjahren (1850). Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften (1837). J. Voigt, Geschichte des sogenannten Tugend-Bundes (1850). Werner Hahn, Friedrich Wilhelm der Dritte und Louise (1850). Wurstemberger, B. E. von Rodt, Lebensbild eines Alt-Berners (1851). Erinnerungen aus Paris 1817 bis 1848. Von * * * (1851). Fr. Baron de la Motte Fouqué, militärische Biographie von Rüchels (1828). Fr. C. F. Freiherr von Müffling, aus meinem Leben (1851). Memoiren des k. preußischen Generals der Infanterie Freiherrn von Wolzogen (1851). Achtundvierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionellen Officiers (1851) u. s. w.

Anlässen erprobte, sind bei mir die meisten Erinnerungen keineswegs erloschen, nicht einmal verdunkelt haben sie sich.

In meinem langen Leben genoß ich der Ehre und des Glückes, nicht selten wie durch wundersame Schicksals-Fügung, mit vielen merkwürdigen und hervorragenden Persönlichkeiten zusammenzutreffen, mit Männern, welche die Geschichte mit ihren Handlungen, mit ihren Worten der Nachwelt überliefert. Ich erfreute mich der besonderen Gunst gekrönter Häupter und Fürsten. Manche gehören recht eigentlich in die Kette meiner Begebenheiten, da es ihnen gefiel, mir ihre entschiedene Theilnahme zuzuwenden. Ich stand und stehe noch in Beziehung und Berührung, in vielartigstem Verkehr, in vertraulichen Verhältnissen — man wird mich nicht mißverstehen — mit Ministern, Diplomaten und andern angesehenen, Einfluß-reichen Staats-Leuten, mit, als Helden in Schlachten, gefürchteten Kriegern, mit Ruhm-bekränzten Dichtern und Künstlern, mit Naturforschern meines Faches, die den Ausgezeichnetsten des Jahrhunderts beigezählt werden, welche auf ihr Zeitalter vom größten Einflusse waren und sind.

Uebrigens beugte ich mich keineswegs vor jeder vornehmen Bekanntschaft, fühlte mich nicht durch jede erhoben; Mächtige und Große, denen ich keine Anhänglichkeit bezeigen konnte, denen ich meine Achtung verweigern mußte, mied ich. Nie verstand ich zu heucheln.

Bei den hin und wieder eingeflochtenen Unterredungen, erscheinen vielleicht die Farben mitunter zu stark. Höchst verdrießlich wäre es mir, wollte man das Mitgetheilte den Erfindungen beizählen. Einer sonderbaren Kühnheit, wie diese, bin ich unfähig. Ich bitte meine Leser um Vertrauen. Das Wissenswürdigste, der Haupt-Inhalt mir interessanter Unterhaltungen wurde mit

Hülfe eines ungemein treuen Gedächtnisses, in nächster Stunde der Einsamkeit und Muße zu Papier gebracht, als ob ich geahnt, daß genaue Erinnerung des Gesprochenen in der Folge für mich von Werth sein dürfte, für Andere nicht ohne Interesse. Ohne ein Wort zu ändern, gebe ich das, in Noten meines Gedenkbuches Enthaltene, getreulich wieder. Die Gesprächs-Form behielt ich mit gutem Grunde bei. Nichts wurde geschmälert, nichts übertrieben oder gar ausgeschmückt.

Indem die Vergangenheit an mir vorüberzieht, habe ich von Jahren zu reden, wie ich solche durchlebte, wo des Unglaublichen und Wunderbaren so viel geschah, wo Welt-erschütternde Ereignisse sich drängten. Unter ungeheurem Wechsel der Dinge sah ich Glück und Unglück, Gründungen und Zerstörungen, Großes und Gräßliches, Edles und Gemeines. Wärmsten Antheil nahm ich an Allem, das geschah; nichts ließ mich gleichgültig. Unverzeihliche Anmaßung aber wäre es, stände ich im Wahn, wichtige Beiträge liefern zu wollen für die Zeit-Geschichte, Aufklärungen über diese und jene, noch nicht ganz in's Licht gestellte Ereignisse, die zum Theil allerdings von tausend andern Welt-Begebenheiten längst in den Hintergrund gedrängt worden. So vermessen bin ich nicht. Weit entfernt von Ansprüchen der Art, schmeichle ich mir nur, daß manche Mittheilungen — Palingenesieen aus den Erlebnissen meiner Tage — selbstständiges Interesse behaupten dürften, daß sie — ich sage das keineswegs aus Ruhmrednerei — der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten. Es sind Lebens-Umstände, nicht unwichtige Einzelzüge bedeutender Persönlichkeiten, theils Helden des blutigen Drama's, auf die ich hinweise, Thatsachen Wenigen bekannt, so viel mir bewußt nirgends gedruckt.

Brachte ich Manches, vielleicht scheinbar Fremdartige zur

Sprache, so genüge das Geständniß, daß es stets unendlichen Reiz für mich hatte, auf Reisen, in größeren Städten, wie in kleineren Orten weilend, die literarische und gesellige Welt zu beobachten, Theater zu besuchen, mich des Genusses dramatischer Kunst zu erfreuen; Volks-Gebräuche und Gewohnheiten faßte ich auf, offen, schlicht und naturgetreu; beachtete Sprach-Eigenthümlichkeiten und stellte Vergleichungen an; auf diese Gründe hin dürften kleine Ausführlichkeiten keine Mißbilligung finden. Ernste Leser werden nicht zürnen, wenn ich, in sorgenvollen Tagen, hin und wieder auch an leichten und kleinen Stoffen gute Laune zeigte, mich an fröhlicher Darstellung versuchte.

Meinen wiederholten Reisen in der Oesterreichischen Monarchie, namentlich in Böhmen, Salzburg und Tirol, meinen Ausflügen nach Berlin und Paris und in die Auvergne, den Wanderungen in den Alpen der Schweiz und Savoyens, im Thüringer Walde, in der Röhn, im Harz-Gebirge und in der Schwäbischen Alb, in der Eifel, im Westerwalde und den Rheinufern entlang u. s. w. — allen diesen Reisen lagen stets wissenschaftliche Zwecke zum Grunde; daß hin und wieder Wahrnehmungen aus dem Bereiche der Geologie ihre Stelle fanden, wird nicht getadelt werden.

Ueberging ich nicht, was zu meinem Lobe, zu meiner Empfehlung, gesagt, geschrieben, gedruckt worden, Artigkeiten, die ich hörte; ließ ich Schmeicheleien aus Briefen nicht weg, so werden Billigdenkende mir wohl zutrauen, daß dies keineswegs aus ruhmredigem Stolz geschah, daß ich nicht, befangen in widerwärtiger Anmaßung, Alles für baare Münze nahm. Sehr wünsche ich, in solcher Hinsicht der Strenge meiner Leser vorgreifen zu dürfen. Es ist nicht Selbstruhm, nicht Eitelkeit, nicht Sucht zu glänzen in der Welt Augen — obwohl ich von jeher nichts weniger leiden mochte, als falsche, der Ziererei verwandte

Bescheidenheit. Ich trug die Schuld nicht, daß mir zu Zeiten ein Feld angewiesen ward auf des Lebens Schachbrett, welches überall dem Rauchfasse zu verfallen pflegt. Nie strebte ich, meine Persönlichkeit in den Vordergrund zu drängen; selbst wo es mitunter diesen Schein haben sollte, ist's nur einfache Folge der Ereignisse. Gewisser Umstände wegen lege ich allerdings Gewicht auf manche jener Aeußerungen; sie haben Werth für mich, sie durften nicht wegbleiben, da dieselben zur Erläuterung von Thatsachen dienen, als Beweise meiner Geradheit. Man sieht, daß ich nie gescheut, das Wahre zu sagen, daß ich keinen Augenblick zweifelhaft blieb und stets gethan, was Entschlossenheit heischte, mußte ich auch mitunter stürmisch ankämpfen. Kalt, überlegt, berechnend, in verdächtigem oder schlimmem Wortsinn, verdiente ich nie genannt zu werden; wohl aber hatte ich stets den alten Spruch vor Augen: „Halb nichts! alles ganz! — sei immer Regel des Thuns dir.« In den verschiedensten Lebens-Lagen hatte ich gelernt, mich zu verbinden, anzuschließen und unterzuordnen, meine Meinung bescheiden, aber fest und eifrig zu vertreten. — Uebrigens wurden, davon kann man sich überzeugen, gegentheilige Bemerkungen, Tadel, selbst heftiger, hinsichtlich meiner ausgesprochen, nicht unterdrückt. Ich schrieb ohne Schonung gegen mich.

Gern spricht das Alter von sich, darum möge man's zu gut halten, wenn ich hier, den langen Lebenslauf noch einmal durchschreitend, eine Art Selbstschau anhänge. Etwas Mißliches hat die Sache; aber das soll mir den Muth nicht nehmen und als Wahrheit kann ich das zu Sagende verbürgen.

Einfach und gleichförmig war und blieb meine Lebensweise. Mit der Sonne stehe ich auf im Sommer, zur Winterzeit bin ich um fünf Uhr am Arbeitstische; dagegen wird ein wohlthätiger

kurzer Schlummer nach Tisch nicht verschmäht. Jedes Jahr bezeichnet eine bestimmte Stufe von Gewordenem und von Werdendem; Ueberfluß an Zeit hatte ich nie, kein Tag wurde mir zu lang. Stets wußte ich mich frei zu halten von Grillen und Vorurtheilen, von trotziger Empfindlichkeit; der Vorliebe für Altes, für Verschollenes hing ich nie nach. Nur in einer Hinsicht kann man mich der Pedanterie zeihen: ich meine die pflichtmäßigen Spaziergänge Tag für Tag zu gesetzten Stunden. Bewegung erhält, wie den Körper, so die Seele frisch und gesund. Auf Bergen suche ich Luft und Stille, Sonnenschein und Grün; hier schweifen die Blicke heiter und frei über Felder, Höhen und Wald. Ohne die Mühseligkeiten herannahenden Alters zu empfinden, erreichte ich hohe Jahre. In allen Geistes-Thätigkeiten fühle ich mich lebendig und rege. Eine unschätzbare Wohlthat ist, daß meine Augen von Kindheit an ausdauernde Kraft erlangten. Dank sei es dem Himmel, nie war ich der Gläser benöthigt.

Harmloser Frohsinn — die beste Arzenei gegen Munterkeits-Abzehrung — Ernst, männliche Festigkeit und kindliche Treuherzigkeit sind stets wiederkehrende Grundtöne in der Fuge meines Lebens. Je älter, desto anspruchloser muß man werden; allein es wäre zu weit getriebene Bescheidenheit, wollte ich nicht sagen, wie ich immer darauf hielt, daß Alle um mich her ebenso gut daran seien, als ich; für mich blieb das immer ein süßes Gefühl. Vom Unerträglichsten im Umgang, was sämmtliche gute Einflüsse desselben leicht aufzuheben vermag, suchte ich mich stets frei zu halten: das heißt ich gebrauchte nie das sogenannte allgemeine Recht, die Menschen aus eigenem Gesichtspuncte anzusehen, nach eigenen Begriffen zu beurtheilen.

Zwar gehöre ich nicht zu den — Sonderlingen, die hypochon-

drische Grillen haben, von Fieberschauer befallen werden, wenn sie — einen „Leibrock“ anlegen sollen. Demungeachtet taugen, ehrlich gestanden, übergroße Gesellschaften, jene zumal auf denen dumpfe Schwüle ruht, nicht für mich, ich nicht für sie, so oft ich mir auch einprägte: Höflichkeit wäre eine thätige Geduld. Zu meiner Schande sei's gestanden, ich weiß nichts von Boston, Whist und l'Hombre; Folge gänzlich vernachlässigter Erziehung. Klavierspielen, Singen — nun ja, aber — nicht ausschließlich, nicht zu lange. Ich lobe mir Lese-Abende, wo Dramen mit vertheilten Rollen vorgetragen werden, versteht sich, daß es den Theilnehmenden nicht an Talent gebrechen darf. Oft gewähren solche Unterhaltungen mehr Genuß, als Schauspiele dargestellt durch mittelmäßige Persönlichkeiten, deren ungeschicktes Benehmen nur höchst störend ist.

Zur Veröffentlichung waren diese Blätter nicht bestimmt, als Handschrift sollten sie den mir am Theuersten, den Meinigen, ein Vermächtniß sein. Durch nachsichtvolle Urtheile werther Freunde, geistreicher Amtsgenossen, deren Unbefangenheit ich vertraue, sah ich mich einem andern Entschlusse zugeführt. Man weckte die Hoffnung und hielt sie rege: der Lesewelt dürften meine Mittheilungen nicht unwillkommen sein; ich würde darein eine Ehre setzen und ein Verdienst. — Möchte mir gelungen sein, was ich wünschte und wollte.

Geschrieben an meinem vierundsiebenzigsten Geburtstage.

Leonhard.

Inhalts-Uebersicht.

Frühzeit. 1.

Studienjahre. 74.

Jahr 1803.

Jahr 1805.

Frühzeit.

„Des Lebens Rausch, der Jugend Wahn
Lacht dich nur einmal freundlich an.“

Vom Orte meiner Wiege, von Rumpenheim, blieben mir, aus den frühesten Kindheits-Tagen, keine Eindrücke. Alles, dessen ich mich entsinne aus den Nebel-Puncten der Knaben-Jahre — und ich darf diese Erinnerungen nur als bleiche oder dunkle bezeichnen — fällt in die Zeit, wo meine Eltern bereits Hanau zum Wohnsitze erwählt. In der Vorstadt lebten wir, in einem jener Häuser, welche, während der Schlacht, 1813, niederbrannten. Bald, so ließ ich mir erzählen, wurde diese Wohnung mit einer andern am Paraden-Platze vertauscht.

Mein Vater, ein sehr gewandter Geschäftsmann, verwaltete in gedeihlichem Wirken die Besitzungen des Prinzen Karl von Hessen. Als dieser, 1780, Schloß Rumpenheim — auf der linken Mainseite zwischen Frankfurt und Hanau — mit den Zugehörungen seinem Bruder Friedrich überließ, zogen wir nach Hanau.

Meine Mutter stammte aus einem der angesehensten, ehrenwerthesten Patricier-Geschlechter Hamburgs; sie war eine Godeffroy, welcher Name in der kaufmännischen Welt, auch außer Europa, den besten Klang hat.

Wer vermag die Seeligkeit der Jugend zu fassen, ihre glückliche Unbefangenheit zu erklären!

Man besorge nicht, daß ich bei verschwundenen goldenen Tagen zu verweilen gedenke, bei Jahren, die lange hinter uns liegen, wo

die beseeligende Sonne der Freundschaft über des Lebens Mittag mir heraufstieg. Erinnerungen aus sorgloser Kinderzeit, Einzelnheiten und Kleinigkeiten, Alltags-Auftritte, die nur für mich Werth haben, bleiben unberührt. Knabenhafte gaukelnde Träume, begeisternde Erscheinungen, Mährchen voll farbiger Pracht, Luftbilder und Ahnungen, womit das Herz gespielt, Ideale und thörichte Gedanken verdienen keine Erwähnung. Wohl möge dagegen gestattet sein, gewisse Eindrücke anzudeuten, die mir aus jener Unschulds-Welt geblieben, von kühnen Planen zu reden, in denen ich mir gefallen, von Schwärmereien kindlichen Frohsinns, von hochfliegenden Phantasieen und von Täuschungen, welche die Einbildungskraft um gemeine Wirklichkeit zu weben weiß. Ich vergaß nicht Größtes, um nur Kleinstes zu behalten.

In schmuckloser Wohnung, genügsam, aber bequem und anständig, in stiller Traulichkeit lebten meine Eltern, einsam, nicht eben besonders angeregt, in Leidenschaft-freier Behaglichkeit, unbekümmert um das Treiben und Drängen der Welt. Es war ein herzliches Verlangen und Bedürfen des Einen nach dem Andern, ein Handeln im innigsten Einverständniß. Bei uns, wo rein bürgerliche Sitten herrschten und das Hauswesen ein Bild gefälliger Ordnung war, verging ein Tag wie der andere in heiteren, harmlosen Gesprächen mit wenigen, nicht sogenannten, sondern wahrhaft guten Freunden, im Verkehr mit einigen würdigen, wohldenkenden Familien. Lästige Besuche bedrohten, plagten uns nicht. Eigentliche ständige „Spiel-Cameraden" fehlten mir, nur gelegentlich, auf abgerissene Stunden, fanden sich solche Genossen ein.

Des Vaters Geschäfte waren oft sehr verwickelt, Abends pflegte er jedoch regelmäßig aus seinem Arbeits-Zimmer herunter zu kommen zur Mutter und zu mir. Sodann erzählte er bald von den in Friedberg verbrachten Schul-Jahren, bald von den Universitäts-Zeiten in Gießen und Jena, vom Studenten-Leben, von Streitigkeiten zwischen flotten Burschen und Philistern, oder von seinen Abenteuern auf Jagden, denn er galt als vortrefflicher Schütz und sprach immer

mit dem jedem Weidmann eigenen Feuer. Als leidenschaftlichem Freunde der Pfeife, kamen ihm besonders gute Gedanken, wenn er den sich kräuselnden, aufsteigenden und verschwindenden Rauch vor sich hinblies.

Besonders gern unterhielt uns der Vater über den siebenjährigen Krieg; er war in dessen Geschichte sehr bewandert. Mit schwärmerischer Verehrung gedachte er der Thaten Friedrichs und seines reichen Heldenlebens. Den König mit den großen blauen Augen und dem schiefen dreieckigen Hute, vergötterte er nicht nur als Feldherrn, sondern pries ihn auch als wahren Landesvater und weisen Gesetzgeber. Man habe den „alten Fritz“ für kalt und herzlos verschrien und dennoch zeigte er oft Züge großer Gutmüthigkeit. Ließ er nicht seinen braven Ziethen, als dieser bei Tafel eingenickt war, ruhig fortschlafen? — Unbedingtes Vertrauen in Preußens Klugheit verblieb dem Vater von jener Zeit her. „Unglaubliche Dinge“ hatte er erlebt, seiner Meinung nach, auch manche der „unsterblichen Heerführer“ gesehen.

Kein Char-Freitag, an dem nicht des „hitzigen“ Treffens bei Bergen gedacht wurde. Hannoveraner und ihre Verbündeten schlugen sich, 1759, an einem stillen Freitage gegen die von Broglio geführten Franzosen. Als Knabe hatte der Vater, von der Spitze eines Baumes, der Schlacht zugesehen. Er war Augenzeuge, wie einer armen Sünderin durch eine Kanonenkugel der Kopf abgeschlagen wurde. Im Berger Wartthurm saß die Kindesmörderin gefangen und schaute hinter dem mit Eisen vergitterten Fenster hervor; wenige Tage später und sie wäre den Tod durch Henkershand gestorben.

An dieses Geschichtchen reihte sich das von einem Kosacken, der in Friedberg vor eine Apotheke gesprengt kam und sehr stürmisch Branntwein verlangte. Sein Begehren wußte er mit einigen gebrochenen deutschen Worten verständlich zu machen. In der Eile vergriff sich der bestürzte Gehülfe und reichte ein Gläschen irgend einer sehr starken Essenz. Ob es Scheidewasser gewesen, wie die ehrlichen Friedberger allgemein geglaubt, möge dahin gestellt bleiben. Nach Verlauf einer Stunde erschien der nämliche Kosack wieder, begleitet von sechs seiner Waffenbrüder. Die ganze Stadt gerieth in Bewe-

gung; und, welch ein Schrecken für den Provisor! Er — früher vertieft im Destilliren und im Läutern von Essenzen, hatte eben erst den Irrthum entdeckt; schon hörte der Aermste sein letztes Stündlein schlagen. Konnte man ihn nicht als Giftmischer, als Mörder behandeln! Lustig und guter Dinge aber heischten die Kriegsleute mehr von dem „kräftigen Tränkchen“, um ihr Herz zu erwärmen.

Anregungen eigener Art brachte in unser Haus die „Lebens-Beschreibung des Freiherrn von der Trenck“. Das Buch bot Lectüre dar und Unterhaltung für viele Abende.

Der Vater war zwar noch Knabe, als der „tapfere Degen“, der „seltene, sonderbare Mann“ zu Brünn auf dem Spielberg sein mühevolles sturmbewegtes Leben im Kerker endete; aber er hatte viel gehört von dem kühnen Panduren-Führer. Ihm galt er keineswegs für den seiner Zeit so gefürchteten, grausamen Menschenfeind, für den Wütherich, für das „moralische Ungeheuer“, wie der unglückliche Häuptling von Vielen genannt wurde. Ohne geneigt zu sein, Trenck's entschiedene Partei zu nehmen, stellte mein Vater in Zweifel, ob alle Beschuldigungen des, bis zur Uebertreibung getadelten, tolldreisten Abenteurers den Wahrheits-Stempel trügen, ob derselbe alle Gräuelthaten begangen, deren man ihn anklagte.

Trenck, beim Ausbruch des Erbfolge-Krieges, 1740, mit Bewilligung der Landes-Behörden ein Freicorps errichtend, fand für dieses „Panduren-Regiment“ nur heimathlose Landläufer, entsprungene Gefangene zu gewinnen, Räuber aus dem Wallachischen Gebirge, Menschen, denen Geld mehr galt, als Leben, die überdieß geringen, oft keinen Sold empfingen und gleichsam angewiesen waren auf's Stehlen und Plündern. Wie konnte der Führer solch wilder Rotte seinen Leuten immer Maß und Ziel setzen? Durfte man alle Vorwürfe auf Trenck wälzen? Trug er jede Schuld der Vergehungen und Sünden, der entsetzlichen Gewaltthaten und Diebereien des rohen Haufens, wovon die Sage erzählte?

Dem sei wie ihm wolle, Trenck mußte das Schwert ablegen welches gar Manchem drohend schwer ins Auge geblitzt, ein peinlicher Proceß wurde ihm gemacht und er zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt.

Beinahe vier Jahrzehnde liefen ab nach dem Tode des Panduren-Häuptlings, da gab Dubik — ein achtbarer Gelehrter zu Brünn — Nachrichten über die Gesinnungen, mit denen Trenck geendet. Ehe ihm das Wort in der Brust versiegte, bestellte er, der so hart gebüßt, reuig seine Tage. Das Bekenntniß begangener Fehltritte, Bitten und Wünsche welche ausgesprochen, Art und Weise in der von ihm über sein ansehnliches Besitzthum verfügt worden — Alles thut dar, daß das Gemüth des Mannes sich wahr gezeigt in den furchtbaren Augenblicken, wo er, den letzten Pulsschlägen entgegen horchend, weder Vortheile zu hoffen, noch Nachtheile zu fürchten hatte. Vom Geld sagte Trenck selbst, es sei erworben mit blutiger Arbeit, unter steter Lebensgefahr.

Aus Erzählungen meines Vaters erinnere ich mich, wie er oft in Friedberg Gelegenheit gehabt, sich zu ergötzen am endlosen Equipagen- und Bagagen-Trödel, damals von Französischen Armeen unzertrennlich. Neben vielartigsten Habseligkeiten, neben dringenden Bedürfnissen und unbedeutenden Brauchbarkeiten des Lebens, mannigfaltigster galanter Troß in Koffern und Kisten, in Kasten und Ballen, in Mantelsäcken, in Hand- und Tragkörben. Frauen und Liebchen mit Toiletten, mit ihrem Putzkram und Flittertand, mit Riechfläschchen und Pomade-Büchsen in Papp-Schachteln und Paketen fehlten nicht. Besonderes Stichblatt war ein üppiger Kriegs-Commissär, für den mehrere Wagen kaum hinreichten.

Wahrhaft begeisternd lauteten die Berichte über eine der sonderbarsten Schlachten, die je geschlagen worden, über das „kurzweilige" Treffen bei Roßbach. Befangen von kriegerischem Eigendünkel, erlitten die, in unbegreiflichster Weise sorglosen Franzosen eine schmachvolle Niederlage; lange Zeit hielt sie sich sprichwörtlich im Andenken. Vor dem Helden des Tages, vor Seydlitz und seinen tapfern Reitern, flohen, mit ihrem Heerführer Soubise, die aus einander gesprengten Schaaren, in wilder Unordnung, in Auflösung bis in unsere Gegend, so hatte panischer Schrecken sie ergriffen. — „Unser Husar war auch dabei!" äußerte höchst kleinlaut einer der damals noch selbstständigen Wetterauer Grafen. Ohne Sattel und Zeug kehrte der eine Mann heim, welcher als schuldiger Beitrag

zum Reichsheer gestellt worden. — — Eine schlichte Sandstein-Säule wurde auf dem Roßbacher Schlachtfelde errichtet. Welcher Schmerz wäre es gewesen für den guten Vater, hätte er ahnen können, daß, fünf Jahrzehnde später, Napoleon das Preußische Sieges-Denkmal — seiner Bedeutung wegen dem Franzosen-Volk ein Gräuel — als unschätzbaren Besitz nach Paris abführen ließ. Jetzt steht die Säule wieder am ursprünglichen Orte.

So oft der Schlacht bei Kollin erwähnt wurde, unterließ der Vater nicht zu erzählen, daß der königliche Held, als in seiner Gegenwart des Namens jenes Dorfes zufällig Erwähnung geschehen, mit großer Lebhaftigkeit wiederholt habe: „Kollin! — Gewann ich die Schlacht bei Kollin?“ Er hieb in die Luft, schlug Schnippchen mit den Fingern und drehte sich halb auf dem Absatz herum, indem er leise pfiff. Sodann rief er: „Später unterzeichnete ich den Frieden auf den Wällen von Wien!“

War mein Vater ein begeisterter Verehrer des Helden-Königs, des „alten Fritz“, schwärmend für dessen Kriegesthaten, so huldigte er auch dem erhabenen Charakter der großen Maria Theresia; ihr ruhmvoller Regierungs-Zeitraum galt in unserem Hause als Wendepunct der Geschichte Oesterreichs! Oft ließ ich mir erzählen, wie die hohe Frau Kämpfe zu bestehen gehabt, manche schmerzliche Opfer bringen mußte, aber, kraftvoll durchgreifend, ihren Thron gegen Feindes-Uebermacht vertheidigte. „Während sie der Monarchie, durch ein wohl gerüstetes stehendes Heer das äußere Ansehen im Staaten-Verbande Europa's erwarb“ — so ungefähr waren des Vaters Worte — „brachte Maria Theresia im Landes-Innern einen erhebenden Umschwung hervor, was geistige Entwickelung betrifft und Gesittung. Dem Volke erwies sie Wohlthaten, durch welche die Kaiserin im Gedächtnisse der Oesterreicher fortleben wird, wie im Buche der Geschichte.“

Der große Friedrich wurde begeisternder Gegenstand meiner Träume im Schlafe und im Wachen. Die Namen Laudon, Kaunitz, Daun, Sonnenfels lehrte mich der Vater kennen; ehrenwerthe Männer, die der Kaiserin zur Seite standen, für Alle faßte ich die ungemessenste Hochachtung.

Den Kaiser Joseph II. nannte sein Volk mit Stolz und Liebe, es betete ihn an; edel, menschenfreundlich, scharfsichtig, wie der Fürst gewesen, hatte er sich Aller Herzen gewonnen. Er bewunderte den Gegner des Habsburger Hauses, und was ihm mein Vater hoch anrechnete, war sein Besuch bei Friedrich dem Großen im Lager unfern Neiße. Bei dieser Gelegenheit sagte Joseph die denkwürdigen Worte: „O Sire, wenn Sie anfangen, mit mir zu manövriren, so ziehe ich den Kürzern und muß gehen, wohin Sie mich haben wollen.“ Es handelte sich nämlich um den Vortritt beim Hinaufschreiten einer Treppe. Während verbindliche Redensarten gewechselt wurden, drehten sich plötzlich beide Monarchen zugleich — und der Kaiser gab seinem Wirth nach.

Um des Räthselhaften, Wunderbaren und Uebernatürlichen willen, wegen eines gewissen Zusammenhanges mit dem Glauben an Kobolde und Gespenster, waren mir Mittheilungen über den Grafen Saint-Germain besonders anziehend. Der berüchtigte, geheimnißvolle Mann, welcher die Welt mit Zweifeln erfüllt und mit Vermuthungen, führte übrigens gelegentlich auch andere Namen.

Jeder Posttag brachte Briefe von vertrauten Correspondenten aus Schleswig, wo Prinz Karl sein Hoflager hatte. Blinden Glauben schenkte der gute, vortreffliche Fürst jenem Abenteuerer. Geneigt zur Schwärmerei, mit Vorliebe für Legenden und einem Hang zum Wunderbaren, mit unauslöschlicher Leidenschaft für Dinge, wie Saint-Germain sie trieb, konnte der Prinz leicht gefesselt werden. Die Theorie des Mystikers, so sprach sich mein Vater aus, sei dunkel, dessen Grundsätze ungewiß, zweifelhaft. Alchymie trieb der Schwarzkünstler, gab vor Edelsteine und Gold-Tincturen fertigen zu können, bereitete Mischungen, deren Zusammensetzung ihm allein bekannt war; möglich, daß in nächtlicher Stunde auch die Sterne befragt wurden, und der Stein der Weisen gesucht. Heilmittel und Elixire von magischer Wirkung lieferte Saint-Germain, namentlich einen Lebensthee, den ich auf Geheiß des Arztes schlucken mußte, der mich leider! oft mürbe gemacht.

Prinz Karl ließ sich ganz umgarnen. Der mit Schulden belastete „Graf“ wußte sich als ein Unentbehrlicher zu benehmen.

Wie aufmerksam hörte ich dem Vater zu, wenn er sprach; die anziehenden Erzählungen ließen den Stundenlauf unbemerkt in den traulichen Abenden. Tausend Fragen hatte er mir zu beantworten, besonders wenn — was nicht selten der Fall war — nach Saint-Germain ein berüchtigter Geister-Beschwörer damaliger Zeit zur Sprache kam. Philidor hatte den Bewohnern vieler Städte längere Zeit Unterhaltungs-Stoff gegeben und allerlei unberufenes Gerede veranlaßt. Mit Erstaunen, mit gespannter Aufmerksamkeit vernahm ich stets von neuem die Geschichte.

Seines Handwerks ein Taschenspieler, war Philidor nebenbei ein habsüchtiger Gaukler. Er rühmte sich Wundergaben zu besitzen; Neugierige, Leichtglaubige, Schwärmer wurden gebrandschatzt, mißbraucht in unverzeihlichster, recht abscheulicher Weise. Die Wirkung ist zu denken, welche, in mit schwarzem Tuche ausgekleidetem Raum, Todten-Lampe, betäubende Räucherungen und endlich der Gespenster-Graus hervorbrachten.

Wie konnte man dem Wahn sich hingeben: ein Sterblicher vermöge über Geister zu gebieten, Verstorbene zu beschwören! — Aber selbst die, unter Schwingen des Zauberstabes ausgestoßenen, verworrenen Reden, die abenteuerlichen Beschwörungen, die unsinnigen Faseleien von drohenden schrecklichen Gefahren enttäuschten nicht; sie machten grauenvollen Eindruck; in Trug blieben Viele befangen.

Nachdem Philidor in Berlin längere Zeit sein Wesen getrieben, schöpfte die Polizei Argwohn, sie kam dem Gaukler auf die Spur und der Unfug ging zu Ende. Was nicht schwer war, der Betrüger wurde entlarvt, seine Geheimnisse offenbart: in Oel getränkte Bilder, hinter welche man Lichter stellte, eine Laterna magica, Faustschläge gegen ein ausgespanntes Trommelfell, Erschütterungen durch Elektricität. — — Ueber Hals und Kopf mußte der Schwarzkünstler die Stadt verlassen.

In eigener Weise interessirte mich auch ein Major von G....n. Er genoß nicht selten seine Abendpfeife bei uns, Tabacksrauch-Wolken von sich blasend, die in Wellen-förmigen Massen emporstiegen. Der Mann, ein sehr zuverlässiger Freund, hatte den Amerikanischen Krieg mitgefochten, sein Gedächtniß war angefüllt mit Einzelnheiten

von Thatsachen aus diesen und jenen Gefechten, und er erzählte gut. Noch glaube ich ihn vor mir zu sehen, den treuherzigen hessischen Degen. Neben manchen ächt ritterlichen Eigenschaften waren ihm auch Schwächen vieler Krieger damaliger Zeit eigen; besonders viel hielt G....n auf Aeußerlichkeiten.

Die Godeffroys gehörten zu Jenen, welche einst des Glaubens wegen, um der Religions-Verfolgung willen, ihr Heimathland verließen, besseres Glück in fernen Gegenden suchend. Ein Stamm, dessen Sitten, dessen Bildung die parteilose Geschichte das Lob lassen wird, daß derselbe — ich rede von jenen frühen Zeiten — stets denen zum erbaulichsten Vorbild diente, worunter er als ein Fremder lebte. Vorzüge, in welchen sich die Glaubens-Flüchtlinge lange erhielten, während zerstörende Einwirkungen jeder Art bei so vielen Völkerschaften die Grundfesten der Religion erschütterten.

Meine unbeschreiblich gute, meine unvergeßliche Mutter, bescheiden, verständig, geistvoll, jedes unwahre Wort verabscheuend, hochgeachtet von Allen, die sie kannten, war sehr gottesfürchtig und fromm, mild und freundlich gegen Jedermann, dienstfertig und hilfreich, jede Freude so bereitwillig gebend und gönnend. Durch sie, die wie ein Schutzengel meine Jugend verklärte, wurde unser Haus eine Zufluchts-Stätte Bedrängter und Unglücklicher; Dürftigen gab sie Arbeit, versorgte Kranke; Alle nahm sie mit Güte auf, hörte, befragte, entließ keinen ohne Hülfe, ohne Beisteuer, wo sie nur immer konnte, ohne belebende Worte des Trostes und der Hoffnung. Ihrem Herzen war es Bedürfniß, Andern Freude zu machen, wohlthätig zu sein.

Des Französischen auf's Vollkommenste mächtig, übte mich die Mutter sehr emsig im Reden, Lesen und Schreiben. Die Sache wurde mir leicht und einen bessern Grund konnte ich nicht legen. Der Verfolg ergibt, welch' entschiedenen Nutzen die Mühen der guten Mutter mir gebracht, wie dankbar ich sie zu erkennen hatte.

Täglich fanden Spazier-Fahrten statt in unserm etwas altfränkischen Glaswagen. Immer wählten wir, die Mutter und ich, den nämlichen Weg; jedesmal wurde eine bestimmte Strecke zu Fuß zu-

die beseeligende Sonne der Freundschaft über des Lebens Mittag mir heraufstieg. Erinnerungen aus sorgloser Kinderzeit, Einzelnheiten und Kleinigkeiten, Alltags-Auftritte, die nur für mich Werth haben, bleiben unberührt. Knabenhafte gaukelnde Träume, begeisternde Erscheinungen, Mährchen voll farbiger Pracht, Luftbilder und Ahnungen, womit das Herz gespielt, Ideale und thörichte Gedanken verdienen keine Erwähnung. Wohl möge dagegen gestattet sein, gewisse Eindrücke anzudeuten, die mir aus jener Unschulds-Welt geblieben, von kühnen Planen zu reden, in denen ich mir gefallen, von Schwärmereien kindlichen Frohsinns, von hochfliegenden Phantasieen und von Täuschungen, welche die Einbildungskraft um gemeine Wirklichkeit zu weben weiß. Ich vergaß nicht Größtes, um nur Kleinstes zu behalten.

In schmuckloser Wohnung, genügsam, aber bequem und anständig, in stiller Traulichkeit lebten meine Eltern, einsam, nicht eben besonders angeregt, in Leidenschaft-freier Behaglichkeit, unbekümmert um das Treiben und Drängen der Welt. Es war ein herzliches Verlangen und Bedürfen des Einen nach dem Andern, ein Handeln im innigsten Einverständniß. Bei uns, wo rein bürgerliche Sitten herrschten und das Hauswesen ein Bild gefälliger Ordnung war, verging ein Tag wie der andere in heiteren, harmlosen Gesprächen mit wenigen, nicht sogenannten, sondern wahrhaft guten Freunden, im Verkehr mit einigen würdigen, wohldenkenden Familien. Lästige Besuche bedrohten, plagten uns nicht. Eigentliche ständige „Spiel-Cameraden" fehlten mir, nur gelegentlich, auf abgerissene Stunden, fanden sich solche Genossen ein.

Des Vaters Geschäfte waren oft sehr verwickelt, Abends pflegte er jedoch regelmäßig aus seinem Arbeits-Zimmer herunter zu kommen zur Mutter und zu mir. Sodann erzählte er bald von den in Friedberg verbrachten Schul-Jahren, bald von den Universitäts-Zeiten in Gießen und Jena, vom Studenten-Leben, von Streitigkeiten zwischen flotten Burschen und Philistern, oder von seinen Abenteuern auf Jagden, denn er galt als vortrefflicher Schütz und sprach immer

mit dem jedem Weidmann eigenen Feuer. Als leidenschaftlichem Freunde der Pfeife, kamen ihm besonders gute Gedanken, wenn er den sich kräuselnden, aufsteigenden und verschwindenden Rauch vor sich hinblies.

Besonders gern unterhielt uns der Vater über den siebenjährigen Krieg; er war in dessen Geschichte sehr bewandert. Mit schwärmerischer Verehrung gedachte er der Thaten Friedrichs und seines reichen Heldenlebens. Den König mit den großen blauen Augen und dem schiefen dreieckigen Hute, vergötterte er nicht nur als Feldherrn, sondern pries ihn auch als wahren Landesvater und weisen Gesetzgeber. Man habe den „alten Fritz“ für kalt und herzlos verschrien und dennoch zeigte er oft Züge großer Gutmüthigkeit. Ließ er nicht seinen braven Ziethen, als dieser bei Tafel eingenickt war, ruhig fortschlafen? — Unbedingtes Vertrauen in Preußens Klugheit verblieb dem Vater von jener Zeit her. „Unglaubliche Dinge“ hatte er erlebt, seiner Meinung nach, auch manche der „unsterblichen Heerführer“ gesehen.

Kein Char-Freitag, an dem nicht des „hitzigen“ Treffens bei Bergen gedacht wurde. Hannoveraner und ihre Verbündeten schlugen sich, 1759, an einem stillen Freitage gegen die von Broglio geführten Franzosen. Als Knabe hatte der Vater, von der Spitze eines Baumes, der Schlacht zugesehen. Er war Augenzeuge, wie einer armen Sünderin durch eine Kanonenkugel der Kopf abgeschlagen wurde. Im Berger Wartthurm saß die Kindesmörderin gefangen und schaute hinter dem mit Eisen vergitterten Fenster hervor; wenige Tage später und sie wäre den Tod durch Henkershand gestorben.

An dieses Geschichtchen reihte sich das von einem Kosacken, der in Friedberg vor eine Apotheke gesprengt kam und sehr stürmisch Branntwein verlangte. Sein Begehren wußte er mit einigen gebrochenen deutschen Worten verständlich zu machen. In der Eile vergriff sich der bestürzte Gehülfe und reichte ein Gläschen irgend einer sehr starken Essenz. Ob es Scheidewasser gewesen, wie die ehrlichen Friedberger allgemein geglaubt, möge dahin gestellt bleiben. Nach Verlauf einer Stunde erschien der nämliche Kosack wieder, begleitet von sechs seiner Waffenbrüder. Die ganze Stadt gerieth in Bewe-

gung; und, welch ein Schrecken für den Provisor! Er — früher vertieft im Destilliren und im Läutern von Essenzen, hatte eben erst den Irrthum entdeckt; schon hörte der Aermste sein letztes Stündlein schlagen. Konnte man ihn nicht als Giftmischer, als Mörder behandeln! Lustig und guter Dinge aber heischten die Kriegsleute mehr von dem „kräftigen Tränkchen“, um ihr Herz zu erwärmen.

Anregungen eigener Art brachte in unser Haus die „Lebens-Beschreibung des Freiherrn von der Trenck“. Das Buch bot Lectüre dar und Unterhaltung für viele Abende.

Der Vater war zwar noch Knabe, als der „tapfere Degen“, der „seltene, sonderbare Mann“ zu Brünn auf dem Spielberg sein mühevolles sturmbewegtes Leben im Kerker endete; aber er hatte viel gehört von dem kühnen Panduren-Führer. Ihm galt er keineswegs für den seiner Zeit so gefürchteten, grausamen Menschenfeind, für den Wütherich, für das „moralische Ungeheuer“, wie der unglückliche Häuptling von Vielen genannt wurde. Ohne geneigt zu sein, Trenck's entschiedene Partei zu nehmen, stellte mein Vater in Zweifel, ob alle Beschuldigungen des, bis zur Uebertreibung getadelten, tolldreisten Abenteurers den Wahrheits-Stempel trügen, ob derselbe alle Gräuelthaten begangen, deren man ihn anklagte.

Trenck, beim Ausbruch des Erbfolge-Krieges, 1740, mit Bewilligung der Landes-Behörden ein Freicorps errichtend, fand für dieses „Panduren-Regiment“ nur heimathlose Landläufer, entsprungene Gefangene zu gewinnen, Räuber aus dem Wallachischen Gebirge, Menschen, denen Geld mehr galt, als Leben, die überdieß geringen, oft keinen Sold empfingen und gleichsam angewiesen waren auf's Stehlen und Plündern. Wie konnte der Führer solch wilder Rotte seinen Leuten immer Maß und Ziel setzen? Durfte man alle Vorwürfe auf Trenck wälzen? Trug er jede Schuld der Vergehungen und Sünden, der entsetzlichen Gewaltthaten und Diebereien des rohen Haufens, wovon die Sage erzählte?

Dem sei wie ihm wolle, Trenck mußte das Schwert ablegen welches gar Manchem drohend schwer ins Auge geblitzt, ein peinlicher Proceß wurde ihm gemacht und er zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt.

Beinahe vier Jahrzehnde liefen ab nach dem Tode des Panduren-Häuptlings, da gab Dudik — ein achtbarer Gelehrter zu Brünn — Nachrichten über die Gesinnungen, mit denen Trenck geendet. Ehe ihm das Wort in der Brust versiegte, bestellte er, der so hart gebüßt, reuig seine Tage. Das Bekenntniß begangener Fehltritte, Bitten und Wünsche welche ausgesprochen, Art und Weise in der von ihm über sein ansehnliches Besitzthum verfügt worden — Alles thut dar, daß das Gemüth des Mannes sich wahr gezeigt in den furchtbaren Augenblicken, wo er, den letzten Pulsschlägen entgegen horchend, weder Vortheile zu hoffen, noch Nachtheile zu fürchten hatte. Vom Geld sagte Trenck selbst, es sei erworben mit blutiger Arbeit, unter steter Lebensgefahr.

Aus Erzählungen meines Vaters erinnere ich mich, wie er oft in Friedberg Gelegenheit gehabt, sich zu ergötzen am endlosen Equipagen- und Bagagen-Trödel, damals von Französischen Armeen unzertrennlich. Neben vielartigsten Habseligkeiten, neben dringenden Bedürfnissen und unbedeutenden Brauchbarkeiten des Lebens, mannigfaltigster galanter Troß in Koffern und Kisten, in Kasten und Ballen, in Mantelsäcken, in Hand- und Tragkörben. Frauen und Liebchen mit Toiletten, mit ihrem Putzkram und Flittertand, mit Riechfläschchen und Pomade-Büchsen in Papp-Schachteln und Paketen fehlten nicht. Besonderes Stichblatt war ein üppiger Kriegs-Commissär, für den mehrere Wagen kaum hinreichten.

Wahrhaft begeisternd lauteten die Berichte über eine der sonderbarsten Schlachten, die je geschlagen worden, über das „kurzweilige" Treffen bei Roßbach. Befangen von kriegerischem Eigendünkel, erlitten die, in unbegreiflichster Weise sorglosen Franzosen eine schmachvolle Niederlage; lange Zeit hielt sie sich sprichwörtlich im Andenken. Vor dem Helden des Tages, vor Seydlitz und seinen tapfern Reitern, flohen, mit ihrem Heerführer Soubise, die auseinander gesprengten Schaaren, in wilder Unordnung, in Auflösung bis in unsere Gegend, so hatte panischer Schrecken sie ergriffen. — „Unser Husar war auch dabei!" äußerte höchst kleinlaut einer der damals noch selbstständigen Wetterauer Grafen. Ohne Sattel und Zeug kehrte der eine Mann heim, welcher als schuldiger Beitrag

zum Reichsheer gestellt worden. — — Eine schlichte Sandstein-Säule wurde auf dem Roßbacher Schlachtfelde errichtet. Welcher Schmerz wäre es gewesen für den guten Vater, hätte er ahnen können, daß, fünf Jahrzehnde später, Napoleon das Preußische Sieges-Denkmal — seiner Bedeutung wegen dem Franzosen-Volk ein Gräuel — als unschätzbaren Besitz nach Paris abführen ließ. Jetzt steht die Säule wieder am ursprünglichen Orte.

So oft der Schlacht bei Kollin erwähnt wurde, unterließ der Vater nicht zu erzählen, daß der königliche Held, als in seiner Gegenwart des Namens jenes Dorfes zufällig Erwähnung geschehen, mit großer Lebhaftigkeit wiederholt habe: „Kollin! — Gewann ich die Schlacht bei Kollin?“ Er hieb in die Luft, schlug Schnippchen mit den Fingern und drehte sich halb auf dem Absatz herum, indem er leise pfiff. Sodann rief er: „Später unterzeichnete ich den Frieden auf den Wällen von Wien!“

War mein Vater ein begeisterter Verehrer des Helden-Königs, des „alten Fritz“, schwärmend für dessen Kriegesthaten, so huldigte er auch dem erhabenen Charakter der großen Maria Theresia; ihr ruhmvoller Regierungs-Zeitraum galt in unserem Hause als Wendepunct der Geschichte Oesterreichs! Oft ließ ich mir erzählen, wie die hohe Frau Kämpfe zu bestehen gehabt, manche schmerzliche Opfer bringen mußte, aber, kraftvoll durchgreifend, ihren Thron gegen Feindes-Uebermacht vertheidigte. „Während sie der Monarchie, durch ein wohl gerüstetes stehendes Heer das äußere Ansehen im Staaten-Verbande Europa's erwarb“ — so ungefähr waren des Vaters Worte — „brachte Maria Theresia im Landes-Innern einen erhebenden Umschwung hervor, was geistige Entwickelung betrifft und Gesittung. Dem Volke erwies sie Wohlthaten, durch welche die Kaiserin im Gedächtnisse der Oesterreicher fortleben wird, wie im Buche der Geschichte.“

Der große Friedrich wurde begeisternder Gegenstand meiner Träume im Schlafe und im Wachen. Die Namen Laudon, Kaunitz, Daun, Sonnenfels lehrte mich der Vater kennen; ehrenwerthe Männer, die der Kaiserin zur Seite standen, für Alle faßte ich die ungemessenste Hochachtung.

Den Kaiser Joseph II. nannte sein Volk mit Stolz und Liebe, es betete ihn an; edel, menschenfreundlich, scharfsichtig, wie der Fürst gewesen, hatte er sich Aller Herzen gewonnen. Er bewunderte den Gegner des Habsburger Hauses, und was ihm mein Vater hoch anrechnete, war sein Besuch bei Friedrich dem Großen im Lager unfern Neiße. Bei dieser Gelegenheit sagte Joseph die denkwürdigen Worte: „O Sire, wenn Sie anfangen, mit mir zu manövriren, so ziehe ich den Kürzern und muß gehen, wohin Sie mich haben wollen." Es handelte sich nämlich um den Vortritt beim Hinaufschreiten einer Treppe. Während verbindliche Redensarten gewechselt wurden, drehten sich plötzlich beide Monarchen zugleich — und der Kaiser gab seinem Wirth nach.

Um des Räthselhaften, Wunderbaren und Uebernatürlichen willen, wegen eines gewissen Zusammenhanges mit dem Glauben an Kobolde und Gespenster, waren mir Mittheilungen über den Grafen Saint-Germain besonders anziehend. Der berüchtigte, geheimnißvolle Mann, welcher die Welt mit Zweifeln erfüllt und mit Vermuthungen, führte übrigens gelegentlich auch andere Namen.

Jeder Posttag brachte Briefe von vertrauten Correspondenten aus Schleswig, wo Prinz Karl sein Hoflager hatte. Blinden Glauben schenkte der gute, vortreffliche Fürst jenem Abenteuerer. Geneigt zur Schwärmerei, mit Vorliebe für Legenden und einem Hang zum Wunderbaren, mit unauslöschlicher Leidenschaft für Dinge, wie Saint-Germain sie trieb, konnte der Prinz leicht gefesselt werden. Die Theorie des Mystikers, so sprach sich mein Vater aus, sei dunkel, dessen Grundsätze ungewiß, zweifelhaft. Alchymie trieb der Schwarzkünstler, gab vor Edelsteine und Gold-Tincturen fertigen zu können, bereitete Mischungen, deren Zusammensetzung ihm allein bekannt war; möglich, daß in nächtlicher Stunde auch die Sterne befragt wurden, und der Stein der Weisen gesucht. Heilmittel und Elixire von magischer Wirkung lieferte Saint-Germain, namentlich einen Lebensthee, den ich auf Geheiß des Arztes schlucken mußte, der mich leider! oft mürbe gemacht.

Prinz Karl ließ sich ganz umgarnen. Der mit Schulden belastete „Graf" wußte sich als ein Unentbehrlicher zu benehmen.

Wie aufmerksam hörte ich dem Vater zu, wenn er sprach; die anziehenden Erzählungen ließen den Stundenlauf unbemerkt in den traulichen Abenden. Tausend Fragen hatte er mir zu beantworten, besonders wenn — was nicht selten der Fall war — nach Saint-Germain ein berüchtigter Geister-Beschwörer damaliger Zeit zur Sprache kam. Philidor hatte den Bewohnern vieler Städte längere Zeit Unterhaltungs-Stoff gegeben und allerlei unberufenes Gerede veranlaßt. Mit Erstaunen, mit gespannter Aufmerksamkeit vernahm ich stets von neuem die Geschichte.

Seines Handwerks ein Taschenspieler, war Philidor nebenbei ein habsüchtiger Gaukler. Er rühmte sich Wundergaben zu besitzen; Neugierige, Leichtglaubige, Schwärmer wurden gebrandschatzt, mißbraucht in unverzeihlichster, recht abscheulicher Weise. Die Wirkung ist zu denken, welche, in mit schwarzem Tuche ausgekleidetem Raum, Todten-Lampe, betäubende Räucherungen und endlich der Gespenster-Graus hervorbrachten.

Wie konnte man dem Wahn sich hingeben: ein Sterblicher vermöge über Geister zu gebieten, Verstorbene zu beschwören! — Aber selbst die, unter Schwingen des Zauberstabes ausgestoßenen, verworrenen Reden, die abenteuerlichen Beschwörungen, die unsinnigen Faseleien von drohenden schrecklichen Gefahren enttäuschten nicht; sie machten grauenvollen Eindruck; in Trug blieben Viele befangen.

Nachdem Philidor in Berlin längere Zeit sein Wesen getrieben, schöpfte die Polizei Argwohn, sie kam dem Gaukler auf die Spur und der Unfug ging zu Ende. Was nicht schwer war, der Betrüger wurde entlarvt, seine Geheimnisse offenbart: in Oel getränkte Bilder, hinter welche man Lichter stellte, eine Laterna magica, Faustschläge gegen ein ausgespanntes Trommelfell, Erschütterungen durch Elektricität. — — Ueber Hals und Kopf mußte der Schwarzkünstler die Stadt verlassen.

In eigener Weise interessirte mich auch ein Major von G....n. Er genoß nicht selten seine Abendpfeife bei uns, Tabacksrauch-Wolken von sich blasend, die in Wellen-förmigen Massen emporstiegen. Der Mann, ein sehr zuverlässiger Freund, hatte den Amerikanischen Krieg mitgefochten, sein Gedächtniß war angefüllt mit Einzelnheiten

von Thatsachen aus diesen und jenen Gefechten, und er erzählte gut. Noch glaube ich ihn vor mir zu sehen, den treuherzigen hessischen Degen. Neben manchen ächt ritterlichen Eigenschaften waren ihm auch Schwächen vieler Krieger damaliger Zeit eigen; besonders viel hielt G....n auf Aeußerlichkeiten.

Die Godeffroys gehörten zu Jenen, welche einst des Glaubens wegen, um der Religions-Verfolgung willen, ihr Heimathland verließen, besseres Glück in fernen Gegenden suchend. Ein Stamm, dessen Sitten, dessen Bildung die parteilose Geschichte das Lob lassen wird, daß derselbe — ich rede von jenen frühen Zeiten — stets denen zum erbaulichsten Vorbild diente, worunter er als ein Fremder lebte. Vorzüge, in welchen sich die Glaubens-Flüchtlinge lange erhielten, während zerstörende Einwirkungen jeder Art bei so vielen Völkerschaften die Grundfesten der Religion erschütterten.

Meine unbeschreiblich gute, meine unvergeßliche Mutter, bescheiden, verständig, geistvoll, jedes unwahre Wort verabscheuend, hochgeachtet von Allen, die sie kannten, war sehr gottesfürchtig und fromm, mild und freundlich gegen Jedermann, dienstfertig und hilfreich, jede Freude so bereitwillig gebend und gönnend. Durch sie, die wie ein Schutzengel meine Jugend verklärte, wurde unser Haus eine Zufluchts-Stätte Bedrängter und Unglücklicher; Dürftigen gab sie Arbeit, versorgte Kranke; Alle nahm sie mit Güte auf, hörte, befragte, entließ keinen ohne Hülfe, ohne Beisteuer, wo sie nur immer konnte, ohne belebende Worte des Trostes und der Hoffnung. Ihrem Herzen war es Bedürfniß, Andern Freude zu machen, wohlthätig zu sein.

Des Französischen auf's Vollkommenste mächtig, übte mich die Mutter sehr emsig im Reden, Lesen und Schreiben. Die Sache wurde mir leicht und einen bessern Grund konnte ich nicht legen. Der Verfolg ergibt, welch' entschiedenen Nutzen die Mühen der guten Mutter mir gebracht, wie dankbar ich sie zu erkennen hatte.

Täglich fanden Spazier-Fahrten statt in unserm etwas altfränkischen Glaswagen. Immer wählten wir, die Mutter und ich, den nämlichen Weg; jedesmal wurde eine bestimmte Strecke zu Fuß zu-

rückgelegt: die Kastanien-Allee bis zum Schlosse Philippsruhe. Dem Hof hatte ein ländlicher Sommer-Aufenthalt gefehlt, dies veranlaßte den Grafen Philipp Reinhard das Schloß zu bauen, wozu man im Jahre 1701 den Grundstein legte.

Ausflüge nach dem Wilhelmsbade gehörten regelmäßig zu den Sonntags-Ergötzlichkeiten. Wie viele heitere Erinnerungen aus meiner Kindheit knüpfen sich an diesen Tummelplatz der Hanauer Welt aus allen Ständen! Auch in spätern Jahren verlebte ich da der frohen Stunden gar manche. Im Wilhelmsbade fanden sich fast stets Befreundete ein aus Frankfurt und Offenbach; nicht selten waren Monarchen-Begrüßungen hier zu sehen.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entdeckten, in nichts weniger als zaubervoller Gegend, alte, verknöcherte Kräuter-Weiber den „guten Brunnen". Bald wurden dessen Heilkräfte gepriesen. Fachmänner jener Zeit rühmten die ganze Umgebung als „martialisch". Nach Zeugnissen „einsichtsvoller Natur-Kenner" hatte das Wasser, gleich andern mineralischen Quellen des Landstrichs, „seine Heilkräfte der Lava zu danken, die sich auf zehn Meilen weit im Umfang erstrecke und Folge der Wirkungen eines Vulkanes sei". Von einem andern mineralischen Wasser der Grafschaft Hanau berichtete ein damaliger Arzt: „das geistige Wesen, wodurch es belebt sei, könne keine Kunst abwägen, zergliedern, vielweniger nachahmen; diese zarte durchdringende Materie, wovon die kräftigsten Wirkungen im menschlichen Körper meist abhingen, mache gleichsam die Seele solcher Wasser aus und verdiene die meiste Aufmerksamkeit; je mehr sie davon besäßen, desto größer ihre Vorzüge." — Beachtenswerth ist jedenfalls die Thatsache, daß in der Hanauer Umgegend die verschiedenen Stellen, wo man Alterthümlichkeiten aus der Römerzeit gefunden, Münzen, Ringe, Urnen u. s. w. meist solche sind, an denen Mineral-Quellen vorhanden; auch unfern des Wilhelmsbades fanden Ausgrabungen jener Art statt.

So viel bleibt wahr und ausgemacht, daß die Wilhelmsbader Wassernixe schwächlicher Natur ist; Kranke dürfen sich wenig verspre-

chen von der Quelle. Als geschichtlich denkwürdig und Bedeutungs-voll aber muß man's nehmen, daß, bei Gelegenheit einer Kriegs-Uebung auf dem „martialischen Boden", im Jahre 1779, der Erbprinz von Hessen, welcher zu Hanau sein Hoflager hatte, das „gute Brünnlein" im Sturme nahm.

Vom Grafen Philipp Rheinhard rühren die ersten Einrichtungen her. Die lieblichen Umgebungen, die mannigfaltig gekrümmten, heitern und anmuthigen Wege stammen aus späterer Zeit. Begeisterte Lobredner unterließen nicht, schon vor mehr als sechs Jahrzehnden, von „bewundernswürdigen Natur-Schönheiten" zu reden, von „Wäldern und Hainen", von melancholischen Ruhesitzen, „geschaffen für der Liebe Zauberträume", von „Wiesen mit Silberteichen". Als „Ort für die gebildete Empfindsamkeit" wurde Wilhelmsbad bezeichnet; darüber wage ich kein Urtheil; gewiß ist, daß mir von der friedlichen Stille an Wochentagen die schönsten Erinnerungen blieben.

Zu den Reizen der Vergnügensstätte in meinen Knaben-Jahren gehörte vor Allem das Carroussel. Welche Wonne, in engem Kreise herumgetrieben zu werden auf Holz-Pferden von natürlicher Größe, oder in zierlichen Phaetons, bespannt mit hölzernen Schimmeln und Rappen. Lustig war das Ritterspiel anzusehen. Mit kindlichem Ernst, ja mit fast feierlicher Miene trieb man das Ringstechen und Pfeilwerfen, säbelte, im Vorüberfahren oder Reiten, Türkenköpfe ab und schleuderte Bälle in eines Mohren weit geöffneten Mund. Das schöne Geschlecht schloß sich keineswegs aus von den kriegerischen Uebungen; mit Behaglichkeit und Selbstgenügen schlugen auch Damen den Muselmännern die Köpfe ab. Triumphirende Blicke warfen die Sieger den umstehenden Landleuten zu, welche, in demüthiger Andacht, nicht selten unter Beifall-Jauchzen, das Schauspiel bewunderten. Ferner schwärmte ich für die Einsiedler-Hütte. Hier weilte, möglichst getreu in Holz dargestellt, ein frommer Waldbruder, mit langem Barte, in brauner Kutte. In eigener Weise zogen die großartigen Schaukeln an. Mit welcher Ungeduld drängte es mich dahin, zu sehen, wie Lusttragende emporgetrieben wurden in schwindelnde Höhen. Zarte Schönen flogen, mit flatternden Gewändern und mit rothglühenden Wangen, aber sorglos, ohne Verlegenheit aufwärts zu

den Wolken. Den „Schneckenberg" erstieg ich stets mit fröhlichem Herzen, er galt als Genuß-reicher Aufenthalt, obwohl von entzückender Fernsicht keine Rede war. Endlich die künstliche Ruine, unter Eichen versteckt auf kleiner Insel; das verfallene Aeußere der „Burg" ließ nicht die geschmackvolle Einrichtung des Innern ahnen.

Ein namhafter Künstler damaliger Zeit lieferte, in großen Blättern, bildliche Darstellungen des Wilhelmsbades: Ansichten des Ganzen, des Brunnen-Tempels, der Bogengänge und Pavillons, der Burg und des Carroussels, sogar die — Meierei war abgemalt. Wundersam dürften solche Schildereien sich heutigen Tages ausnehmen, mit den Figuren im schönsten Rococco-Costüm, die Herren nicht ohne stattliche Zöpfe und Haarbeutel, Damen *à la Hérisson* coiffirt, das heißt mit hochgethürmten, künstlichen Haar-Gebäuden u. s. w.

Sehr muß sich das umgestaltet haben in jüngster Zeit. Lobpreisende Verkündigungen, denen gewiß unbedingter Glauben beizumessen ist, reden von glänzenden Einrichtungen. Die standesmäßige Welt kann sich berechtigt achten, Annehmlichkeiten und Vergnügen jeder Art zu erwarten: üppige Prunk-Gemächer; prächtige, neu möblirte Wohnungen; besondere Pavillons für größere Familien; Conversations-, Concert- und Spielsäle; Lese-Cabinette; Jagden und Fischereien; Promenaden in der Fasanerie u. s. w. (Letztere bestand übrigens schon, als 1709 der „Gesundbrunnen" entdeckt wurde; einen Wald, die „Klause" rottete man um und schuf so die „Fasanerie".)

Nicht vergessen darf ich, des „Wolfsganges" zu erwähnen, des Jagdhauses inmitten schattiger Eichen- und Buchen-Wälder. Diese stille Einsamkeit, an welcher der Vater und seine Freunde besondern Gefallen fanden, war vorzugsweise der Ort von Beitragsmahlen, von Pickenicks.

Ist's meinen Lesern daran gelegen, zu wissen: was für eine Bewandtniß es mit dem „Wolfsgang" habe?

Ungefähr in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaute ein Hof-Fourier und Trompeter des damaligen Hanauer Grafen auf eigene Kosten in der „Buhlau" eine Capelle, dem heiligen Wolfgang

zu Ehren. Was heutigen Tages keineswegs oft vorkommt, war in jener Zeit etwas weniger Ungewöhnliches. Die unsern Trompeter bewegende Ursache — muß man sich nicht wundern, der Mann hieß Erasmus Hasenfus — ist nicht klar. Wollte er alte Sünden abbüßen, den Namen eines Frommen erwerben? Ich kann's nicht verbürgen. Das bleibt jedoch ausgemacht, daß Hasenfus die Stelle eines „Forstmeisters" über sämmtliche Hanauische Waldungen erhielt. So bedarf es kaum der Versicherung, daß er mit den Lieblings-Neigungen seines Herrn und Gebieters nicht unbekannt gewesen.

Aus gesammelten milden Gaben erbauten später Mönche neben dem Bethause Kirche und Kloster. Kein Reisender soll die Straße gezogen sein, ohne seine Andacht verrichtet zu haben, besonders nachdem die frommen Brüder freien Bier- und Weinschank bewilligt erhielten.

Von diesem Lieblings-Aufenthalt des Vaters, der mir in Knaben-Jahren als furchtbare Wildniß galt, traten wir mitunter den Heimweg erst an, wenn es schon Nacht geworden. Einst weilte die Gesellschaft besonders lang. Behaglich und heiter saß man beisammen, der Speisen und des Weines sich erfreuend. Allein es war noch von anderer Seite her für Unterhaltung gesorgt, die, ebenso neu als wundersam, ihre große Wirkung nicht verfehlte. Geisterspuck in den Kloster-Trümmern. Grausenhafte Gespenster kamen zum Vorschein von phantastischem Ausdruck und mit feuerigen Augen.

Wie oft unterhielt mich die Mutter mit Wieder-Erzählung dieses Ereignisses.

Abende, an denen mein immer sehr thätiger Vater besonders beschäftigt war, verbrachte ich mit der Mutter unter heitern, für mich belehrenden Gesprächen. Auch das Lesen nützlicher und unterhaltender Bücher kam an die Reihe: des berühmten „Robinson Crusoe seltsame Abenteuer zu Wasser und zu Land"; der „Don Quixote", welcher, zu Kämpfen mit Windmühlen und Riesen einladend, die Lust weckte, schnell etwas zu erleben; „Tausend und eine Nacht", die morgenländischen Mährchen führten mir prachtvolle Zauber-Palläste vor, in denen ich mich glücklich träumte; „*le Magasin des*

enfants", „*les Veillées du château*", „*les Aventures de Télémaque*" u. s. w. Aesop's und Gellert's Fabeln und Erzählungen wußte ich zum großen Theile auswendig; denn einen tiefen bleibenden Eindruck verstand der fromme Dichter auf junge Herzen zu machen; ihn las, ihn ehrte, ihn liebte ich. Ein Zauber ruht auf der Periode, die mit Gellert begann, auf dem schönen Morgen unserer Cultur. Unter den Balladen Bürger's, des deutschen Volksdichters, bezauberte mich „Lenore" mit dem weltgeschichtlichen Hintergrund. Ich stellte sie sehr hoch; nie las ich ohne schauerliche Gefühle die Worte:

Sieh da! sieh da! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel.

und wie oft sagte ich mir die herrliche Strophe vor:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Beim veränderlichen Völker-Geschicke, beim Wechsel von Krieg und Frieden, wiederklingen diese Worte sonder Zweifel noch in manchem Deutschen Ohre.

Zur Zeit, wo eine verwittwete Landgräfin von Hessen in Hanau lebte, war das Theater recht erträglich, mitunter gut. So namentlich in einem Winter, wo die geachtete Künstler-Familie Koberwein — später eine Zierde der Wiener Bühne — bei uns weilte und in damals gangbaren Stücken Treffliches leistete. Mit großem Vergnügen entsinne ich mich des Tänzers Horschelt, er blieb als glänzende Erscheinung mir im Gedächtniß. Sehr artige Ballets verstand der Mann zu ordnen. Nicht geringes Aufsehen machte die „Feen-Königin," so wie „Horia und Kloska". Dieser Pantomime lag

eine geschichtliche Begebenheit zum Grunde. Wer sprach, wer träumte damals nicht von furchtbaren Räubern, von grimmigen Missethätern, von wahrhaften Cannibalen! Kein Weinhaus, keine Bierschenke, wo nicht sonderbar grausige und gräßliche Mord-Historien zu hören gewesen. Keine Kinderfrau, welche ihren Pflege-Befohlenen nicht die schreckliche Mähr in die Köpfe setzte, die nicht heillose Geschichtchen zu erzählen wußte von Sengen und Brennen, von andern widernatürlichen Gräueln und Gewaltthaten, von herumstreifenden Banditen mit scheußlichen Gesichtern. Zum Ammen-Mährchen wurden Horia und Kloska. Diesen Stoff beutete Horschelt mit Glück aus; er rief schauerliche Wirkung hervor. Beide berüchtigte Wallachen, verzehrt von wilden Leidenschaften, hochstrebend — einer hatte die Absicht sich emporzuschwingen zum Landes-König — wurden überfallen mit ihrer Rotte in einem Rittersitz; den Edelmann wollten sie berauben und ermorden. Da, im entscheidenden Augenblicke, erscheinen Soldaten, es beginnt ein Kampf, der mit Gefangennehmung der Räuber endigt.

Mit besonderem Vergnügen denke ich auch an den Schauspiel-Director Bossan und dessen Gesellschaft zurück. Jahrelang besuchte er Hanau und andere Städte am Main und Rhein und fand überall gute Aufnahme. Allgemein wurden Sittlichkeit und Rechtlichkeit des Mannes gerühmt, so wie die Strenge womit er, selbst ein wackerer Künstler, seine Pflicht erfüllte. Der Revolutions-Krieg zwang Bossan die Gegend zu verlassen, er begab sich nach Sachsen und fand endlich bei der Dessauer Bühne eine bleibende Stätte. Als im Jahre 1812 der Fürst durch die unglücklichen Zeit-Verhältnisse sich bestimmt sah, das Theater aufzulösen, blieb Bossan in seinem Gehalt, allein das Streben nützlich zu sein, ließ ihn nicht lange feiern, aus freiem Willen übernahm er 1813 die Oberaufseher-Stelle in mehreren Militär-Hospitälern und wurde ein Opfer seines Eifers, er starb am Nervenfieber. — — Was das Geschick aller der Künstler und Künstlerinnen der Hanauer Bühne gewesen, als die Zeiten gekommen, wo man ihnen weder Blumen noch Kränze mehr spendete? Oft stellte ich mir die Frage, bis ich nach und nach mich überzeugte, daß die meisten Mimen, welche unfähig geworden, dem Publikum zu gefal-

war der Verbannungs-Ort der, von ihrem königlichen Gemahl getrennten unglücklichen Karoline Mathilde. Niedergebeugt von Gram, aus Schmerz über nicht verdiente Kränkung, endete sie in Celle ihr bejammernswerthes, qualvolles Leben.

Als Erzieherin einer Prinzessin, welche sie mit liebevoller Sorgfalt leitete, hatte meine Mutter längere Zeit am Kopenhagener Hofe verbracht. Sie sprach mit größter Achtung, mit wehmüthigen Empfindungen von der Königinn, in deren Nähe sie sich nicht selten befunden. Bei der Erinnerung an die milde, huldvolle Mathilde, vom Volke allgemein geliebt, ihres anmuthigen Wesens wegen, wurde die Mutter sehr bewegt. Nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, galt ihr die Königinn als ungerecht und gewaltsam Gefangene. Ihrer innigen Ueberzeugung gemäß war sie nicht schuldbefleckt; sie hatte in keinem strafbaren Verhältnisse gestanden mit Struensee. Dieser Emporkömmling, den die Mutter oft gesehen, dessen Treiben in höheren Regionen des Königshofes sie zu beobachten Gelegenheit gehabt, wurde von ihr verabscheut. Ohne dem, bis zum Uebermuth eitlen Mann, der voll ruhmbegierigen Sinnes, Geschicklichkeit abzusprechen, warf die Mutter ihm verderbliche, freigeisterische, sittlich-schlechte Grundsätze vor; und sie hatte die genauesten Umstände nicht vergessen.

Aus Erlebnissen, aus Nachrichten durch besondere Verbindungen gesammelt, wurde erzählt: wie Mathilde zuerst den Günstling Christian VII. mit Kälte behandelt, wie sie gegen ihn selbst gewissen Widerwillen empfunden. Das feindselige Betragen der Großmutter mußte die neunzehnjährige Königinn erbittern, mehr noch der Stolz, die Rachsucht der Stiefmutter. Der Gemahl, gefesselt durch Lustbarkeiten, durch Hoffeste, in die ihn Struensee verflochten, benahm sich rücksichtslos. Mathilde konnte die gewohnte Herzensruhe nicht wieder finden. Oft sah sie meine Mutter in tiefer Bewegung, verrätherische Thränen stiegen ihr plötzlich in's Auge. Wohlgesittet, gut und edel gab die Dulderin, im gestörten Seelenglück, sich zuletzt Vergnügungen hin. Leichter erfaßte die Königinn das Leben, ohne Ahnung der Gefahr, welche sie umdüsterte, der entsetzlichen Kränkung, die ihr vorbehalten. — —

In ihrem Asyl zu Celle nahm Mathilde, um dringenden Herzens-Bedürfnissen Genüge zu leisten, eine Waise an Kindesstatt an. Sie bedachte die „kleine Sophie" in ihrem letzten Willen mit einem jährlichen Gnaden-Gehalt von vierhundert Thalern.

Als wir die einförmige braune Haide-Fläche durchzogen, erinnerte der Vater daran, daß Lessing solche ein „Landmeer" genannt. Langweilig erschien der Weg, aber nicht in dem Grade öde und dürftig, wie ich ihn mir vorgestellt.

Ein Ever — wie man Fahrzeuge mit flachem Boden und einem Segel nennt — brachte uns, bei günstigstem Winde, von Haarburg nach dem gewühlvollen Orte Europäischen Lebens und Treibens. Die herrliche Elbe, groß wie das Meer, der Hafen, und darin Hunderte von Schiffen mit vollen Segeln, die mächtige Stadt, Alles machte auf mich einen unauslöschbaren Eindruck.

Bei wackern Männern, bei Cäsar und Peter Godeffroy, Brüder meiner Mutter, wurde uns freundlicher Empfang; viel Liebes und Gutes genossen wir und verlebten frohe Tage im berühmten Hamburg.

Am häufigsten weilten wir zu Dockenhuden, auf Landhäusern der Oheime, umgeben mit weitläuftigen, wohlgehaltenen, angenehmen Gärten, in denen schattige Gänge mit üppig belaubten Bäumen, ausgezeichneten Sträuchern und Blumen in heiterster Mannigfaltigkeit wechselten. Alles war einfach, ungesucht und natürlich, die geringen Anhöhen wohl benutzt. Noch entsinne ich mich jeden Flecks, besonders eines Gemaches zu ebener Erde, dessen Thüren Fenster bildeten, aus denen man auf eine Terrasse trat, der reizenden Aussicht auf den Strom, der anmuthigen Wiesen, eingefaßt von dichten Hecken, wo die Alten — ihr Lieblings-Zeitvertreib — am Spiel mit Federballen sich vergnügten, während wir Kinder uns herumtummelten und längs der Teiche unser Wesen trieben. — In die Ergötzlichkeiten des Tages traten die kleinen Wirthschaft-Sorgen der guten Tanten nur als willkommenes Thätigsein, als muntere Regsamkeit.

des Vaters, der viel von ihm hielt. Bei mir blieb das Andenken an den Vertrauten kindischer Plane, Unternehmungen und Sorgen — an meinen „Weihnachtsmann“ — lange in großen Ehren.

Das Herz klopfte mir vor Vergnügen! Ein schöneres Christ-Geschenk hätte ich nicht ersinnen können. Wie viele mißglückte Versuche wurden gemacht, um auf der kleinen Bühne unter andern „Richard Löwenherz“ darzustellen. Die Worte:

Richard, o mon Roi, l'univers t'abandonne!

hatte ich mir besonders gut gemerkt.

In dieser Zeit machte ich, bei einer Familien-Feierlichkeit, meinen frühesten Versuch auf den „Brettern, welche die Welt bedeuten“. Der Mutter wurde an ihrem Geburtsfeste — für mich immer ein Tag hoher Freude, den ich beging wie einen Heiligentag — jene Ueberraschung bereitet. Junge Dämchen, meine Genossinnen beim Tanz-Unterricht, nahmen Theil; mir beschied man die Rolle eines Abbé. Ich weiß nicht, welches „*Magasin*“ den Stoff geliefert; waren es Verse, so bin ich gewiß, daß sie geradebrecht wurden, indessen ernteten wir rauschenden Beifall, pflückten die ersten Lorbeeren. Nach unserer Meinung glückte Alles herrlich.

Ein ergreifendes Schauspiel, Staunen erregend im Glanze der Neuheit, war des kühnen und berühmten Luftschiffers Blanchard Auffahrt zu Frankfurt während der Herbstmesse des Jahres 1785. Nicht lange zuvor hatte — so erzählten Freunde unseres Hauses, die wohl unterrichtet — der Physiker Charles zum erstenmale in seinem Ballon, vor dem entzückten Paris, sich siebentausend Fuß hoch erhoben. Das kümmerte mich nicht, und eben so wenig was, wie gesagt wurde, von einem gelehrten Italiener, Francesco Lana, mehr als ein Jahrhundert früher, für die Sache geschehen — ich blieb vom Luftschiffer Blanchard der Verehrer; er war mein Mann, bis ich in spätern Jahren den unerschrockenen und kenntnißreichen Garnerin sah.

Lebhaft drängt sich, indem ich davon rede, jene erste Luftreise Blanchards in meinem Gedächtnisse hervor. Auf der Bornheimer Haide ein gewaltiger Bretter-Verschlag, darin war der Ballon ent-

halten. Ringsum Menschen ohne Zahl; aus der Nähe und Ferne strömten Schaulustige herbei, in Frankfurt Straßen und Plätze fast leblos. Mehr als sechstausend Fuß hoch erhob sich Blanchard unter lautestem Jubel und Beifallruf der staunenden Menge. Jenseit Weilburg — eine Entfernung von vierzehn Stunden, in neununddreißig Minuten zurückgelegt — zog man das Luftschiff zur Erde nieder.

Die erste versuchte Auffahrt mißglückte durch Frevelthat. Blanchard, der junge Erbprinz von Darmstadt und ein französischer Officier, welche ihn begleiten wollten, hatten die Gondel bestiegen. Da zerriß plötzlich der Ballon durch den Schuß aus einer Windbüchse, fiel zusammen, alles Gas strömte aus. Das Volk, getäuscht in seinen Erwartungen, lärmte, tobte, drohte mit stürmischen Geberden und riß endlich die Bretter-Schranken nieder. Blanchard war genöthigt, sich im Wagen, unter starker Militär-Bedeckung, nach der Stadt zu begeben. Als später die Auffahrt gelungen, spannte das versöhnte, das entzückte, dankbare Volk dem Luftschiffer die Pferde ab und zog ihn im Triumph zum Schauspielhaus, wo er mit Pauken und Trompeten feierlichst empfangen, ihm Ehren-Bezeugungen mancherlei Art erwiesen wurden. Vom hohen Rath der Reichsstadt empfing Blanchard fünfzig doppelte Krönungs-Ducaten als Geschenk.

Was allgemeinste Theilnahme erweckte in dieser Zeit, das war die Kunde vom Opfertode eines jungen Helden, des Prinzen Leopold von Braunschweig.

Versammelt am Oder-Ufer in dichten Schaaren, sahen die Bewohner Frankfurts, an einem Apriltage des Jahres 1785, dem tosenden, brausenden Strome zu. Mehrere Brücken-Pfeiler brachen ein unter aufgethürmten Eismassen. Leutselig, von einer Wohlthätigkeit, die keine Grenzen kennt, eilte der Fürst den von Wasserfluthen Bedrohten zu Hülfe. Auf schwankendem Kahn versuchte er den reißenden, mit furchtbarer Gewalt dahin stürzenden Strom zu überschiffen. An einem versunkenen Baumstamm scheitert das

gebrechliche Fahrzeug. Tausende sind bemüht, den Edlen zu retten; vergebens! schon ist sein Leben entflohen. In Deutschland, in Europa verbreitete sich die Sage, wie ich solche berichtet, sie wurde zum Volksglauben. — — Später wollten Manche wissen, Prinz Leopold sei keines so rühmlichen Todes gestorben, nur in Folge eines kühnen Wagestückes.

Keine ältere Stadt, die nicht ihre Geschichte hätte, der es gänzlich fehlte an Gebräuchen, aus früher Zeit stammend, an verjährten Gewohnheiten, bald von größerer Bedeutung, bald von geringerer. Bei manchen ist der Ursprung dunkel; nur mündliche Ueberlieferungen geben einigen Aufschluß.

Das Gesagte auf meine heimathliche Stadt anwendend, dürften Mittheilungen über den „Martini-Wein“ und den „Lamboy-Tag“ am Platze sein. Unter so manchen alten Gebräuchen, die sich im Hanauischen Lande erhielten, hatten diese für mich besonderes Interesse.

Daß die Gegend von den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges nicht verschont geblieben, ist bekannt. Ueberall vom Siege begleitet, rückten die Kaiserlich-Liguistischen Heere 1621 unter dem Feldherrn Spinola ein. Fruchtlos blieben alle Schritte der würdigen Gräfin Catharina Belgica, der weisen Regentin und Vormünderin des minderjährigen Grafen Philipp Moritz*. Zwar zogen die Niederländisch-Burgundischen Truppen ab, allein Tilly's Schaaren übten unerhörte Grausamkeiten, sie plünderten, brannten und mordeten. Später trat Philipp Moritz, eine edle treue Natur, ohne Wanken und ohne Falsch, die Regierung an. Am Kaiser-Hofe schöpfte man Verdacht, daß er Verbindungen eingegangen mit dem großen Schweden-König, und Hanau, zu jener Zeit eine keineswegs unwichtige Feste, durfte nicht in Gustav Adolph's Hände kommen. Kaiser Ferdinand verlangte, die Stadt sollte eine Besatzung von seinen Truppen aufnehmen. Dieses wurde verweigert und nun

* Catharina Belgica, eine Tochter des großen Prinzen Wilhelm I. von Oranien, wurde 1596 mit dem Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau vermählt.

drohte man Hanau zu belagern und zum Gehorsam zu zwingen. Großes Verderben richteten die Kaiserlichen Völker an; der Graf sah sich zu einem Vergleich genöthigt: Tausend Mann Kaiserlicher zogen in die Stadt ein.

Unaufhaltsam rückte indessen Gustav Adolph, der den glänzenden Sieg bei Leipzig erfochten, nach Franken vor. Um der Feste Hanau — für ihn ein Paß von Bedeutung — sich zu versichern, wurde Oberst Huwald mit einem Heerhaufen abgesendet. In Eilmärschen gelangten die Schweden am 1. November 1631, ohne daß die Kaiserlichen eine Ahnung gehabt, in die Nähe ihres Zieles. Sie schlugen hinter dem Schlosse eine Nothbrücke über Kinzig und Graben, erstiegen den Wall, sprengten das Thor mit Petarden und drangen in die Altstadt ein. Die feindliche Besatzung war genöthigt, das Gewehr zu strecken. So wie der Hergang kund wurde, setzten Kaiserliche Völker, welche im nahen Steinheim lagen, über den Fluß und warfen Schanzen auf, um Hanau zu beschießen; aber Huwald zwang sie zum ungesäumten Abzug.

Mit einem Heer von dreißigtausend Mann rückte Gustav Adolph bis an die Main-Ufer. Er kam nach Hanau und speiste in einem der Schloßzimmer; als „Königssaal" wurde dasselbe noch in späten Jahren bezeichnet. (Vom Schlosse sei im Vorbeigehen bemerkt, daß es in alter Zeit der Stadt nicht verbunden, sondern durch Mauern und Thürme stark befestigt war.)

Dieser Zustand der Dinge blieb unverändert, auch nachdem der unbesiegte Feldherr bei Lützen gefallen; Schweden hielten Hanau besetzt. Zum Commandanten wurde General Ramsay ernannt, dem guter Ruf vorangegangen, der sich tüchtig und entschlossen erwies, unzugänglich der Bestechung durch Gold und durch Schmeichelworte. War der Mann auch eigenwillig, scharf und derb, so daß er zuweilen seine Pflicht bis zur Härte trieb, ihm hatte man Schutz gegen wilde Feindes-Macht zu danken. Beim Anrücken des Kaiserlichen Heeres ließ Ramsay die Vorstadt befestigen und verstärkte die Besatzung durch Schweden und Hessen.

In den ersten Tagen des Jahres 1635 wurde Hanau eingeschlossen und im Herbst durch den Feldmarschall Grafen von Lamboy

Haar durchflochten mit weißen Bändern, brennende Wachskerzen in der Hand. Ihnen folgte die Leiche in roth seidenem Talar mit Hermelin besetzt; den Sarg, ausgeschlagen mit weißem Atlas, geziert mit Gold-Franzen und Quasten, trug die Dienerschaft. Daran schlossen sich, von Wehmuth und Thränen ergriffen, die drei Kinder, endlich siebenzig Mann Leibgarde und alle männlichen Anhänger der Glaubens-Zunft, brennende Fackeln tragend, die Haare mit weißen Bändern gebunden, an den Armen weißer Flor.

Als man die Gruft erreicht hatte, erhob das ganze Geleit ein schmerzvolles Jammer-Geschrei. Zuletzt warf jeder Anwesende eine Handvoll Erde in's Grab.

Ob es gegründet, daß die „Polen-Fürstin", wie man sich erzählte, gedrängt von ihren Gläubigern, bei Nacht und Nebel in Männertracht entfliehen mußte, dies bleibe dahin gestellt.

Hier ist der geeignete Ort von einer Begebenheit zu reden, eines Ereignisses zu gedenken, einzig in seiner Art; es verfehlte nicht Aufsehen zu machen, erlangte selbst einen Schatten von geschichtlicher Bedeutung.

Kriegslärm im Heimathlande, inmitten tiefsten Friedens. Trompeten schallten, Trommeln wirbelten, der Landgraf beging seinen ersten Feldzug. Auf das Hessen-Heer vertrauend, sollte des Hauses Recht geltend gemacht werden, den Fürsten Deutschlands wollte man dessen Gewicht fühlen lassen. — Kein glücklicher Erfolg krönte den Versuch.

Unvermuthet und plötzlich starb, 1787, der Graf von Schaumburg-Lippe. Seine Gemahlin, eine geborene Landgräfin von Philippsthal, nahm die Huldigung an als Regentin und Vormünderin ihres dreijährigen Sohnes. Fast gleichzeitig wurde das Land, ohne daß thätiger Widerstand geschah, ohne daß es zum Kampfe der Schwerter kam, durch hessische Kriegsvölker in Besitz genommen, die Unterthanen erhielten Befehl, dem neuen Herrn schuldige Treue zu leisten; mit Recruten-Aushebung machte man sofort den Anfang.

Welche Bewandtniß es mit der Sache hatte, bedarf für Kenner

keiner Erinnerung. Um anderer verehrten Leser willen sei bemerkt, daß des jungen Grafen ebenbürtige Abkunft bestritten wurde, mithin auch dessen Erbfolge-Fähigkeit.

Sehr entschieden schlug die Gräfin einen ihr gebotenen Jahres-Gehalt aus; nach Wien und Berlin sendete sie Eilboten. Der Kaiser, an welchen der Landgraf sich gewendet, um Unterstützung zu finden, versagte den Beistand, das Verfahren für eigenwillig und gewaltsam erklärend. Freundschaftliche, aber zugleich nachdruckvolle Abmahnungs-Schreiben des Königs von Preußen, selbst inständige Bitten, blieben in Kassel ohne Eindruck. Vergebens setzten sich bewährte Diplomaten in Bewegung; alle Versuche zu gütlichem Auswege scheiterten; von billigem Vergleich wollte man nichts wissen.

Bald schwand indessen der Traum und die Nachwehen blieben nicht aus. Niemand wunderte sich über den Erfolg, welchen, unter solchen Umständen, die „kühne" That hatte und haben mußte.

Oft und viel wurde ein Gegenstand wie dieser im väterlichen Hause besprochen, das ist zu denken. Gar Manches blieb mir im treuen Gedächtniß *. Was ich namentlich nicht vergaß, ist ein boshaftes Zerrbild; damals angestaunt von Groß und Klein, steht es jetzt noch leibhaftig vor mir.

Im Hintergrunde die Festung Wilhelmstein, wie man weiß auf künstlich geschaffenem Eilande im sogenannten Steinhuder Meere erbaut. Während das Schloß Bückeburg gleich anfangs sich gutwillig ergeben, vertheidigte ein tapferer Hauptmann den kleinen Wilhelmstein; obwohl er über nicht mehr als dreißig oder vierzig Mann zu verfügen hatte. Im Vorgrund abziehende Kriegsvölker, kenntlich an ihren weiß verbrämten Hütchen, an den probemäßigen Zöpfen. Der Anführer in glanzvollem Waffen-Schmuck, aber — — mit erstaunenswerther langer Nase, den Mund verschwenderisch öffnend.

Die Eroberungs-Expedition war aufgegeben. Man erzählte sich von einem Kaiserlichen Befehl: bei zweitausend Mark löthigen Gol-

* Einige Angaben in gegenwärtiger Darstellung sind entnommen aus dem Jahrgang 1787 des „politischen Journals"; für jene Zeit ein werthvolles Tageblatt, herausgegeben von einer Gesellschaft Gelehrter in Hamburg.

war der Verbannungs-Ort der, von ihrem königlichen Gemahl getrennten unglücklichen Karoline Mathilde. Niedergebeugt von Gram, aus Schmerz über nicht verdiente Kränkung, endete sie in Celle ihr bejammernswerthes, qualvolles Leben.

Als Erzieherin einer Prinzessin, welche sie mit liebevoller Sorgfalt leitete, hatte meine Mutter längere Zeit am Kopenhagener Hofe verbracht. Sie sprach mit größter Achtung, mit wehmüthigen Empfindungen von der Königinn, in deren Nähe sie sich nicht selten befunden. Bei der Erinnerung an die milde, huldvolle Mathilde, vom Volke allgemein geliebt, ihres anmuthigen Wesens wegen, wurde die Mutter sehr bewegt. Nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, galt ihr die Königinn als ungerecht und gewaltsam Gefangene. Ihrer innigen Ueberzeugung gemäß war sie nicht schuldbefleckt; sie hatte in keinem strafbaren Verhältnisse gestanden mit Struensee. Dieser Emporkömmling, den die Mutter oft gesehen, dessen Treiben in höheren Regionen des Königshofes sie zu beobachten Gelegenheit gehabt, wurde von ihr verabscheut. Ohne dem, bis zum Uebermuth eitlen Mann, der voll ruhmbegierigen Sinnes, Geschicklichkeit abzusprechen, warf die Mutter ihm verderbliche, freigeisterische, sittlich-schlechte Grundsätze vor; und sie hatte die genauesten Umstände nicht vergessen.

Aus Erlebnissen, aus Nachrichten durch besondere Verbindungen gesammelt, wurde erzählt: wie Mathilde zuerst den Günstling Christian VII. mit Kälte behandelt, wie sie gegen ihn selbst gewissen Widerwillen empfunden. Das feindselige Betragen der Großmutter mußte die neunzehnjährige Königinn erbittern, mehr noch der Stolz, die Rachsucht der Stiefmutter. Der Gemahl, gefesselt durch Lustbarkeiten, durch Hoffeste, in die ihn Struensee verflochten, benahm sich rücksichtslos. Mathilde konnte die gewohnte Herzensruhe nicht wieder finden. Oft sah sie meine Mutter in tiefer Bewegung, verrätherische Thränen stiegen ihr plötzlich in's Auge. Wohlgesittet, gut und edel gab die Dulderin, im gestörten Seelenglück, sich zuletzt Vergnügungen hin. Leichter erfaßte die Königinn das Leben, ohne Ahnung der Gefahr, welche sie umdüsterte, der entsetzlichen Kränkung, die ihr vorbehalten. — —

In ihrem Asyl zu Celle nahm Mathilde, um dringenden Herzens-Bedürfnissen Genüge zu leisten, eine Waise an Kindesstatt an. Sie bedachte die „kleine Sophie“ in ihrem letzten Willen mit einem jährlichen Gnaden-Gehalt von vierhundert Thalern.

Als wir die einförmige braune Haide-Fläche durchzogen, erinnerte der Vater daran, daß Lessing solche ein „Landmeer“ genannt. Langweilig erschien der Weg, aber nicht in dem Grade öde und dürftig, wie ich ihn mir vorgestellt.

Ein Ever — wie man Fahrzeuge mit flachem Boden und einem Segel nennt — brachte uns, bei günstigstem Winde, von Haarburg nach dem gewühlvollen Orte Europäischen Lebens und Treibens. Die herrliche Elbe, groß wie das Meer, der Hafen, und darin Hunderte von Schiffen mit vollen Segeln, die mächtige Stadt, Alles machte auf mich einen unauslöschbaren Eindruck.

Bei wackern Männern, bei Cäsar und Peter Godeffroy, Brüder meiner Mutter, wurde uns freundlicher Empfang; viel Liebes und Gutes genossen wir und verlebten frohe Tage im berühmten Hamburg.

Am häufigsten weilten wir zu Dockenhuden, auf Landhäusern der Oheime, umgeben mit weitläuftigen, wohlgehaltenen, angenehmen Gärten, in denen schattige Gänge mit üppig belaubten Bäumen, ausgezeichneten Sträuchern und Blumen in heiterster Mannigfaltigkeit wechselten. Alles war einfach, ungesucht und natürlich, die geringen Anhöhen wohl benutzt. Noch entsinne ich mich jeden Flecks, besonders eines Gemaches zu ebener Erde, dessen Thüren Fenster bildeten, aus denen man auf eine Terrasse trat, der reizenden Aussicht auf den Strom, der anmuthigen Wiesen, eingefaßt von dichten Hecken, wo die Alten — ihr Lieblings-Zeitvertreib — am Spiel mit Federballen sich vergnügten, während wir Kinder uns herumtummelten und längs der Teiche unser Wesen trieben. — In die Ergötzlichkeiten des Tages traten die kleinen Wirthschaft-Sorgen der guten Tanten nur als willkommenes Thätigsein, als muntere Regsamkeit.

Im Theater, damals unter Schröder's, des deutschen Garrick's einsichtvoller Leitung, wohnte ich mehreren Vorstellungen bei: „Hamlet“ — der Geist war, wie versichert wurde, eine der kunstreichsten Darstellungen des großen Meisters — „Emilie Galotti“, „König Lear,“ „nicht mehr als sechs Schüsseln“. Letzteres Lustspiel, von Großmann, damals in Hamburg besonders beliebt, wurde, so ließ ich mir erzählen, seiner Zeit zu Berlin während vierzehn Tagen zehnmal aufgeführt.

Wie oft hatte meine Mutter erzählt von einer großen, früh gereiften, früh heimgegangenen Künstlerin, von Charlotte Ackermann, die ihr neunzehntes Jahr nicht erreichte. Sie war der Liebling des Publikums, zu einer Zeit, wo das Hamburger Theater in hoher Blüthe stand, und glänzte besonders im Tragischen. Leidenschaftliches Verfahren des Regisseurs galt als nächste Veranlassung des Todes, den ganz Deutschland betrauerte. Eine zahllose Menschen-Menge geleitete den Leichenzug, Myrthenkränze und Blumen wurden in die Gruft geworfen. Von der Mutter Hand bewahre ich noch die Abschrift eines, bei der Todtenfeier ausgegebenen, Gedichtes:

Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgelaufen war ich kaum
Und bin schon am Ziele.
Die Ihr meinem Staub Euch naht,
Wer's doch fühlen lernte!
Hoffnungsvoll verwest die Saat
Auf den Tag der Ernte.

In der Zeit, von welcher ich rede, 1788, tauchte im nahen Offenbach die allerseltsamste, geheimnißvollste Erscheinung auf; sie wurde Brennpunct der Neugierde, des Erstaunens und hatte in der That etwas Phänomenhaftes. Man würde mir vielleicht Unvollständigkeit vorwerfen, wenn ich die Sache aufzuführen vergäße.

Mit Bewilligung des Fürsten von Isenburg siedelte sich ein Baron Frank in der Stadt an. Einige nannten ihn Graf, Manche wollten sogar einen Fürsten aus dem Manne machen. Er bezog ein

schloßartiges Gebäude, lebte auf glanzvollem, prächtigem Fuße, seine Haus-Einrichtung war die kostbarste, üppigste, die Treppen mit weichen Teppichen belegt; Alles hatte ein festliches Ansehen. Frank hielt sich eine Leibwache und bald mehrte sich das Gefolge, so daß es bis zu tausend Personen anwuchs, Männer, Weiber, Jungfrauen, Kinder. Seine Anhänger fanden hier einen zuverlässigen Sammelort, freundliche Aufnahme und reichliche Unterstützung. Für alle trug Frank Sorge, alle lebten, ruhig und friedsam, auf ihres Oberhauptes Kosten. Sie bildeten eine kleine, nicht geschäftige, nur genießende Welt; keiner dieser Menschen trieb irgend einen Nahrungszweig. Schabbathaische Juden, Geschenke bringend, wallfahrteten in Menge aus dem Osten nach Offenbach; die Stadt gewann durch solche Besuche und durch vorübergehende Niederlassungen.

Das Ereigniß machte tiefen Eindruck, von Mund zu Mund pflanzte sich die Kunde fort. Wenige Tage gingen vorüber, ohne daß mein Vater nicht Briefe erhielt von Offenbacher Befreundeten; einzelne Wahrnehmungen, Bemerkungen, Vermuthungen wurden mitgetheilt; von Allem wußte Niemand Rechenschaft zu geben.

Mit seinen Kindern, einer Tochter und zwei Söhnen lebte Frank sehr zurückgezogen. Wenigen war der geheimnißvolle Ansiedler zugänglich; in der Regel wurde Niemand vorgelassen, selbst die Blicke Neugieriger suchte er zu meiden. Mit gezogenen Säbeln hielten zwei Gardisten am Haus-Eingange Wache, zwei andere vor des Barons Zimmer-Thür; dem Arzt allein blieb freier Zutritt gestattet. Uebrigens genossen Vater, Kinder und Anhänger den unbescholtensten Ruf; nie hörte man von Unfrieden mit den Nachbarn.

Sonntags, wenn Frank mit einem Gepränge, jenem der Großen des Orients vergleichbar, zur Messe nach dem Dorfe Bürgell fuhr, zeigte er sich. Jeder bewunderte, bei solcher Gelegenheit, die gemessene Haltung, das begeisterte, zugleich stolze, gebieterische Wesen; die Miene war streng, unbiegsam, fast bös, man sah, er verstand Achtung und Gehorsam einzuflößen.

Lebhafte Erinnerungen bewahre ich von mehreren solcher Feier-Aufzüge.

Vom üblichen Kirchen-Gebrauche abweichend, behielt Frank,

das Haupt nicht entblößend, sein rothes Mützchen auf. Er betete weder kniend, noch stehend, noch sitzend, sondern nach orientalischer Weise, auf den Boden hingestreckt, mit zur Erde gewendetem Angesicht. Ein reicher Teppich wurde ausgebreitet für solche Andachts-Verrichtung.

Zur Ergänzung dieser Mittheilungen muß ich erzählen, was wir nach und nach über Einzelheiten aus dem frühern Leben Franks hörten.

Polen war das Heimathland des Abenteurers. In seiner Jugend trieb er Branntwein-Brennerei und machte sich später als Kabbalist, als jüdischer Geheimniß-Lehrer, in der Krimm berühmt und in gewissen Gegenden der Türkei.

Etwa dreißig Jahre früher, als Frank nach Offenbach kam, wurde von ihm in Podolien der Schabbathaismus, das judaisirende Christenthum, verkündigt. Man rühmte, daß er nicht, gleich seinen Vorgängern, sich durch Gaukelspiele angekündigt, sondern vermittelst der ihm verliehenen Beredungs- und Ueberredungs-Gabe gewirkt. Sein vornehmes Wesen machte ihn geltend, dadurch erhielt er den überwiegenden Einfluß; ganze Gemeinden gingen über.

Mit heftigster Erbitterung, wüthig, verfolgten die Rabbinen den Secten-Häuptling und dessen Anhänger. Strenge Befehle ergingen gegen die neuen Glaubens-Zünftler; selbst Flammentod drohte ihnen. Sie zerstoben in alle Winde. Frank wurde verhaftet auf einer Wallfahrt-Reise nach Salonik. Als Christen, der sich zu seinem Juden-Anhang hielt und Proselyten machte, führte man ihn nach Czenstochau an der Warthe. Hier blieb er mehrere Jahre in enger Haft und erhielt seine Freiheit erst wieder, als die Russen die Festung eroberten.

Angefeuert durch den früher erlangten Beifall, immer höher strebend, durchzog unser Glücksritter Polen, Böhmen und Mähren, überall seine Religions-Lehre verbreitend. Gleichgesinnte, Anhänger brandschatzte er und trieb nach und nach die bedeutendsten Summen auf, so daß derselbe zuletzt, wie ein Fürst, mit zahlreichem Gefolge reiste. Seine Begleiter, vom Geheimschreiber bis zum Stallknecht, waren ohne Ausnahme getaufte Juden.

In Wien, wo Frank 1778 anlangte, entfaltete er einen Prunk,

machte einen Aufwand, das Vermögen eines Privatmannes weit übersteigend. Niemand kannte die Quelle seiner Geld-Zuflüsse und so erachtete die Polizei für räthlich den Mann auszuweisen, ohne daß man übrigens sonst etwas von ihm gefürchtet hätte.

Nun wählte das Oberhaupt der „Nicht-Juden“ Brünn zum Aufenthalt und die „Brüder“ bedachten ihn so reichlich, daß ihm oft ganze Fässer mit Geld zugeführt wurden. Hier verrichtete Frank seine Andacht stets auf freiem Felde. Er fuhr dahin in prachtvollem Wagen, umgeben mit Reitern, grün und roth wie Uhlanen gekleidet, von Gold strotzend. An ihren Lanzen-Spitzen hatten sie als Feldzeichen Sonne und Mond, Adler und Hirsche. Eine ganz eigene Ceremonie fand nach dem Gebete statt: ein Reiter, der auf stattlichem, mit zahllosen Schellen behangenem Rosse dem Herren-Wagen gefolgt, goß auf die Bodenstelle, wo das Gebet verrichtet worden, Wasser aus einem Schlauche.

Ein abermaliger Versuch, in Wien den Sitz zu nehmen, lief, dem ersten gleich, fruchtlos ab. Frank wurde von der Polizei nicht geduldet, obwohl er manche Kunstgriffe anwendete, unter anderm vorgab, eine Fürstin im Norden unterstütze ihn.

Vier Jahre nach erfolgter Niederlassung in Offenbach, brach der Tod auf's Unerwartetste alle Verhältnisse. Frank starb plötzlich am Schlagfluß. Dieß war der verhängnißvolle Wendepunkt für die Familien-Beziehungen; die Hoffnungen der Kinder gingen nicht in Erfüllung, sie wurden hinabgeschleudert vom Ungemach in Sorgen und Bekümmerniß, sie geriethen in Noth. Die Geld-Zuflüsse versiegten, man war genöthigt Schulden zu machen. Schwand jede Täuschung mit dem Helden des Schauspiels, oder hatten seine Stellvertreter ihre Rollen nicht zum Besten eingelernt?

Die Secte verlor den Halt in Deutschland. Achthundert Menschen betrauerten ihren Schutzherrn, ihren Wohlthäter, dem sie fast göttliche Ehrfurcht erwiesen, der ihnen für unsterblich gegolten.

Der letzte glanzvolle Aufzug war das Leichen-Begängniß. Todtenstille herrschte in den Straßen Offenbachs, obgleich man vom Gewühl fortgedrängt wurde.

Voran zweihundert Frauen und Jungfrauen, weiß gekleidet, das

Haar durchflochten mit weißen Bändern, brennende Wachskerzen in der Hand. Ihnen folgte die Leiche in roth seidenem Talar mit Hermelin besetzt; den Sarg, ausgeschlagen mit weißem Atlas, geziert mit Gold-Franzen und Quasten, trug die Dienerschaft. Daran schlossen sich, von Wehmuth und Thränen ergriffen, die drei Kinder, endlich siebenzig Mann Leibgarde und alle männlichen Anhänger der Glaubens-Zunft, brennende Fackeln tragend, die Haare mit weißen Bändern gebunden, an den Armen weißer Flor.

Als man die Gruft erreicht hatte, erhob das ganze Geleit ein schmerzvolles Jammer-Geschrei. Zuletzt warf jeder Anwesende eine Handvoll Erde in's Grab.

Ob es gegründet, daß die „Polen-Fürstin", wie man sich erzählte, gedrängt von ihren Gläubigern, bei Nacht und Nebel in Männertracht entfliehen mußte, dies bleibe dahin gestellt.

Hier ist der geeignete Ort von einer Begebenheit zu reden, eines Ereignisses zu gedenken, einzig in seiner Art; es verfehlte nicht Aufsehen zu machen, erlangte selbst einen Schatten von geschichtlicher Bedeutung.

Kriegslärm im Heimathlande, inmitten tiefsten Friedens. Trompeten schallten, Trommeln wirbelten, der Landgraf beging seinen ersten Feldzug. Auf das Hessen-Heer vertrauend, sollte des Hauses Recht geltend gemacht werden, den Fürsten Deutschlands wollte man dessen Gewicht fühlen lassen. — Kein glücklicher Erfolg krönte den Versuch.

Unvermuthet und plötzlich starb, 1787, der Graf von Schaumburg-Lippe. Seine Gemahlin, eine geborene Landgräfin von Philippsthal, nahm die Huldigung an als Regentin und Vormünderin ihres dreijährigen Sohnes. Fast gleichzeitig wurde das Land, ohne daß thätiger Widerstand geschah, ohne daß es zum Kampfe der Schwerter kam, durch hessische Kriegsvölker in Besitz genommen, die Unterthanen erhielten Befehl, dem neuen Herrn schuldige Treue zu leisten; mit Recruten-Aushebung machte man sofort den Anfang.

Welche Bewandtniß es mit der Sache hatte, bedarf für Kenner

keiner Erinnerung. Um anderer verehrten Leser willen sei bemerkt, daß des jungen Grafen ebenbürtige Abkunft bestritten wurde, mithin auch dessen Erbfolge-Fähigkeit.

Sehr entschieden schlug die Gräfin einen ihr gebotenen Jahres-Gehalt aus; nach Wien und Berlin sendete sie Eilboten. Der Kaiser, an welchen der Landgraf sich gewendet, um Unterstützung zu finden, versagte den Beistand, das Verfahren für eigenwillig und gewaltsam erklärend. Freundschaftliche, aber zugleich nachdruckvolle Abmahnungs-Schreiben des Königs von Preußen, selbst inständige Bitten, blieben in Kassel ohne Eindruck. Vergebens setzten sich bewährte Diplomaten in Bewegung; alle Versuche zu gütlichem Auswege scheiterten; von billigem Vergleich wollte man nichts wissen.

Bald schwand indessen der Traum und die Nachwehen blieben nicht aus. Niemand wunderte sich über den Erfolg, welchen, unter solchen Umständen, die „kühne“ That hatte und haben mußte.

Oft und viel wurde ein Gegenstand wie dieser im väterlichen Hause besprochen, das ist zu denken. Gar Manches blieb mir im treuen Gedächtniß *. Was ich namentlich nicht vergaß, ist ein boshaftes Zerrbild; damals angestaunt von Groß und Klein, steht es jetzt noch leibhaftig vor mir.

Im Hintergrunde die Festung Wilhelmstein, wie man weiß auf künstlich geschaffenem Eilande im sogenannten Steinhuder Meere erbaut. Während das Schloß Bückeburg gleich anfangs sich gutwillig ergeben, vertheidigte ein tapferer Hauptmann den kleinen Wilhelmstein; obwohl er über nicht mehr als dreißig oder vierzig Mann zu verfügen hatte. Im Vorgrund abziehende Kriegsvölker, kenntlich an ihren weiß verbrämten Hütchen, an den probemäßigen Zöpfen. Der Anführer in glanzvollem Waffen-Schmuck, aber — — mit erstaunenswerther langer Nase, den Mund verschwenderisch öffnend.

Die Eroberungs-Expedition war aufgegeben. Man erzählte sich von einem Kaiserlichen Befehl: bei zweitausend Mark löthigen Gol-

* Einige Angaben in gegenwärtiger Darstellung sind entnommen aus dem Jahrgang 1787 des „politischen Journals“; für jene Zeit ein werthvolles Tageblatt, herausgegeben von einer Gesellschaft Gelehrter in Hamburg.

des Strafe, das Bückeburger Gebiet binnen zwei Tagen zu räumen. Außer Zweifel ist ein „Reichshofraths-Conclusum“, in dem von „judicalwidrigen, landfriedensbrüchigen Attentaten“ die Rede, das mit „Kreisexecution“ drohte. Der König von Preußen war erwählt, den Landgrafen mit Gewalt zu „depossidiren“ und „Befreiung der Grafschaft“ zu bewirken. — — Etwas Aehnliches hatte lange nicht stattgefunden im Deutschen Lande und dabei die härteste Enttäuschung!

Nach wenigen Monaten mußte das besetzte Ländchen geräumt werden und hoch kam das mißglückte Unternehmen zu stehen: Schaden und Kosten blieben zu vergüten.

Ein Augenblick kann Alles umgestalten.
Wieland.

Wie schön, wie zauberreich, wie ahnungsvoll die Zeit erster Jugend mit ihren Tausenden lebensfrischer Empfindungen.

Aus den friedlichsten Tagen wurden die Eltern, ich mit ihnen, in die unruhigsten versetzt, in die bedrohlichsten, in ein sorgenvolles Dasein. Trübselige Betrachtungen drängten sich ein in unser bis dahin so frohes Haus.

Während der langen Jahre, in denen Ludwig XV. Frankreich beherrschte, erhielt die, ohnedieß entkräftete, Monarchie gewissermaßen ihren Todesstoß; noch stand sie zwar aufrecht, aber alle Hülfsquellen waren erschöpft; morsche Stützen trugen das Gebäude, unfähig heftigen Anstößen, gewaltigen Erschütterungen Widerstand zu leisten. Unter allen Gesellschafts-Ständen herrschte Verderbtheit, wie solche maßlose Genußgier, Sitten-Vergiftung, Wollust, Andächtelei, Verschwendung und Willkür-Herrschaft in ihrem Gefolge führen. Diese Verderbtheit machte allerdings Umformungen, Verbesserungen dringend nothwendig; Jeder sehnte sich darnach; aber sie waren, und in eigener Weise, schwierig ausführbar. Solche Aufgabe zu lösen, reichte der willenlose, eitle, in üppigem Hofleben erstickte, in stumpfe Sorglosigkeit verfallene König nicht hin. Eines geistvollen Mannes von großer Kraft hätte es bedurft und dieß war unglücklicher Weise auch Ludwig XVI. keineswegs. Mit den ehrlichsten, edelsten Absichten bestieg er den Thron. Es galt ihm ernstlich Fehler

wieder gut zu machen, die von seinen Vorfahren begangen worden, Mißbräuche abzuschaffen, Sparsamkeit einzuführen und gute Ordnung beim Verwaltungs-Wesen. Seine ersten Handlungen zeugten von wahrer Freisinnigkeit: das Volk, erliegend unter Abgaben, unter Bedrückungen jeder Art, sollte erleichtert werden. Gar bald jedoch tauchten Schwierigkeiten und Hemmnisse auf; durch die Neuerungen fühlten sich zahllose und sehr mannigfaltige Interessen verletzt; das Entgegentreten der Parlamente hinderte und hemmte des Königs Absichten und Werke; blinder Volks-Eifer, Pöbel-Wuth unterstützte die Widerspruchs-Partei, wenn auch nur einzig und allein, weil solche gegen die Regierungs-Macht sich gewendet. Nun fehlte es nicht an geschickten Führern, welche die Leidenschaften der Menge trefflich auszubeuten verstanden; einmal in Bewegung gesetzt, beruhigten sich die Proletarier nicht wieder. Jede Verbesserungs-Maßregel, vorgeschlagen von des Königs Räthen, wurde Vorwand zu Unruhen, zu Aufständen, zu Meutereien. Die Minister, Theoretiker, wenig bewandert in der Praktik des Geschäfts-Lebens, oder wähnend, mit abgenutzten Hof-Verwickelungen und Verstrickungen dem Zeitgeiste entgegen kämpfen zu können — Männer des *ancien régime* — ließen sich die gefährlichsten Unbesonnenheiten und Unklugheiten zu Schulden kommen. Der größte politische Fehler dürfte die Teilnahme am Amerikanischen Kriege gewesen sein.

Die Franzosen gingen über die Freiheit hinaus.
Pitt.

Das die Welt bewegende Ereigniß brach los, wie ein Wirbelwind, und setzte alle Gemüther in Gährung. Der Völkersturm der Französischen Empörung, im zerstörenden Fortgang alle Stände erschütternd, die Menge unwiderstehlich mit sich dahinreißend, versuchte Europa zu beherrschen, begrub Vieles, ließ so Manches sonderbar stehen. Fieberhitze umtrieb die Welt, brachte Alles aus seinen Fugen, drohte Leben und Gesundheit zu zerstören. Der Aufruhr erhob sein scheußlich Haupt, jede Leidenschaft sah man entkettet, eine innere Verworfenheit allgemeiner Zustände. Zum verheerenden Feuerbrand ward der „Götterfunke“ in den Händen der Franzosen.

Viele waren nur darum unzufrieden, weil — sie unzufrieden sein wollten. Solche Verstimmung galt den Verblendeten als Fortschritt des Zeitalters.

Gleichzeitig mußte Ludwig XVI. dem bösen Willen seines Adels entgegenkämpfen, und den Ansprüchen und Forderungen eines mit jedem Tage herrischer werdenden Bürgerthums. Bald diesem, bald jenem dringenden Ansuchen seiner vertrauten Umgebung Folge leistend, oder der Furcht, welche des Volkes Aufbrausen weckte, wechselte der Monarch Minister und Systeme; aber stets beseelte ihn der Glaube: es müßten sich die Verbesserungs-Plane in Einklang bringen lassen mit seiner warmen Liebe für Frieden und Ruhe. Zartfühlend, weichherzig, wie er war, bebte Ludwig zurück vor jeder Gewalts-Maßregel, vor jeder Anwendung der Macht. Und dennoch wäre, bei diesem Stande der Dinge, ernste Strenge das einzige Heil-bringende Rettungs-Mittel gewesen; kleinliches, unsicheres, schlaffes, schwankendes Benehmen, ohne Würde, ohne Nachdruck, ohne Kraft, konnte zu nichts Gutem führen.

Die Staats-Umwälzung machte Riesenschritte. Aus Paris erfolgten bald nicht nur revolutionäre Stoßwinde; Schreckens-Scenen, Gräuelthaten wurden kund. Die Hauptstadt dröhnte vom krachenden Donner eines umgestürzten Thrones. Sorglos vergoß das entmenschte Volk Ströme von Blut. Frauen niedrigsten Standes tauchten auf aus Dunkel und Schmutz, um ihr Geschlecht in entartetster, in gräßlichster Gestalt zu zeigen. Frech und schamlos, schreiend und tobend, erlaubten sie sich Ausschweifungen jeder Art, trugen die empörendste Gemeinheit zur Schau, ersannen und verübten Entsetzlichkeiten, um die Männer zu ermuntern zu neuen Gräuelthaten. Schreckliche, scheußliche Weiber durchzogen Paris, steigerten die Volks-Bewegungen, begleiteten jedes Wort blutdürstiger Willkür mit Jubel, mit lautem Jauchzen. Das Blutgerüst, welches viele solcher Furien später betreten mußten, wurde für sie zur Bühne des Ruhmes. Der schwache, aber edle, schuldlose König, — als solcher freilich eine traurige Rolle spielend — endete auf dem Schaffot; freventliches Spiel hatte die Meuterbrut zuvor mit ihm getrieben, als Missethäter ihn behandelt.

Wenigen war es gegeben, den wilden Zeitenlauf, die Entartung, die Geistes-Verwirrung, welche die Neufranken ergriffen, ruhig an sich vorüberbrausen zu lassen, oder solch wahnwitziges Treiben gar als „Verkündigung ans ganze Menschen-Geschlecht“ zu betrachten. Zu diesen Wenigen gehörte mein Vater nicht. Unbefangenen Gemüthes vermochte er — der mit ganzer Seele an Deutschland hing, ein Feind des Franzosenthums und seiner aufwiegelnden Schwindeleien, des Demokratismus mit seinem Verlangen nach ungereimter, einbildischer Gleichheit, der constitutionellen Quacksalbereien und Spiegelfechtereien, ein Freund gesetzlicher Ordnung — die Neuerungen in Frankreich keineswegs zu beschauen. Mein Vater war, ohne durch eine schwarze Brille zu sehen, der Revolution von 1789 nicht weniger abhold, als sechs Jahrzehnde später sein Sohn den Baden'schen und andern Walpurgis-Nächten und Veitstänzen von 1848 und 1849, dem schmählichen Aufruhr in schuldbeladener Vergangenheit, wo Verrath und Empörung gegen Fürsten und Vaterland an der Tages-Ordnung waren, Verschwörungen und Meineide und andere schwere Verbrechen.

Wohlgesinnt, streng, heftig war mein Vater. Die Festigkeit in Grundsätzen der Ehre und der Sitten erbte der Sohn. In jedem Verhältniß, beim mannichfachsten Wechsel der Zeiten, der Umstände, der Lebenslagen, in ruhigen Jahren wie in Tagen der Gefahr — blieb ich meinem politischen Glauben getreu. Nie zeigte ich mich wetterwendisch im Glück; nie schwankend im Unglück. Schaukel-Systeme, Wetterhähne, Zwitter-Naturen, Chamäleons-Wechselbälge waren und blieben mir in den Tod zuwider. Ich — — bedauerte Männer, „Doppelgänger“, die wie Pradt auf alle Fälle gefaßt sind. Bei Wieder-Einsetzung der Bourbons wollte er — so erzählt eine der berühmtesten Schriftstellerinnen neuerer Zeit, die Frau von Staël-Holstein — seine Königsliebe zu beurkunden, eine weiße Cocarde aus der rechten Tasche nehmen, griff aber aus Versehen in die linke und zog eine dreifarbige Hutschleife hervor.

Welche Eindrücke brachte ein „Mitglied der National-Versammlung“ durch seine widerwärtige — Aufschneiderei und Großsprecherei hervor!

„*Avec ma machine je Vous fais sauter la tête d'un clin d'oeil et Vous ne souffrez point.*"

Mit diesen Worten, ausgesprochen, wie die Verbesserung des Strafgesetz-Buches verhandelt wurde, pries ein gewisser Guillotin seine Erfindung, den blutigen Herrscherstuhl des Schreckens. Schallendes Gelächter, welches der ruhmredigen Phrase folgte, machte den Verhandlungen ein Ende. Eines der, der Königs-Partei ergebenen, Journale brachte folgendes Spottlied:

Guillotin,
Médécin,
Politique
Imagine, un beau matin,
Que pendre est inhumain
Et peu patriotique.
Aussitôt
Il lui fait
Un supplice,
Qui sans corde ni poteau,
Supprime du bourreau
L'office,
Le Romain
Guillotin
Qui s'apprête
Consulte gens du métier —
Barnave et Chapelier,
Même Coupe — tête; —
Et sa main
Fait soudain
La machine,
Qui simplement nous tuera
Et que l'on nommera
Guillotine!

Dem Verdienste seine Krone. Uebrigens war Bürger Guillotin, trotz seiner selbstgefälligen Bescheidenheit, ein Plagiarius, ein Gedanken-Räuber. Vorrichtungen, die Hand des Henkers zu entbehren, fanden in Italien, in Böhmen, in Süd-Deutschland schon zu sehr alter Zeit Anwendung. Ein Bild, die Hinrichtung des unglücklichen Conradin von Schwaben, vermittelst einer Köpf-

Maschine, darstellend, befindet sich in der Lorcher Klosterkirche. Auch in England kannte man längst solche Geräthschaften, und nicht unwahrscheinlich ist, daß Nabis, der Tyrann von Sparta, sich derselben bediente.

Durch den Gebrauch bei ihrer Einführung in Frankreich behielt die Guillotine etwas Schauriges. Daß die Jacobiner schon damals sich mit der Absicht trugen, den König auf's Blut-Gerüst zu bringen, ergibt folgende Stelle aus einer Ode Malesherbes auf den Tod von Rose Duperier:

Le pauvre en sa cabane, où la chaume le couvre,
Est sujet à ces lois,
Et la garde, qui veille aux barrières du Louvre
N'en défend pas nos Rois.

So weit ging die Verworfenheit in den Schreckens-Tagen, daß einer der Bluthunde ein eigenes „*Journal des Guillotines*“ herausgab; von Tag zu Tag waren die Namen Hingerichteter darin zu lesen.

Eines wichtigen Ereignisses habe ich nun zu gedenken, eines seltenen Festes. Von den Herrlichkeiten einer Kaiser-Krönung werde ich reden, von der Deutschen „Reichs-Glorie“, die ich in Frankfurt gesehen.

Auf Dörfern, wie in Städtchen haben die Leute gar oft wenig oder nichts zu sprechen und sind froh, wenn sie Gegenstände finden. Machten im stillen Hanau Kleinigkeiten großes Aufsehen, erzeugte jede Begebenheit Neugierde und Reden, trieb die Ankunft eines Reisenden Jung und Alt ans Fenster, geriethen geschäftige Müßiggänger und Herumtreiber, Tagediebe und Straßenlagerer, Gucker und Gaffer in Bewegung, so ist natürlich, daß eine Feier, wie die, welche in Frankfurt bevorstand, nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet wurde. Von Haus zu Haus ging die Botschaft; sie belebte ganz Hanau; sie wirkte aufregend ein auf die Stadt; Alles sprach über die unerwartete Begebenheit.

Für mich hatte das Schauspiel den höchsten Reiz, ich war des dringendsten Verlangens voll, zumal da der Vater im Voraus

kräftig gestaltete Männer gewählt wurden, verspotteten die „Schlafröcke" ihrer Berliner Kriegs-Genossen, verhöhnten sie auf's Ungebührlichste. Das Ende der Neckereien, der mit gegenseitiger Heftigkeit geführten Händel war, daß die kleinen Hessen die langen, etwas sehr übermüthigen Berliner zur Thüre und zu den Fenstern des Bierhauses hinauswarfen.

Die drohende Verkündigung eines gefeierten Feldherrn — der im siebenjährigen Kriege so viele Herzen erfreut, den dazumal jedes Kind kannte, der lange als Heerführer vollkommenstes Vertrauen genossen, dessen alter Ruhm jedoch aus früheren Jahren stammte, dessen glorreiche Jugendtage vorüber waren — das Manifest des Herzogs von Braunschweig erschien; Ruhe und Ordnung gebietend, rief es Volks-Entrüstung hervor.

Achtzigtausend Mann zählend, brach die Armee der Verbündeten in Frankreich ein. Ob es nicht räthlicher gewesen, durch eine Wehrlinie Frankreich abschließen zu lassen, wie ein verpestetes Land, bis sich dort von selbst die Krankheit ausgerast? Bei drohendem Gewitter die Glocken zu ziehen, ist gefährlich; Wetter-Wolken werden dadurch nicht abgeleitet, sondern herbeigeführt. Mit der unzeitigen Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs wurde die Ruhe Deutschlands aufs Spiel gesetzt.

Nur langsam konnte man vorschreiten; selbst günstige Augenblicke wurden nicht frisch erfaßt. In starken, vortheilhaften Stellungen stand das feindliche Heer; geordnete, bedeutende Streitkräfte, zur Vertheidigung bereit, zum Ausfall gerüstet. So leicht war der „Spaziergang nach Paris" keineswegs; es ließ sich nicht hineinstürmen, die Stadt einäschern, der Erde gleich machen. Um Widerstand zu leisten, hatte man Schanzen aufgeworfen. Bitter täuschte sich Prinz Heinrich, der Bruder Friedrich des Großen, als er, unter dem 19. Mai 1792, schrieb:

„*J'envisage la guerre comme rien, vaincre des bourgeois et une armée désorganisée, me parait un triomphe facile.*"

Der Fürst, dessen fester und sicherer Blick, dessen unerschütter-

lichen Muth die Geschichte rühmt, von dem sie wohlberechnete Angriffe und ehrenhafte Siege aufzählt, hatte sich dießmal in Allem sehr geirrt.

Man legte auf innere Partei-Spaltungen zu großes Gewicht. Nicht alle Bande waren gelöst in Frankreich, der Zustand keineswegs ein so ganz und gar zerrütteter. In der feindlichen Armee, die als verfallen galt, herrschte nicht die große Uneinigkeit, sie war nicht in „erbärmlichem" Zustande, von den Republikanern gingen keine Truppen über. Auf's Macht-Gebot der allgemeinen Volks-Bewaffnung fanden sich ungeheuere Massen zum Kriege zusammen. Allerdings nicht eingeübte Männer; aber Franzosen sind behend und lernen schnell. Die Emigrirten, erfüllt von eigener Zuversicht, erleichterten ihr Herz mit unsinnigen Prahlereien. Von der Hoffnung belebt, siegreich und bald zurückzukehren aus ihrer Verbannung, hatten jene Flüchtlinge „Aufnahme mit offenen Armen" verheißen; aber diese fehlte, entgegengesetzte Gesinnungen walteten vor. Beschwerliche Wege im erweichten, grundlosen Boden, sumpfige Wiesengründe und traurige Thäler der verrufenen Champagne hielten die Bewegungen der Deutschen auf. Bald hier, bald da Stockungen und Hemmnisse. Das Uneinige, Rathlose, Langsame und Unlustige der Heerführer, Mangel an Uebereinstimmung in den Befehlen, mußten Verwirrungen, Verlegenheiten und Spaltungen zur Folge haben, schneller, kraftvoller Entschlüsse war man nicht mehr fähig. Von einem gut eingerichteten Spionir-System keine Ahnung. Dazu schreckliches Wetter, anhaltende Regengüsse inmitten der Herbstzeit. — — Man könnte versucht werden, an Friedrich des Großen Worte zu denken, als er mit einem seiner Adjutanten über die Feldzüge eines allgemein gepriesenen Feldherrn sprach. „Glaub' er nur nicht etwa", sagte der Monarch, „daß wir sogenannten großen Männer keine Fehler machen. Sieht er wohl, der Unterschied ist der: wir machen Fehler, wir wissen sie aber wieder gut zu machen. Ein Schafskopf aber macht Sottisen, Bevüen, Böcke, Eselsstreiche!" — und während der König in gesteigertem Eifer einen von des Adjutanten Rockknöpfen ergriff und auf's heftigste daran riß, schloß er mit erhöhter Stimme: „versteht er mich, Eselsstreiche!"

schaaren, den Zug in seiner Wunderpracht langsam sich vorüberbewegen sahen, und sodann die übrigen Merkwürdigkeiten.

Ein herrlicher Anblick. Sechsspännige Staatswagen und glänzende Equipagen ohne Zahl, auch manche altväterische, schwerfällige Prunk-Chaisen. Bunte Laufer und Heiducken, Stallmeister, Kutscher und Bedienten in reichen Tressen-Röcken. Edle stattliche Rosse, prächtig aufgezäumt und geschmückt, überhangen mit gestickten kostbaren Wappen-Decken.

Die Gesandten in Spanischer Tracht, mit herabhängenden schweren Goldketten. Auf ihren Hüten wehten große Federn, sie waren beladen mit funkelnden Edelsteinen, die im Sonnenschein weithin strahlten. Die Kurfürsten theils in rothen, mit Hermelin ausgeschlagenen Mänteln, theils in blendenden, goldstoffenen Gewändern mit goldenen Spitzen-Tressen und Stickereien. Kaiserliche und Schweizer-Garden reich gekleidet. Endlich Kaiser Franz im außerordentlichen Pracht-Anzuge, im vollen Krönungs-Ornate.

Hier sah ich zuerst den Coadjutor des Mainzer Kurfürsten, Karl von Dalberg, damals Statthalter von Erfurt. Seine hohe edle Gestalt hinterließ einen bleibenden Eindruck. — — Ich ahnte den entschiedenen Einfluß nicht, welchen der seltene Mann auf mein Folge-Leben hatte!

Aus seinem Pallast ritt der neue Kaiser, von unzähligem Volk umdrängt, in feierlichem Aufzuge nach dem Dom. Ueber ihm, getragen von zehn Frankfurter Abgeordneten, ein Baldachin, vor ihm her die weltlichen Kurfürsten, zu den Seiten der kaiserliche Hofstaat, endlich der stolze Zug der Leibwache, der Hatschiere und die Bürgergarde mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel.

Ein Jubelruf erhob sich, der Alles übertönte, selbst die schmetternden Fanfaren und die Luft erschütterte; aus den Fenstern flatterten Tücher, Hüte und Mützen wirbelten in die Höhe.

Sehr groß war das Gedränge und Getreibe auf dem Römerberge. Eine unübersehbare schaulustige Menge, ein Menschenmeer aus allen Ständen, von jedem Alter und Geschlecht, Köpfe über Köpfen, auch die Dächer mit Neugierigen besetzt, Zuschauer auf den höchsten Giebeln und auf Schornsteinen. Hier die Bretter-Bude,

in der ein „mit Hasen, Spanferkeln und Geflügel gespickter, leibhaftig ganzer fetter“ Ochs an gewaltigem Spieß gebraten wurde, dort ein kleiner Hügel, aus Hafer aufgeschüttet, und nicht fern davon der Springbrunnen mit dem Doppel-Adler, statt Wasser, weißen Wein und rothen aus beiden Schnäbeln ergießend.

Um des Kaisers Keller, Küche und Marstall zu versorgen, nahmen Schenken, Truchsesse und Marschälle des Reiches, in zierlichen Gefäßen, in Handbecken und auf Silber-Schüsseln, Proben vom Wein entgegen, vom Hafer, und einen „Abhub“ vom gebratenen Ochsen. — — Der alte Brauch, daß die Kaiser den Wein versuchen mußten, der für Jedermann aus dem Springbrunnen floß, auch vom gebratenen Ochsen, der auf der Straße zerlegt wurde, ein Stück essen, war seit 1438 aufgegeben; Kaiser Albrecht II. hatte, bei seiner Krönung in Aachen, die Sitte zum letztenmale beobachtet.

Nun begann auf einmal, unter lautem Freudenruf, eine unbeschreibliche Verwirrung, ein Laufen, Rennen, Rufen, sich Gegeneinander-Stoßen, ein förmlicher Aufruhr; man hätte glauben können, das Volk sei toll geworden. Körperliche Behendigkeits-Uebungen fanden statt und harte Kämpfe der herbeistürzenden, verwegenen, nicht mehr zu beschwichtigenden Menge: um das gelb-roth-schwarze Tuch, womit die Brücke beschlagen gewesen, über welche die Haupt-Personen im Zuge geschritten; um den Ochsen zu zerstücklen; um Bretter und Balken der Bude zu erbeuten, worin man ihn gebraten. Es fehlte keineswegs an belustigenden, an lächerlichen Auftritten, an schadenfrohen Scherzen, besonders beim Hafer-Hügel und in der Nähe des Frei-Wein spendenden Brunnens. Hier bahnte sich ein muthwilliger Bube mit Kneifen und Beißen Bahn zwischen den Beinen seiner Vorleute, dort führten unwillkürliche Stöße zu Handgreiflichkeiten, kräftige Männer faßten sich an der Kehle, Gezänk, Gelächter, Wehegeschrei, Quetschungen und Haut-Verletzungen.

Meine Neugierde war sehr gemischt mit Bangen und Aengstlichkeit. Bei diesen Hand-Gemengen, bei dem zappelnden wilden Gewühl, beim gewaltigen Ringen und Balgen und Zerbläuen, und den ernsthaft gemeinten Rippenstößen des Volksknäuls, in dem tüchtige, feste

Reiches eine Beute der Franzosen werden, und mit Recht konnte es Cüstine, als den Wurzelpunkt aller künftigen Angriffs-Bewegungen gegen Deutschland, für ein unschätzbares Juwel erachten. — Der Republikaner-General schrieb Brandschatzungen jeder Art aus und trieb sie mit rücksichtsloser Strenge ein.

Beinahe jeden Tag erhielten wir Nachrichten vom Ueberrhein, wo Alles einen Umschwung erlitten. Unter fröhlichem Tumult und allgemeinem Jubel, unter Freudenschießen und Glocken-Geläute wurden Freiheits-Bäume gepflanzt, bald an diesen Orten, bald an jenen. Es geschah mit besondern Feierlichkeiten, Reden wurden gehalten und Siegeslieder der Franken gesungen. Dreifarbige Fahnen wehten von allen Thürmen, öffentliche Gebäude waren damit geschmückt. Lange Züge bewegten sich bei Pauken- und Trompeten-Schall, von Musikchören begleitet. Besonders gut nahmen sich die Mädchen aus, weiß gekleidet, National-Schärpen am linken Arm. Sie trugen, je zwei und zwei, die „Freiheits-Ehrenzeichen", andere Verzierungen und Kränze für die Bäume bestimmt.

An einem Orte brach der begeisterte Redner in die Worte aus:

„Millionen freier Menschen, eine Folgewelt schließen wir in unsere Arme. Der unbesiegte Franke bietet dem durch Schrecknisse und Drangsale niedergebeugten Rheinländer den Preis unzähliger Gefahren und Ströme Blutes. Dank ihm! Heil uns! Laut sei unsere Freude und das Zeichen des Bundes dieser Baum. Pyramiden sind Werke der Kunst, selbstkräftig ersteht, wächst und gedeiht die Pflanze. Aus seinen Wurzeln tief in der Erde, trägt der Baum seine Stirne zum Himmel empor. Sei uns hehr und heilig, erhabenes Zeichen des Bundes freier Männer. Die Sterbeglocke des Despotismus hat geschlagen. Haß den Königen und Fürsten mit ihrem ärmlichen Scheinglanz! Haß der Anarchie! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!"

Den „lieblichen" Jungfrauen, welche bei Ueberreichung des Kranzes sich geäußert:

„daß der, für ihr Geschlecht so schreckliche, Kanonen-Donner

unter ihnen in diesem Augenblicke die süßeste Freude erwecke, da er ihnen ankündige, daß sie französische Bürgerinnen seien,"

wurde unter anderm gesagt:

„sie sollten jetzt schon anfangen, die Mutterpflichten kennen zu lernen und ihre Söhne zu freien, muthvollen Menschen auferziehen, Enkel würden dann dereinst ihre Asche segnen."

Viel von sich reden machte auch ein Canonicus von Winkelmann, der Maire zu Worms. In einem, an seine Mitbürger erlassenen, Aufruf hieß es unter anderem:

„Sagt an, welche Bedenklichkeit könnt Ihr finden, Euch eine Obrigkeit zu wählen? Euere vorige Obrigkeit ist durch die Franken entsetzt; weder Kaiser noch Reich kann Euch jetzt eine andere geben. — Die Franken verlangen, daß ihr schwören sollt; und was? Treue dem Volk, versteht wohl, nicht dem fränkischen Volke, nicht der fränkischen Republik, nein! dem Wormser Volk, also Euch selbsten — Ihr könnt die ganze Stadt retten, ihr könnt der Stadt die theuere Freundschaft Euerer Ueberwinder erhalten u. s. w."

Später wurde Winkelmann verhaftet, nach der Festung Königstein abgeführt und eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet.

In Hanau wurde man sehr besorgt wegen eines Ueberfalles. Wir lebten in peinlichster Ungewißheit, Unsicherheit und Verwirrung. Zu nicht geringem Vergnügen schaulustiger Jugend ließ unser Gouverneur — obwohl der Gedanke einer Belagerung fern war — eifrigst an Blockhäusern und an theils gefüllten, theils geschleppten Verhauen arbeiten, an Schanzkörben, Faschinen, Pallisaden und spanischen Reitern. Schaaren von Landleuten wurden herbeigetrieben, man sah sie wirken mit Hacken und Schaufeln und Karren. Der größere Theil des „Bosquets", des Lustwäldchens hinter dem langen leeren Schlosse, wurde zu Bastionen und Redouten umgeschaffen. Wir lernten auch die sogenannten „Lünetten" kennen, das will so viel sagen als der Festung vorgelegte Werke auf dem Glacis, um die Annäherung von Belagerern zu

in der ganzen Umgegend, die unglücklichen Haasen zusammenzutreiben, bis in unmittelbarste Nähe des Königs. Dieser, durch mehrere Büchsenspanner stets mit geladenen Flinten bedient, schoß nun, auf Entfernung weniger Schritte, in kurzer Zeit so viele Haasen, daß bald ein kleiner Hügel gewürgter Schlachtopfer sich erhob. Auf mich, der ich Augenzeuge war, machte dieses Gemetzel den widerwärtigsten Eindruck. Aechte Weidmänner klagten noch nach Jahren über die Niederlage.

Ein erheiterndes, ergötzliches Seitenstück lieferten, sechszehn Jahre später, die kaiserlichen Jagden, welche bei Gelegenheit des Congresses zu Erfurt, den hohen Gästen zu Ehren, veranstaltet wurden. Ich erlaube mir hier der Sache zu gedenken.

Der Fürst von Neufchatel, der, neben seinen übrigen Aemtern, auch das eines Ober-Jägermeisters begleitete, hatte zuvor die genaueste Erkundigung eingezogen über Art und Weise des Treibens. Er bestand darauf, daß für die Schützen tiefe Löcher gegraben würden, und der Erfolg that diese Vorsichts-Maßregel als eine keineswegs unnöthige dar. Kaiser Alexander stand neben Napoleon, die Französischen Marschälle zu beiden Seiten. Als der erste Haase sich zeigte, verschwanden sämmtliche Marschälle mit Blitzesschnelle in ihren Versenkungen, denn Napoleon schoß rücksichtslos auf die Stützen seines Reiches, auf Hasen, auf Treiber. Als die Jagd vorüber und man die Gewehre einpackte, fragte Berthier den General von Müffling: ob keine Verwundungen vorgefallen? und rief hoch erfreut: „*Dieu merci !*“ als ihm verneinend geantwortet wurde.

Lange hatte man sich zu Frankfurt begnügt mit Bretter-Hütten, in denen, wie ich mir sagen ließ, „dramatische Libertinagen“ an der Tages-Ordnung gewesen. Der Bau eines Schauspiel-Hauses fällt ins Jahr 1782, hier gaben wandernde Gesellschaften Vorstellungen. Erst nachdem, 1792, die Gründung eines „National-Theaters“ auf Actien stattgefunden, trat ein besserer und bestehender Zustand der Dinge ein. Talente aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands wurden gewonnen. Was nicht zu übergehen, ist daß, durch glückliche

Fügung, die neue Gesellschaft sich in Hanau einspielte. Dies waren Festtage für mich, nicht eine Vorstellung versäumte ich, und nach der Erinnerung urtheilend, die mir geblieben, hatte sich, unter Umständen, wie die erwähnten, ein vortreffliches Ganzes zusammengefunden. Ich gedenke der Damen Aschenbrenner, Bulla, Boudet, Kneisel, und der Schauspieler Prandt, Stensch (den ich viele Jahre später wieder in München getroffen), Porsch, Elmenreich (der berühmteste Papageno seiner Zeit) u. s. w.

„Nirgends Ruhe, nirgends Friede,
Ueberall ein wilder Krieg!"

Noch hatte die in Blut getauchte Hand der Revolution keinen Fehdebrief hingeschleudert; noch waren die Grenzen Frankreichs nicht überschritten; aber immer ernster wurden kriegerische Rüstungen von Seiten Deutscher Fürsten betrieben.

Bei Hanau zogen zumal Preußen vorbei: Schmettau's Dragoner, Wolfrat's Husaren, mehrere Regimenter Fußvolk, namentlich Thadden und Wegener, und einige Batterien Artillerie mit ihren Kanonen und Geschütz-Wagen.

In Frankfurt sah ich den Einzug der Garden des Preußen-Königs. Wie auf dem Potsdamer Exercier-Platze, wie an Revue-Tagen, bewegten sich die Leute, Schulter an Schulter, in geschlossenen Gliedern, im Parade-Schritt, die Officiere mit Spontons vor ihren Rotten. Ein Eindruck machendes, glänzendes Schauspiel: die Menge der im Sonnenlichte sich spiegelnden Gewehre; große, schöne Soldaten mit betreßten Hüten; das Haar gepudert, anständige Zöpfe. Aus allen Fenstern wurde mit Tüchern geweht, die Straßen waren erfüllt von einer unermeßlichen Zuschauer-Zahl.

Bald schlenderten die Gardisten gar schmuck umher, im zierlichen Hauskleid, mit weißen Nachtmützen, aus langen Thonpfeifen rauchend. Abends gab es einen Wortwechsel und ernsten Zusammenstoß mit, an solche Ueppigkeiten nicht gewöhnten, Hessischen Artilleristen, den Charakter beider Völker klar ins Auge setzend. Die Kanoniere — eine Waffen-Gattung, für die absichtlich nicht große, aber

kräftig gestaltete Männer gewählt wurden, verspotteten die „Schlafröcke“ ihrer Berliner Kriegs-Genossen, verhöhnten sie auf's Ungebührlichste. Das Ende der Neckereien, der mit gegenseitiger Heftigkeit geführten Händel war, daß die kleinen Hessen die langen, etwas sehr übermüthigen Berliner zur Thüre und zu den Fenstern des Bierhauses hinauswarfen.

Die drohende Verkündigung eines gefeierten Feldherrn — der im siebenjährigen Kriege so viele Herzen erfreut, den dazumal jedes Kind kannte, der lange als Heerführer vollkommenstes Vertrauen genossen, dessen alter Ruhm jedoch aus früheren Jahren stammte, dessen glorreiche Jugendtage vorüber waren — das Manifest des Herzogs von Braunschweig erschien; Ruhe und Ordnung gebietend, rief es Volks-Entrüstung hervor.

Achtzigtausend Mann zählend, brach die Armee der Verbündeten in Frankreich ein. Ob es nicht räthlicher gewesen, durch eine Wehrlinie Frankreich abschließen zu lassen, wie ein verpestetes Land, bis sich dort von selbst die Krankheit ausgeraſt? Bei drohendem Gewitter die Glocken zu ziehen, ist gefährlich; Wetter-Wolken werden dadurch nicht abgeleitet, sondern herbeigeführt. Mit der unzeitigen Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs wurde die Ruhe Deutschlands aufs Spiel gesetzt.

Nur langsam konnte man vorschreiten; selbst günstige Augenblicke wurden nicht frisch erfaßt. In starken, vortheilhaften Stellungen stand das feindliche Heer; geordnete, bedeutende Streitkräfte, zur Vertheidigung bereit, zum Ausfall gerüstet. So leicht war der „Spaziergang nach Paris“ keineswegs; es ließ sich nicht hineinstürmen, die Stadt einäschern, der Erde gleich machen. Um Widerstand zu leisten, hatte man Schanzen aufgeworfen. Bitter täuschte sich Prinz Heinrich, der Bruder Friedrich des Großen, als er, unter dem 19. Mai 1792, schrieb:

„*J'envisage la guerre comme rien, vaincre des bourgeois et une armée désorganisée, me parait un triomphe facile.*“

Der Fürst, dessen fester und sicherer Blick, dessen unerschütter-

lichen Muth die Geschichte rühmt, von dem sie wohlberechnete Angriffe und ehrenhafte Siege aufzählt, hatte sich dießmal in Allem sehr geirrt.

Man legte auf innere Partei-Spaltungen zu großes Gewicht. Nicht alle Bande waren gelöst in Frankreich, der Zustand keineswegs ein so ganz und gar zerrütteter. In der feindlichen Armee, die als verfallen galt, herrschte nicht die große Uneinigkeit, sie war nicht in „erbärmlichem“ Zustande, von den Republikanern gingen keine Truppen über. Auf's Macht-Gebot der allgemeinen Volks-Bewaffnung fanden sich ungeheuere Massen zum Kriege zusammen. Allerdings nicht eingeübte Männer; aber Franzosen sind behend und lernen schnell. Die Emigrirten, erfüllt von eigener Zuversicht, erleichterten ihr Herz mit unsinnigen Prahlereien. Von der Hoffnung belebt, siegreich und bald zurückzukehren aus ihrer Verbannung, hatten jene Flüchtlinge „Aufnahme mit offenen Armen“ verheißen; aber diese fehlte, entgegengesetzte Gesinnungen walteten vor. Beschwerliche Wege im erweichten, grundlosen Boden, sumpfige Wiesengründe und traurige Thäler der verrufenen Champagne hielten die Bewegungen der Deutschen auf. Bald hier, bald da Stockungen und Hemmnisse. Das Uneinige, Rathlose, Langsame und Unlustige der Heerführer, Mangel an Uebereinstimmung in den Befehlen, mußten Verwirrungen, Verlegenheiten und Spaltungen zur Folge haben, schneller, kraftvoller Entschlüsse war man nicht mehr fähig. Von einem gut eingerichteten Spionir-System keine Ahnung. Dazu schreckliches Wetter, anhaltende Regengüsse inmitten der Herbstzeit. — — Man könnte versucht werden, an Friedrich des Großen Worte zu denken, als er mit einem seiner Adjutanten über die Feldzüge eines allgemein gepriesenen Feldherrn sprach. „Glaub' er nur nicht etwa“, sagte der Monarch, „daß wir sogenannten großen Männer keine Fehler machen. Sieht er wohl, der Unterschied ist der: wir machen Fehler, wir wissen sie aber wieder gut zu machen. Ein Schafskopf aber macht Sottisen, Bevüen, Böcke, Eselsstreiche!“ — und während der König in gesteigertem Eifer einen von des Adjutanten Rockknöpfen ergriff und auf's heftigste daran riß, schloß er mit erhöhter Stimme: „versteht er mich, Eselsstreiche!“

Das Vertrauen in diesen Angriffs-Krieg, in die vermeintlich unfehlbare Kunst des Braunschweiger Herzogs, in Oesterreichs tapfere Schaaren begann zu sinken; mehr noch die eingebildete Unüberwindlichkeit der Preußen. Man las Zeitungen und Kriegsberichte; man zerbrach sich den Kopf und fing an Zweifel zu erheben; die süßen Träume schwanden, die trügerischen Hoffnungen, in denen sich nicht Wenige gefallen.

Vielfache Gerüchte über Kriegsläufte, meist Unglücksfälle verbreitend, wovon die Verbündeten betroffen worden, entmuthigten. Manche suchten zwar entgegenzuwirken, indem sie bald diese, bald jene unsichere, nicht wahrscheinliche Siegeskunde wissen wollten, heute von der gewonnenen Schlacht redend, morgen von einer andern. Aber die Nachrichten lauteten von Tag zu Tag zweideutiger, schreckender. Mißmuth über den ungünstigen Kampf, über den fruchtlosen, nicht glücklichen Feldzug, nachdenkliche Betrachtungen, die äußerste Spannung, Bestürzung, Ahnung der Gefahr, verdrängten mehr und mehr jede Zuversicht.

Endlich wurde der schmähliche Rückzug vom Schauplatze des Unglücks als ausgemachte Gewißheit kund; daß er in ungeheuerster Verwirrung geschehen, ließ noch Schlimmeres fürchten. Die Anstrengung der Soldaten war bis zur höchsten Ermattung gesteigert, zum Unmuth der Gleichgültigkeit, der Verzweiflung. Was für Fabel gegolten, erschien als furchtbare Wahrheit; der Kriegssturm nahte dem Rhein. Viele zitterten für Deutschland.

Einige Zeit hörte man nichts mehr vom verbündeten Heere, als habe es die Erde verschlungen; sodann tauchte dasselbe wieder auf zwischen der Lahn und dem Taunus-Gebirge. Nach dem so von Grund aus erschöpfenden und auflösenden Feldzuge, war Erholung den Schaaren aller Waffen-Gattungen unumgänglich nothwendig.

Der alte Emigranten-Adel gleicht einer vor Jahrzehnden abgelaufenen Repetir-Uhr, die, nach dem Druck, zu allen Stunden der Zeit nur die einzige angibt und wiederholt, bei welcher sie stehen geblieben.

Jean Paul.

Am Unterrhein füllten sich die Städte mit Ausgewanderten, denen Viele alles Böse gönnten, von der Meinung ausgehend, sie schleppten uns die Revolution über den Hals. Man sah darunter verarmte Adelige, Tag ein Tag aus herumschlendernd und nicht ermüdend, ihre Geburt zu rühmen, ihren Rang, ihre Verhältnisse zu preisen. Sie erzählten, wie Einer ihrer Vorfahren Herzog, ein Anderer Cardinal, und wieder ein Dritter groß gewesen am Königshofe. Solche nicht willkommene Flüchtlinge, die auch weiter eindrangen in Deutschland, blieben, wie früher, in der stolzen Hoffnung gewissen Sieges, anmaßend und rangsüchtig, trotz aller Unfälle, trotz der erlittenen Noth. Sie konnten nicht darüber hinauskommen, daß Alles anders geworden. Das ungeschliffene Benehmen Vieler, die nur von abgesäbelten Jacobiner-Köpfen träumten, rief große Verstimmung gegen die Emigranten hervor. Dieß war so ziemlich ihr allgemeines Loos; Wenige erregten Theilnahme durch persönliche Eigenschaften oder Leistungen, durch Bildung oder Talente.

Von weiterer Ausbreitung der revolutionären Waffen, brachte jede Post Kunde, bald sichere, bald mehr übertriebene. Der Kriegsschauplatz näherte sich unserer Stadt. Cüstine hatte Mainz besetzt, diesen wichtigen Schlüssel der Rhein- und Mainlande. Eine verwegene, aber glückliche Unternehmung. Die Feste war schlecht verwahrt, Wälle und Batterien vernachlässigt, mangelhaft, die Mauern eingestürzt, die Graben lagen trocken. Und dennoch schien seit Jahr und Tag die zweckmäßige Herstellung aller Werke, möglicher kriegerischer Verhängnisse wegen, jedem Laien ein unerläßliches Bedürfniß. Die Zeughaus-Vorräthe waren verschleudert worden, um nöthigen Falls die Geschütze zu bedienen, fehlte es an Kanonieren.

Unter Umständen wie diese, mußte das Haupt-Bollwerk des

den ihn umstehenden Reichsstädtern, rauh, kalt, theilnahmlos, höhnisch, mit Verachtung zurief:

„Euern Kaiser habt Ihr gesehen? Ihr werdet ihn nicht mehr sehen.“

Ohne Sinn für die „Völker beglückenden Bestrebungen“, mußten die Frankfurter ihre Gegenrede schuldig bleiben.

Im Gasthof zum rothen Hause hatte sich der Bürger-General einquartiert. Von Neuwinger erfuhr er, was sich in Nauheim zugetragen: die Waffenthat tapferer Hessen. Einhundertfünfzig Grenadiere des Hanauer Regiments, zum Schutz des Salzwerks beordert, schlugen sich, gegen überzählige Neufranken, bis die letzte Patrone verschossen war. Ich will nicht behaupten, aber gar wohl möglich ist, daß man deßhalb keinen Angriff auf Hanau wagte.

Unterdessen hatte, aus der Champagne zurückkehrend, das Preußen-Heer Coblenz erreicht. Es nahm eine Stellung auf dem rechten Lahn-Ufer; bei Marburg und Gießen zogen sich Hessen zusammen. In den letzten November-Tagen wurden die Franzosen aus dem Taunus-Gebirge verdrängt, die Verbündeten rückten bis zum Main vor.

Nach Hanau brachte man, unter großem Volks-Auflauf, die ersten „National-Truppen“ ein, im Gefecht bei Bergen gefangen genommen. Ein buntscheckiges Häuflein junger Bursche, klein, fast zwerghaft, von nichts weniger als soldatischer Haltung. Unrein, lumpig gekleidet, nur wenige in abgerissenen Militär-Kitteln, oder in Kappröcken, an denen die Fetzen herunterhingen. Mit ihren offenen Ellenbogen und schäbigen Mützen hatten diese Freiheits-Helden, diese junge Soldateska Frankreichs, eher etwas Vagabunden-artiges. Aber niedergeschlagen zeigten sie sich nicht, sondern trotzig und keck. Uebrigens trugen alle Spuren von Säbel-Hieben.

Starkloff, ein liebenswürdiger junger Hesse, war an der Spitze seiner Husaren zu kühn vorangesprengt; eine Kugel durchbohrte die Brust. Mag sein, daß der feuerige Krieger durch ein zartes Verhältniß mit der Amtmanns-Tochter in Bergen zu jener

Waffenthat getrieben wurde. So viel entsinne ich mich, daß ein Dichterling damaliger Zeit den Stoff zur Novelle ausbeutete. Als die Husaren ihren Führer stürzen sahen, wollten sie keinem der „Ohnehosen“ Gnade zu Theil werden lassen.

Von hier begannen für mich recht eigentlich die Bilder des Kriegs-Getümmels, Patrouillen und Nachtwachen, Märsche und Einquartierungen, Scharmützel und Retiraden, Belagerungen und Feldschlachten.

Custine, der bedeutende Verstärkung an sich gezogen, wählte eine vortheilhafte Stellung bei Höchst. Houchard lagerte wohlverschanzt unfern Oberursel. General van der Helden stand in Frankfurt mit zweitausend Mann, meist National-Gardisten und schlecht disciplinirt.

Die Bürger dieser Reichsstadt, welche sich in Aufführung und Gesinnung männlich benommen, wurden mehr und mehr getrost und guter Dinge, ja freudig aufgeregt; sie hofften baldige Erlösung.

Nach mehreren Seiten umschwärmten Preußen und Hessen Frankfurt in dichten Haufen; braune Husaren sprengten bis in die Nähe der Wälle; sehr deutlich hörte man den Preußisch-Hessischen Zapfenstreich.

Am 28. November wurde die Stadt zur gutwilligen Uebergabe aufgefordert. Vergebens! Custine, dem durch van der Helden Meldung geschehen, sprach von „preußischer Unverschämtheit“ und erklärte: „ein freier Republikaner unterhandle nicht mit Despotenknechten.“ Da gab's in Frankfurt Verwirrung, Tumult, wildes Geschrei. Das erbitterte Volk drohte Empörung; besonnene Bürger schritten kräftig ein und wendeten Gewaltthaten ab, welche die gefährlichsten Folgen haben mußten.

Den 1. December erhielt das in Hanau liegende Regiment Kospoth Befehl zum Aufbruch. Wir, meine Spiel-Genossen und ich gaben den Kampfes ungeduldigen Kriegern das Geleite. Kein Zweifel: es war auf Frankfurt abgesehen, so geheimnißvoll man auch die Sache betrieb. Der folgende Tag, ein winterlicher, aber heiterer

Sonntag, trieb uns zu wiederholten Malen ins Freie. Wir hörten das Krachen der Geschütze; Manche wollten selbst Gewehrfeuer unterscheiden.

Wie es in Frankfurt ergangen, vernahm man erst in den Abendstunden. Offen stand das neue Thor, die Zugbrücke war herabgelassen. Hessische Grenadiere, andere Tapfere, ihnen auf dem Fuße folgend, stürmten heran, kühn und todesmuthig. Keck der Gefahr ins Auge schauend, drangen sie vor bis zu den Festungs-Gräben, ohne Sturmleitern, ohne andere Mittel, sich den Eingang zu bahnen. Da flog plötzlich die Zugbrücke in die Höhe. Viele starben den Heldentod, denn sie standen fest mit Löwenmuth und sicher zielten die Franzosen über die Wallbrüstung hinab, während die Hessen ins Ungewisse hinaufschossen. Unter den ersten, die niedergestreckt wurden, zwei verdiente Krieger, Prinz von Philippsthal und Major Donop.

Unbegreiflich genug hatte man in dieser Art den Angriff versucht.

Der Frankfurter Commandant, General van der Helden — er hielt für gut, den Ausgang des Kampfes im Gasthause zum römischen Kaiser abzuwarten — beorderte eine Compagnie mit zwei Kanonen zur Unterstützung ans neue Thor. Mit unglaublicher Geschwindigkeit, blitzschnell, fallen ganze Haufen wüthenden Volkes über die Franzosen her, entwaffnen und zerstreuen sie, stürzen die Geschütze um, schlagen die Räder entzwei. Muthig strömt die Menge dem Festungs-Thore zu. Gediente Linien-Truppen, hier zur Wache aufgestellt, geben Feuer. Nur ein augenblicklicher Widerstand. Einige der Stürmenden fallen, über ihre Leichen hinweg, durch den dicksten Pulverdampf schreiten die Verwegenen vorwärts, zumal faustgerechte Metzger und Zimmerleute, auch andere Männer von starkem Körperbau, denen Unerschrockenheit und sehr sichere Hände eigen. Kurze Zeit dauerte der furchtbare mörderische Kampf. Die Franzosen werden überwältigt, niedergeworfen, die Thore gesprengt, die Zugbrücken niedergelassen. In die von Kriegs-Getümmel erfüllte Stadt dringen Hessen ein, Rüchel an ihrer Spitze. Mit freudigem Ruf, mit lautem Jubel empfängt man die Sieger, Frauen und Mädchen wehen mit weißen Tüchern den Braven entgegen.

Herzens-Bedürfniß war es meinem Vater, an Ort und Stelle

sich zu befragen nach dem Schicksal Befreundeter. Die schrecklichsten Gerüchte durchkreuzten einander in widersprechendster Weise zu Hanau. Das ganze Regiment Kospoth wäre aufgerieben, erzählte man. Ohne zu säumen, eilten wir schon am folgenden Tage in's befreite Frankfurt.

Schwere Opfer hatte der heftig blut'ge Streit gekostet. An der Stelle wo, als Anerkennung der Tapferkeit, das Denkmal errichtet ist aus vielen über einander gehäuften Basalt-Säulen, oben ein Würfel, geschmückt mit Erz-Tafeln und vergoldeten Inschriften, mit großen ehernen Sinnbildern, Helm, Schild und Widderkopf — an dieser Stelle sah ich, gehäuft, wie die Säulen aus Stein, Leichen edler Hessen. Ein Bild voll Jammer und voll Graus, das sich mir auf Lebenszeit einprägte. Ich kann meine Gefühle nicht schildern, ich vermag nicht zu sagen, wie mich der Anblick schmerzte. Von den Umstehenden blieb Niemand ohne aufrichtigste Theilnahme.

Wäre nicht, durch höhere Befehle und Gegen-Befehle, ein eben so glücklich als kühn aufgefaßter Plan vereitelt worden, Frankfurt hätte weniger Blut gekostet. Rüchel — der geistvolle Schüler Friedrich des Großen — wußte Verbindungen in Sachsenhausen anzuknüpfen. Ihm ward die Zusicherung, daß wenn den unerschrockenen Bewohnern, während der Nacht, auf dem Main einige Kanonen und etwas Mannschaft zukäme, sie sich der Brücke bemächtigen und den anrückenden Verbündeten mehrere Thore der Stadt öffnen wollten. Das entscheidende Wort König Friedrich Wilhelms fiel erst, als es überspat, der günstige Augenblick versäumt war; durch den bereits angebrochenen Tag scheiterte jener Angriffsplan, sein Charakter wurde gänzlich verändert. Langsam ritt Rüchel, barsch und rauh, eine ächte Reliquie aus der guten alten Zeit, in ernsten Gedanken im Feuer auf und nieder, Mantel und Hut von Kugeln durchlöchert.

Mainz war umzingelt. Viel schweres Geschütz ging durch unsere Stadt, und als die Belagerung stattfand, besuchte der Vater öfter das Hessische Hauptquartier zu Erbenheim. Welch Vergnügen, daß mir's vergönnt gewesen, ihn zu begleiten! Bei natürlicher Lebhaftig-

Leisten bleiben, Perückenmacher hätten sich um Frisuren zu kümmern, um Puder und Pomade, statt in ihren kühnen Aufwallungen Freiheits-Predigten zu halten, die ihnen sichtbarlich der Teufel eingeübt, und die Revolution in Frankreich für eine „Hebamme künftiger Zeiten“ zu erklären, von Welt-Beglückung zu fabeln und zu krächzen u. s. w. Die tolle Wuth der „Ohnehosen“ ließ allerdings viel fürchten, sollte sich Gelegenheit bieten.

Als Beweise, wie aufgeregt manche Gemüther gewesen zu der Zeit, welch' kecke „Demonstrationen“ Unzufriedene und Böswillige sich erlaubten, noch einige Thatsachen.

Dem geheimen Regierungsrath W....r — einem Manne tadellos von Sitten, keineswegs unbeliebt, aber freilich jenen nicht angehörend, die „zur neuen Erde einen neuen Himmel erfinden wollten“, flog, als mein Vater an seiner Seite saß, ein gewaltiger Stein zum Fenster des Gartenhauses hinein. Unermittelt blieb: wem der Wurf gegolten; durch schnelle Flucht rettete sich der Thäter.

Eines Morgens war viel Lärm und Laufen in den Straßen. Alles strömte dem Marktplatze zu, Jeder wollte die „rothen Mützen“ sehen, welche man während der Nacht den Löwen aufgesetzt, womit die Brunnen geziert waren.

Einen solchen Skandal, einen Frevel der Art, hatte der Polizei-Chef noch nicht erlebt. Zuerst fehlte es ihm an Worten, sodann aber drohte er ernstlich und erklärte nachdrücklich und mit überlauter Stimme: „es sollte das Donnerwetter dem verruchten Bösewicht dreimal auf den Kopf fahren, er wollte, es hinge derselbe schon so hoch, daß man ihn gar nicht erreichen könne.“ — Die ehrlichen Schildhalter des Hessischen Wappens wurden von dem ihnen aufgedrungenen Kopfschmuck befreit.

Auf dem Uhrmacher und seinem Genossen, dem Haarkünstler, ruhte der Verdacht. Sicher irrte man nicht; sie hatten antreibend und hetzend hinter der frechen That gestanden, von ihnen waren ihre Spießgesellen bearbeitet worden.

Das Pflanzen eines Freiheits-Baumes, welches die wüthenden Republikaner beabsichtigten, unterblieb; die Polizei hatte die Sache mit den rothen Mützen zu ernst und wichtig genommen.

Genügenden Grund hatte der Vater zu glauben, daß von so mancher seiner allerdings schonungslosen Reden, von mehr als einem geringschätzigen Beiwort revolutionäre Umtriebe betreffend, Mißbrauch gemacht werden könne: Es kamen ihm selbst wiederholt Warnungen und Drohbriefe zu.

Wie die Sachen standen, schien's unbedingt nothwendig, daß wir uns für einige Zeit von Hanau entfernten. Seine persönliche Sicherheit glaubte der Vater gefährdet. Er wollte sich nicht den bevorstehenden Bedrängnissen aussetzen, den Grausamkeiten, den Unthaten blutdürstiger Schreckensmänner. Und waren nicht andere Schaden des Krieges zu fürchten, Plünderung und Brand?

Vom Dorfelder Hofe — einem der Güter des Prinzen Karl — wurde Pachter Diehl verschrieben, um behülflich zu sein bei der Flucht. Noch schwebt er mir vor, der rüstige, patriarchalische Greis von starkem und kernhaftem Bau, mit eisgrauem, kurz am Nacken abgeschnittenem Haar, einfach aber sauber gekleidet, der Rock weit, die Stiefeln derb. Er fand sich ein mit vier stattlichen Rossen und einem übergroßen Leiterwagen. Man packte unsere beste Habe, das Werthvollste auf. Klugheit gebot, die lebhafte Geschäftigkeit möglichst geräuschlos vor sich gehen zu lassen. Der Pachter erwies sich kräftig und gewandt.

Die Festungs-Thore uns zu öffnen war ein Erlaubniß-Schein des Gouverneurs nothwendig. In Gelnhausen wurde geweilt, um Hanauer Nachrichten abzuwarten. Mit aller Muße besah ich den Thurm der Hauptkirche. Wie der berühmte Marmor-Thurm zu Pisa, wovon ich oft erzählen hörte, bietet auch der Gelnhauser einen Gefahr drohenden Anblick. Ueberhängend nach allen Seiten, wie sich derselbe zeigt, fürchtet man stets den Einsturz. — Die großartigen Trümmer der Kaiserburg wurden besucht. Was mich ganz besonders ergötzte, war das aus Sandstein gearbeitete Bild Barbarossa's im innern Hof des Pallastes. Ueber Fulda traten wir den Weg nach Völkershausen an, dem Hauptorte einer Herrschaft gleichen Namens unfern Vach.

Wie bei frühern Reisen in der Gegend, vermißte man auch dießmal am Fuldaer Hochgericht die Gerippe einiger armen Sünder

nicht, deren Qualen der Strang geendet; mit Ketten dem Galgen angeschmiedet, waren sie ein Spiel der Winde.

Vor dem Herrenhaus, dem sogenannten Schloß in Völkershausen, fanden sich, unserer harrend, zwölf Jäger aufgestellt, des Prinzen „Leibwache“, ihren Unterofficier an der Spitze. Eine abgeschmackte Verfügung des schwachköpfigen, feisten Burggrafen, der in seinem Speck kaum schnaufen konnte. Der Mann mit dem „Pudding-Gesicht“ hatte die „Lustbarkeit“ angeordnet.

„Bewahr' mich Gott, das will ich nicht! So etwas Tolles, solch eine Gaukelei hab' ich nie gesehen!“ Mit diesen Worten entließ der erzürnte Vater die ihm bestimmte Ehrenwache.

Bald liefen beruhigende Nachrichten ein. In Hanau hielt man sich jetzt überzeugt, daß die Festung keinen Angriff zu fürchten habe, die Gründe werde ich sogleich andeuten: Papiere und Kasse übergab mein Vater dem Amtmann in Völkershausen; wir kehrten zurück.

Das erste in Hanau war, daß ein wohlgesinnter, geachteter, verlässiger Hausfreund — in der ganzen Stadt durch den Beinamen „Vetter“ bezeichnet, — der treue Theilnehmer, Gehülfe und Rathgeber an und bei politischen Verhandlungen, genau erzählte, wie Alles hergegangen. Reichlich sprach man die Begebenheit durch.

Nach Frankfurt, zu den Freuden der Weinlese, war der „Vetter“ auf den 22. October eingeladen worden; der Umstand machte ihn sehr unerwartet zum Augenzeugen kriegerischer Hergänge.

Vom alten aber kräftigen Divisions-General Neuwinger befehligt und einem Obersten der reitenden Jäger, Houchard — dessen Gesicht durch Säbelhiebe sehr entstellt war — erschienen die Truppen der Republik, nicht mehr als achthundert Mann. Zwar hatten Stadt-Soldaten die Zugbrücken aufgehoben, die Thore gesperrt, leicht erzwang sich der Feind den Eingang. Zwischen verstörten Bürgern, die schweigsam, mürrisch zurücktraten, nicht zaghaft, aber bestürzt, zogen die Franzosen ein. Ihre Feld-Musik spielte das beliebte, stürmische *Ça-ira* und andere Freiheits-Melodieen. Auf dem Roßmarkte stellten sie sich. Bald hörte man an allen Ecken und Enden:

Amis, restons toujours unis,
Ne craignons pas nos ennemis.
S'ils viennent attaquer,
Nous les ferons sauter.
Chantons la Carmagnole
Vive le Son, vive le Son,
Dansons la Carmagnole,
Vive le Son du Canon
Oui, nous nous souviendrons toujours
Des Sansculottes des fauxbourgs
A leur santé, buvons,
Vivent ces bons Lurons.
Chantons la Carmagnole
Vive le Son, vive le Son,
Dansons la Carmagnole,
Vive le Son du Canon.

Dieser ursprünglich italienische Tanz gelangte durch die Schreckens-Jahre der „Einen und untheilbaren Republik" zu einer entsetzlichen Berühmtheit.

Damals war auch die Marseillaise, wie begreiflich, noch nicht verpönt. Napoleon haßte, verabscheute die Mord- und Schlachthymne; mit ihrer wilden Begeisterung, rief sie dem Gedächtniß die wirren, blutigen Revolutions-Tage zurück. Unter Napoleons Regierung durfte die „Hymne" nie gesungen werden.

Nicht lange, so wurde ruchbar: General Custine fordere zwei Millionen Franken Kriegssteuer. Man beschuldigte Frankfurt, die geflüchteten Prinzen hätten Truppen daselbst werben dürfen; man fabelte davon, die Stadt habe falsche Assignaten in Umlauf gesetzt, und was dergleichen, aus der Luft gegriffene, Vorwürfe und Beschuldigungen mehr waren.

Fünfmalhundert Tausend Franken von der angesetzten Contribution ließ der „Bürger-General" sich abhandeln, und nachdem eine Million bezahlt worden, gestattete er, daß der Magistrat, wegen Erlaß des Uebrigen, eine Bitte an den National-Convent wage.

Bald erschien auch Custine, der „Eroberer von Mainz", wie er sich selbst nannte. Bei der Hauptwache zog die Besatzung an ihm vorüber und hier war es, wo er, seinen großen Schnurrbart streichend,

den ihn umstehenden Reichsstädtern, rauh, kalt, theilnahmlos, höhnisch, mit Verachtung zurief:

„Euern Kaiser habt Ihr gesehen? Ihr werdet ihn nicht mehr sehen.“

Ohne Sinn für die „Völker beglückenden Bestrebungen“, mußten die Frankfurter ihre Gegenrede schuldig bleiben.

Im Gasthof zum rothen Hause hatte sich der Bürger-General einquartiert. Von Neuwinger erfuhr er, was sich in Nauheim zugetragen: die Waffenthat tapferer Hessen. Einhundertfünfzig Grenadiere des Hanauer Regiments, zum Schutz des Salzwerks beordert, schlugen sich, gegen überzählige Neufranken, bis die letzte Patrone verschossen war. Ich will nicht behaupten, aber gar wohl möglich ist, daß man deßhalb keinen Angriff auf Hanau wagte.

Unterdessen hatte, aus der Champagne zurückkehrend, das Preußen-Heer Coblenz erreicht. Es nahm eine Stellung auf dem rechten Lahn-Ufer; bei Marburg und Gießen zogen sich Hessen zusammen. In den letzten November-Tagen wurden die Franzosen aus dem Taunus-Gebirge verdrängt, die Verbündeten rückten bis zum Main vor.

Nach Hanau brachte man, unter großem Volks-Auflauf, die ersten „National-Truppen“ ein, im Gefecht bei Bergen gefangen genommen. Ein buntscheckiges Häuflein junger Bursche, klein, fast zwerghaft, von nichts weniger als soldatischer Haltung. Unrein, lumpig gekleidet, nur wenige in abgerissenen Militär-Kitteln, oder in Kappröcken, an denen die Fetzen herunterhingen. Mit ihren offenen Ellenbogen und schäbigen Mützen hatten diese Freiheits-Helden, diese junge Soldateska Frankreichs, eher etwas Vagabunden-artiges. Aber niedergeschlagen zeigten sie sich nicht, sondern trotzig und keck. Uebrigens trugen alle Spuren von Säbel-Hieben.

Starkloff, ein liebenswürdiger junger Hesse, war an der Spitze seiner Husaren zu kühn vorangesprengt; eine Kugel durchbohrte die Brust. Mag sein, daß der feuerige Krieger durch ein zartes Verhältniß mit der Amtmanns-Tochter in Bergen zu jener

Waffenthat getrieben wurde. So viel entsinne ich mich, daß ein Dichterling damaliger Zeit den Stoff zur Novelle ausbeutete. Als die Husaren ihren Führer stürzen sahen, wollten sie keinem der „Ohnehosen“ Gnade zu Theil werden lassen.

Von hier begannen für mich recht eigentlich die Bilder des Kriegs-Getümmels, Patrouillen und Nachtwachen, Märsche und Einquartierungen, Scharmützel und Retiraden, Belagerungen und Feldschlachten.

Custine, der bedeutende Verstärkung an sich gezogen, wählte eine vortheilhafte Stellung bei Höchst. Houchard lagerte wohlverschanzt unfern Oberursel. General van der Helden stand in Frankfurt mit zweitausend Mann, meist National-Gardisten und schlecht disciplinirt.

Die Bürger dieser Reichsstadt, welche sich in Aufführung und Gesinnung männlich benommen, wurden mehr und mehr getrost und guter Dinge, ja freudig aufgeregt; sie hofften baldige Erlösung.

Nach mehreren Seiten umschwärmten Preußen und Hessen Frankfurt in dichten Haufen; braune Husaren sprengten bis in die Nähe der Wälle; sehr deutlich hörte man den Preußisch-Hessischen Zapfenstreich.

Am 28. November wurde die Stadt zur gutwilligen Uebergabe aufgefordert. Vergebens! Custine, dem durch van der Helden Meldung geschehen, sprach von „preußischer Unverschämtheit“ und erklärte: „ein freier Republikaner unterhandle nicht mit Despotenknechten.“ Da gab's in Frankfurt Verwirrung, Tumult, wildes Geschrei. Das erbitterte Volk drohte Empörung; besonnene Bürger schritten kräftig ein und wendeten Gewaltthaten ab, welche die gefährlichsten Folgen haben mußten.

Den 1. December erhielt das in Hanau liegende Regiment Kospoth Befehl zum Aufbruch. Wir, meine Spiel-Genossen und ich gaben den Kampfes ungeduldigen Kriegern das Geleite. Kein Zweifel: es war auf Frankfurt abgesehen, so geheimnißvoll man auch die Sache betrieb. Der folgende Tag, ein winterlicher, aber heiterer

danten zu folgen. Hier stellten sich ein: die „Bürgerinnen“ Eßbeck und Wedekind, die Gattin des „großen Erzbürgers“, Professor Blau, Caplan Arnsperger und Polizei-Commissär Scheuer.

Bittere Klagen führen Blau und Arnsperger über Mißhandlungen, welche ihnen von dem „verfluchten aristokratischen Lumpen-Gesindel“ zu Theil geworden. Man habe sie gestoßen, geschlagen, getreten, mit Eiern geworfen. Alles dieses sei in Frankfurt geschehen, „das Nest müsse für vogelfrei erklärt werden“.

Der eintretende „Bürger-Gelehrter“ Reit spielt den Weltklugen. Er läßt sich nicht merken, daß Arnsperger in seinen Augen ein „infamer Pfaff“ ist, daß er den democratischen Professor Blau für einen „verdammten Jesuiten“ hält. „Verfluchte Kerls“, die ihn, unter brutalen Zumuthungen, schlechterdings zum Clubisten machen wollten. „Seit der Club ihm die Schulden nicht bezahlt, wolle er von der ganzen Sache nichts mehr wissen.“

Mit Hohnlob und Lachen begrüßt, zeigt sich „Bürger“ Arand. Sein Costüm ist das seltsamste: grauer Rock, schwarze Weste und Beinkleider, veilchenblaue Strümpfe; um den Hals einen Rosenkranz mit daran hängendem Holzkreuz; statt der Bischof-Mütze eine alte Grenadier-Kappe; in der Hand, den Krummstab vorstellend, eine gebogene Weinrebe.

Spott und Unsinn, wie seine Gefährten sich erlaubten mit dem „brennenden Kirchenlehrer“, Alles nahm der bedauerliche, halbwahnwitzige Priester für baare Münze. Angefeuert durch den Beifall, welchen er zu finden wähnte, schickte sich Arand zu einer Rede an. Also ließ er mit rauher Stimme sich vernehmen:

„Nur dem Adler ist es gegeben, in die Sonne zu schauen, nur durch die fränkische Constitution können alle Menschen den Adlerblick bekommen, und .....“

Hier wurde der Sprecher unterbrochen. Der „Duodez-Gelehrte“ erwies sich wüthend. Von Zorn durchdrungen, boshaft spöttische Fratzen schneidend, warf er den anwesenden, überhaupt sämmtlichen Clubisten vor: sie hätten mit aufregender, wild bewegender Leidenschaft — Einige aus höchst unbedeutenden Gründen, Andere aus aufgeblasener Dienstbarkeit, oder aus Ehrgeiz und Selbstsucht-

Getriebe — die Franzosen zu Schritten und Thaten bewogen, an welche diese außerdem gar nicht gedacht. Von ihnen wäre der Freiheits-Helden Habgier und Plünderungs-Lust gereizt, ihr Blutdurst angefacht worden. Alle Verbrechen lasteten auf den Clubisten; sie hätten das Verderben der Stadt und des Landes herbeigeführt, wenigstens beschleunigt. Nun schiebe Jeder sich vor, Jeder wolle erringen, den Vordern verdrängen und überflügeln. Von Abenteuern verdächtigster Art würden sie sich nach und nach in den Schlamm niedriger Laster stürzen.

Es beginnt Streit. Schäumend vor Wuth fällt man über den Bürger Reit her. Es bleibt nicht bei mehr und mehr gesteigerten „Ehrennamen", wie: „unwissender, eigenwilliger, tölpelhafter, impertinenter, elender Mensch, Heuchler, gefährlicher Angeber, Verräther, verkappter Aristokrat, Meineidiger, Lumpenhund, Schandbube", auch Schläge, blaue Flecken, Beulen, drohen dem „Duodez-Gelehrten."

Die Gesichter der Weiber werden geisterbleich. Die „Bürgerinnen" gerathen in Todesangst, zerfließen in Thränen und erheben klägliches Noth-Geschrei.

Im höchsten Erstaunen, empört über das rohe, rücksichtslose Betragen, ruft der Commandant nach Wache. „Fort, in des Teufels Namen, mit dem Lumpen-Gesindel, mit der Spitzbuben-Waare, mit den Königsmördern, mit dem Packvolke."

So endigte das schöne „Erinnerungs-Fest" auf Königstein*.

Was im Herbste noch große Freude machte, das war der glänzende Sieg bei Kaiserslautern, wo, nach dreitägigem hartnäckigem Kampfe, das, vierzigtausend Mann zählende, Franzosen-Heer gegen die Saar zurückgedrängt wurde, sodann des tapfern und einsichtvollen Wurmser Erstürmung der, in jener Zeit viel

* Aus: „Die Mainzer Clubisten zu Königsstein. Ein tragi-komisches Schauspiel in einem Aufzuge. 1793." — Man kennt weder Verfasser noch Druckort. Die jetzt sehr selten gewordene Schrift findet sich in der Bücher-Sammlung eines meiner Freunde.

keit, mußten solche Ereignisse die ganze Begeisterung eines jugendlichen Gemüthes entzünden. Ich wüßte nichts, was mir damals wünschenswerther gewesen; Niemand war zufriedener über diese „Reisen“ als ich.

Versehen mit guten Fernrohren beobachteten wir, unter ängstlichem, peinlichem Gefühl, in nächtlichen Stunden die heftige Beschießung der Stadt. Wir sahen das schreckliche Schauspiel, wie Feuerkugeln stiegen und fielen, wie durch ihre zerstörende Macht, Thürme und Dächer der Kirchen, viele Pracht-Gebäude und Häuser brannten und zusammenstürzten.

Ein Zufall machte uns auch zu Zeugen des mißlungenen Versuches, die Rheinbrücke zu sprengen. Von einem holländischen Capitän rührte der Vorschlag her, mit Brandern dagegen zu wirken. Die Flammen-Boote wurden zu früh losgelassen, mit Stangen hielten die Franzosen solche von der Brücke ab, bis deren Verderben drohender Inhalt, ohne die beabsichtigte Wirkung zu leisten, in die Luft sprühte. Als Trophäen zog der Feind die Boote an den Strand. Zwei „schwimmende Batterien“ entsprachen eben so wenig dem beabsichtigten Zweck. Statt inmitten der Nacht, liefen dieselben am hellen Tage aus, geriethen in ein mörderisches Geschütz-Feuer, so daß die erschreckten Ruderer sich durch Schwimmen retteten.

An Talent zur Zeichenkunst fehlte es mir keineswegs, aber nie leistete ich etwas nur einigermaßen Vorzügliches. Indessen erinnere ich mich noch jetzt, daß ein Panorama-artiges Bildchen der Belagerung von Mainz, auf einer freien Höhe der Hessischen Haupt-Batterie entworfen, so unvollkommen es gewesen, sehr nachsichtvoll beurtheilt wurde. Nicht ohne Vergnügen zeigte der Vater die kleine Skizze seinen Bekannten. Mein Standpunct, dem die Franzosen mit ihren Kugeln wenig anhaben konnten, war besonders günstig. Emsig und eifrig, ließ ich mich bei der Arbeit keine Mühe verdrießen. Die Truppen-Stellung, zumal den Belagerungs-Halbkreis jenseit des Rheines vermochte man deutlich zu überschauen.

Als die Uebergabe erfolgt, zogen wir, unter Schirm und Schutz tapferer Landsleute, zwischen dicht gedrängten Menschen-Massen, mit den ersten Truppen in die Festung ein.

In seinem goldenen Zeitalter hatte ich das einst Adels-schroffe, üppige Mainz zwei Jahre vorher in fröhlichster Behaglichkeit gesehen. Noch waren Friedrich Karl von Erthal und seine Hofhaltung guter Dinge; in schwelgerischer Fülle erfreuten sie sich ihres Daseins; mit Lust und Leichtsinn wurde die Zeit verbracht.

Mein Vater verkehrte damals, trotz des Hasses gegen alles Aufrührische, viel mit manchen, von ihm früher gekannten, angesehenen „Clubisten". Einige darunter, aus ihren republikanischen Gesinnungen kein Hehl machend, gehörten später zu den wildesten Convents-Männern, welche später in Mainz ihr Unwesen trieben, zu jenen, die den Brand schürten im Franzosen-Heere, ja selbst mit zur Schlacht zogen.

Einer gemeinsamen Gondel-Fahrt entsinne ich mich noch. Wir besuchten den, durch seine glückliche Lage so sehr begünstigten, Lustort, „die Favorite". In unserer Gesellschaft befand sich unter andern auch Ingenieur-Major Eickemeyer, welchen später öffentliche Blätter als den „Verräther von Mainz" bezeichneten. — — Ich erfreute mich am prunkvollen Gartensaal, am reichen Gewächshaus, an den Wasserkünsten.

Unser Weg in die, von den Verbündeten eroberte, Feste führte durch Kostheim. Wie Kriegs-Verständige behaupteten, hatte man von Seiten der Verbündeten die Wichtigkeit des Ortes nicht erkannt und unterlassen, zeitig genug Besitz davon zu nehmen. Oft stand dieses Dorf — unfern der Einmündung des Maines, wo der Rhein sich prachtvoll ausbreitet, wo die Franzosen feste Schanzen aufgeworfen — während der Belagerung in Flammen, zur Hälfte fanden wir es abgebrannt, noch vorhandene Häuser alle sehr zerschossen. Zwischen rauchenden Trümmern saß wohlgemuth ein, die Feldwache commandirender, Preußen-Lieutenant. Andächtig las er in des fruchtbarsten Romanen-Dichters jener Zeit, in des menschenfreundlich Deutschen

Lafontaine „Sonderling". Auf welche Weise das Buch hier in die Hände des jungen Kriegers gekommen? Vielleicht war es Mittheilung des Verfassers, der in dieser Zeit seinem Regimente als Feldprediger an den Rhein gefolgt war. — Nun, er konnte daraus die Lehre entnehmen: „daß die Tugend, trotz der ewigen Kämpfe und der nahen Gefahr des Unterliegens, meist am Ende Siegerin bleibt."

Wie hatte sich Alles umgestaltet in dem einst „gesegneten" Mainz? Wie war es anders geworden nach diesen unseligen Ereignissen? Welch erschütterndes Bild! Eine gräuelvolle Zerstörung, vernichtet Pracht und Zierde. Mir wurde seltsam zu Muthe.

Die sehr beschädigte, verwüstete Stadt, aus welcher die französische Besatzung mit klingendem Spiele abzog, um nach den Grenzen ihres Landes zurückzukehren, zeigte einen bejammernswerthen verwilderten Zustand. Beschwerlich war das Hin- und Hergehen in den unreinen, schmutzigen Straßen. Das Pflaster der „großen Bleich" des Thiermarktes, der Rheinstraße hatte man aufgebrochen und gegen die Häuser angehäuft, Keller-Oeffnungen mit Dünger verschüttet und verdeckt, um der Gefahr des Geschützes zu begegnen. An zahllosen Häusern Fenster-Kreuze und Gewände zersprengt, überall Löcher, welche Kugeln geschlagen, die Dächer zerschossen. Viele Gebäude, darunter Kirchen, Klöster, Paläste, lagen ganz oder theilweise in noch rauchenden Trümmern. Die Flammen waren gelöscht, aber die Schutthaufen dampften in wüster Verwirrung, Brandmauern zerstörter Häuser ragten aus Ruinen empor, jeden Augenblick Einsturz drohend.

Die Umgebungen von Mainz öde, verschwunden der Lustsitz, die „Favorite", mit Schlößchen, Pavillons und den anmuthigen Gärten, verschwunden mit allen ihren Herrlichkeiten, kaum die Stelle zu erkennen.

Und zu dem Allem Trübsal, Jammer, größte Noth so vieler grenzenlos unglücklichen Einwohner. Bald hier bald da unterhielt sich mein Vater mit Mainzern, mit dem einst so fröhlichen Völkchen. Die Leute erzählten von Schrecken, welche sie ausgestanden, wie sie fast nichts von ihrer Habe zu retten vermochten. Wenige erwiesen sich kaltblütig, gelassen, viele versunken in trauriges Brüten, wie

nächtlicher Traum schienen die Begebenheiten jüngster Zeit vor ihrer Seele zu schweben. Andere, von Kummer scharf gezeichnet, trüb, bleich, abgezehrt, brachen in Thränen aus, ließen bittere Klagen hören über ihr Geschick, über erduldete Noth und Pein und Grausamkeiten. Wenig habe gefehlt, um Alles zur Beute innerer Parteienwuth und ehrgeiziger Männer zu machen. Von noch Andern, die durch falsche Hoffnungen verleitet worden, hörte man Schmähungen und Drohungen, im heftigsten Zorn, Rache-dürstend, sprachen sie von schnöder Robheit, von schweren Unthaten.

Als der, nach Aschaffenburg entflohene, Landesherr zurückkehrte — den man aufgegeben, den man beschuldigte, mit dem von seinen Vorfahren hinterlassenen Schatze nicht haushälterisch umgegangen zu sein, ihn in unnützem Hof-Aufwande verschwendet, Schulden gemacht zu haben — — als der Kurfürst heimkehrte, giengen die Glocken, die Preußischen Batterien donnerten, vom wilden Jauchzen des Volkes dröhnte die Luft, Metzger, oder, wie man sich erzählte, andere erkaufte Leute, spannten die Pferde vom Reisewagen des Fürsten, an welchem die Wappen aufgefrischt worden. Den nächsten Morgen waren Spott-Gedichte an Straßen-Ecken angeschlagen. Ich las die Worte:

„Von einer Eselin getragen
„Zog Christus einst in Salem ein;
„Sein Deutscher Oberknecht muß schwerer sein,
„Denn zwanzig Esel zogen dessen Wagen."

So hatten sich die Alt-Mainzischen Ansichten umgestaltet!

Die Clubisten auf der Bühne.

Handelnde Personen:

„Bürgerinn Böhmer, eine viel versprechende und wenig haltende Wittwe.

Bürgerinn Forkel, Taglöhnerinn bei der englischen Uebersetzer-Fabrik des Bürgers und Mainzer National-Convents-Deputirten Forster.

Bürgerinn Eßbeck, ehemals von Adel, nun Vorleserinn im Club.

Bürgerinn Wedekind, Mutter des großen Erzbürgers Wedekind.

Bürgerinn Wedekind, Frau des Erzbürgers.

Aloysius Franciscus Xaverius Ignatius Loyola Blau, Professor der democratischen Dogmatik zu Mainz.

Arnsperger, zügelloser Caplan zu Cassel.

Scheuer, Polizei-Commissär und Proclamations-Reiter zu Mainz.

Reit, Duodez-Gelehrter aus Mainz.

Arand, der gelehrteste Pfarrer im ersten Mainzer Grenzorte Nackenheim, Regens und Weinhändler im Seminar, Pfarrer zu Christoph, *Doctor Baccalaureus Biblic. stultiae. formatus et bombasticus*, wirklicher Weihbischof, Erzbischof *in petto*.

Der Commandant von Königstein.

Wache."

Das Stück spielt auf der Festung Königstein. Dahin hatte man einen Theil der Mainzer Freiheits-Schwindler und Unruhe-Stifter in Gewahrsam gebracht.

Drei Damen eröffnen den Reigen. Mutter Wedekind ergießt sich in anstößigen Redensarten und heftigen Vorwürfen, ihrem Sohne geltend. Tieferbost beschuldigt sie denselben der Blindheit, des Unsinns, der Raserei, einen Nichtswürdigen schilt sie ihn, einen hochfahrenden revolutionären Panduren.

Frau Böhmer, barsch und abweisend, stellt lebhafte Einreden.

„Bürgerinn" Forkel, sehr beweglich in Gebärden und Blick, rügt auf's bitterste, „daß die Preußen so tief herabgesunken seien von der ursprünglichen Würde der Menschheit, von der edlen Freiheit, sogar drei unverfängliche Frauenzimmer festzunehmen."

Mit Haß und Aufregung erwidert Mama Wedekind den Beiden: „sie wären Tag ein Tag aus mit Clubisten herumgezogen, hätten sich öffentlich zur Schau gestellt als Freiheits-Heldinnen, in ihrem, ins Ungemessene gesteigerten, Grimm zur äußersten Gewaltthätigkeit gerathen."

Die „ehrsamen Bürgerinnen" Forkel und Böhmer können

das Geschehene nicht leugnen, behaupten jedoch, es sei nothwendig gewesen: „um die feigen, kleinmüthigen Seelen der Pfaffenstadt einem Entschlusse zuzuführen, um Frankfurt zu vernichten, die Mördergrube edler Franzosen, mit den treubrüchigen Bürgern, diesen armseligen Käse-Krämern. Den Helden Cüstine habe nur Großmuth abgehalten, die Stadt an vier Ecken in Brand zu stecken, das heutige Sodom in einen Aschenhaufen umzuwandeln. In den „Bürger" Stamm müsse man seine Hoffnungen setzen. Vor dem Feuerblicke des trefflichen jungen Mannes würde das schlechte Nest fallen, wie Jericho beim Posaunen-Schall."

Bald kam es zwischen den „Schönen" von Anspielungen zu empfindlichen, beleidigenden Schmähungen und Verhöhnungen niedrigster Art. Eine sagte der Andern, „sie sei sanft und schmachtend, wie Mondschein". Die Dritte wollte wissen, „ihre Gegnerin schmecke nach alt-adeligem Sauerteig, träume noch immer von der verklungenen Zeit ihres Glanzes". Wie in eifersücht'gem Wahn wurden bestandene verdächtige Liebes-Abenteuer aufgezählt. Man gedachte „gewisser Empfindungen, deren sich nicht wohl zu erwehren sei", des, „zärtlicher Complexionen halber", übergroßen Hanges zur Unsittlichkeit, zur Ausschweifung. Endlich bedienten sich die „Damen", schreiend gleich Besessenen, wechselweise mit Lästerworten und verläumderischen Schimpfreden: „ehrsüchtiges, verlogenes, falsches Geschöpf, Vagabundinn" und andere vielsagende Worte fielen, denn nicht jedes wurde abgewogen in solcher Aufwallung.

Das Erscheinen des Festungs-Commandanten störte dieses anmuthige Gespräch.

Die von den Frauen vorgetragene Bitte: mit den übrigen Gefangenen Thee trinken, ein „Erinnerungs-Fest" begehen zu dürfen, genehmigte der alte Krieger, jedoch unter der Bedingung, daß die auserwählte Gesellschaft in seiner Gegenwart und auf seinem Zimmer sich zusammenfände. — Eine der „Bürgerinnen" vermochte die Aeußerung nicht zu unterdrücken: „sie hätte nicht geglaubt, in dieser Bastille noch einen Funken Menschenliebe zu treffen".

Ein „impertinenter Despoten-Knecht" — der Wache habende Unterofficier — fordert die „Weibsleute" auf, ihm zum Comman-

danten zu folgen. Hier stellten sich ein: die „Bürgerinnen“ Eßbeck und Wedekind, die Gattin des „großen Erzbürgers“, Professor Blau, Caplan Arnsperger und Polizei-Commissär Scheuer.

Bittere Klagen führen Blau und Arnsperger über Mißhandlungen, welche ihnen von dem „verfluchten aristokratischen Lumpen-Gesindel“ zu Theil geworden. Man habe sie gestoßen, geschlagen, getreten, mit Eiern geworfen. Alles dieses sei in Frankfurt geschehen, „das Nest müsse für vogelfrei erklärt werden“.

Der eintretende „Bürger-Gelehrter“ Reit spielt den Weltklugen. Er läßt sich nicht merken, daß Arnsperger in seinen Augen ein „infamer Pfaff“ ist, daß er den democratischen Professor Blau für einen „verdammten Jesuiten“ hält. „Verfluchte Kerls“, die ihn, unter brutalen Zumuthungen, schlechterdings zum Clubisten machen wollten. „Seit der Club ihm die Schulden nicht bezahlt, wolle er von der ganzen Sache nichts mehr wissen.“

Mit Hohnlob und Lachen begrüßt, zeigt sich „Bürger“ Arand. Sein Costüm ist das seltsamste: grauer Rock, schwarze Weste und Beinkleider, veilchenblaue Strümpfe; um den Hals einen Rosenkranz mit daran hängendem Holzkreuz; statt der Bischof-Mütze eine alte Grenadier-Kappe; in der Hand, den Krummstab vorstellend, eine gebogene Weinrebe.

Spott und Unsinn, wie seine Gefährten sich erlaubten mit dem „brennenden Kirchenlehrer“, Alles nahm der bedauerliche, halbwahnwitzige Priester für baare Münze. Angefeuert durch den Beifall, welchen er zu finden wähnte, schickte sich Arand zu einer Rede an. Also ließ er mit rauher Stimme sich vernehmen:

„Nur dem Adler ist es gegeben, in die Sonne zu schauen, nur durch die fränkische Constitution können alle Menschen den Adlerblick bekommen, und.....“

Hier wurde der Sprecher unterbrochen. Der „Duodez-Gelehrte“ erwies sich wüthend. Von Zorn durchdrungen, boshaft spöttische Fratzen schneidend, warf er den anwesenden, überhaupt sämmtlichen Clubisten vor: sie hätten mit aufregender, wild bewegender Leidenschaft — Einige aus höchst unbedeutenden Gründen, Andere aus aufgeblasener Dienstbarkeit, oder aus Ehrgeiz und Selbstsucht-

Getriebe — die Franzosen zu Schritten und Thaten bewogen, an welche diese außerdem gar nicht gedacht. Von ihnen wäre der Freiheits-Helden Habgier und Plünderungs-Lust gereizt, ihr Blutdurst angefacht worden. Alle Verbrechen lasteten auf den Clubisten; sie hätten das Verderben der Stadt und des Landes herbeigeführt, wenigstens beschleunigt. Nun schiebe Jeder sich vor, Jeder wolle erringen, den Vordern verdrängen und überflügeln. Von Abenteuern verdächtigster Art würden sie sich nach und nach in den Schlamm niedriger Laster stürzen.

Es beginnt Streit. Schäumend vor Wuth fällt man über den Bürger Reit her. Es bleibt nicht bei mehr und mehr gesteigerten „Ehrennamen“, wie: „unwissender, eigenwilliger, tölpelhafter, impertinenter, elender Mensch, Heuchler, gefährlicher Angeber, Verräther, verkappter Aristokrat, Meineidiger, Lumpenhund, Schandbube“, auch Schläge, blaue Flecken, Beulen, drohen dem „Duodez-Gelehrten.“

Die Gesichter der Weiber werden geisterbleich. Die „Bürgerinnen“ gerathen in Todesangst, zerfließen in Thränen und erheben klägliches Noth-Geschrei.

Im höchsten Erstaunen, empört über das rohe, rücksichtslose Betragen, ruft der Commandant nach Wache. „Fort, in des Teufels Namen, mit dem Lumpen-Gesindel, mit der Spitzbuben-Waare, mit den Königsmördern, mit dem Packvolke.“

So endigte das schöne „Erinnerungs-Fest“ auf Königstein *.

Was im Herbste noch große Freude machte, das war der glänzende Sieg bei Kaiserslautern, wo, nach dreitägigem hartnäckigem Kampfe, das, vierzigtausend Mann zählende, Franzosen-Heer gegen die Saar zurückgedrängt wurde, sodann des tapfern und einsichtvollen Wurmser Erstürmung der, in jener Zeit viel

* Aus: „Die Mainzer Clubisten zu Königsstein. Ein tragi-komisches Schauspiel in einem Aufzuge. 1793.“ — Man kennt weder Verfasser noch Druckort. Die jetzt sehr selten gewordene Schrift findet sich in der Bücher-Sammlung eines meiner Freunde.

besprochenen, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts angelegten, Weissenburger Linien.

„Die Ruhestätte treuer Liebe ist der Grabeshügel der Verstorbenen.“

Früh verlor ich Eltern, an denen ich mit unbegrenzter Verehrung, mit innigster Liebe hing, deren ganze Zärtlichkeit auf mir ruhte. — Es war mir nicht beschieden, ihnen vergelten zu können — dahin die schönen Stunden in denen ich so glücklich gewesen!

Bis zum Todestag der vortrefflichsten Mutter trübte kein Unfall die Jahre meiner Kindheit; nur der Sonnenschein des Glückes hatte mir geleuchtet; mein Leben war ein süßer Traum.

Als bedenklich wurde mir die Krankheit vorgestellt, aber nicht als so drohend. Umsonst die treueste, zärtlichste Sorgfalt und Pflege. Ihr Tod war sanft; man glaubte sie schlief ein — und sie verschied.

Zur Leiche der Verklärten führte mich der Vater. Mein erster Schmerz. Bange Schauer erfaßten mich; es schnitt mir tief in die Seele, heiße Thränen rollten aus meinen Augen. Fromme Ruhe ausgebreitet über die Züge der geliebten Todten; das sanfte Auge erloschen; die Pulse nicht mehr schlagend; leblos die Hände, welche mich sonst liebevoll umfingen.

Der Mutter Zimmer konnte ich nicht betreten; erblickte ich die Thür, so brach mir das Herz. In der Wohnstube hing ihr Bild an der Stelle, wo sie gesessen. Immer wähnte ich zu sehen, wie ihre Augen zärtlich sich mir zuwendeten. Mehr todt als lebendig in meinem Innersten, streckte ich die Arme aus und konnte nichts mehr fassen noch halten.

Der Verlust einer über Alles geliebten Mutter, ist der größte Schmerz, den das kindliche Herz empfinden kann.

Mutterliebe, Muttertreue
Gibt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe.

— — — — — —

Ach, zu spät! Die starren, kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten, sind gefalten,
Sind's auf immer. — —

J. G. Jacobi.

Im nächsten Jahre saß ich, in der finstern Todesstunde, am Lager des Vaters. In klarster Besonnenheit sagte er, während er meine Hand hielt:

„Allmählig geht es mit mir zu Ende — es ist, als gefröre mein Blut zu Eis — ich fühle, daß ich sterben werde.“

An meine Brust gelehnt, hauchte der geliebte Vater den letzten Athemzug aus. Mit zerrissenem Herzen, Verzweiflungs-voll stand ich drei Tage später an seinem Grabe.

Seit der Mutter Scheiden, nagte geheimer Trübsinn am Vater. Freuden-scheu, leer, düster war es bei uns geworden im Trauerhaus. Vergebens der Freunde Bemühen, zu beruhigen, Trost zu bereiten.

So lebte ich denn in der Vergangenheit und Erinnerung, hinausgestoßen auf die stürmischen Lebensfluthen in gebrechlichem Boot, verlassen, hülflos, durch kein Band mehr mit der Welt verknüpft. Ein schweres Leid! Ein Gefühl, das nichts aufwiegen kann. Schüchtern, befangen, unerfahren stand ich allein in einer Welt, die ich kaum vom Hörensagen kannte. Es war so viel, was sich in meiner jugendlichen Seele bewegte. Trübe Gedanken umlagerten mich in diesen dunkeln, ernsten Lebenstagen. Ich träumte von Jahren frühern Glücks; aus tiefem Traum wachte ich auf zu neuem Schmerz. Thränen füllten meine Augen, rannen mir die Wangen hinab, und ich hatte Niemand, der mitfühlte, der diese Thränen trocknete, Niemand, der mir trostreiche Worte zusprach keinen Rather, keinen Helfer.

„— Mein Sehnen ruft vergebens
Erstorb'ne Freuden wieder wach!
Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
Und wir, wir welken langsam ihnen nach.“

Nur die Zeit vermochte meinen Gram zu heilen. Das Andenken der geliebten Eltern blieb mir für immer sehr lebhaft.

trage, unverdrossener Eifer machte ihn seinen Zuhörern eben so werth als angenehm.

Ein liebevoller, thätiger Menschenfreund, wirkte der nun längst dahin Geschiedene, während seines verdienstvollen Lebens, durch seltene Geistes- und Herzens-Eigenschaften für die Welt. Unvergeßlich bleibt er Allen, die ihn gekannt und verehrt. Hohes Unrecht lag in dem Ausspruche: Stilling sei ein Deutscher Retif de la Bretonne. Mit dem geistreichen Novellen-Schreiber aus dem achtzehnten Jahrhundert, der das sittliche Verderben seiner Zeit in den unreinsten Farben, aber empörend treu zu schildern verstand — denn er kannte das Laster durch eigene Erfahrung — mit Retif de la Bretonne hatte mein Lehrer nichts gemein.

In vertraulichem Kreise gefiel es Stilling öfter, sein erstes Zusammentreffen mit Göthe zu erzählen. Häufig begegnete es ihm im Leben, daß der Zufall ihn in unmittelbarste Nähe merkwürdiger und interessanter Menschen gebracht, einmal führte derselbe das Erfreulichste für ihn herbei.

„In einer kleinen Stadt widmete ich mich dem ärztlichen Berufe," so sprach mein Lehrer: „Eines Abends wurde ich ersucht, ins Gasthaus zu eilen, ein Fremder, plötzlich erkrankt, harre meiner mit Ungeduld. Ich fand einen schönen jungen Mann, höchst mißvergnügt, voll Sorge und Kümmerniß, war er in Kissen und Tücher gehüllt."

„„Sein Sie mir willkommen,"" „redete er mich an," „„Ihrer Hülfe bedarf ich, lassen Sie uns sitzen, sprechen.""

„Dabei richtete er lauernde, forschende, fragende Blicke auf mich. Ich erklärte: sein Puls gehe regelmäßig und gesund, es dürfte nur von einer Uebermüdung die Rede sein."

„„Dann verzeihen Sie mein wunderliches Betragen,"" „sagte der mir noch Unbekannte, indem er mit komischer Verlegenheit meine Hand faßte," „„man klagt so sehr bei jedem Schmerz und freut sich so sehr, wenn man keinen fühlt. Ich schäme mich meiner Uebereilung, meiner seltsamen Träume, meines wunderlichen Eigensinnes; allein ich wurde so unruhig, ohne zu wissen warum, eine quälende Angst hatte sich in meine Seele eingeschlichen, und stieg,

von Grad zu Grad immer höher und höher. Da ich nun morgen mit Tages-Anbruch weiter zu reisen wünsche und grausenhafte Scheu habe, an fremden Orten zu erkranken.......""

„Ich gab den Trost, seine eingebildete Krankheit solle zu keiner wirklichen werden und eine ruhige Nacht Alles wieder gut machen. Nun lag er, dessen Sorgen verbannt, an meiner Brust und nannte sich; es war Göthe in seinen Blüthenjahren, in seiner kräftigen Jugend. Bis dahin voll Ungewißheit und Angst, empfand er jetzt die lebhafteste Zufriedenheit."

So lernten Göthe und Stilling sich kennen und bald ging die Bekanntschaft in herzliche Freundschaft über. Mit aller Wärme sprach mein Lehrer von dem Dichter. Er pries dessen Herzensgüte, Milde, Freundestreue, das zarte tiefe Mitgefühl; in diesen Eigenschaften habe Göthe's wahrhafte Größe gelegen. Seine Heiterkeit des Gemüthes, die ruhige Klarheit seines Sinnes, die eigenthümliche Denkweise entzückten. Hohes Unrecht, Sünde sei's, wenn Einige, um ihm, der nun als erster Stern leuchte, den Ruhm zu schmälern, zu vernichten wo möglich, sich die Nachreden erlaubten, Göthe wäre zu selbstgenügsam, zu ehrgeizig, um inniger Freundschaft sich hinzugeben. Was ihm Viele absprächen, Wärme der Empfindung, rege Theilnahme, habe seiner Seele keineswegs gefehlt.

„Mir," fuhr Stilling fort, „flößte er auf den ersten Blick Achtung, Vertrauen, Zuneigung ein. Es blieb ihm nicht unbekannt, daß ich früher, von Zeit zu Zeit, mich in ökonomischen Verlegenheiten befunden. Einst waren meine häuslichen Zustände so beschränkt, daß die Last mich niederpressen wollte. Da beförderte Göthe meine „Jugend" zum Druck und sendete mit den herzlichsten Worten das Honorar, eine Rolle Louisdor's. Wie glücklich fühlte ich mich!"

In redlichster Absicht, voll rastlosen gläubigen Eifers, im Feuer der Ueberzeugung, strebte Stilling Alles zurückzuführen auf den Buchstaben des Christenthums, selbst gesellige Verhältnisse und Beziehungen und politische Begebenheiten davon abhängig zu machen. Aber wer würde nicht von ganzer Seele einstimmen in den Nachruf:

Studienjahre.

> Ich preise die Kindheit und das Alter, aber im Jüngling wohnt das Höchste.
>
> Jean Paul.

Eine neue Lebens-Periode begann.

Meine Erziehung, meine Ausbildung wurde einem Mann vertraut, der schlicht von Gemüth, weder ein tief noch ein scharf denkender Kopf war. Er hatte nicht übergewöhnliche Fähigkeiten, sondern war eher geistig beschränkt, wußte etwas von Allem, aber nichts Ordentliches.

Spiel-Geselle meines Vaters, als beide noch Knaben waren, später dessen Universitäts-Genosse, hatte sich D....t dem geistlichen Stande gewidmet, brachte es jedoch nur bis zum verirrten, verkommenen Candidaten der Theologie und wurde als solcher Führer der Grafen von E....h im Odenwalde.

Grundehrlich, aber seltsam, widerwillig, auf alter, unverbesserlicher Weise beharrend, verbitterte mir dieser Mentor, mit den oft drückenden Fesseln, die er anlegte, durch nicht verdiente Kränkungen, manche schuldlose Freude. Und Niemand konnte ich mich offenbaren, Niemand zum Beistand rufen. Indessen trug ich einen unversiegbaren Heiterkeits-Quell in mir, und stets behandelte ich den wunderlichen Mann, der mit den Jahren immer mürrischer und unduldsamer wurde, rücksichtvoll und schonend.

Einige Worte seien mir vergönnt, zur genauern Entwickelung mancher Verhältnisse und Umstände.

Die Methode, nach welcher D....t unterrichtete, war höchst mangelhaft. Nie hatte er wohl von Erziehungs- und Lehrplanen eine Ahnung gehabt. Er nahm an Wissenschaft, an Kunst wenig

Antheil. — — Der grellste Gegensatz Englischer Anstalten, wo man prosaisch und schulmeisterlich außerordentlich viel lehrt, gleichsam eingießt. Nicht die kleinste Hälfte dessen wurde mir beschieden.

Nie kam es dem Manne, welcher bestimmt war, mich zu überwachen, in den Sinn, seinen Pflegbefohlenen anzuregen, Gedanken und Gefühle in Verbindung zu bringen, über Gegenstände, die mich umgeben, Betrachtungen anzustellen, Wahrheiten, Gesinnungen und Grundsätze ins Leben zu übertragen, Natur-Schönheiten zur Ausbildung von Verstand und Herz zu benutzen.

Von gründlicher Erlernung alter und neuer Sprachen, von Geschichte war kaum die Rede. Nur höchst nothdürftig trieben wir klassische Schriftsteller. Grammatikalische Dornen-Hecken und Distel-Gehäge, trockene Declinations- und Conjugations-Regeln, mit ihren endlosen Ausnahmen von den Regeln, wurden mir zum Gräuel. Ich wußte wohl Manches von der Geschichte — dieser eigentlichen hohen Schule des Menschen-Geschlechtes — aber sehr wenig aus ebenbürtigen Quellen; Nachbetereien, Auswendig-Lernen erborgte Lappen. Mitunter schöpfte ich Belehrung in Ritterbüchern und Romanen, die meine Einbildungskraft angenehm beschäftigten, in meinem Herzen einen empfänglichen, fruchtbaren Boden fanden, obwohl ich keineswegs alles Gelesene sogleich begriff.

Besser stand es um Mathematik. Für sie, die mir besonders lieb war, die mir große Freude machte, ermittelte ich selbst einen ausgezeichneten Privatlehrer.

Mehr als ärmlich war der Unterricht in der Geographie. Soll ich aufrichtig reden, so sey ehrlich gestanden, daß ich mit der Länderkunde erst vertrauter wurde, als ich mein Handbuch der topographischen Mineralogie verfaßte.

Bei der Naturgeschichte — welcher der Mentor auch nicht im mindesten gewachsen war — diente als Leitfaden ein Buch, wogegen sich meine Sinne sträubten; jenes in dem Langohr sehr vernünftig seinen Lebenslauf selbst erzählt. Andere Hülfsmittel standen nicht zu Gebot. Man denke sich meinen Triumph, als ich, durch einen „kühnen Griff", mich des Bertuch'schen Bilderbuches bemächtigte.

Indessen erreichte ich das Alter, in welchem die Gefühle in ihrer

ganzen Blüthe und Frische stehen, des Lebens Frühling, der dem Jüngling so reich erscheint an Reizen.

„Deutsche Studenten sind ein freies, frisches, muthiges Völkchen, voll Thatenlust und Eifer, mitunter zu thatenlustig und zu eifrig, wie es die rechte Jugend immer ist; leicht vergötternd und eben so leicht verdammend, rasch handelnd, selten prüfend und wenn es zum Prüfen Zeit und Geduld hat, und einmal dazu kommt, gern auf die Spitze stellend; mit dem Urtheil frisch weg vorn hinaus, viel wissend und wenig wissend zu gleicher Zeit; rasch über das Schwierigste der Wissenschaft mit der Entscheidung her, kurz, der ächte deutsche Charakter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und Ungezogenheit zur selben Zeit."

Plinius der Jüngste.

Als Bursche von achtzehn Jahren, unverdorbenen Herzens, voll vergnügten, aber richtigen Sinnes, bezog ich die Hochschulen, um mich dem Kameral-Wesen zu widmen.

Was den wenigsten meiner Leser bekannt sein dürfte, ist, daß in Hanau einst eine Art Universität war, oder, wie man sich bescheidener ausdrückte, ein „akademisches Gymnasium". Lehrstühle für Theologie und Jurisprudenz bestanden, für „Heilungs-Wissenschaft" und Philosophie; regelrecht erschienen Verzeichnisse der Sommer- und Winter-Lectionen; Berufungen von Hanauer Professoren an andere deutsche Universitäten fanden statt u. s. w. Zur Zeit, wovon ich rede, war, wenn mir mein Gedächtniß treu, die Lehrer-Zahl bis auf zwei zusammengeschrumpft. Für Absichten, wie die, welche man mit mir hatte, war Hanau in keinem Falle geeignet. Zuerst wurde Marburg gewählt, sodann Göttingen, wo der achtungswerthen geistvollen Männer von hervorragender Gelehrsamkeit so viele weilten und wirkten, Männer, die nicht Deutschland allein mit hohen Ehren nannte, die ihres großen Rufes werth waren.

Wohl ist's eine glückliche Zeit gewesen, die ich in den Musenstädten verbrachte. Wie gern rufe ich mir Jahre zurück, in denen sich das Leben so heiter und froh gestaltete.

Unter die vielen Dinge, welche zu ihrem Vortheil verändert worden, gehören sehr entschieden die Postwagen. Welcher Unterschied zwischen der damaligen Art zu reisen und der jetzigen, auch wenn man Eilwägen und die davonsausenden Dampfschiffe und Eisenbahnen außer dem Spiele läßt.

Wir schieden von Hanau um sechs Uhr in der Frühe und erreichten Gießen nach Mitternacht. So lange saßen wir beinahe ununterbrochen in der schlecht gebauten, auf der Achse gehenden Postkutsche und ließen uns auf schmäbliche Weise rütteln und schütteln, um einen Weg von sechs Meilen zurückzulegen. Freilich gab es in der Wetterau noch keine Kunststraße, wohl aber der verdächtigen Stellen mehrere. Hier blieb das schwerfällige Fuhrwerk, die „Marter-Maschine", regelmäßig „stecken". Der Wagenmeister in Friedberg pflegte die Postknechte nicht zu fragen: ob sie „gestocken?", sondern: wie oft in der „Diebseiche", wie lange bei Ilbenstadt u. s. w. In jener „guten alten Zeit", wo die „postalischen" Einrichtungen ans „Cannibalische" grenzten, fuhren wir Schlag zehn Uhr Morgens von Kassel aus und kamen am nächsten Tage um vier Uhr in der Frühe wohlbehalten in Göttingen an; die Achse war beschädigt worden und wir mußten in Münden liegen bleiben. — — Aber wie gründlich lernte man damals in der guten alten Zeit das Land kennen; jetzt, wo man mit Dampf reist, fliegt man in zehn Stunden von Straßburg nach Paris, vor sieben Jahrzehnden brauchte die „Kutsche" zwölf Tage um den Weg zurückzulegen.

Ein schönes Ziel hatte ich im Auge. Voll lebendiger Regungen und freudiger Erwartungen war ich, voll Verlangen, voll Begierde etwas zu lernen; dahin gieng mein ganzes Dichten und Trachten, mein Durst nach Wissen war ein unendlicher. Ich faßte die besten Vorsätze, ich ließ es nicht bewenden beim ersten muthigen Anlauf, beharrte getreulich darin, nie geriethen sie ins Stecken und Stocken. Mit Strenge verfuhr ich gegen mich, nie gab ich mich unstätem Wesen hin. Mit erneutem Eifer, frischen Sinnes, heitern Geistes, auch mit gutem Glück, gieng ich jeden Tag an die Arbeit. Reiche Zinsen trug mir

Dieses Schreiben, aus dem Maimonat 1784, wurde erst nach langen Jahren veröffentlicht.

An Lichtenberg's Stelle kam der Physiker Tobias Mayer, ein schlichter, biederer Mann voll tiefen Wissens und frei von Eitelkeit; denn für sich in Ruhm und Namen keinen Gewinn suchend, lebte er bescheiden in stiller Würde und reinem Wandel. Mayers Darstellung war lebendig, scharfsinnig, eindringlich belehrend. Er, dessen Vorlesungen ich zu wiederholten Malen besuchte, vergönnte mir im Cabinette seinen, mit wahrhaft königlichen Apparaten angestellten, Experimenten zuzusehen. Man ermüdete nicht, das beobachtende, nach ruhigen Entwickelungen strebende Verhalten, das stets bereite Gedächtniß zu bewundern, wurde zur Selbst-Thätigkeit und Mitarbeit aufgemuntert. Zuweilen durfte ich, unter des Lehrers besonderer Anweisung, auch selbst Hand anlegen. Mayer gehörte nicht in die Kategorie jener Gelehrten, von deren Thaten vorzugsweise Zeitungsblätter reden — doch dieser Brauch ist eine der „Errungenschaften" späterer Jahre.

Des scharfsinnigen Denkers Tiedemann philosophische Vorträge versäumte ich nicht. Mit den tiefen Anschauungen und großartigen Verknüpfungen wirkten sie eben so vortheilhaft auf die Richtung meines Geistes, als wohlthätig für Bildung meines Herzens. Wie fördernd war die feine Dialektik für anderweitige Einsicht.

Zwei Männern von freundlichem und liebenswürdigem Charakter, beide geistreich und mittheilend, Justi in Marburg und Bouterwek in Göttingen, schulde ich meine ästhetische Bildung. Von großem Nutzen war mir Justi's Uebersicht der Deutschen Dichtkunst in ihrer geschichtlichen Entwickelung und die aus früheren und späteren Zeiten mitgetheilten Beispiele. Bei Bouterwek hörte ich Aesthetik, verbunden mit einer Geschichte der schönen Künste.

Einst sprach ich mich gegen meinen Göttinger Lehrer, ein heller Kopf, der niemals neben seiner Zeit zurückgeblieben, im Einzelnen ihr voraneilte, sehr begeistert aus über seinen „Graf Donamor". Den ersten Gedanken zu diesem Roman, der seiner Zeit Aufsehen machte, viel Beifall fand, den einige Blätter mit wahrer Schwärmerei rühmten, hatte der Anblick einer großen Preußischen Revue bei Magdeburg geweckt.

Bouterwek entgegnete unter Kopfschütteln, mit aller Freimüthigkeit: noch immer sei der Gedanke an diese Verirrung und Irrfahrt schmerzlich für ihn. Geblendet durch der Freunde Schmeichellob, wäre er, der vierundzwanzig-jährige Verfasser, im Wahne befangen gewesen, Außerordentliches geleistet zu haben. Nicht viel fehlte, so würde er durch seine Phantasie von der akademischen Laufbahn in's Gebiet der Romantik verlockt worden sein.

„Da öffnete mir," fuhr Bouterwek fort, „eine gründliche Recension die Augen. Vielleicht war das Verdammungs-Urtheil zu hart, die Schmähung zu schonungslos; aber ein grober Egoist hätte ich sein müssen, wäre mir nicht der Werth des Buches verdächtig geworden; endlich verlor ich allen Glauben an dasselbe. Meiner dichterischen Einbildung, meinen Hoffnungen gab dieß einen Todesstreich. Ich faßte eine Abneigung gegen alles Ueberspannte und Abenteuerliche. So änderten sich auch meine praktischen Ansichten."

Später gab sich Bouterwek mit Mineralogie ab. Aus den Jahren 1809 und 1810 sind mehrere seiner Briefe an mich im „Taschenbuche" abgedruckt und ein größerer Aufsatz über Bestimmung der Gattungen; alle zeugen von Scharfsinn und Belesenheit. Einen dieser, für mich so höchst werthvollen, Beiträge begleitete folgendes Schreiben; in dankbarster Erinnerung bewahre ich dasselbe unter meinen Papieren.

Göttingen, am 30. December 1808.

„Ich sollte vielleicht Bedenken tragen, Ihnen die kleine Schrift anzubieten, die ich dem mineralogischen Publikum nur anonymisch vorlegen zu dürfen geglaubt habe. Unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr Hofrath Blumenbach, mag es verantworten, daß ich den Schleier der Anonymität gegen Sie abwerfe, um Ihnen bei dieser Gelegenheit für die Belehrungen zu danken, die ich aus Ihren mineralogischen Schriften und auch aus der leider! unterbrochenen geologischen Sammlung geschöpft habe, durch die Sie, auf eine so zweckmäßige Art, das Studium der Geologie zu erleichtern suchten. Ich hoffe bei Ihnen die Nachsicht zu finden, die der Kenner dem anspruchlosen Dillettanten wenigstens nicht immer versagte. Wenn die Urtheile der Herren

trage, unverdrossener Eifer machte ihn seinen Zuhörern eben so werth als angenehm.

Ein liebevoller, thätiger Menschenfreund, wirkte der nun längst dahin Geschiedene, während seines verdienstvollen Lebens, durch seltene Geistes- und Herzens-Eigenschaften für die Welt. Unvergeßlich bleibt er Allen, die ihn gekannt und verehrt. Hohes Unrecht lag in dem Ausspruche: Stilling sei ein Deutscher Retif de la Bretonne. Mit dem geistreichen Novellen-Schreiber aus dem achtzehnten Jahrhundert, der das sittliche Verderben seiner Zeit in den unreinsten Farben, aber empörend treu zu schildern verstand — denn er kannte das Laster durch eigene Erfahrung — mit Retif de la Bretonne hatte mein Lehrer nichts gemein.

In vertraulichem Kreise gefiel es Stilling öfter, sein erstes Zusammentreffen mit Göthe zu erzählen. Häufig begegnete es ihm im Leben, daß der Zufall ihn in unmittelbarste Nähe merkwürdiger und interessanter Menschen gebracht, einmal führte derselbe das Erfreulichste für ihn herbei.

„In einer kleinen Stadt widmete ich mich dem ärztlichen Berufe," so sprach mein Lehrer: „Eines Abends wurde ich ersucht, ins Gasthaus zu eilen, ein Fremder, plötzlich erkrankt, harre meiner mit Ungeduld. Ich fand einen schönen jungen Mann, höchst mißvergnügt, voll Sorge und Kümmerniß, war er in Kissen und Tücher gehüllt."

„„Sein Sie mir willkommen,"" „redete er mich an," „„Ihrer Hülfe bedarf ich, lassen Sie uns sitzen, sprechen.""

„Dabei richtete er lauernde, forschende, fragende Blicke auf mich. Ich erklärte: sein Puls gehe regelmäßig und gesund, es dürfte nur von einer Uebermüdung die Rede sein."

„„Dann verzeihen Sie mein wunderliches Betragen,"" „sagte der mir noch Unbekannte, indem er mit komischer Verlegenheit meine Hand faßte," „„man klagt so sehr bei jedem Schmerz und freut sich so sehr, wenn man keinen fühlt. Ich schäme mich meiner Uebereilung, meiner seltsamen Träume, meines wunderlichen Eigensinnes; allein ich wurde so unruhig, ohne zu wissen warum, eine quälende Angst hatte sich in meine Seele eingeschlichen, und stieg,

von Grad zu Grad immer höher und höher. Da ich nun morgen mit Tages-Anbruch weiter zu reisen wünsche und grausenhafte Scheu habe, an fremden Orten zu erkranken.......""

„Ich gab den Trost, seine eingebildete Krankheit solle zu keiner wirklichen werden und eine ruhige Nacht Alles wieder gut machen. Nun lag er, dessen Sorgen verbannt, an meiner Brust und nannte sich; es war Göthe in seinen Blüthenjahren, in seiner kräftigen Jugend. Bis dahin voll Ungewißheit und Angst, empfand er jetzt die lebhafteste Zufriedenheit."

So lernten Göthe und Stilling sich kennen und bald ging die Bekanntschaft in herzliche Freundschaft über. Mit aller Wärme sprach mein Lehrer von dem Dichter. Er pries dessen Herzensgüte, Milde, Freundestreue, das zarte tiefe Mitgefühl; in diesen Eigenschaften habe Göthe's wahrhafte Größe gelegen. Seine Heiterkeit des Gemüthes, die ruhige Klarheit seines Sinnes, die eigenthümliche Denkweise entzückten. Hohes Unrecht, Sünde sei's, wenn Einige, um ihm, der nun als erster Stern leuchte, den Ruhm zu schmälern, zu vernichten wo möglich, sich die Nachreden erlaubten, Göthe wäre zu selbstgenügsam, zu ehrgeizig, um inniger Freundschaft sich hinzugeben. Was ihm Viele absprächen, Wärme der Empfindung, rege Theilnahme, habe seiner Seele keineswegs gefehlt.

„Mir," fuhr Stilling fort, „flößte er auf den ersten Blick Achtung, Vertrauen, Zuneigung ein. Es blieb ihm nicht unbekannt, daß ich früher, von Zeit zu Zeit, mich in ökonomischen Verlegenheiten befunden. Einst waren meine häuslichen Zustände so beschränkt, daß die Last mich niederpressen wollte. Da beförderte Göthe meine „Jugend" zum Druck und sendete mit den herzlichsten Worten das Honorar, eine Rolle Louisdor's. Wie glücklich fühlte ich mich!"

In redlichster Absicht, voll rastlosen gläubigen Eifers, im Feuer der Ueberzeugung, strebte Stilling Alles zurückzuführen auf den Buchstaben des Christenthums, selbst gesellige Verhältnisse und Beziehungen und politische Begebenheiten davon abhängig zu machen. Aber wer würde nicht von ganzer Seele einstimmen in den Nachruf:

„Heil dir, edler Jung im Geisterleben,
Wo die Wahrheit bei der Klarheit wohnt!
Deine frommen Träume sind — vergeben,
Deine frommen Thaten sind — belohnt.

Mit offener, Zutrauen erweckender Miene, mit väterlicher Güte empfing mich, gleich beim ersten Besuch, Blumenbach, der Mann von Weltruf, von vielumfassendem, weitausgreifendem Geist, mit bewältigendem Einflusse und der wunderbarsten literarischen Betriebsamkeit. Ich fand ihn in seiner Garten-Laube beschäftigt mit der Durchsicht von Reisewerken, die ihm so eben zugekommen waren. Er erwies sich mir sehr freundlich und aufrichtig gefällig; mit tief geschöpfter Lehre kam er dem Wissens-Durst des Jünglings entgegen; Blumenbach gewann vor Allen mein Herz. Mit beneidenswerther Lebendigkeit der Darstellung, mit seinem Feuer und der unerschöpflichen heitern Laune, Gedanken mehr abwiegend als Worte, aber der Vortrag immer fließend, lebhaft, klar, bestimmt — war es Blumenbach, der meine Liebe zur Wissenschaft weckte, welche die Natur-Erscheinungen beobachten und beschreiben lehrt, deren Gegenstand von unendlicher Größe ist. Sie, für die der Göttinger Lehrer seine Schüler gleich anfangs in Begeisterung fortzureißen wußte, nahm bald meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; der Eindruck, den ich hier erhielt, war bestimmend für mein ganzes Leben.

Jeder Tag überzeugte mich mehr und mehr, daß aus der Natur-Anschauung, in unversiegbarer Fülle ein ewig frischer Quell uns entgegenströmt; denn niemals wird eines ihrer Gebiete völlig ausgemessen oder erforscht werden. „Heilig und zart," sagt Tieck, „ist der Umgang mit der Natur, und sie spricht nicht in allen Stunden zu uns; aber wenn sie redselig, ist es das Lieblichste, was unsere Seele vernimmt." Eine neu erschlossene Ansicht, ein bedeutend leitendes Wort von Blumenbach, der es verstand, seinen Forschungen ausgedehnte Tragweite zu verleihen, förderte die Jünglinge seiner Umgebung mehr, als vielfache andere Anstrengungen. Besonders Mineralogie war es, welche mich unwiderstehlich fesselte. Bald trieb ich sie, die mit wunderbarem Reize sich erwies, leidenschaftlich; unauf-

haltsam drängte es mich zum Studium. Es ging mir gleichsam eine neue Welt auf. Noch entsinne ich mich lebhaft der Freude, des Entzückens, das ich beim ersten Stuffen-Einkauf von Harzer Händlern empfand; die Tapperten, der Mügge waren meine Lieferer. Ich, der ich jeden „unnützen“ Aufwand mied und meiden mußte, da ich sehr karg gehalten wurde von meinen Vorgesetzten, habe nicht vergessen, daß ich selbst alle einigermaßen abgängigen Kleidungs-Stücke gegen Mineralien zu vertauschen keinen Anstand nahm, wenn die Gelder ausgingen. — — Die einzigen Schulden, welche man in Göttingen für mich zu zahlen hatte, waren auf einer Buchhändler-Rechnung verzeichnet.

Ein Jahrzehend, nachdem ich meine *Alma Mater*, die *Georgia Augusta*, verlassen, beglückte mich der Lehrer, dem ich mit unwandelbarer Erkenntlichkeit zugethan blieb, dem ich für immer mich hoch verpflichtet fühlte — Blumenbach suchte mich in Hanau auf. Ich verfehlte nicht, meinem gnädigsten Herrn, dem Großherzog von Frankfurt, welcher zu der Zeit in meiner Vaterstadt sein Hoflager hatte, die Anwesenheit des Göttinger Koryphäen zu melden. In einem Handbillet erwiderte Karl von Dalberg:

„Ihr Gast ist der meinige; ich erwarte Blumenbach und Sie zur Tafel.“

Viele Jahre verflossen, da sah ich den Nestor Deutscher Naturforscher noch einmal. Er hatte das Greisenalter fast überschritten und war gebunden durch Siechthum. Eine Reise nach dem Harze führte mich, 1835, durch die Musenstadt. Mir war's Bedürfniß, Pflicht des Herzens, Blumenbach zu begrüßen. Er machte eine Anstrengung, sich zu erheben, sank aber vor Schwäche sogleich zurück. Wie Vieles mußte ich erzählen und berichten! Wir kamen nicht zu Ende, und gerne folgte ich der freundlichen Einladung, meinen Besuch in der Theestunde zu wiederholen. Ich bat um Vergünstigung, meinen Sohn Gustav zu einer Stelle bringen zu dürfen, an welche ich die dankbarsten Erinnerungen in der Seele bewahrte. Als Blumenbach vernahm, es sei von seinem Hörsaale die Rede, sah ich eine Thräne in seinem Auge glänzen.

Segen dem Andenken des Edlen!

Der freimüthige und gewissenhafte Schlözer, reich an Verstand und unermeßlich gelehrt, stand in sehr hohem Werth bei mir. Mit gespannter Aufmerksamkeit, mit größtem Interesse, mit Ergriffensein und Begeisterung hörte ich ihn, der so Viele sich verpflichtet durch Mund und Schrift. Welche Klarheit! Welch scharf sondernder Geist! Nie entstand in mir ein Zweifel am Wahrhaftigen, am Untrüglichen seiner Lehre. Geschichtliche Episoden, die er einschaltete, ungemein reichhaltig und anregend, waren weniger Erzählung, wie vielmehr fortlaufende Kritik. Als Höchstes galt mir, was Schlözer, in seiner Gediegenheit, mit edelmüthiger Unerschrockenheit vorbrachte. Ohne zu ermüden, quälte ich mich mit Nachschreiben.

Wie unterrichtend waren für mich des so gewissenhaften Beckmann's Vorträge. Reicher Gewinn entsproß seiner ernsten, geräuschlosen literarischen Thätigkeit. Ihm, dessen Urtheil das reichste, bedächtigste, der eifrig für's Praktische war und streng auf sein Fach beschränkt, wendete ich mein ganzes Vertrauen zu. Was kam in der Fabrik-Wissenschaft, in der Handelslehre nicht Alles zur Sprache! Nie ermüdeten Beckmann meine Fragen, meine Bitten um Belehrung. Noch im späten Alter blieb mir das Andenken an den ausgezeichneten Lehrer sehr werth, öfter verkehrte ich brieflich mit ihm.

Drei Monate früher, als ich vorübergehend in Göttingen mich ansiedelte, erreichte Lichtenberg's irdische Laufbahn ihr Ziel; im Februar 1799 war der berühmte Lehrer zu Grabe getragen worden.

Verstandes-Schärfe, streng wissenschaftlicher Geist, hoher poetischer Sinn fanden sich auf nicht gewöhnliche Weise verschmolzen in dem seltenen Mann. Neben umfassender gründlichster Kenntniß der Physik, in welcher er auch Entdecker wurde, war Lichtenberg wohl bewandert in den mannigfaltigsten Wissenschafts-Fächern, wie in Philosophie, in Völker- und Sittenkunde, in Poesie und Kunst. Was ihm als Thorheit, als Verirrung erschien, Schwächen und Gebrechen seiner Zeit, Schwärmereien, Empfindeleien, Anmaßungen, wußte der geistreichste Deutsche Humorist — des Sieges im Voraus gewiß — mit unerschöpflichem Witz und Spott von lächerlicher Seite darzustellen. In seinen zahlreich besuchten Vorlesungen kam Lichtenberg, neben seinen Kenntnissen, seinem Scharfsinn und der anziehen-

den populären Darstellungs-Gabe, der reiche Vorrath trefflicher Instrumente zu statten, die er sich aus eigenen Mitteln angeschafft, und welche die Universität später erkaufte.

Die Göttinger hatten ihren Lichtenberg nicht vergessen, seinen Verlust nicht verschmerzt. Wie oft pries man mir seine Bescheidenheit, seine Herzensmilde und Sanftmuth, die ihm eigen waren, trotz des Geißelnden und Hechelnden so mancher seiner Schriften.

Ich ließ mir erzählen von dem einsamen, zurückgezogenen Leben Lichtenberg's, wie sein Umgang beschränkt gewesen auf wenige Freunde. Leiden dieser und jener Art führten Schwermüthigkeit herbei, düstre, trübsinnige Launen, auch große Nerven-Reizbarkeit. Nicht selten äußerte er, der fast menschenscheu geworden: er finde fast keine Unterhaltung mehr, als durch seinen eigenen, immer beschäftigten Kopf.

Von Lichtenberg redend, sei mir gestattet, seines Briefs an einen Jugendfreund zu gedenken, womit er eine Sendung der musterhaften Göttinger Leckerbissen begleitete.

„Ein Päckel mit *farciminibus Göttingensibus* zur Probe folgt anbei; wenn das Zeug nur nicht verdorben ist, ich habe sie schon etwas lange in meiner Bibliothek hängen gehabt, weil da der Feind nicht hinkommt. Sollten sie abgestanden sein, so erfolgen mit erster Gelegenheit andere. Es ist besonders, wie diese Würste außerhalb in Credit sein müssen. Unser Buchhändler Dietrich schickt alle halb Jahr, mit andern Geistes-Producten, wenigstens einen halben Centner davon nach Berlin. Die literarischen Produkte und hiesigen Mettebücher kommen zuweilen wieder zurück, aber man hat kein Beispiel, daß je eine Wurst wieder zurückgekommen wäre. Um den Handel in Aufnahme zu bringen, werde ich Nicolai'n rathen, einmal ein Paar Pfunde in der allgemeinen deutschen Bibliothek recensiren zu lassen. Man hat hier ein altes Gedicht auf die Stadt, darin heißt sie:

> Berühmt in allerlei Bedeutung,
> Durch Würste, Bibliothek und Zeitung,
> Compendien und Regenwetter,
> Und breite Stein und Wochenblätter,

wo sie auch neben den Geistes-Producten stehen."

Dieses Schreiben, aus dem Maimonat 1784, wurde erst nach langen Jahren veröffentlicht.

An Lichtenberg's Stelle kam der Physiker Tobias Mayer, ein schlichter, biederer Mann voll tiefen Wissens und frei von Eitelkeit; denn für sich in Ruhm und Namen keinen Gewinn suchend, lebte er bescheiden in stiller Würde und reinem Wandel. Mayers Darstellung war lebendig, scharfsinnig, eindringlich belehrend. Er, dessen Vorlesungen ich zu wiederholten Malen besuchte, vergönnte mir im Cabinette seinen, mit wahrhaft königlichen Apparaten angestellten, Experimenten zuzusehen. Man ermüdete nicht, das beobachtende, nach ruhigen Entwickelungen strebende Verhalten, das stets bereite Gedächtniß zu bewundern, wurde zur Selbst-Thätigkeit und Mitarbeit aufgemuntert. Zuweilen durfte ich, unter des Lehrers besonderer Anweisung, auch selbst Hand anlegen. Mayer gehörte nicht in die Kategorie jener Gelehrten, von deren Thaten vorzugsweise Zeitungsblätter reden — doch dieser Brauch ist eine der „Errungenschaften" späterer Jahre.

Des scharfsinnigen Denkers Tiedemann philosophische Vorträge versäumte ich nicht. Mit den tiefen Anschauungen und großartigen Verknüpfungen wirkten sie eben so vortheilhaft auf die Richtung meines Geistes, als wohlthätig für Bildung meines Herzens. Wie fördernd war die feine Dialektik für anderweitige Einsicht.

Zwei Männern von freundlichem und liebenswürdigem Charakter, beide geistreich und mittheilend, Justi in Marburg und Bouterwek in Göttingen, schulde ich meine ästhetische Bildung. Von großem Nutzen war mir Justi's Uebersicht der Deutschen Dichtkunst in ihrer geschichtlichen Entwickelung und die aus früheren und späteren Zeiten mitgetheilten Beispiele. Bei Bouterwek hörte ich Aesthetik, verbunden mit einer Geschichte der schönen Künste.

Einst sprach ich mich gegen meinen Göttinger Lehrer, ein heller Kopf, der niemals neben seiner Zeit zurückgeblieben, im Einzelnen ihr voraneilte, sehr begeistert aus über seinen „Graf Donamor". Den ersten Gedanken zu diesem Roman, der seiner Zeit Aufsehen machte, viel Beifall fand, den einige Blätter mit wahrer Schwärmerei rühmten, hatte der Anblick einer großen Preußischen Revue bei Magdeburg geweckt.

Bouterwek entgegnete unter Kopfschütteln, mit aller Freimüthigkeit: noch immer sei der Gedanke an diese Verirrung und Irrfahrt schmerzlich für ihn. Geblendet durch der Freunde Schmeichellob, wäre er, der vierundzwanzig-jährige Verfasser, im Wahne befangen gewesen, Außerordentliches geleistet zu haben. Nicht viel fehlte, so würde er durch seine Phantasie von der akademischen Laufbahn in's Gebiet der Romantik verlockt worden sein.

„Da öffnete mir," fuhr Bouterwek fort, „eine gründliche Recension die Augen. Vielleicht war das Verdammungs-Urtheil zu hart, die Schmähung zu schonungslos; aber ein grober Egoist hätte ich sein müssen, wäre mir nicht der Werth des Buches verdächtig geworden; endlich verlor ich allen Glauben an dasselbe. Meiner dichterischen Einbildung, meinen Hoffnungen gab dieß einen Todesstreich. Ich faßte eine Abneigung gegen alles Ueberspannte und Abenteuerliche. So änderten sich auch meine praktischen Ansichten."

Später gab sich Bouterwek mit Mineralogie ab. Aus den Jahren 1809 und 1810 sind mehrere seiner Briefe an mich im „Taschenbuche" abgedruckt und ein größerer Aufsatz über Bestimmung der Gattungen; alle zeugen von Scharfsinn und Belesenheit. Einen dieser, für mich so höchst werthvollen, Beiträge begleitete folgendes Schreiben; in dankbarster Erinnerung bewahre ich dasselbe unter meinen Papieren.

Göttingen, am 30. December 1808.

„Ich sollte vielleicht Bedenken tragen, Ihnen die kleine Schrift anzubieten, die ich dem mineralogischen Publikum nur anonymisch vorlegen zu dürfen geglaubt habe. Unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr Hofrath Blumenbach, mag es verantworten, daß ich den Schleier der Anonymität gegen Sie abwerfe, um Ihnen bei dieser Gelegenheit für die Belehrungen zu danken, die ich aus Ihren mineralogischen Schriften und auch aus der leider! unterbrochenen geologischen Sammlung geschöpft habe, durch die Sie, auf eine so zweckmäßige Art, das Studium der Geologie zu erleichtern suchten. Ich hoffe bei Ihnen die Nachsicht zu finden, die der Kenner dem anspruchlosen Dillettanten wenigstens nicht immer versagte. Wenn die Urtheile der Herren

welche besonders Interesse für mich hatte. Querfeldein, zum Theil auf argen, holperigen, ungebahnten Straßen gieng ich auf Merkwürdigkeiten aus. Nicht selten traten zu beiden Wegseiten die Felsenecken einander so nahe, daß wenig Raum blieb neben den rauschenden Bächen.

Wunderbar schön sind Frühmorgen in den Thüringer Bergen, wenn die Höhen-Umrisse nach und nach schärfer werden, die Gipfel immer heller und heller, während noch tiefes Dunkel in den Thälern liegt. Vermißt man großartige Bilder, auffallende Natur-Erscheinungen, so erfreut sich das Auge an Wiesenplätzen mit frischen reinen Bächen, von Gebüschen angenehm unterbrochen, an Saatfeldern, durch Winde grünen Wogen gleich bewegt, an Berg-Gehängen mit smaragdfarbigen Buchen bekleidet, deren majestätische, uralte Stämme hoch emporragen, mit ihren Aesten immer dichter und dichter sich verschränkend, so daß endlich vom Himmel nichts mehr zu sehen. Auf Bergeshöhen und an rauhen Felswänden zeigen sich Schloß-Trümmer mit verfallenen Mauern, ausgestorben, einsam, verwaist, verödet die Heimathstätte wilder Ritter, welche ihre Blüthe und Bedeutung im Mittelalter hatten, die sich stolz und stark fühlten, jeder Gefahr Trotz bietend und von den Zinnen gefürchtete Banner wehen ließen. Einen Anblick ganz eigenthümlicher Art gewähren solche Burg-Reste, wenn der Schein der Sonne sie übergießt. Versteckt zwischen üppigen Obstbäumen liegen Häuser und Hütten, so namentlich im Saalethal. Ueberall an den Wohnungen Vogelkäfige mit Gimpeln und Kreuzschnäbeln, mit Finken und Drosseln. Zahllose Vögel werden hier zu Lande unterichtet im „kunstvollen Singen". Meist sind es Schuster, welche, neben ihrem Geschäft, durch Vorpfeifen von Liedern die kleinen Wald-Bewohner unterrichten. Vogelhändler erkaufen die fertigen Schüler und wissen sie zu einem nicht unbedeutenden Handels-Artikel zu machen. — In der Nähe dieser und jener gutgebauten, schmucken Dörfer große Schlacken-Haufwerke, das Gewerbe kund gebend, welches die Bewohner treiben.

Leicht und angenehm fand ich das Leben mit den Thüringern. Eigenthümlichkeiten hat das Volk, ist aber bieder, offen, lebhaft, zuvorkommend und von tiefem Gemüth. In heiterster Laune ziehen

Während d es Aufenthaltes in Göttingen hatte sich Gelegenheit geboten zu einer kleinen literarischen Arbeit. Es schlug dieselbe, sonderbar genug, ins Gebiet der Thier-Heilkunde ein, ein Studium, das ich in Marburg eifrig betrieben. Mein Wittenberger Verleger trug das Honorar in Büchern ab. Ich wählte unter andern Schiller's „Wallenstein", der nicht lange vorher die Presse verlassen. Am Christabend erfreute ich mich, den das schöne Fest einsiedlerisch Verbringenden, mit dieser Gabe. Beide Feiertage, und die Nacht, in welcher zwei Jahrhunderte sich begegneten, schloß ich mich ein. Welches Vergnügen empfand ich! Wie fühlte ich mich festgehalten! Ist es mir doch, als vermöchte ich, im warmen Farbenton frischester Erinnerung, meinen Genuß auszumalen. Auf mich machte das herrliche Kunstwerk einen unaussprechlichen Eindruck, den ich mit nichts zu vergleichen weiß. Es rief die tiefste, die schönste Rührung hervor.

Wie eine trübe, unheimliche Vergangenheit lag das abgelaufene Jahrhundert hinter uns. Des Unangenehmen hatte es viel bereitet und wer ahnte, daß es Dinge vererbte, die wir um jeden Preis wieder loszuwerden suchen mußten.

Die vorschriftmäßige Staats-Prüfung — bei der Jung Stilling mir eine feuerige Lobrede hielt — ward ehrenhaft bestanden.

Ein Actenstück seltsamer Art bewahre ich aus jener Zeit; ich will es nicht unerwähnt lassen.

Wer hörte nicht von dem berühmten Baldinger, von dem Riesengeist in seiner Art? Von dem gelehrten und gefeierten Arzte, der mit tiefem und glücklichem Blick schnell das Wesen seiner Kranken durchschaute, der, überreich an Erfahrungen, bis ins späteste Alter unbedingtes Vertrauen genoß, zu dem einst in Marburg und weit und breit in der Umgegend Alles seine Zuflucht nahm, bei dem jeder Leidende Rath und Hülfe suchte, dessen Aussprüche als Orakel galten? Es gab über ihn nur eine Stimme.

besitzt der Sehenswürdigkeiten gar manche, die Aufmerksamkeit verdienen; nicht eine blieb unbesucht. Der Rittersaal und die Rüstkammer mit Waffenstücken aus früher Zeit, unter andern Standarten und Paniere aus den Feldzügen Bernhard des Großen, Helm und Panzer des Prinzen-Räubers Kunz von Kauffungen u. s. w.; die kleine Schloß-Kapelle mit den alterthümlichen Säulenknäufen, Reliefs und Bildern, wo Luther in den Jahren 1521 und 1522 täglich zweimal predigte; die Zelle im alten Ritterhause, wo der Glaubensheld geweilt, seinen Tisch, seinen dreieckigen Stuhl und den wunderbaren schwarzen Fleck an der Wand, dieses Abzeichen aus seinem Kampfe mit dem Fürsten der Finsterniß, welches ich ohne besondere Andacht betrachtete; endlich der Banketsaal, wo einst edle Minnesänger zur Fürstenlust sich versammelten, um einen Wettstreit zu halten; denn die Wartburg war der Glanzpunct des dichterischen Mittelalters.

In neuester Zeit ließ ein erhabener Fürst, Karl Alexander, noch als Erbgroßherzog von Weimar, erfüllt von der hohen geschichtlichen Bedeutung der Wartburg, voll warmen Gefühls für alle Sympathien des deutschen Volkes und der Zeit, dieses ehrwürdige Denkmal, den Sitz seiner Ahnen ebenso kunstvoll als verständig, in bedeutendster und schönster Gestalt wieder herstellen. Man unternahm Ausgrabungen, um, durch Bloßlegung alter mit Schutt bedeckten, darunter begrabenen Mauerreste, umfassende Begriffe des Dagewesenen zu erlangen. Ganze Reihen byzantinischer Säulen fanden sich, eine in Fels gehauene, zu den Bädern führende, Treppe, ferner Schmuck-Reste, Urnen ähnliche Gefäße, Münzen, Schwert-Klingen aus frühester Zeit u. s. w. So wird die merkwürdige Burg, dieser alte Palast in seiner ganzen Aechtheit zur Anschauung gebracht.

Aus mehreren Fenstern der Wartburg genießt man reizende, in Entzückung versetzende Aussichten. Ringsumher schönes Land, waldbewachsene Höhen, goldene Fluren, und einem Panorama gleich die Kette des Gebirges mit seinem Inselberg, nach dem Schneekopf die erhabenste Stelle, durch das Malerische der Gestalt für's Auge der schönste Berg dieser ganzen Reihe.

In der berühmten kleinen Stadt, zu jener Zeit der Sitz geistiger

Bewegung im nördlichen Deutschlande, die für nicht Wenige etwas Ehrfurchtvolles, Heiliges hatte, wo ein genialer Fürst die ersten Männer um sich zu versammeln wußte, in Weimar, das man mit gutem Grunde als neues Athen bezeichnete, suchte ich Bertuch auf und wurde besonders herzlich empfangen. Ein Mann, bekannt durch großartige literarische Unternehmungen, der, und in jeder Hinsicht, dem weiteren Kreise des Vaterlandes angehörte. Bertuch, der die vielseitigste, ins öffentliche Leben eingreifende, unermüdete Thätigkeit entwickelte, hatte ausgebreitete Geschäfts-Verbindungen und zeigte wirksame Theilnahme an allen besseren Bestrebungen der Zeit.

Daß ich nicht kühn genug gewesen, den Versuch zu machen, mich bei Göthe einzudrängen, versteht sich.

Die Stadt, welche seit Jahrhunderten Universität ist, eine Hochschule, die durch philosophische Freimüthigkeit sich auszeichnete, durch Freiheit, die Lehrer und Studirende genießen, wo das akademische Leben stets in den Eigenthümlichkeiten jedesmaligen Zeitgeistes blühte — Jena blieb nicht unbesucht.

Mit dem gefälligen Lenz verweilte ich lange im mineralogischen Museum. Der Reichthum dieser Sammlung, ihre große Mannigfaltigkeit, die Pracht einzelner Exemplare überraschte.

Wir wanderten den beliebten Spaziergang, die sehr schlichte alte Baumreihe, bekannt unter dem etwas hochtrabenden Namen „Paradies“, und sahen die, durch Musensöhne belebte „Rasenmühle“.

Im Geiste, im lebendigen Streben und Weben, alle Bessern beseelend, in den Anstalten von hoher Bedeutung, lag und liegt ein vorzügliches Kennzeichen dieses Musensitzes; Jena wird stets den ehrenhaften Ruf bewahren.

Damals war die Zeit kaum vorüber, wo der lebhafte Streit über Entstehungs-Weise der Basalte mit einer der Wissenschaft unwürdigen Erbitterung geführt worden. Bekenner und Schüler Werner's achteten sich völlig überzeugt von des Meisters Glauben; sie wähnten von jeder weitern Prüfung sich lossagen zu kön-

Grüße für ihn aufgetragen und Bücher mitgegeben. Jetzt fuhr er auf: „Was, du bist schon seit dem Mittag hier, hast Bestellungen an mich und ... weißt Du was? ...“

Ich will nicht wiederholen, was ich hören mußte; es sei mir nur gestattet anzudeuten, daß die Worte genau die nämlichen waren, welche der Ritter mit der eisernen Hand dem kaiserlichen Hauptmann durch seinen Trompeter verkündigen ließ. — Das Du milderte die Sache, es galt als eine Bevorzugung Baldingers, die er Musensöhnen zu Theil werden ließ, besonders den von ihm begünstigten.

Sehr herzlich und vertraulich wurde ich am nächsten Morgen empfangen; ich fühlte, daß der ärztliche Heros mir sein Wohlwollen bewahrt hatte, ohne im Geringsten zu ahnen, was mir weiter geboten werden sollte.

„Du kommst zur rechten Stunde“, sagte er, „eben dacht' ich ans Examen. Ich weiß guten Rath, ich will dein Secundant sein, ich komme hin.“

Nichts gleicht meiner Ueberraschung. Ich suchte das Gespräch andern Gegenständen zuzuwenden. Umsonst! Ohne auf Einreden zu hören, schloß mein Gönner, unduldsam, gereizt, wie er es bei Widersprüchen war, mit rauhem Tone:

„Chicaniren sie dich, so wird sich's zeigen. Dabei bleibt's.“

Man war gewohnt an Baldinger's „sonderbares“ Thun. Gute Laune und freier Sinn ließen ihn über Vieles sich hinaussetzen. Niemand würde es Wunder genommen haben, wenn er sein Vorhaben ausgeführt. Sah ich ihn doch einmal dicht zur Seite eines blaßenden Postillons, diesen mit einem Arme umhalsend, durch die Straßen traben; kein Manoeuvre bei Marburg, wo er nicht ganz in des Landesfürsten Nähe, in soldatischer Haltung, mit hoch geschwungenem Stocke einher galoppirt wäre, gleichsam dem Generalstabe sich beizählend.

Ich kam indessen mit dem Schrecken davon; Baldinger erschien nicht bei der Prüfung. Man weiß, daß er, der leider! durch's Leben stürmte, dem Weingenusse mitunter in etwas übermäßiger Weise sich hingab. Solche Verirrung wurde dem seltenen Mann jedoch zu gut gehalten, sie vernichtete seinen Ruhm nicht.

Möglich, daß ein Hinderniß der Art — — und so kam ihm die Sache aus dem Sinn.

Als ich Abschied nahm, sagte er:

„Hol's der Henker, es thut mir leid! Aber hier hab' ich Dir einen Paß ausgestellt und nun reise mit Gott!"

Was das dargereichte Papier enthielt?

Marburg
Festo S. Mariae Virginis
Anno 1801.
Mein Freund
Leonhard
wird mich ganz
Hanau
empfehlen.

L. S. E. G. Baldinger.

Nun sollte die Freiberger Bergwerks-Schule besucht werden. Familien-Verhältnisse traten der Ausführung dieses Vorhabens in den Weg. Ich verlobte mich mit Louise, einer Tochter des Consistorialrathes Blum, und blieb in Hanau.

Fortdauernd zogen mich die Natur-Wissenschaften an, mit ihren unendlichen, immer neuen Ansichten und Entdeckungen. Mineralogie und Chemie hatten besonders vielen Reiz. Beide Lehren boten Lust und Nahrung, gewährten reichhaltiges, unerschöpfliches Vergnügen, eine nicht unterbrochene, höchst angenehme Beschäftigung. Durch eigenen Fleiß strebte ich mich weiter zu bringen. Ein kleines Laboratorium wurde eingerichtet, und verbunden mit meinem Freunde Kopp hielt ich, vor einem Kreise Gebildeter, populäre Vorträge über Chemie. Wir sprachen und experimentirten abwechselnd; wir lernten, indem wir lehrten.

Hergebrachter Weise mußte man sich in Kassel zur Anstellung im Staatsdienste melden. Welch' traurige Rolle spielte ich als Ansucher, als Bittender! Heute noch lache ich herzlich, wenn ich an die „Possen" denke.

Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäfte nicht erleichtert; wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Platze zu, den unsere Vorfahren sich schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Puncte, der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rath. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmheyder Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flötze in einem tiefen Puncte beikommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten ins Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheyder Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werks. Nunmehr aber, da wir jene ersoffne abgebaute Tiefen den Wassern und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse, unangetastete Reichthümer zu erndten hoffen können.

Lassen sie uns also die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen sie uns die ersten Hiebe der Keilhaue nicht als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfinden, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren sie zu begehen und Zeugen derselben zu sein.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegende Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das, was wir uns jetzt nur im Geist vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildre nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innerliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend, vieles mit leichter Mühe zu wirken; daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unsers Fürsten, unsre Nach-

barn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unsrer Handlungen haben werden. Lassen sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerken eine ansehnliche Summe Geldes in unsre Hände legen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerke nutzen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringste, dasjenige was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gewiß gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Herren, ist es Zeit dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor; so kann ein jeder, er sei wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: Auch ich bin nicht müssig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war liebreich angenommen, ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern! Ja, möge uns diese Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die unsrigen diesen Segen geniesen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen, und den Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge.

Wenn es ihnen gefällig ist, wollen wir gehen.

Nach gehaltener Rede begab sich die Versammlung — Behörden der Stadt, Knappschaft mit fliegenden Fahnen, Bürger und Schul-Jugend — in die Kirche, sodann aber, in feierlichem Zuge unter Pauken- und Trompeten-Schall, nach dem anzugreifenden Schachte. Man schloß einen Kreis und mit zierlich gearbeiteter Keilhaue führte G ö t h e den ersten Hieb. Dreimaliges Glückauf! ertönte.

Auch in Schmalkalden und in Saalfeld war ich.

Für Geologen ist die Gegend um Schmalkalden sehr interessant. Der Ort gehört zu den größten und volkreichsten im Thüringer Walde. Verarbeitung des Eisens, welches der berühmte Stahlberg seit dem Jahre 1385 liefert, ist die vorzüglichste Nahrungs-Quelle der Bewohner. Aus vielen Häusern ertönt unaufhörliches Hämmern, denn fast jedes hat im Erdgeschoß seine Schmiede.

Die alte Stadt Saalfeld liegt in einer der reizendsten Stellen des Saalthales. Manche setzen ihren Ursprung ins achte Jahrhundert; so viel ist gewiß, daß in der Nähe schon seit siebenhundert Jahren Bergbau auf Eisen, Kupfer und Kobalt, selbst auf Silber betrieben wurde. Früher waren die Werke so ergiebig, daß sie zwischen achthundert und fünfzehnhundert Knappen zählten, später kam das Gewerbe mehr und mehr in Verfall.

Ich bewunderte die, in gothischem Style erbaute, Johannes-Kirche. Die malerischen Trümmer der Sorbenburg zieren Stadt und Gegend.

„Der ist der Herr der Erde,
Der ihre Tiefe mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt."

Die erste „schriftsäßige" Bergstadt, welche ich sah, war Schneeberg, berühmt der Silberschätze wegen, die aus den nahen Gruben an den Tag geschafft wurden. Wer kennt nicht die Geschichte von der 1477 gewonnenen gewaltigen Silber-Stuffe, an der Herzog Albrecht in der St. Georgen-Zeche speiste? Sie gab vierzig Tausend Pfund des edlen Metalles.

Sehr lehrreiche Stunden verbrachte ich in der, eben so vollständigen als ausgewählten, Sammlung des wohlunterrichteten Bergmeisters Beier. Die verschiedenen Arten des Vorkommens von Gediegen-Silber sah ich in keinem andern Cabinette schöner.

Abends war der ganze Ort in Bewegung, alle Welt drängte sich zusammen. Ein glänzender „Berg-Aufzug" bei Fackelschein und

Grubenlichter-Erhellung. Fahnen-Träger, Zimmerlinge, Häuer, Hüttenleute, nur die alten Zither-Sänger fehlten, um zurück versetzt zu sein in ferne Tage, in die ehrwürdigste Zeit des sächsischen Bergbaues.

In Freiberg — der bergmännischen Weltstadt, dem Mittelpunct bergmännischen Wissens — fing urkundlich der Grubenbau ziemlich spät im Mittelalter an. Sagen, auf frühern Ursprung deutend, sind alle von späterer Erfindung.

Ich trat vor den merkwürdigen Mann, durch dessen Wirken in Freiberg neues Leben erblühte, der sich eine Schule gebildet, die für immer seinen Namen tragen wird. Wunderbar war es zu sehen, welch' einen Einfluß er auf seine ganze Umgebung übte. Zahlreiche Jünger sandte Werner aus über die ganze Erde; sie verbreiteten des Meisters Weise vom Kaukasus bis zur Andeskette, mit einem Feuereifer, welcher an die Glaubens-Reform erinnerte.

Werner, der bescheidene, zart fühlende Gelehrte, der mit seinem Geiste alle Erfahrungen des Zeitalters umfaßte, empfing mich wohlwollend und mittheilend. Auch der wenig geübte Beobachter mußte leicht sich davon überzeugen, daß die Natur den Freiberger Lehrer mit rastlosem Forschungs-Eifer ausgerüstet hatte und mit nicht gewöhnlicher Schärfe sinnlicher Anschauung, daß sein Fassungs-Vermögen höchst glücklich war, seine Einbildungskraft ungemein lebendig, sein Gedächtniß überaus treu; bei den Schülern wußte er eine ganz eigenthümliche Begeisterung zu wecken.

Werner verlieh der Mineralogie Ansehen; nun trat sie würdig auf, als wichtiger, nothwendiger Theil der Naturforschung. Er verbannte den Wahn, als sei der Werth von Mineralien nur nach dem zu würdigen, was Schmelzöfen daraus zu liefern vermögen. Seit er zu wirken begann, wagte man nicht mehr, die Erzeugnisse des Steinreiches als Gegenstände kalter Bewunderung und leeren Staunens zu betrachten, als sehenswerthe Merkwürdigkeiten. Werner war der erste im Deutschen Lande, der genauere gründliche Kenntnisse verbreitete. Ihm, dem einsichtvollen Lehrer, war es gegeben, augenfällig darzuthun, worauf der Unterschied der Mineralkörper

beruhe. Er verstand das zu Erkennende in die demselben eigenen, bestimmt von einander geschiedenen Merkmale rein und scharf zu sondern und zu zerlegen. Substanzen, scheinbar vollkommen gleich, traten hervor als durchaus verschiedene, für sich bestehende. Dieß war und blieb der eindringende, nicht übertroffene Vorzug von Werner's Lehre; dadurch erwarb er sich den größten Ruhm.

Ein Beweis aufrichtigster Verehrung, welche ich stets den Verdiensten des seltenen Mannes zollte, ist die öffentliche Huldigung, die ich dem Vollendeten brachte; ein Opfer ungeheuchelter Trauer und warmen Dankes *.

Ungemein gefällig, mit größter Bereitwilligkeit entsprach Werner meiner Bitte: die Schätze seiner Sammlung, das rühmliche Werk eines ganzen Lebensfleißes, den Gegenstand mannigfacher und bedeutender Aufopferungen, durchsehen und mich belehren zu dürfen. Gern theilte er mit Andern die einsichtvolle Freude, welche er an seiner Sammlung hegte.

Wilhelm von Humboldt sagt: „es ist ein großes und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen." So möge denn von den Lesern die Mittheilung nachsichtvoll entgegengenommen werden, daß Werner mit ganz besonderem Wohlwollen über meine, zu München in der Akademie gehaltene, Antritts-Rede ** wiederholt sich geäußert. Ich weiß dieß aus Briefen von Boettiger. Der Beifall des einsichtvollsten Kenners mußte mir höchst schmeichelhaft sein.

Fortdauernd beschäftigte in Freiberg die wichtige Silber-, Blei- und Kupfer-Gewinnung Tausende von Arbeitern. Man begreift, daß ich nicht unterließ, mit der großartigen Anstalt des Gewerb- und Kunstfleißes, mit ihrer trefflichen innern Einrichtung und Anordnung möglichst vertraut zu werden. Die interessantesten Gruben wurden besucht, desgleichen das Amalgamir-Werk.

---

* „Zu Werner's Andenken gesprochen in der Versammlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München." Den 25. Oc. 1817. (Frankfurt; 1817.)

** Bedeutung und Stand der Mineralogie.

Im Gebirge Thüringens, wie in Sachsen überzeugte ich mich, daß ein Hülfsbuch, schnellen Aufschluß bietend über Fundorte und Art des Vorkommens von Mineralien, als treuer Begleiter auf kleinern und größern Streifzügen, unentbehrliches Bedürfniß sei. In Thüringen und Sachsen hatte ich mich vertraut machen wollen mit der Boden-Beschaffenheit, auch hoffte ich möglichst reiche Ausbeute für meine damals im Werden begriffene Sammlung. Aus diesen und jenen mineralogisch-geographischen Schriften zum Behuf der Reise-Zwecke entnommene Auszüge, nach Oertlichkeiten wohl geordnet, sollten leiten. Bald zeigte es sich, wie sehr ich mich getäuscht in Betreff der mir selbst in solcher Weise ertheilten Instruction. Sie wurde als höchst unvollständig befunden und ich, zunächst im eigenen Vortheil, zu meinem ersten literarischen Versuche veranlaßt.

Später sah ich wohl ein, daß in dem „Handbuche einer allgemeinen topographischen Mineralogie“ * Manches hätte anders und besser sein können. Indessen ermuthigten mich die Urtheile billig denkender Richter. Sie waren um so nachsichtvoller, je mehr sie die „vielartigen Schwierigkeiten“ erkannten, womit ich zu kämpfen gehabt. Dem „Fleiß und der Genauigkeit, der Mühe und Ausdauer, womit die Materialien zusammengetragen worden“, ließ man Gerechtigkeit widerfahren; mir, dem Anfänger, mußte das hinreichend genügen.

Das Interesse für das Werk war und blieb ein ziemlich allgemeines. Von nicht wenigen Seiten sah ich, in spätern Jahren, zu neuer Auflage mich ermuntert. Die nöthige Muße für solche Arbeit war jedoch nicht zu finden, auch graute mir vor dem Vielen, was ich zu bessern hatte und zu ändern.

Nach beinahe vierzig Jahren erlebte ich die Freude, daß mein Sohn Gustav sich der Sache annahm. Sein „Handwörterbuch der topographischen Mineralogie“ ** ist indessen nichts weniger, als eine zweite vermehrte Ausgabe meines „Handbuches“; er lieferte ein neues, selbstständiges Werk. Die Wissenschaft stand auf weit höherer Stufe; die Ansprüche mußten ganz andere und größere sein. Durch

* Frankfurt; 1805.

** Heidelberg; 1843.

stets sich mehrende Entdeckungen war die Aufgabe zugleich um Vieles gesteigert worden. In welcher Weise es dem Sohne gelungen, darüber steht dem Vater kein Urtheil zu. Nicht ungünstige Kritiken, in diesen und jenen literarischen Blättern übergehend, erlaube ich mir, den Ausspruch eines der ebenbürtigsten Fachmänner zu erwähnen. Haidinger sagt: „Eine zeitgemäße, verdienstliche, gute Arbeit. Längst hat sich die registrirte Masse geographischer Kenntnisse des Vorkommens von Mineralien so erweitert, daß kein Lehrbuch sie mehr ganz aufzunehmen vermag. Die besten beschränken sich auf größere Genauigkeit in der Angabe der ihnen sicher bekannten Daten. Längst darf man nicht mehr, wie die Traditionen uns erzählen, bei einem Examen fragen: „Wo kommt der Schwefelkies vor?" — „Wo noch?" Hat ja doch Henkel schon bemerkt: „der Kies findet sich nirgends als nur überall." — Hier ist nun ein Sammelwerk, das in keiner Bibliothek fehlen darf, und jedem Mineralogen willkommen erscheint. Aber der geographischen Nachweisung ist die geognostische so innig verbunden. Auch hier hat Gustav Leonhard viele schätzbare Daten angeknüpft." *

Erst auf der Rückreise konnte ich in Gotha weilen. Freundliche Aufnahme fand ich bei Rudolph Zacharias Becker, dem Verfasser des Noth- und Hülfs-Büchleins, dem Begründer des „allgemeinen Reichs-Anzeigers", diesem Sprechsale Deutschlands; hier wurden Angelegenheiten aus dem Gebiete der Kenntnisse und Wissenschaften erörtert, und auf eine Weise abgethan, wobei die Menschheit gewann. Ueberall bemüht, Freunde zu erwerben, mannigfaltige neue Verbindungen anzuknüpfen, war mir's besonders angenehm, den weltbürgerlichen Volks-Schriftsteller kennen zu lernen, der rastlos und mit glücklichstem Erfolg nach nützlichster Zweckmäßigkeit strebte. Treuherzig und bieder war Becker, voll großer Willenskraft und

* Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst. 1844, S. 59 ff.

unerschrocken. Ihm galt Sicherung geistiger Freiheit und Gründung nationaler Selbstständigkeit als Höchstes.

Bei einem nach Heidelberg im Jahr 1804 unterommenen Ausfluge, zur Untersuchung der, in der nächsten Umgebung auftretenden Granite, will ich nicht weilen und ebenso wenig bei dem, was ich in den wichtigen Auerbacher Kalkbrüchen sah. Man schreitet vor in seinem Wissen und so änderten sich meine Ansichten über die Verhältnisse beider Fels-Gebilde seitdem gar sehr, wie solches den Lesern im Verfolg angedeutet werden soll, wenn sich dazu Gelegenheit bietet.

Jahr 1805.

Reise nach Wien und ins Salzburger Alpenland.

Das Leben ist eine Reise, reisen ist das wahre Leben,
und gut zu reisen, ist eine Kunst, wie gut zu leben.
Thümmel.

Viele reine Natur-Freuden gewährte ein Ausflug nach Wien und durch's Salzburger Gebirgsland.

Wie reiset es sich so schön im Frühling, mit seiner Luft und seinen Klängen, mit seinen Blüthen und Düften, in den Tagen sorgloser Jugend, wo das Leben noch in reichem, goldigem Glanz vor uns liegt! Freudigen Gefühlen kann man sich ganz hingeben in dieser Zeit der Erwartung, der Sehnsucht. Alle Wahnbilder, alle Blendwerke stehen noch in üppiger Fülle; die Welt erscheint in rosenfarbenem Lichte; voll leichten heitern Sinnes, mit fröhlichem Herzen und frischer Lust ist man empfänglich für jeden Eindruck, für jeden Genuß.

Ja, die Zeit ist hingeflogen,
Die Erinn'rung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken sie.
Uhland.

In Würzburg, der frommen Stadt, wo man von Sonnen-Aufgang bis zum späten Abend Glocken-Geläute hört und Orgelklang und Gesang, traf ich zusammen mit einem frühern Bekannten, mit Christian August Fischer. Fein, scharfsinnig, lebensgewandt trat er mir frohen Antlitzes entgegen, und im Austausche seitheriger Erlebnisse gingen die ersten Stunden hin.

Zu Heidelberg, bei vorübergehendem Aufenthalt, hatte ich den Mann gesehen, dessen Bücher, zu jener Zeit, als eigenthümlich geistreich so sehr gerühmt wurden; oft und viel hatte ich mit ihm verkehrt.

Möge immerhin, wie man behauptet, Fischers Ruf, seine Berühmtheit zu den Fällen gehören, die ein Zusammenkommen glücklicher Umstände bedingte, einige seiner Reise-Schilderungen weniger Früchte eigener Beobachtung sein, als entstanden durch umsichtvolle gewandte Benützung fremder Werke — genug, der Verfasser, welcher einen gegebenen Stoff höchst geschickt zu verarbeiten wußte, erwarb sich ein günstiges Publikum. Viele blieben ihm dankbar verpflichtet für das Vergnügen, welches seine lebendigen Darstellungen gewährten. Wie meisterhaft das „Gemälde von Valencia" und die „Beschreibung Genfs und der reizenden Umgegend". Fischer verstand sich darauf, die Leser an Ort und Stelle zu bringen; nicht Wenigen gab er die nützlichsten Nachweisungen verschiedenster Art, so in der „Reise von Amsterdam über Madrid nach Genua", in dem „Ausflug nach Hyeres" u. s. w.

Von wohlwollender Heiterkeit des Gemüthes, lebhaft auffassend und von rascher Einbildung, mit angenehmem Sinn und reich ausgestattetem Verstand, voll Welt-Erfahrung und unbefangener Geistes-Freiheit, wußte er die mannigfaltigsten Verhältnisse und Beziehungen auf's Feinste und Umsichtsvollste zu behandeln.

Fischer, damals Professor der Cultur-Geschichte und der schönen Wissenschaften in Würzburg, wo er in gutem Ansehen stand, nahm sich meiner und meiner Reise-Genossen sehr freundlich an, mit unermüdlicher Gefälligkeit. Er war der stete Begleiter, im Hofgarten, wie in den engen krummen Straßen, ihm verdankten wir es, daß der Saal im Schlosse — diesem großen, majestätischen Pracht-Gebäude — der Schauplatz des Gepränges alter Würzburger Fürst-Bischöfe, Gegenstand unserer Aufmerksamkeit wurde. Das poetische Chaos fesselte und bezauberte mit seinem Reichthum von Bildwerken, Malereien, Vergoldungen und Farben-Zierden und mit dem sonstigen Glanz. Trotz des Launenhaften, Gesuchten, Wunderlichen und Sonderbaren, ungeachtet seiner Ueberladung mit geheimnißvollen,

possenhaften Gestalten in den kühnsten Gruppen, trotz der verfälschten dorischen Säulen, nimmt in Deutschland, versetzen wir uns zurück in Ludwig XIV. Zeiten, jener Saal eine der ersten Stellen ein; Frankreich und Italien dürften kaum einen schönern aufzuweisen haben. Das Gepräge der Vollendung liegt in der Art, vielmehr in der Kunst mit Gold und mit den buntesten Farben umzugehen, mit Stuck und Schnitzwerk. Im großartigen Julius-Hospital, das Ruf und Ruhm zwei Jahrhunderte hindurch ehrenhaft behauptete, fesselte ein Bild ganz besonders die Aufmerksamkeit: die Menge Genesender und Kranker, welche Hofraum und Garten füllten.

Durch des gefälligen Freundes Vermittelung ward uns vergönnt, die Feste Marienberg zu besichtigen. Von ihm geleitet erstiegen wir die Höhe, welche eine Wallfahrts-Kirche krönt, um die reizende Aussicht zu genießen über Stadt Strom und Mainthal.

Später verfiel Fischer in Verirrungen, er wurde in abscheuliche Händel verwickelt. Als ich den Mann nach Jahren wieder sah, fand ich ihn, der sonst launig und heiter in der Unterhaltung, bescheiden und immer gleich lebhaft, zart und geschmackvoll in der Ausdrucks-Weise gewesen, düster, finster, übertrieben leidenschaftlich, in höchster Aufregung. Mitunter konnte man glauben, seine Sinne wären umhüllt. Voll empörten Stolzes, fachte er, durch beredten Haß, sich immer von neuem an zur Ausdauer in seinen Vorurtheilen. Nichts vermochte seinen Zorn zu besänftigen. Vergebens jeder gute Rath; ich konnte mich nicht in ihn finden; unheimliche Anwandelungen erfaßten mich. Endlich verfiel der beklagenswerthe Freund, den ich aus der Fülle meines Herzens bedauerte, fiskalischer Untersuchung wegen Beleidigung eines baierischen Ministers in Flugschriften. Des akademischen Lehramtes entsetzt, mußte er, eine harte Buße, mehrere Jahre auf der Festung verbringen. — — In Mainz, wohin Fischer sich zurückgezogen, starb er, 1829, ohne mit seinem Schicksal sich zu versöhnen. Wehmüthige Empfindungen erregt in mir das Andenken des unglücklichen Mannes.

Ewig unvergeßlich bleibt mir die erste Ansicht des Alpen-Gebirges, deren man sich, nach Regensburg reisend, hin und wieder erfreut. Hoch am Horizonte, wie eine überirdische Erscheinung, verklärte sich an günstigen Stellen das wundersame Amphitheater.

Die alte Hauptstadt Baierns hat etwas Großartiges, besonders wenn man über die unschöne, aber feste, dauerhafte Donau-Brücke eintritt, und der Eigenthümlichkeiten findet man gar manche. Auffallend waren mir gewisse Straßen-Namen; es gibt eine „goldene Faß-“ und eine „fröhliche Türken-Gasse“, eine „rothe und blaue Stern-Straße“ u. s. w.

Einfach schön und ehrwürdig ist der Dom mit seinen Thürmen und Spitzen. Mit heiliger Scheu betrachtete ich das düstere und regellos erbaute Rathhaus, den jetzt verödeten Sitz der Amphiktyonen Deutschlands, der Diplomaten fabelhaftes Goldland. — Längst verlor das zauberische Wort „Reichstags-Gesandtschaft“ alle Kraft; in alter Zeit öffnete es jeden Schlagbaum im Umkreise von Regensburg.

Wir trafen es gut, die Stadt zeigte sich in ihrem Glanze und in ihrer Alterthümlichkeit. Es war ein Festtag und Schaaren geputzter Landleute schritten über die Brücke. Besonders auffallend erwiesen sich Frauen und Mädchen in ihrem höchsten Staate: kurze blaue Mieder, an der Brust verbunden durch schwarze, goldgestickte Schilde; rothe, überaus faltenreiche Röcke; blaue Strümpfe und Schnallenschuhe mit Absätzen. Wie verschieden die Tracht der Regensburger Bürgersweiber und Töchter.

Noch immer denke ich mit Vergnügen zurück an die, im malerisch schön gelegenen Passau verbrachten Tage. Die Stadt ist freundlich ansprechend und geschichtlich interessant. Wir erstiegen den Mariahilf-Berg, um die, durch Zusammenströmen von Donau und Inn gebildete Halbinsel und das darauf erbaute Passau zu überschauen. Ich sah das Vorkommen des Graphits an Ort und Stelle und besuchte Griesbach, wo Kaolin, das für Porcellan-Bereitung unentbehrliche Mineral, gewonnen wird.

Viel Leben und Verkehr findet man in Linz, wo die Donau in ruhiger Würde vorbeirauscht; auf nahen Höhen ungemein reizende Aussichten.

Vollkommen bewährt sich der Spruch von den „schönen Linzerinnen“. Wie niedlich und zierlich die Ober-Oesterreichische Tracht.

Eine reizende Strecke ist der Weg nach Wien längs dem Strome, er führt durch ein Land des Segens und der Fülle. Links in der Tiefe die mächtige Donau, an beiden Ufern Ueberbleibsel von Burgen, Landhäuser mit üppigen Gärten. Zur Rechten, hinter blauen Bergwänden, die östlichen Alpen, die Hochgebirge von Salzburg, Tirol und Kärnthen, diese „versteinerten Gewitterwolken“, in ihrer ganzen Herrlichkeit, in ihrer prachtvollen, schauerlichen Größe, mit den seltsamen weißen Zacken und Spitzen, mit den gewaltigen, kühn gestalteten Eiskegeln.

Wir weilten zu Mölk, wo die schöne Abtei mit ihren Palästen und Kirchen auf granitischer Höhe thront.

Zurückgekehrt in den Gasthof, las ich in öffentlichen Blättern eine Nachricht, die mich niederbeugte, welche Deutschland in schmerzliche Trauer versetzte. Der unsterbliche Geist des Mannes von seltener Naturgabe und vollkommener Wahrheits-Liebe, des edelsten Dichters, der auf seiner Ruhmeshöhe stand, hatte am 9. Mai die Erde verlassen. — — Nahe an fünf Jahrzehnde liefen ab seitdem, und noch ist Schillers Andenken neu, die Theilnahme ungeschwächt. Keines deutschen Sängers Worte drangen so zu Herzen, keiner wurde dem ganzen Volke so vertraut. Er, der die Bewunderung verdient, welche er gefunden, blieb der Liebling Aller, deren Sinn für Wahres und Rechtes, für Schönes und Großes nicht erstorben ist auf gewöhnlichem Lebens-Markt. Man hat keine schönere Laufbahn, als die wissenschaftliche, wandelt man sie wie Schiller. Mit dem Morgenroth des neuen Jahrhunderts auf der Stirne, starb er. Nicht lange zuvor hatte er gesungen:

Edler Freund! wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

„So vielen Völkern vergoldete der Dichter ein Blatt ihrer Geschichte mit unvergänglichem Zauberschein; er gehört der Welt an. Die Welt mag ihn bewundern, genießen; ihn lieben, auf ihn stolz sein, können nur wir, können nur Deutsche.“

„Sonne gehet auf, sinkt nieder,
Doch der Dichter kommt nicht her
Und kein Rom entstehet wieder
Und kein Schiller wird uns mehr.“

Mehr als vier Jahrzehnde später sah ich das Standbild in Stuttgart und fand mich nicht befriedigt. Niedergebeugt, krumm gejocht, griesgrame Züge — so denkt sich kein Deutscher seinen Schiller. Nie grub er in Erdtiefen nach dichterischen Schätzen; aufwärts mußte der geistige Blick gerichtet sein, denn nach Sternen schaute der Sänger. — Bitterer Spott! Betrübt im Innersten verließ ich die Stätte. — —

Man mache mir nicht den Vorwurf, ich betrachte Wien mit parteiischem Auge, wenn ich sage: die Welt hat nur ein Wien.

„'s gibt nur a Kaiserstadt,
's gibt nur a Wiän!“

Ueber alle Beschreibung schön ist der Anblick. Wie in einem Zaubergarten fühlte ich mich festgehalten. Durch seine Umgebungen, durch das Herrliche der Landschaft, sind dem Cäsaren-Sitz seltene Vorzüge verliehen. Tausend wechselnde Bilder! Freundlich breitet sich Wien am gewaltigen Strome, eingerahmt von weitläuftigen Vorstädten. Malerische Höhen mit majestätischen Wäldern, mit entzückenden Fernsichten, anmuthige, reizende Thäler mit Villen und Gärten, endlich die kornreichen Ebenen, wo Ortschaft an Ortschaft sich reiht. Und welch regsames lustbewegtes Leben in dem Mittelpuncte allgemeinen Thätigseins von frühester Morgen-Dämmerung bis zur Schlafenszeit.

Alle Museen, alle Bibliotheken aufzusuchen, gestattete meine beschränkte Zeit nicht. Unter den vielen höchst interessanten Mineralien-Sammlungen fesselten mich zumal jene in der Burg und die von der Null'sche.

Das kaiserliche Cabinet fand ich von gewaltigem Umfang, überreich an unschätzbaren Gegenständen; die Zahl großer Prachtstücke

allein belief sich in die Tausende. Sehr bedeutende Summen wurden aufgewendet, die seltensten Hülfsmittel trafen glücklich zusammen. Alle Bergämter der Monarchie müssen neue Anbrüche von Werth gegen gesetzte Preise abliefern; die Gesandten an auswärtigen Höfen sind angewiesen: naturhistorische Seltenheiten zu beachten und deren Ankauf einzuleiten.

Bei wiederholten Besuchen wurde mir, von Seiten der Aufseher, die größte Bereitwilligkeit zu Theil; stets zeigten sie sich in gleicher Weise zuvorkommend. Besondere Erwähnung gebührt dem damaligen Custos, Megerle von Mühlfeld. Mit Vergnügen beobachtete man diese Mischung von Geschäftigkeit, Wichtigkeit und Herzensgüte. Anspruchlos und duldsam war der Mann, stets von lebensfroher munterer Laune, wenn auch nicht begabt mit großen Kenntnissen. Für die dramatische Kunst besaß Megerle wahre Leidenschaft. Als Vorsteher einer Privat-Bühne, ließ sich der Begeisterte nie das Recht streitig machen, eigenhändig die Gardine aufzuziehen. Leuchtenden Blickes, mit selig lächelnder Verklärung, beobachtete er hinter den Coulissen den Gang der Darstellungen, stets das erste Zeichen gebend zum Beifallsturm für die Zuschauer.

Oft war ich mit Mohs zusammen. Er hatte, durch seine „Beschreibung der von der Null'schen Sammlung", bereits den Meisterbrief gelöst. In wissenschaftlicher Hinsicht gehörte dieses Cabinet zum Interessantesten, was Wien für mich enthielt. Mohs führte mich ein bei dem sehr freundlichen und zuvorkommenden Besitzer; die genaueste Besichtigung gestattete man gern.

Durch meinen Freund erfuhr ich, wie es möglich geworden, daß ein Privatmann solche Schätze zusammengebracht.

Eilf bedeutende Mineralien-Sammlungen wurden nach und nach erkauft, durch Auswahl des Wichtigsten und Schönsten, des am meisten Bezeichnenden, streng gesichtet, um größte Vollständigkeit zu erzielen. Alle zur Zeit bekannten Gattungen waren vorhanden; jedes einzelne Merkmal hatte seinen ebenbürtigen Vertreter. Hier überzeugte ich mich, daß Formen-Gleichheit der Exemplare viel Angenehmes hat für's Auge und wesentliche Vortheile beim Aufstellen gewährt.

So voll von lieblicher Erinn'rung ist,
So lang und wohlbekannt in diesen Mauern,
Vertraut dem Ohr, und immer neu dem Herzen,
Mozart, der schon als Kind im Zauberreich
Der Töne herrschte. —

W. Menzel.

Mit inniger Liebe, mit Bewunderung und Verehrung hiengen die Wiener an dem Manne, dessen Schöpfungen Deutschland dem Gipfel musikalischen Ruhmes zuführten. Hohe Meisterwerke, in denen ewige Blüthen der Poesie, des Sphären Wohllautes, des heiligen Kunstlebens gleichwaltend strahlen, wo über alle Gestalten Natur, Schönheit und Wahrheit ausgegossen. Im Ernsten, wie im Scherzhaften, von der Oper bis zum einfachen Liede, von Seelenmessen und Symphonieen bis zum leichten Tanzstück tragen Mozart's Schöpfungen das Gepräge reicher, blühender Phantasie und eindringender Empfindung; sie sind Glanzpuncte in der Musik-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Mozart — dessen Jugend eine glückselige, feenhafte gewesen im Vergleich der Kämpfe und Leiden in spätern Jahren von gewerbsmäßigen Musikern ihm bereitet, deren Neid und Haß ihn mit arglistigen Ränken bis jenseit des Grabes verfolgte — verbrachte seine letzten zehn Lebensjahre in der Kaiserstadt. Wie oft war der unsterbliche Tondichter Gegenstand des Gespräches zwischen den Tischgenossen im Gasthofe und mir. Mit seinem seltenen Geist und seinem bewunderungswürdigen Talent, mit der Neuheit, Originalität, die ihm verliehen, galt er meinen Wiener Bekannten — wovon einer ihn stets nach dem Taufnamen Wolfgang zu bezeichnen pflegte — als Kleinod, das sie einst in ihren Ringmauern besaßen. Man schilderte mir ihn klein, hager, von ganz eigenthümlicher Gesichts-Bildung, die Augen mehr matt als feuerig, der Blick scheinbar unstät, zerstreut. Einfach, unbefangen, anspruchlos in seinem Wesen, von reinster Gemüths-Kindlichkeit, erwies er sich stets voll inniger Wärme und Seelenkraft und von heiterer Laune. Bei allen Gunst-Bezeigungen Großer, bei der an Schwärmerei grenzenden Begeisterung, welche die edelsten Männer seiner Zeit für ihn hegten, beim Weihrauch vom Publikum gestreut, blieb Mozart rein, natürlich, frei von Eitel-

keit und Anmaßung. Als er, unter Kaiser Joseph, sein Einkommen — achthundert Gulden — anschlagen mußte, schrieb er in einen versiegelten Zettel: „Zu viel für das, was ich leiste, zu wenig für das, was ich leisten könnte."

Einer der Tischgenossen, welcher Mozart, durch häufigen Umgang mit ihm, genau kennen gelernt, ein leidenschaftlicher Opernfreund, besaß einen unerschöpflichen Schatz von Erinnerungen an den „Großen Seeligen". Er pries, indem begeisterte Verehrung, Verklärungs-Glanz sein Antlitz überflog, den entzückenden Fest-Genuß, den unaussprechlichen Zauber, der ihm, vor mehr als zwei Jahrzehnden, geworden bei der ersten Aufführung des geistvollen Singspieles mit tief eindringender Musik. Eine heilige Stille trat schon beim ersten Zeichen zur Ouvertüre ein; die Vorstellung war sehr lobenswerth und erregte lauteste Theilnahme.

„Zu schön für unsere Ohren, aber, lieber Mozart, gewaltig viele Noten."

So habe Joseph gesagt, erzählte mein Mann, und die freimüthige Antwort des Tondichters — der seinem Kaiser sehr anhänglich war, der ihn bis zur Schwärmerei liebte und von diesem hoch gestellt wurde — sei gewesen:

„Majestät, gerade so viel Noten, als nöthig."

Durch den Monarchen sah sich unser Componist veranlaßt, die „Entführung aus dem Serail" zu bearbeiten: italienische Opern sollten vom deutschen Theater verdrängt, der Geschmack an „musikalischen Schnörkeleien" unterdrückt werden; Mozart sollte die alten Gewohnheits-Fesseln brechen, seinen Geist frei walten lassen. Die „Entführung aus dem Auge Gottes", nannten vertraute Freunde jene Oper: das Haus hieß nämlich „zum Auge Gottes", aus dem Mozart seine Braut entführte, deren Mutter die Einwilligung zur Verbindung nicht ertheilen wollte.

Mit unbeschreiblichem Beifall gab man auf allen Bühnen die „Entführung"; Deutschland war bezaubert, hingerissen, in Prag zumal fand die Oper ungetheilteste Bewunderung. Immer weiter verbreitete sich der Ruhm des Componisten. Unter vortheilhaften Bedingungen erhielt er einen Ruf nach Berlin. Joseph sagte:

„Wie, sie wollen mich verlassen? Nun werde ich selten eine Oper hören.“

Gerührt küßte Mozart des gütigsten Kaisers Hand mit den Worten:

„Majestät, ich bleibe.“

Beinahe vollständige Schilderungen der großen und einfachen Persönlichkeit verdankte ich meinen neuen Wiener Bekannten. Die Trompete, wovon er so guten Gebrauch zu machen verstand, sei ihm in den Knabenjahren tödlich zuwider gewesen, ließ ich mir sagen. Aus dem Frühleben berichtete man unter anderem, daß Mozarts erste Liebe eine schöne, talentvolle Schwester seiner Frau gewesen. Der Schauspieler Lange machte sie abtrünnig und mit einem improvisirten Walzer wurden Jawort und Trauring zurückgesendet. — Beweise von Zerstreutheit gab Mozart nicht selten. Eines der auffallendsten Beispiele, die ich erzählen hörte, blieb mir im Gedächtniß. Während des Aufenthaltes in Paris, dem Speisehause zuschreitend, das er täglich besuchte, tauchte ein neuer Gedanke in ihm auf; bald gab sein ganzes inneres Sein sich diesem hin, er lebte und webte im Reiche der Töne. Immer mehr vertieft in die Entwickelung, wurden bald diese Gerichte verlangt, bald jene, und unberührt wieder abgetragen. So verlief eine Stunde. Schweigsam saß Mozart, den Kopf in beide Hände gestützt; Essen, Trinken, alles Uebrige war vergessen. Plötzlich erhob er sich, rief: „endlich habe ich's gefunden!“ bezahlte den erstaunten Kellner reichlich und eilte hinweg. Im Allgemeinen componirte er um so lieber und leichter, je lauter und lärmischer seine Umgebung.

Auch auf Schikaneder — dieses „Urbild dramaturgischer Proletarier“ — kam die Rede zwischen meinem Tisch-Nachbar und mir. Jenes Original — ich sah den Mimen nur in dem, seiner Zeit berühmten, „Tiroler Wastel“ auftreten — ein „allumfassender Schöpfergeist“, Schauspieler, Sänger, Theater-Unternehmer, Dichter, Bühnen-Maler und Maschinist, machte im Leben Geniestreiche, wie auf den Brettern. Keineswegs ohne ausgezeichnete Fähigkeiten, unerschöpflich an Hülfsmitteln jeder Art, befand Schikaneder sich nicht selten in Baarschafts-Verlegenheit. Oft hatte er geschmaust

und gezecht mit Mozart; auf's Genaueste vertraut mit dessen Sinnes- und Handlungs-Weise, nahm er zu ihm seine Zuflucht. Wünsche und Bitten fanden Gehör. Schikaneder, der bereits gar manche Wiener Lokal-Possen und Zauber-Opern geliefert, „besorgte“ den Text. Sein Gönner, der mit allseitiger, aus ihrer Unerschöpflichkeit spendenden, Phantasie-Fülle, zu jeder Zeit und in jeder Stimmung componiren konnte, arbeitete Tag und Nacht, mit nie ermüdendem Eifer, zur Nothhülfe der sinkenden Direction des Theaters an der Wien. So entstand die wundersam liebliche „Zauberflöte“, mit ihren herrlichen, volksthümlichen Melodieen. Alles ist scharf gezeichnet und lebendig gefärbt, die schönsten Blüthen der Tonkunst sprießen in frohem, buntem Gewimmel empor, in phantastisch leuchtenden Bildern. Im Todesjahre Mozart's, 1791, trat die meisterhafte Oper ans Licht und fand rauschenden Beifall, die Decorationen waren herrlich, besonders prachtvoll das Erscheinen Sarastro's auf seinem von Löwen gezogenen Triumphwagen, und jenes der Königin der Nacht, welche aus einem Sternen-Meer auftauchte. Ueber hundertmal wurde, während jenes Jahres, die „Zauberflöte“ in Wien aufgeführt.

Nachfolgendes Geschichtchen, das übrigens einer spätern Zeit angehört, möge hier seine Stelle finden. Die Gattin des Baron X......, eines großen Verehrers von Mozart, wünschte ihrem Eheherrn, an dessen Geburtstage, außergewöhnliche Freude zu bereiten. Was hätte sich besser geeignet, als die Aufführung irgend einer der wundervollen Ton-Dichtungen? Aus der „Zauberflöte“ wurde das Terzett der drei Damen eingeübt, die muthvoll den Kampf mit der Schlange bestehen. Am Morgen des festlichen Tages traten, gehörig costümirt, die lieblichen Töchter, jede bewaffnet mit dem unerläßlichen Speer, vor das Bett ihres noch schlummernden Vaters, und sangen drauf los:

„Stirb Ungeheuer u. s. w.“

Die freudetrunkene Mutter aber umhalste den tief gerührten Gatten mit den Worten:

„Nimm unser Aller herzlichen Wunsch gütig hin!“

Vom „Don Juan“ behalte ich mir vor später zu reden; in Berlin wurde mir der große Genuß, einer gelungenen Aufführung beizuwohnen.

Das Burgtheater, so wie jenes am Kärnthner Thor, sollen ausführlicher besprochen werden, wenn ich meinen Aufenthalt in der Kaiserstadt im Jahre 1846 schildere; nur das sei hier bemerkt, daß beide, mit unerschütterlicher Festigkeit, die Anziehungskraft älterer Werke, „bürgerliche Schau- und Lustspiele“, ausbeuteten.

Das Theater an der Wien ist das größte dem Raume nach, und, lichteblau mit Silber verziert, das schönste. Hier wurden gewöhnlich Spectakel-Stücke mit vielem Ritter-Lärm und Possen mit Geisterspuck aufgeführt, auch Vaudevilles und Volks-Lustspiele waren da zu Hause. Manche sollen den Tag ihrer Geburt nicht lange überlebt haben. Costüme, Decorationen, Maschinerien ließen nichts zu wünschen übrig, so unter anderem im „Blaubart“ und in der „Karavane von Kairo“, wo besonders viele Pferde sich thätig zeigten.

Empfindungen aus den Knaben-Jahren weckte „Richard Löwenherz“. Allerdings hat die Oper — eine rührend liebliche Mischung des wahrhaft Romantischen — wenig Flitterglanz und sprach deßhalb den größern Theil des Publikums nicht besonders an, obwohl die Vorstellung eine gelungene zu nennen. Die Titelrolle wurde mit Weichheit und Gefühl vorgetragen, „Blondel“ mit regem Leben. Kenner in meiner Nähe fanden sich sehr befriedigt. Wiederholt rühmten sie, wie Gretry's treffliche Tonsetzung die innersten Herzens-Falten durchdringe, wie er mit wenigen Mitteln viel zu wirken verstehe. Die, an den Kerkerwänden wiederhallenden, sanften Klage-Lieder des nach Freiheit sich sehnenden Königs, mit ihren einfachen Melodieen, haben unbeschreiblichen Reiz und erwecken tiefe Rührung, obwohl sie den, sehr oft übertriebenen, Anforderungen der verwöhnten Menge heutiger Zeit nicht ganz genügen. Wie lebendig der Ausdruck kühnsten Muthes in des treuen Minstrels Gesängen! Meisterhaft angeordnet war das letzte Gefecht und der Sturm der Feste. — Zur Zeit der französischen Republik hatte man die einst berühmte Oper vom Repertoir verbannt; Napoleon gab Befehl,

solche wieder einzuüben und sie fand eine glänzende Aufnahme. Die Decorationen waren nach Zeichnungen, welche aus Deutschland verschrieben worden, mit höchster Natur-Wahrheit gemalt, die Costüme sämmtlich neu und mit seltener geschichtlicher Treue gearbeitet. Der Kaiser ließ Gretry in seine Loge rufen, sagte dem Tondichter die feinsten Schmeicheleien und kündigte ihm eine Pension von sechstausend Franken an.

Unentbehrlich waren und sind der Wiener Welt Local-Possen, bürgerlicher Spaß im neuesten Geschmacke. Um sich zu ergötzen an unerschöpflicher Volkslust, um ein unauslöschliches Gelächter zu hören mußte das kleine, niedrige, nur schwach beleuchtete Leopoldstädter Theater besucht werden. Machwerke von gutmüthiger Alltäglichkeit, für diesen Tempel Thaliens geschrieben, waren an der Tages-Ordnung, sehr gewöhnliche, nicht selten niedrige Witze, flache Späſſe und Anspielungen, dazu einfache Musik, kindliche Melodieen. Uebrigens wollte man wissen, die Bühne habe viel verloren von ihrem ehemaligen Glanz, wo sie ein Brennpunct aller Freuden des Lebens und des Lachens gewesen.

Lange Zeit wußte man wenig von dem wunderreichen Zauber der süddeutschen Gebirgswelt, während die Schweiz von jeher vergöttert worden; und dennoch fehlt ihr die Poesie alter Rittersitze, graue Burgen mit gebrochenen Mauern, an denen die Alpenthäler Süd-Deutschlands so reich sind. — Oft hatte ich das Salzburger Gebirge preisen hören, die wildschöne Natur, die düstern Wälder und blumigen Wiesen, die herrlichen Berge, die Thäler und See'n.

Ich sehnte mich nach der Alpenwelt, deren erster Besuch für Jeden, dem Geist und Gefühl eigen, einen besondern Abschnitt bildet von Wahrnehmungen und Empfindungen. Welch' eigenen Reiz haben Beobachtungen des Volkslebens, der Treuherzigkeit und biedern Einfalt gutmüthiger Menschen! Man darf sie nur kennen, um sie zu lieben.

Einen ganz eigenthümlich überraschenden Anblick gewährt das von Breccien-Gebirge umschlossene Salzburg. Höchst großartig,

reizend, bezaubernd ist die Lage der Stadt; ein ungeheures Fels-Gebilde mit senkrechten Wänden durchzieht sie in der Mitte. Die „Steinstraße“ ist mit allem Recht so geheißen; sie wurde zum großen Theil durch Trümmer-Gestein-Massen gehauen, welche den Häusern zum Fundament dienen.

Moll, der geistreiche Geolog, der Verbesserer des Berg- und Hüttenwesens, der Besitzer einer prachtvollen Sammlung, die ihren Ruhm in jeder Hinsicht verdiente, hatte sich, wie ich aus seinen brieflichen Mittheilungen wußte, dem „Geschäfts-Joch“ entzogen, die Kammer-Director-Stelle niedergelegt. Er lebte nicht mehr in Salzburg, sondern zu München als Akademiker. Hier begrüßte ich den bewährten Freund auf der Rückreise und fand ihn thätig wie immer für seine „Annalen“ wirkend, bemüht die Ergebnisse rastlosen Forschungs-Eifers der Welt mitzutheilen.

Einer der schönsten Puncte in der Nähe Salzburgs ist der Mönchsberg; er bietet liebliche und höchst mannigfaltige Ansichten. Durch das merkwürdige Trümmer-Gestein, welches die Höhe bildet durch die, einer Mauer gleich, groß und kühn emporsteigende Nagelflue, ließ der letzte Erzbischof das prächtige „neue Thor“ brechen; ein erhabenes Gewölbe, beinahe sechshundert Fuß lang. Man „durchfuhr“, um in des Geologen Kunstsprache zu reden, die Schichten „vom Liegenden zum Hangenden“, und so gewährt das schöne Gewölbe eine Durchschnitts-Ansicht des Mönchsberges. Einzelne Geschiebe dieser Nagelflue sind von erstaunenswürdiger Größe. — In zwei Jahren war die Arbeit vollendet, ein ebenso riesenhaftes als wohlthätiges Unternehmen. Durch diese herrliche Halle hindurch führt die Heerstraße.

Schlicht und ehrlich, rauh, aber von biederer Gutmüthigkeit fand ich, zumal im höhern Gebirge, die Menschen. Noch waren sie nicht verdorben, nicht abgewichen von der Natur-Einfalt. Bis zu ihnen verstiegen sich die „comfortablen“ Völker-Wanderungen noch nicht. In den Alpen Salzburgs und Tirols vermissen Touristen die Sorgfalt, die bezahlte Wirthshaus-Artigkeit, die Volks-Abgeschliffenheit, welche im Schweizerland überall für Reisende herrschen. In die Salzburger keineswegs unwirthlichen Hochthäler drangen

keine blutigen Kriege; wohl aber schlugen Glaubens-Schwärmerei, fromme Unduldsamkeit, einst tiefe Wunden.

Ein bezaubernder Weg ist der von Salzburg nach Gastein, reich durch eigenthümliche Schönheiten, durch das schauerlich Wilde großartiger Umgebungen. Gar nicht fern sieht man Berge erster Höhe, bedeckt mit ewigem Schnee und mit Eis; an reißenden Waldströmen, an fürchterlichen Abgründen kommt man vorüber, an tosenden Bächen, an von Felsen herabstürzenden Wassern.

Nach Hallein führt eine wohl gebahnte, vortrefflich unterhaltene Straße. An der Salzach, in wild romantisch schöner Gegend, liegt die alte, dunkle, schwarze „Salzstadt", einst „Mühlbach" geheißen. Ueberall wirbelt Dampf und Rauch empor.

Ich unterließ nicht, mich möglichst genau zu unterrichten über das, was man hier als „Salzsudmanipulation" zu bezeichnen gewohnt ist. Das Alter des Salzwerkes reicht sehr weit zurück. Abgesehen von Sagen aus den fernsten Zeiten, gedenken Urkunden des zehnten Jahrhunderts der Salinen.

Den wegen seiner Salz-Ablagerungen so merkwürdigen Dürrenberg zu besuchen, sollten Reisende nicht versäumen. Den Berg-Namen leiten Einige von dem hin und wieder hervorragenden Felsengrund ab, Andere von der ihn bedeckenden magern „dürren" Dammerde. Das Ansteigen von Hallein fanden wir im Ganzen mehr steil, als sanft. Nach Sagen und Urkunden ist der Grubenbau seit länger als zwölf Jahrhunderten im Betrieb. Die Alten erzeugten ihre Salzsoolen in den obern Theilen des Dürrenberges; hier fand man, in zusammengedrückten Stollen und Schachten, Geräthschaften verschiedener Art wie sich deren Bergleute bedienen, und auch Menschen-Reste.

In Knappen-Tracht, im weißen Bergmanns-Gewande, versehen mit breiter Leder-Schürze, Faltenmützen auf dem Kopf, Fackeln in der Hand, setzten wir uns auf einen „Wurstwagen" und wurden durch Bergleute in den Stollen gezogen. Sodann glitten wir den schrägen Schacht auf „Rutschen" — zwei glatt gehobelte Baumstämme

denen entlang ein Seil gespannt ist — pfeilschnell abwärts in die Tiefe.

Bei solcher Gelegenheit, wenn Reisende die Gruben besuchen, werden die ausgeweiteten Räume, die „Salzkammern", beleuchtet. Einen wunderbaren Anblick, ein zauberisches Schauspiel, gewährt der „große unterirdische Saal". Ins Unendliche vervielfältigt sich der Kerzenschein, in allen Farben spielen Seitenwände und Decke, die mit der reinsten Salzmasse besetzt sind und bekleidet mit lebhaft glänzenden Gyps-Krystallen. Voll geheimer Furcht sieht man die drückenden Gewölbe ohne die geringsten Stützen über ungeheueren Höhlungen ruhen.

Es war mir ganz wohl zu Muth, wie nach einer guten Stunde Tageslicht in dem dunkeln Stollen zu dämmern begann. Tritt man heraus aus der starren Nacht, ist's als kehrte man in's Leben zurück.

Jenseit Hallein windet sich der rauhe Weg, den Thal-Biegungen folgend. Berg reiht sich an Berg. Näher und näher rücken die gigantischen Massen mit ihren kecken phantastischen Gestalten. Nicht selten sind die Felswände einander so nahe, daß jedes weitere Fortkommen unmöglich scheint. Schroff und drohend ragen dunkelgefärbte, spitzige Klippen von allen Seiten herein, theils mit dichter Schling-Pflanzen-Decke bekleidet. Ueber Holzbrücken, an Felswänden schwebend, führte weithin die gefährliche Straße dicht an den tiefsten Abgründen vorüber; Mauerwerke erheben sich an steilen Bergwänden, in vielen Biegungen auf- und abziehend.

Nicht unbesehen blieben nahe gelegene „Schusser-Mühlen". Dichte Kalksteine werden hier durch Eisen-Hämmer zu kleinen viereckigen Stücken geschlagen, sodann zu Kugeln geschliffen und polirt. Dieses sind die bekannten Schusser, Glücker, Marmel, sehr beliebte Knaben-Spiel-Geräthe. In größter Menge verführte man damals solche Kalk-Kügelchen nach fernen Welt-Gegenden; sie dienten den Wilden auf Jagden und im Kriege.

Zu den schauerlichsten Engpässen unseres Welttheils gehört die Klamm. Furchtbar schön ist der Anblick der großen Kalk-Kette. Ueber die Hälfte nackt, entblößt von jedem Pflanzen-Wachsthum, die Gehänge so schroff, so steil, daß sie wohl für immer unerstiegen

bleiben werden. Manche völlig senkrechte Felswände messen achthundert Fuß Höhe und darüber.

Mit gutem Grunde wird die Cascade unfern Golling gepriesen. Gewaltsam, mit mächtigem Gebrause dringen Fluthen aus finsterer Bergeshöhle, aus tief gerissenen Schluchten und stürzen schäumend der Tiefe zu, in ein wild romantisches Thal. Inmitten des Wasserfalles bildet eine große Gesteinmasse den zierlichsten Bogen.

Auch die „Oefen", von der Natur geschaffene Gewölbe am Felsen-Gehänge, ganz in der Nähe von Golling, besuchten wir. Durch die Oeffnungen hinabschauend in die Tiefe, sieht man den Salzachfluß in unterirdischem Canale sich fortwälzen.

Da wo jetzt der Paß Lueg, muß der Salza-Durchbruch durch die hohe Alpenkette furchtbar gewesen sein. Hier tritt die gewaltige Macht strömender Wasser am deutlichsten hervor; man glaubt zu sehen wie, vom Stoße drängender und unaufhaltbarer Fluthen, Höhlungen ausgewaschen wurden in Felsen.

Nicht weit von Werfen, am Mitterberge, wurden in jüngster Zeit für die Bergbau-Geschichte interessante Entdeckungen gemacht. Man gewinnt hier gegenwärtig Kupfer-Erze im Schiefer-Gebirge und als „in den alten Mann eingeschlagen wurde", das heißt beim Vordringen in längst verlassene Gruben, fanden sich Werkzeuge aus Stein und Eisenkeile, darauf hinweisend, daß an der Stelle vor achtzehn Jahrhunderten Bergbau „im Umgang" gewesen sein dürfte.

Gastein, mit seinen romantischen Umgebungen, mit den malerisch gestalteten hohen Gneiß- und Granit-Bergen, die der wundersamen An- und Aussichten so viele bieten, mit den Tiefthälern, wovon eines sich verliert ins andere, mit den Abgründen und Klüften, mit den freundlichen Wiesen und den duftenden Alpenweiden, und vor allem mit den wunderthätigen Heilquellen, über deren Bedeutung die Acten längst geschlossen sind — Paracelsus kannte ihre Kraft, ihre auffallenden, außerordentlich günstigen Wirkungen schon im Jahre 1562 — Gastein ist ein reines Alpenbad, kein lästiger Curort. Hier, obwohl bereits im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert von „hohen Häuptern" besucht, herrschen altväterische, bürgerliche Sitten; man sieht fast nur heitere, zutrauliche freundliche Gesichter.

Welch' herrliche, wilde und dennoch unbeschreiblich schöne Natur! Was für prachtvolle Gieß- und Sturzbäche und Wasserfälle! Vom erhabenen Tauern-Rücken, aus enger Spalte, wälzt sich der Gasteiner Bach von hohen Felsen schäumend herab, von einem Fall zum andern. Er wächst zum Flusse an und bildet die mächtige Cascade, deren Getöse uns in den ersten Nächten des Schlafes beraubte. Ueber die tobenden Fluthen hin führt die Brücke zum Schlosse.

Wird auch die Morgenröthe in dem Thal nicht begrüßt von Lerchen, vermißt man die zärtliche Primadonna, Signora Nachtigall, so entschädigen andere gefiederte Sänger durch melodische Lieder und durch Gezwitscher.

Gleich so vielen „Wildbädern“ trägt Gastein den Namen von seinen, hoch im Gebirge ihren Sitz habenden Thermen. Aus Gneiß, theils auch aus Gerölle- und Schutt-Lagen, beinahe dreitausend Fuß über dem Meere, strömen Quellen hervor. Innerhalb vierundzwanzig Stunden liefern sie die ungeheuere Menge von hunderttausend Cubicfuß heißer Bäder, so daß, bei solcher Reichhaltigkeit, außer diesem Gebrauch, Mühlen mit dem Wasser getrieben werden könnten. Niemand badet auf seinem Zimmer; allgemein bedient man sich der „Commun-Bäder“, deren jedes bei vierundzwanzig Personen faßt. Frauen und Männer, Mädchen und Jünglinge, Kranke und Gesunde sah ich, nicht ohne Befremden, in bunter Reihe friedlich neben einander sitzen im stärkenden Wasser. Man plaudert, man streitet, diese singen, jene declamiren, andere genießen ihr Frühstück. Aber nie wird die Schicklichkeit verletzt.

Mein gutes Glück führte mich in Gastein mit Reuß zusammen. Ungemein erfreulich war es, daß der so bewährte böhmische Geolog sich auf's herzlichste erbot, mein Begleiter zu sein auf Wanderungen in der Umgegend und weiterhin.

Ueberall erfreuten wir uns an der großen Vorliebe der Gebirgs-Bewohner für Blumen, die sie mit aller Sorgfalt pflegen. Nicht der kleinste Garten, keine Haus-Gallerie ohne Rosen und Nelken, ohne Levkojen und Rosmarin.

Mit Staunen, nicht ohne Schauder, sieht man Aelpler, sicher und furchtlos, Centner-schwere Heu-Lasten über die gefährlichsten Strecken tragen.

Wir besuchten den gewaltigen Rathhausberg, das wilde Anlaufthal, um den Fall des Hochkahr-Baches zu bewundern und den riesigen Ankogel im Hintergrunde. Wir waren in der, nach allen Seiten mit Gletschern umgürteten, amphitheatralischen Alpen-Ebene des Naßfeldes, und sahen den Kessel-, Bären- und Schleierfall; wir genossen die großartige Alpen-Uebersicht vom Gamskarkogel mit den vielen zusammenhängenden Gletschern und Firnen.

Alles, was ein Alpenthal bieten kann, trifft man in der Fusch so ziemlich vereinigt. Bequem und gefahrlos naht der Wanderer hier der Eisregion mit ihrer Gletscherwelt, und je höher man steigt, desto duftiger und balsamischer die Luft. Es zeigen sich hoch emporstarrende, schöne Felsmassen, üppige Blumen-bestreute Triften, Sennhütten, Eisbäche, Gletscher-Mauern von jeder Seite herabsteigend, Eismassen unmittelbar auf grünenden Triften ruhend.

— Verklärt vom Sonnenstrahl
Grenzt an beschneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.

Matthisson.

Beim Dorfe Embach, zwischen Lendt und dem Marktflecken Taxenbach, fanden wir ein Bild grausender Zerstörung, einen Bergsturz, die „Embacher Blaike".

In sehr engem, von steilen Thonschiefer-Wänden begrenztem, Thale strömt hier die Salzach. Sie selbst hat sich ihr Bett gebahnt und tief eingeschnitten. Das Gestein, mild, leicht zerstörbar, wie es ist, war nicht geeignet, starken Widerstand zu leisten.

Wohl eine halbe Stunde brauchten wir, um über den Erdfall hinzuschreiten.

Am Pfingst-Sonntag des Jahres 1794, so ließ ich mir erzählen, sah man plötzlich in Salzburg — achtzehn Stunden von Embach — bei heiterm Wetter die Salzach bedeutend anschwellen, das Wasser

trüb, sehr beladen mit erdigen Theilen. Fürchterliche Verwüstungen hatten stattgefunden. Aus nahen und fernen Gegenden wanderten wahre Pilgerzüge an Ort und Stelle. Wenige faßten anfangs Muth, den Erdfall zu betreten; augenblicklich verloren die Pfade ihre Spur. Stäbe in den Boden gestoßen neigten sich sehr merklich in kürzester Zeit.

Mit Wechsel-Fristen hielt die Erdfall-Bewegung drei Jahre hindurch an. Strecken von Waldgründen, fruchtbare Landstriche, Weideplätze wichen der zerstörenden Macht und stürzten abwärts. Stämme sah man gewaltsam kreisförmig gebogen von der Wurzel bis zum Wipfel, andere lagen halb vergraben in Schutt, von noch anderen ragten nur die Wurzel-Enden senkrecht empor. Ueberall Gerölle, Sand und Lehm. Ein See, mehr wie eine Stunde weit erstreckt, zeigte sich an der Stelle, wo vorher der Fluß über Felsarten-Geschiebe rasch hinabgestürzt. Mächtige Lerchen und Fichten, einst die Salzach-Ufer schmückend, ragten nur mit ihren dürren und verdorrenden Kronen über die Seefläche empor.

„In einem Lande," sagt Leopold von Buch, „das so großen Abwechselungen der Atmosphäre in Hinsicht auf Temperatur und Luft-Niederschlag ausgesetzt ist, muß man sich wundern, solche Phänomene nicht häufiger und schrecklicher in ihren Wirkungen zu sehen."

Auf der Hinreise, mehr noch auf dem Heimwege, überall Truppen-Züge und Kriegs-Geschrei.

Napoleon — so las man später in den Denkschriften eines englischen Staatsmannes, dem hervorragender Antheil zugestanden an den meisten wichtigen Unternehmungen der, für Europa so verhängnißvollen, Zeit, welcher eingeweiht gewesen, wie Wenige in die Leitung der den Franzosen feindlichen Partei, mit Wellington, dem berühmten Feldherrn auf's Innigste verbunden — Napoleon, so schrieb Castlereagh, hatte Friedens-Einleitungen an England gerichtet; sie blieben erfolglos, wie frühere ähnliche Schritte. Im Ministerium jenes Reiches beschäftigte man sich mit dem Vorhaben

einer Landung in Hannover. Preußen war bereitwillig, die Ausführung dieses Planes zu dulden, ja mittelbar zu unterstützen. Da änderte die Austerlitzer Katastrophe Gesinnungen und Handlungsweise der „haltlosen, verfahrenen" Berliner Staatsmänner.

In merkwürdiger Weise stand das Glück Napoleon zur Seite von Ulm bis Austerlitz. Mack, der Ober-Befehlshaber, in Verblendung befangen, entmuthigt, übergab Ulm. Beim Dorfe Austerlitz wurde zu Anfang December eine mörderische Schlacht geschlagen, Oesterreicher und Russen überwunden, die Franzosen hatten gesiegt.

Das Preußen-Heer, als es mit Oesterreich und Rußland kämpfen sollte gegen Frankreich, rückte zu spät ins Feld und kehrte heim, ohne das Schwert gezogen zu haben.

Wäre Kaiser Franz keinen Waffenstillstand eingegangen, hätte er, wie Karl, der ruhmgekrönte Habsburger Held, es gewollt — welcher mit einem mächtigen Heere bei Wien stand — auch in keine Schlacht sich eingelassen, sondern gegen Polen hin zurückgezogen, so würde die „große Armee" in mißliche Lage gekommen sein. — Es war ein Krieg von kaum drei Monaten. Napoleon befahl schmachvolle Friedens-Bedingungen.

Von einem Mord-Anschlage auf Napoleons Leben in dem Kriege, wovon die Rede, ist wenig oder nichts zur allgemeinen Kenntniß gekommen.

Nach den siegreichen Gefechten beim Marktflecken Hollabrunn und bei Gundersdorf, verlegte der Kaiser sein Hauptquartier nach Brünn. Große Sorgfalt ließ er auf Herstellung der Festungs-Werke verwenden; die Citadelle Spielberg namentlich galt ihm als wichtiger Punct. Er bewohnte ein nahes Landhaus und ritt, um den Vertheidigungs-Stand in Augenschein zu nehmen, beinahe täglich nach dem Spielberg.

„Christel", ein Handwerks-Gehülfe, hatte es auf's Leben Napoleons abgesehen. In ruhigster Haltung lauerte er am Bodenfenster mit angeschlagener Windbüchse; da stürzt der Meister auf ihn

zu und reißt den Gesellen zurück mit den Worten: „Was hast Du vor, Unglücklicher?“ — „Den Franzosen-Kaiser will ich erschießen,“ war die Antwort des Tirolers.

Erst lange nachdem andere Zeiten eingetreten, erzählte der achtbare Bürger vertrauten Bekannten zu wiederholten Malen die Begebenheit. Stets fügte er hinzu: wie oft es ihn gereut, seinen beherzten „Christel“ abgehalten zu haben, der die Flucht nach vollbrachter That so klug berechnet.

An dem Tage, wo Napoleon die Friedens-Uebereinkunft zur Unterschrift vorgelegt wurde, ließ der geistreiche Fürst von Ligne, berühmt seiner Witzworte und der lustigen Einfälle wegen, um die Seinigen zu foppen, auf dem Arbeitstische eine „gar schöne, großherzige“ Verkündigung liegen mit der Unterschrift: *Napoléon en partant.* Er hatte den Styl so gut aufgefaßt, die Ausdrücke in dem Grade täuschend nachgeahmt, daß wer das Machwerk in die Hände bekam, mit thränenden Augen rief:

„Welch ein Mann! Wir lieben ihn nicht, aber wahrlich, hier reißt jedes Wort zur Bewunderung hin!“

Die Probe von Napoleonischer Wohlredenheit gerieth Damen in die Hände; sie wurde vielfältig abgeschrieben und in Umlauf gesetzt. Nicht lange nachher ging vom Kaiser, vor seiner Abreise, ein ganz ähnliches Stück Arbeit aus, nur daß darinn den Bürgern Wien's noch mehr Verbindliches, Angenehmes und Schmeichelhaftes gesagt wurde.

Als Napoleon wieder in St. Cloud war, erbat sich Gaudin, damals Finanz-Minister, zwanzig der bei Austerlitz eroberten Kanonen.

„Will unser Finanz-Minister Krieg mit uns führen?“

„Nicht mit Ihnen, Sire, mit alten, abgenutzten, für die Arbeiter ermüdenden, selbst gefährlichen Münz-Maschinen. Geruhten Euere Majestät mir zwanzig Kanonen zu verwilligen, so würde ich die Druckwerke sämmtlich nach verständigen Mustern neu fertigen und auf jedes das Wort Austerlitz eingraben lassen.“

Der Name der glorreichen Schlacht entschied. Auf der Stelle

erhielt der Kriegs-Minister den Befehl, eine Batterie zur Verfügung des „Generals en Chef“ der Finanzen zu stellen.

Weniger glücklich war Denon, Director des Münz-Cabinets, mit einem andern Vorschlag. Er legte dem Kaiser Proben von Medaillen vor, bestimmt die denkwürdigen Thaten des Feldzuges von 1805 zu verewigen. Ihre Reihe begann vom Zeitpunct, wo die Armee aus dem Lager bei Boulogne nach dem Rheine zog. Die erste Medaille zeigte auf einer Seite Napoleons Brustbild, auf der andern einen Adler mit einem Leoparden kämpfend.

„Was soll das? Was bedeutet das?“

„Sire, ein französischer Adler erwürgt einen Leoparden, den Schildhalter des englischen Wappens.“

„Wozu das prunkende Sinnbild? Wie können Sie die Behauptung wagen: der französische Adler erdroßle einen englischen Leoparden. Nicht den kleinsten Fischerkahn kann ich in See gehen lassen, ohne daß die Engländer sich nicht desselben bemächtigen. Ja, ja, dieser Leopard erwürgt den Adler. Die Medaille muß sogleich umgeschmolzen werden.“

Bei einer andern Denkmünze, auf die Schlacht von Austerlitz, verordnete Napoleon:

„Eine Seite soll nichts enthalten als die Worte: *Bataille d'Austerlitz* mit Angabe des Tages, auf die andere Seite setzen Sie den französischen, den österreichischen und den russischen Adler. Glauben Sie mir, die Nachwelt wird den Sieger wohl zu unterscheiden wissen.“

Wie ein Sommer-Morgen schwebten mir die fünf Reise-Monate vorüber. Alles lief sehr glücklich ab, ganz nach meinem Wunsche, kein Unglück ereignete sich. Wir waren jeder Sorge enthoben, da öfter Briefe aus Hanau meldeten: es stehe gut im Hause.

Die Absicht, einige Tage in Stuttgart zu verbringen, wurde aufgegeben; auch nicht Einer der Befreundeten befand sich am Orte. Was besonders unangenehm, war, daß ich mir die persönliche Bekanntschaft eines mehrjährigen Brieffreundes nicht erwerben konnte: des Diplomaten Heinrichs von Struve, damals Sekretär bei der Russischen Gesandtschaft am Württemberger Hofe. Wir besuchten das Theater und erfreuten uns an Paers „Camilla“. Welch ein Genuß, den

ersten und gefeiertsten Tenoristen jener Zeit, Krebs, mit der wunderherrlichen, volltönenden und zarten Stimme, als „Duco" zu hören. Von einem Logen-Nachbar ließ ich mir erzählen, daß der berühmte Sänger, dem die gründlichste Bildung und vielseitige Kenntnisse eigen, für den geistlichen Stand bestimmt gewesen. In früher Jugend schon hatte er sich mit seltenem Eifer der Musik hingegeben und als er die Aufführungen von Mozart's und Haydn's Meisterwerken hörte, da war Krebs entschieden, sich der Bühne zu widmen. Nach seinem ersten Auftreten wurde er als Hofsänger angestellt und blieb der Liebling des Publikums.

Jahr 1806.

Französisch-Preußischer Krieg. — Geologische Erforschung des Mainthales zwischen Hanau und Frankfurt. — Kurhessen durch Napoleons Heere besetzt, in Hanau französische Verwaltungs-Behörden.

Wirken und streben,
Wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Schiller.

Welche Erlebnisse! Welche Erfahrungen! Mußte man nicht entmuthigt werden! Ueber einen großen Theil von Europa lag eine schwer pressende Zeit, träumerisch-dumpf, zu raschen Heldenthaten nicht Raum gönnend. Sorgenvoll sahen Vaterlands-Freunde der Sonne des neuen Jahres entgegen; sie ahnten eine Zeit reich an Unfällen, schrecklich durch Schlachten. Wem die Leichtigkeit nicht entgangen, womit namentlich der Franzosen Fußvolk sich bewegte, konnte nur besorgen, daß andere Heere im Kriege unterliegen würden.

Nur zu gut hatte Napoleon das falsche Spiel Deutscher Fürstenhäuser gegen einander erkannt; bald waren seine Maßregeln getroffen und er wußte Alle in Blindheit zu erhalten, wo es weitaussehenden Unternehmungen galt. Eine verblendete, unsichere, verkehrte, schwache Politik brachte augenblicklicher Ruhe, die Erhaltung der Zukunft zum Opfer, Reich und Fürstenbund in Gefahr. Lag es nicht klar am Tage, was für Folgen der Baseler Frieden von 1795 haben mußte, was für Drangsale und Trübsale er herbeiführen werde? Preußen ging voran mit dem Beispiel, wie Deutsche Mächte

die gemeinsame Sache verlassen müßten, um für sich Vortheile zu erringen. Ein preußischer Diplomat äußert zwar:

„*l'épuisement de nos ressources et le cri de la nation forcèrent le Roi à signer la paix de Bale.*“

Allein er fügt hinzu:

„*Les Français, délivrés du seul ennemi qu'ils n'eussent jamais battu, poursuivaient le cours de leurs triomphes.*“

Machte sich nicht das überkluge Ministerium in Hannover — das allerdings seit einer Reihe von Jahren in altergrauer Kabinets-Weisheit so Vieles vernachlässigte, immer kraftloser und kraftloser wurde — großer Sünden theilhaftig?

Wir erinnern an 1803, wo Mortier ins Kurfürstenthum einrückte und solches besetzte, weil es einem „Bollwerke der Erdenwelt“, der Krone England zugehöre. — Waren die Minister, bei so schlimmen Verwickelungen, unter so schwierigen Staats-Aufgaben, gutes Muthes, in nachlässiger Sicherheit, was drohende Gefahren anlangte? Lebten sie in Sorge und Kümmerniß, in Unruhe, Angst, Verwirrung — vielleicht in Verzweiflung? Standen sie im Wahne: jene Zeiten wären nicht zu beschwören, dem allmächtigen Frankreich sei kein Widerstand zu leisten? Hatte der Glaube an Napoleon's Unüberwindlichkeit so tief in ihren Herzen gewurzelt? — — Truppen wurden zwar zusammengezogen, aber der Heeres-Befehlshaber, Feld-Marschall Walmoden, mußte — kein beneidenswerthes Loos — höherer Weisung zu Folge:

„Alles meiden, was *Ombrage* oder Aufsehen erregen könnte; er durfte, beim Zusammentreffen mit dem Feinde, nicht feuern und selbst von blanken Waffen nur mit *Modération* Gebrauch machen.“

Waren es abgezehrte Diplomaten von kühlem, bedachtsamem Wesen, die in absichtliche oder unabsichtliche Unthätigkeit verfallen, sich solche politische Ungereimtheiten zu Schulden kommen ließen? Hatten sie nicht mehr gelernt von ihrem Pütter und Schlözer? War es ihnen nicht gegeben, den wahren Vortheil zu erkennen, sich der Zukunft Bild zu entrollen? Hingen sie, befangen in abgeschmackter Pedanterie, mit unerschütterlichem, festem Glauben an veralteter, schwerfälliger, verkehrter Staats-Weisheit? Stellten sie solche der

Unfehlbarkeit Roms gleich? Wie konnten jene Räthe Bedenken tragen, Fragen von so hoher Wichtigkeit gleichsam auf die Seite zu schieben? Hielt man, aus Kaltsinn oder aus Verblendung, das Wagniß zu groß, auf kriegerischem Wege zu lösen, was auf friedlichem nicht lösbar schien? — — Was war aus der Staats-Klugheit der Fürsten geworden? Wollten sie, in ihrem zaghaften Benehmen, es weder mit Gott verderben, noch mit dem Teufel? Hatten sie keine Ahnung davon, daß in den Revolutions-Helden Frankreichs eine unauslöschbare, gräßliche Höllen-Rüstigkeit tobte?

Preußens Erbieten, das, von Französischen Heeren bedrohte, Hannöverische Land zu besetzen und für dessen Ruhe-Zustand Gewähr zu leisten bis zu hergestelltem Frieden, scheiterte am hochfahrenden Sinn des Kabinettes von St. James. Frankreich hätte eingewilligt unter der Bedingung, daß man: „*reconnut à son pavillon la prérogative arrachée aux nations libres par le nouveau code Breton.*" Die Erklärungen waren bereits erfolgt, wie wohl unterrichtete Geschäftsmänner jener Zeit behaupten. Andere Meinung hegten die Englischen Minister; ehe sie ihren anmaßenden, widerrechtlichen Codex aufgaben, ließen dieselben lieber das arme Hannöverische Land zu Grunde gehen.

Schmachvoll, mit Schimpf und Hohn unterlag die gute Sache einem der allergewöhnlichsten politischen Schulsätze; bald waltete in Hannover Franzosen-Herrschaft mit verhaßter, niederdrückender Gewalt.

Unsere Ehre ist unsere Sache. Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an der Heimath. Darum sehen wir mit Freudigkeit auf Dich, Friedrich Wilhelm, und was Du thust. Wir folgen Deinen Fahnen.

Alter Korbflechter im Invaliden-Hause.

Daß für Preußen schwere Prüfungen bevorstanden, daß diesem Staate und dem Hause der Hohenzollern Gefahr drohe, daß ein Kriegs-Ungewitter sich zusammenziehe, eine Zeit blutigen Kampfes beginnen würde, war außer Zweifel, Jeder achtete sich davon über-

zeugt, auch wenn man nichts vernommen hätte von den heftigen, rohen Ausfällen Französischer Tagesblätter gegen den Berliner Hof, von den Schmähungen und verläumderischen Angriffen gegen die allverehrte, allgeliebte Königin Louise, der schimpfliche Dinge angedichtet wurden, vor denen Tugend und Ehre jeder Dame zurückbebt. Dazu kamen der Uebermuth, die Herausforderungen, das Säbelwetzen in den Berliner Straßen — Dinge, wovon so viel erzählt, über die so viel gespottet wurde. Im Schauspielhause gab man heute „Wallensteins Lager“, morgen den „politischen Zinngießer“. Das ganze Parterre sang beim ersten Stücke mit: „Wohl auf, Kameraden auf's Pferd!“ Mit ungeheuerem Beifall wurden Unzelmann's Stegreif-Lieder entgegengenommen, denn sie galten dem zerrütteten politischen Zustand; stets konnte der gefeierte Komiker auf wiederholte Dacapos gefaßt sein. Schöne, Inhaltschwere Tage! Wenige ahnten jedoch die zerschmetternde Gewalt des heftigen Sturmes, der unvermeidlich einbrach und das ganze Staats-Gebäude erschütterte, niederzureißen drohte und erst später eine glorreichere Zeit ins Leben rief.

Kriegs-Gerüchte, Truppen-Bewegungen hatten den Sommer über gewechselt mit schwächeren Friedens-Aussichten. Eine That tyrannischer Willkür, eine Verletzung des Preußischen Gebietes, ein am Kriegs- und Völkerrecht verübter Hohn, war das erste Ereigniß dieses Kampfes, das Losungs-Wort über seine Natur. Eine Französische Heeres-Abtheilung, die anerkannte Neutralität verspottend, durchzog im October 1805 das Baireuth'sche und Anspachische.

„*Traverser ces territoires*; *éviter d'y séjourner; faire beaucoup de protestations en faveur de la Prusse*; *témoigner beaucoup d'attachement pour elle*; *le plus d'égards qu'on pourra.*“

So lauteten Napoleons Befehle an Bernadotte, den Führer der Heeresmacht, die jenen Gewaltstreich vollzog, wovon Thiers zu sagen weiß:

„*L'empereur se fondant sur l'ancienne convention, et sur une apparence d'intimité à laquelle il devait croire, n'avait pas considéré le passage à travers la province d'Anspach comme une violation de territoire. Ce qui prouve sa sincérité à cet égard, c'est*

qu'a la rigueur il aurait pu se dispenser d'emprunter les routes de cette province.

Nicht lange vor diesem Ereigniß hatte der Preußen-König dem Kaiser von Rußland die Erlaubniß versagt, seine Truppen durch die West-Provinzen Preußens zu führen.

Längst hatte ich gewünscht, von den Umgebungen der heimathlichen Stadt, das Mainthal zwischen Hanau und Frankfurt und dessen angrenzende Höhen genauer kennen zu lernen. Bis dahin wußte ich — Andere wohl mit mir — nicht viel mehr, als was einer der scharfsinnigsten Geologen seiner Zeit über den Landstrich gesagt, und das hatte keine Geltung mehr. Es soll dieß nicht ein Tadel Deluc's sein, dessen Verdienste um unser Wissen keiner Nachweisung bedürfen. Allerdings war er sehr eingenommen für, mitunter selbst geschaffene, Wagesätze und mühte sich, die Natur seinen Theorieen anzupassen. — Wenige Mittheilungen über das, was ich gefunden, seien mir vergönnt.

Zu oft wiederholten Wanderungen sah ich mich veranlaßt. In den ersten Tagen des Maimonates wurde der Anfang gemacht mit der aus Nordost nach Südwest ziehenden Hügelreihe, mit der „Berger Höhe“. Man überblickt hier, im Umkreis von vielleicht hundert Stunden, eine blühende Landschaft, viele Städte sind zu sehen und Dörfer ohne Zahl. Nach allen Seiten ist der Horizont begrenzt durch Gebirge. Am nächsten erhebt sich im Nordwest der Taunus, längs Main und Rhein bis zur Lahn erstreckt. In Nordost eine der größten zusammenhängenden Basalt-Niederlagen, der „Vogelsberg“ in seiner ganzen Ausdehnung. Durch ihre Gestalt-Verhältnisse ist den Höhen besondere Auszeichnung verliehen: gerundete und spitzige, geringer oder stärker abgestumpfte Kegel. Gegen Süd tritt der Spessart hervor, welchem der Odenwald sich anschließt und in Südwest endlich erscheint der Donnersberg, ausgezeichnet durch Gestalt und Erhabenheit.

Die Berger Anhöhe und deren Umgebungen, auch das linke Main-Ufer bestehen aus Kalk-Gebilden. Sehr veränderte Meinungen, im Vergleiche derer, wovon ich vor beinahe fünf Jahrzehnden aus-

ging, bestehen heutiges Tages hinsichtlich jener Gesteine, was ihre Alters-Beziehungen betrifft und die denselben im geologischen System gebührende Stelle. Das Nähere gehört nicht hierher.

Zum Taunus führte der Weg durch Homburg. Das, allem Vermuthen nach auf einem Römer-Castell erbaute, Schloß wurde besehen, der Garten besucht, desgleichen der reizende Tannenwald. In jetziger Zeit wäre die Ausbeute an Sehenswürdigkeiten eine unvergleichbar reichere und mannigfaltigere. Seitdem wurde, was bekannt genug ist, Homburg zum vielbesuchten, glänzenden Curort, neben der alten Stadt entstand eine neue mit prächtigen Gasthöfen und Park-ähnlichen Gärten und anmuthigen Lusthäusern. Man findet geschmackvoll verziert Unterhaltungs- und Spielsäle, einen Tempel Thaliens und eine Molken-Anstalt.

Ungemein schön stellt sich dem Auge die „Homburger Höhe" dar. Sie wurde überschritten, um zum erhabensten Taunus-Gipfel, zum Feldberg zu gelangen. Bald erschien ein Gestein am Tage, wovon bis dahin keine Spur zu sehen gewesen: Thonschiefer, der in jenem Gebirge herrscht und zu mehreren Malen die Farbe ändert. Was in seiner Art merkwürdig und nicht übergangen werden darf, ist, daß wenige Jahre zuvor in einem sehr verbreiteten Buche zu lesen war: der Taunus enthalte weder Granit noch Serpentin, der Kern desselben bestehe vielmehr aus Thonwacke (?!). Ein kecker Dilettant, ohne jede Sachkenntniß, brachte diesen und andern Unsinn als neue wichtige Wahrheiten zu Markte.

Vom Fuße des Feldberges an wurde der Weg immer steiler und beschwerlicher. Ich legte ihn jedoch schnell zurück und erreichte den Gipfel, eine Ebene von vielleicht hundert Morgen, zweitausend-sechshundertundsechs Pariser Fuß über dem Meeresspiegel. Hier brachte ich ein Paar Stunden zu, denn eine unaussprechlich schöne Aussicht bot sich dem Blicke. „Eine ganze kleine Welt lag, dem trefflichsten Panorama gleich, zu meinen Füßen. Ein buntes, liebliches Gemische von Dörfern und thürmenden Städten, von Flecken und Wäldern. In der Mitte der Landschaft fließt der Main, dort wogt, in erhabener Ruhe, der alte Vater Rhein und säumt mit Silber seine Ufer. Unabsehbar ergießt sich vor meinen überraschten

Augen die Ferne und im Dufte endigt ein blaues Gebirge die Welt*."

Auf der Nordseite der Hochebene ragt ein Quarzfelsen empor, der Brunehildenstein. Hier soll, wie Sagen erzählen, die schöne Brunehilde geruhet und die heilige Hildegard geschlafen haben. Letztere hinterließ, so heißt es, einen Abdruck ihres Hauptes; Ungeweihten muß er nicht sichtbar sein, wenigstens blieb mein Suchen fruchtlos.

Um zweihundert Fuß niedriger, als der Feldberg ist des Taunus Mittelpunct, der Altkönig. Römer umschanzten den Gipfel mit einem Wall von zusammengetragenen Quarz-Blöcken. Ohne lange auf der bewaldeten Höhe zu weilen, stieg ich hinab zu den Trümmern des Falkensteiner Schlosses. Hier genießt man eine der schönsten Aussichten ins Rheingau, und im Goldglanz der sinkenden Sonne zeigte sich das reiche Frankfurt mit seinen Thürmen, mit dem Kranze lieblicher Villen.

Falkenstein ruht auf Thonschiefer, desgleichen die Ruine Königstein, eine Feste, welche, das wissen meine Leser, in den Kriegen der Jahre 1792 bis 1796 vielartige Geschicke betroffen und zuletzt durch Franzosen zerstört wurde. Ich ließ mich an alle Stellen führen, die bei den Belagerungen Wichtigkeit erlangt hatten. Besonders nahm ein Weg meine Aufmerksamkeit in Anspruch, den die kaiserliche Besatzung für Fortschaffung ihres Geschützes sich bahnte. Man durchsprengte eine Felswand und hier erscheint Quarz, des Thonschiefers treuer Begleiter, inmitten desselben als mächtige Masse.

Das, von Kastanien-Wäldern umgebene, Städtchen Kronenburg, am Fuße des Altkönigs, war mein letztes Stand-Quartier. Hier hausten einst Templer und nicht unbesehen blieben die Ueberbleibsel des alterthümlichen Schlosses.

Großes Aufsehen machte es in Hanau, als ich den Besuch Gaillardot's erhielt, eines der Ober-Feldärzte des Berna-

* Worte, vor langen Jahren an Ort und Stelle von mir niedergeschrieben.

dotte'schen Corps. Den Truppen waren die Thore unserer Festung verschlossen, sie mußten vorüberziehen, ohne die Stadt betreten zu dürfen. Gaillardot und einige ihn begleitende höhere Officiere, alle in buntem Glanz, hatten vom Hessischen Gouverneur sich eigends die Vergünstigung erwirkt: Freunde der Wissenschaften, wollten sie mich und meine Sammlung sehen. Ich glaube halb Hanau war auf den Beinen. Neugierige in Menge folgten den Fremdlingen und umdrängten meine Wohnung. — Wie bald sollte man Franzosen in überlästiger Zahl genießen! Sie blieben für meine guten Mitbürger nicht mehr Gegenstände des Staunens und der Bewunderung.

In Gaillardot fand ich einen geistreichen, gründlich unterrichteten und dabei äußerst liebenswürdigen, Mann, gewandt, voll Welt- und Menschen-Kenntniß, voll Milde und Freundlichkeit. Später lebte er zu Lüneville in angenehmen und unabhängigen Verhältnissen. Dankbar sei erwähnt, daß der werthe Wissenschafts-Genosse später, als ich schon in Heidelberg mich angesiedelt, meiner geologischen Sammlung werthvolle Beiträge vergönnte. Dahin zähle ich namentlich die, von Gaillardot bei Rehainvilliers unfern Lüneville aufgefundenen fossilen Reste von Sauriern, dieser, lebend nicht mehr vorhandenen, Krokodilen oder übergroßer Eidechsen ähnlichen Geschöpfe, deren Bestimmung die Gelehrten anfangs in Verlegenheit setzte, manche voreilige Aussprüche und unbegründete Meinungen veranlaßte.

Bis dahin kannte Napoleon die Preußen nicht, nie war er auf Schlachtfeldern mit ihnen zusammengetroffen; allein jenen Preussen, denen es 1792 noch weniger gelungen, als den Oesterreichern, Vortheile zu erringen über die Franzosen, konnte man wenig oder nichts zutrauen gegen ein vollendetes Heer. So urtheilte dessen Kriegsherr, der Kaiser, welcher damals in der Zeit der Vollkraft seines Glückes sich befand, in den Jugend-Tagen seiner Gewalt, seiner Eroberungs-Gelüste, in der Zeit, wo Völker und Herrscher sich vor ihm beugten.

In diesem Sinne schrieb Napoleon an zwei seiner, von ihm auf Königs-Throne verpflanzten, Brüder, um sie zu beruhigen:

„Qu'ils ne devaient concevoir aucune inquiétude, que la lutte actuelle serait encore plus promptement terminée que la précédente, que la Prusse et ses Alliés, quels qu'ils fussent, seraient écrasés, mais que cette fois il finirait avec l'Europe et mettrait ses ennemis dans l'impuissance de remuer de dix ans.“

Die, unter dem 7. October 1806, zu Bamberg an die Französische Armee erlassene Verkündigung schloß, in hochfahrender Weise, mit den Worten:

„Que les Prussiens éprouvent le même sort qu'ils éprouvèrent il y a quatorze ans! Qu'ils apprennent que s'il est facile d'acquérir un accroissement de domaine et de puissance avec l'amitié du grand peuple, son inimitié et plus terrible que les tempêtes de l'Océan.

Der Castellan des Bamberger Schlosses bewahrt bis zum heutigen Tag die Feder, womit der Kaiser diese Worte niedergeschrieben.

„Napoléon avait vu de loin les préparatifs de guerre,“ — sagt ein erfahrener Preußischer Diplomat jener Zeit — *„et longtems il n'avait pu croire à cet excès de hardiesse. Mais, quand nos troupes eurent inondé la Saxe et qu'il eut cessé de douter, il partit comme l'éclair. Ses gardes le suivirent en poste. Avec cette rapidité inimitable qui distingue les mouvements des Français, tous ces corps épars dans l'Empire furent en peu de jours organisés en armée et l'Empereur se mit à leur tête. On apprit au quartier général d'Erfurt qu'il se portait en force sur Hof. L'intention n'etait pas douteuse. Nous allions être tournés par notre gauche, et coupés de nos magasins. C'était la manoeuvre de Marengo, c'était la manoeuvre d'Ulm. C'était le grand secret de ce qu'on a appelé! la tactique moderne, qui n'est qu'une application plus audacieuse des principes de l'art, enseignés par l'histoire de tous les siècles. On laissa là les premiers projets. Notre droite, qui déjà avait poussé au delà d'Eisenach, rebroussa chemin. L'armée se reporta sur Weimar pour aller à la rencontre de l'en-*

nemi; mais, de ce moment, tous les ordres n'offrirent plus qu'une suite de contradictions et de fautes."

Ernste Betrachtungen, Vermuthungen — meist gestützt auf günstige Neigung von Seiten der Zeitgenossen, auf eifrige Wünsche, getheilt von so vielen Deutschen, daß Gegenwart und Zukunft ihre Kraft von der Vergangenheit nehmen, daß glücklicher Erfolg Preussens Thaten krönen möge — solche Ansichten und Hoffnungen kreuzten sich mit beunruhigenden Gerüchten, mit düstern, finstern Ahnungen trüber Tage, einer nahenden, Verhängniß-vollen Zeit.

Und wie konnte das anders sein? — Der Oberbefehl in den Händen eines alten, abgelebten, durchaus unfähigen Feldherrn. Gegen seinen Willen wurde jene Würde dem Herzog von Braunschweig verliehen. Aus der Zeit Friedrichs des Großen, dessen Schüler der Fürst war, schrieben sich sein Ruhm, seine Ehre. In frühern Kriegen erworbene Lorbeern hatte er in der Champagne eingebüßt — und so gab es Berühmtheiten, die zum Verlust von Königreichen führen können, wenn, nach langer Lebens- und Thätigkeits-Zeit, der Körper hinfällig wird, der Wille matt, abgespannt das ganze Wesen.

Das Heer setzte kein Vertrauen in seinen Ober-General; denn allgemein glaubte man, er werde sich keine Triumphe holen. Zweifel beschlichen das Gemüth, Unruhe stieg in der Brust auf, als ein Unglücks-Bote dem andern folgte, Donnerschlag auf Donnerschlag, als man die Kunde vernahm vom Gefecht bei Saalfeld, vom Heldentod des Prinzen Ludwig Ferdinand.

Ein reich begabter Geist, im Privatleben ein liebenswürdiger, frohmüthiger Herr, ein leutseliger, angenehm unterhaltender, heiterer, witziger Gesellschafter, war der Prinz braver Soldat wenn es galt, begeisterter Verehrer der Musen, gerne Freude gebend und nehmend. So durchlebte er seine Jugend-Tage und ging — wie es nicht immer der Fall, unverwandelt ins Mannes-Alter hinüber. Leidenschaftlich liebte er Musik-Genuß, er erwies sich als ausübender

Künstler und als selbstschaffender Meister; man kennt mehrere gelungene Tonsetzungen von ihm.

Zum Vorhut-Führer taugte Ludwig Ferdinand nicht: rasch und von feuerig angefachtem Muth, wollte der jugendliche Held eine Schlacht liefern — das darf die Vorhut nicht.

Kühn durchschritt er das Leben, die Kraft austobend des hohen
Helden-Gemüthes, in den Kreis weichlichen Friedens gebannt.
Drum auch wußt' er zu sterben den Tod ruhmvoll in der Feldschlacht,
Wie er zu leben gewußt, jedem Genusse vertraut.
Ach! sein Tod schlug Wunden dem Kriegsheer, aber getödtet
Hätte die Schmach ihn des Heer's, wenn es der Feind nicht gethan.

Varnhagen von Ense.

Schreckens-Nachrichten über die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt machten jedes Vertrauen schwinden in weite Ferne. Nur Wenige träumten noch von Siegen, aber Jeder, der die trübsten Ahnungen nicht verschweigen konnte, einen traurigen Erfolg vorhersah, wurde verläumdet als schlechter Vaterlands-Freund.

„*Les Prussiens se trompent extrêmement*", hatte Napoleon im Uebermuth seiner geistigen Herrschaft gesagt, als er am 13. October unsern Jena mit einem Blicke die Fehler der Aufstellung übersah und im Voraus des Sieges gewiß war. — Die Preußischen Heerführer lieferten den Beweis, daß alle Erfahrungen aus den letzten Kriegen von ihnen vergessen worden. Verwirrung, Lähmung aller Kräfte im Königreiche. Ueberall Betrug oder Verrath. So ließ ich mir, Jahre nachher, zu Weimar erzählen: es wären in einem Dickicht Preußische Munitions-Wagen gefunden worden, und in denselben Patronen, zwar mit Pulver gefüllt, aber statt der Bleikugeln gefärbte und polirte Thonkugeln. Es sollen deren ins Schloß zur Herzogin getragen worden sein, wie meine gut unterrichteten Freunde wissen wollten. — — — Preußens Sterbestunde schien geschlagen zu haben. Ein trostloses Ereigniß verdrängte das andere. Aufgelöst, zersprengt, verloren das muthvolle brave Heer. Ermüdet, niedergeschmettert, mit allen Nachtheilen eines schleunigen

Rückzuges ringend, flohen die überwältigten Truppen vor ihrem stolzen Gegner, der sie zerstreut hatte, wie Spreu im Winde. Ganze Abtheilungen ergaben sich. Im Verlauf weniger Wochen geriethen Küstrin, Spandau, Stettin, Magdeburg in Feindes Hand, nicht genommen mit Gewalt, nein! übergeben durch Verträge, verrathen mit Schimpf und Schmach. Bei solchem Pflichtbruch waren hier Alterschwäche, kindisches Wesen, Feigheit im Spiele, dort Verzweiflung am Staat, an seiner möglichen Rettung. Manchen Witz erlaubten sich, wie zu denken, Französische Krieger auf Kosten Preußischer Generale, welche in den Festungen befehligt hatten, denn einige fielen auf einen Pistolenschuß.

„Puisque vos chasseurs“, schrieb Napoleon an Murat im lebhaften Gefühle höchster Zufriedenheit, *„prennent des places fortes, je n'ai plus qu'à licencier mon corps du génie, et à faire fondre ma grosse artillerie.“*

Einige Plätze sollen allerdings, jedoch zu spät, in Stand gesetzt worden sein, ernsten Anfällen widerstehen zu können.

In schmähliche Trümmer schien das schöne, glänzende Königreich zu zerfallen, um sich nie mehr aufzurichten. Grausenvolle, fürchterliche Wirklichkeit zerstörte alle Täuschungen, für viele Länder zugleich die letzten Friedens-Hoffnungen. In Berlin, wo man vor Kurzem noch den Krieg gewünscht, wo Viele ihn für eine heilsame Anstrengung erklärt hatten, welche für die gerechte, für die heilige Sache der Menschheit gewagt werden müsse — in Berlin riefen jetzt Unzählige: der Krieg ist ein häßliches Handwerk, ein barbarisches, ein vandalisches Ungeheuer. — Der Hof hatte sich nach Königsberg zurückgezogen und verbrachte daselbst die Unglückszeit. Hier war es, wo Kaiser Alexander der Königin Louise das weltbekannt gewordene Lied widmete: „Schöne Minka, ich muß scheiden!“ Man hörte es zuerst während der Wasserfahrten der königlichen Familie auf dem Schloßteiche.

„Il faut que Hambourg redevienne un village de pêcheurs. C'est une colonie anglaise sur le continent, une place d'enrôlement privilégiée pour leur commerce.“

So lauteten, kalt und kurz angebunden, Napoleons Worte, als er Krieg mit Preußen anfing, seine Heere dem Norden Deutschlands zuführend. Die Erfüllung der kundgegebenen Verheißungen solchen Fluch-Geschickes wurde bald versucht. Im Reichthum Hamburgs, in der Macht seines Goldes den englischen Handel zu verfolgen, war Grund-Gedanke bei dem Unternehmen; Metaphysik allerdings, aber vergleichbar jener, die gegen Ideologen kämpft.

Zehn Jahrhunderte hindurch war Hamburg, diese Gründung Karl des Großen, frei und glücklich. Die Stadt, zu den reichsten Europas gehörend, erlangte nach und nach eine Art von gewerblichem Ober-Lehnrecht auf dem Festlande; sie wurde der Markt für die Handels-Angelegenheiten Großbritaniens mit dem Continent, die allgemeine Niederlage englischer Fabricate und Colonial-Waaren. — Jetzt schien eine dumpfe Schwüle auf Hamburg herabzusinken: von Marschall Mortier befehligt, rückten, im November 1806, französische Kriegs-Völker ein.

Die furchtbare Mission — Vollstreckung des Urtheils — wurde Bourrienne zu Theil. Geboren im nämlichen Jahre wie Napoleon, war er dessen Mitschüler zu Brienne gewesen. Der junge Corse, wortkarg und finster, verkehrte fast nur mit Bourrienne; klug und berechnend, wußte sich dieser stets rücksichtsvoll und zuvorkommend zu benehmen. In späteren Zeiten wurde er Geheimschreiber des Kaisers und genoß „mitunter" unbegrenztes Vertrauen. Bourrienne — welcher ein sehr bewegtes Leben gehabt und sich in gar vielartigen, zum Theil mißlichen Verhältnissen herumgetrieben, dem Kunstgriffe dieser und jener Art eigen — erschien als der rechte Mann für die „Geschäfte" in Hamburg.

In feueriger, hochtrabender Rede, mit großer Unverschämtheit, nicht ohne abschreckende räthselhafte Zerrgebärden, verkündigte er seines Herrn und Meisters Wille.

„*Vous êtes des esclaves de l'Angleterre,*" hieß es unter anderm, „*et il faut bien que vous favorisiez ses intérêts sur le continent; ce n'est pas vous, ce sont les Anglais que l'empereur Napoléon combat en vous. Et d'ailleurs, vous vous êtes enrichis aux dépens de tous les Etats voisins.*"

Das Deutsche war Bourrienne, der in Leipzig die Rechte studirt hatte, keineswegs fremd; ohne Zweifel wählte er die französische Sprache, um größern Eindruck hervorzurufen.

Bei den ehrlichen Hamburgern mußte eine solche Rede die gerechteste Besorgniß erwecken. Einige standen betreten da, als sollten sie gerichtet werden; Andere blickten erstaunt, überrascht vor sich hin; Wenige, tief betrübt, hatten kaum die Kraft sich zu halten.

Düstere, traurige Bilder habe ich meinen Lesern vorzuführen. Entnommen aus zahlreichen brieflichen Mittheilungen, die in der verhängnißvollen Zeit von Befreundeten mir zukamen — welche Augenzeugen waren von den erzählten Begebenheiten, oder ihre Nachrichten aus amtlichen Quellen schöpften, aus Actenstücken und Urkunden — sind sie geeignet, genaue Vorstellungen zu geben der Plagen, der Quälereien und Plackereien, wie Sieger solche die Ueberwundenen erdulden ließen, Bilder des Unheils und Jammers die der damalige Krieg in seinem Gefolge führte.

Als erste Gewaltthat fand Wegnahme in England gefertigter Waaren statt, gleichviel, ob dieselben Einwohnern angehörten, oder Eigenthum Fremder waren. Dem Zwangs-Vollstrecker Napoleonischer Befehle galt es übrigens bei der Maßregel nur um's Geld der Hamburger. Manches Bedenkliche und Mißliche ergab sich bei der Ausführung; unvorhergesehene Schwierigkeiten und Hemmnisse verwickelter und verworrener Art traten ein. Da bewährte sich das Genie Bourrienne's. Leicht wußte er Rath und überließ, als einfachstes Auskunftsmittel, die gesammten weggenommenen Waaren der Stadt für den Betrag von sechszehn Millionen Franken — aus „besonderer Nachsicht“, wie gesagt wurde.

Nach dieser Handlung des Edelsinns, nachdem von oben gegebenen Beispiele, entwickelte sich gar bald ein wahres Raubgier-System, geregelt der Rang-Ordnung gemäß. Immer bedenklicher gestaltete sich die Lage; qualvolle Unruhe, Jammer, Vieles, das eines ganzen Menschen Kraft forderte. Endlich zählte man die Sache den unabänderlichen Uebeln bei, gegen welche allein der Trost besteht, daß sie unabänderlich sind.

Mit den ansehnlichsten Geschenken mußten Befehlshaber und

höhere Staabs-Officiere bedacht werden; dabei verlangten sie Tafelgelder, außerdem noch Summen zur Befriedigung dieser und jener Bedürfnisse. Beamte aller Grade — die einst so verrufenen *Employés* und *Attachés* — beseelt von sträflichen Absichten, erlaubten sich wahre Plünderungen. Durch Mühseligkeiten der Einquartierungs-Lasten waren Bewohner der Stadt und des so beschränkten Gebietes erdrückt im strengsten Wortsinn.

Mit Bernadotte's Eintreffen änderte sich der Zustand der Dinge. Er machte den Mißbräuchen ein Ende und beschränkte die ungebührlichen Anforderungen übermüthiger Soldaten. Leicht zugänglich für Jeden war der Marschall, und so herablassend, daß er selbst Bürger in ihren Häusern aufsuchte. Wo die Hamburger ihren Erretter aus der Noth gewahrten, begrüßten sie ihn mit herzlicher Zuneigung, ohne knechtische Begeisterung drängte man sich, um ihn zu Pferd, oder in den Wagen steigen zu sehen. Das war kein Volks-Strohfeuer.

Alle Erlebnisse, wovon die Rede gewesen, waren nur Vorboten mehr und mehr gesteigerter trauriger Geschicke. Dem Senat verblieben bis dahin kleine Ueberreste seines Ansehens, so konnte er vermitteln zwischen Soldaten und Bürgern, obwohl diese, endlosen Neckereien und Quälereien ausgesetzt, mehr und mehr den Muth verloren. In der Mißzufriedenheit der Officiere lag auch zum Theil die Ursache. Wenig befriedigt fühlten sie sich von Haltung und Benehmen der Hamburger Männer; die nüchternen, beschäftigten Kaufherren hatten für Franzosen zu viel Altväterliches, Abgemessenes; Frauen und Mädchen erwiesen sich zu anständig, zu sittsam.

Von dem, was später erfolgte, von der Vereinigung Hamburgs mit dem großen Kaiserreiche, kann jetzt keine Rede sein. — Auch der Umstand, daß die Stadt mit dem Ehren-Titel, mit dem Würde-Namen einer „guten“ beglückt wurde, nahm der Kunde ihr Schreckliches nicht.

Ein Keim schöner, lebendiger Entwickelung fähig, lag im Hessenvolk. Nicht verschweigen will ich den Tadel, auf meinen Landsleuten

lastend; von gewissen Vorurtheilen ist zu reden, welche gegen sie bestanden. In sehr beengtem Kreise, so wurde gesagt, bewegten sich Kurhessen, was ihre Vorstellungen betreffe, ihre Ansichten. Für gewisse geistige Ausbildung seien sie wenig empfänglich, da ihnen die politische abging, durch welche jene den Anstoß erhalten müßte. In keinem andern deutschen Lande, so behauptete man, fänden sich Beamte, niedere wie höhere, in dem Grade schwach, ohne selbstständigen Geist, so sehr Werkzeug und Wiederhall der Regierung. In angewohnten Verhältnissen fühlten jene „Herren-Diener" sich ganz und gar abhängig von ihrer augenblicklichen äußern Lage, keiner ihrer Schritte unbemerkt, stets Verantwortlichkeit im Nacken. Die Staats-Verwaltung, wie sie durch Beamte solchen Schlages besorgt werde, hemme Freiheit und Thätigkeit des Volks, fördere niedrigen Miethlings-Geist.

Diese Schattenseiten, jener Tadel, jene Vorwürfe waren, ehrlich gestanden, keineswegs unbegründet. Aber nicht das Volk trug die Schuld. Um die Keime, in den biedern Hessen liegend, schön und lebendig und kräftig entwickelt zu sehen, hätte es nur der weisen Anregung von oben bedurft.

Die Geschicke Kurhessens und seiner Provinzen konnten, nach Hergängen wie die, welche wir besprachen, nicht zweifelhaft bleiben. Mit jedem Augenblicke wurde unsere zweideutige Lage mißlicher; man sah ihn anschwellen, den Strom, der uns überfluthen sollte. Lebten vorher Einige in gespannter Hoffnung, die Meisten jetzt in Ungewißheit, oder in banger Erwartung, ich hatte den Fall meines Vaterlandes lange gefürchtet. Weit entfernt vom Wahne dieser und jener Historiker, welche, da es ohne sie keinen Ruhm gäbe, keine Vergangenheit, der Meinung sind: es sei ihnen beschieden, die Geschichte zu machen, weil sie solche lehren, welche, als Beschauer und Beschreiber abgelaufener Zeiten, so gern Bekämpfer der Gegenwart werden, sich Vorausblicke in die Zukunft gestatten — weit entfernt von solchem Wahne, hatte ich geahnt, was unter Umständen, wie die damaligen, kommen mußte. Mit jedem Tage wurde es wahrscheinlicher — kein Unbefangener konnte sich dieß verhehlen — daß Napoleon unser Neutralitäts-System, welches man, eine

Rechnung ohne den Wirth, ferner sorglos genießen zu können vermeinte, nur so lange achten, nur für die Zeit gelten lassen werde, als solches vereinbar mit seinen übrigen Planen, diesen nicht im Wege.

Wohl entsinne ich mich — es war im Maimonate des verhängnißvollen Jahres 1806 — einigen ältern Staats-Beamten in Hanau meine Bedenklichkeiten, meine Besorgnisse vertraulich mitgetheilt zu haben. Ich sprach über die Gefahr, dem Bestehen Kurhessens drohend, über ein Schicksal, das ich für unausbleiblich hielt. Allein ich begegnete, bei jenen Dienern des Kurfürsten — die nichts Höheres und Heiligeres kannten, als Erhaltung des Bestehenden — trüglichen Hoffnungen, dem hartnäckigsten Unglauben. Ich wurde so gut wie verhöhnt; mit triumphirendem Blicke wies man hin auf die Schilder an Grenzpfählen und Stadt-Thoren, wo der hessische Löwe in glänzender Farbe das „*Pays neutre*“ verkündigte.

„Wissen Sie das besser, als wir Alten?“ hieß es, „lassen Sie die trübseligen Grübeleien, hüten Sie sich, einen Unglücksraben abzugeben, den Teufel an die Wand zu malen. Wozu die dunkeln Erbärmlichkeiten, es sei denn, Sie hätten besondere Verbindungen, eigene Quellen, aus denen Sie politische Geheimnisse schöpfen.“ Man begriff nicht, daß ich nur durch verständige Beurtheilung der Verhältnisse zu der, leider! wenige Monate später eingetroffenen Vorhersagung geführt wurde.

Die stärker betonten Ausdrücke waren ohne Zweifel Anspielungen auf den, im Vorhergehenden erwähnten, Besuch Gaillardots und seiner Gefährten.

„Möge es anders kommen, als ich weissage“, war meine Antwort, „wir leben in einer Zeit, welche Alles auf die Schwert-Spitze zur Entscheidung drängt; Theilnahmlosigkeit ist der sicherste Weg zum Untergang.“

Manche wollten wissen von Unterhandlungen Preußens mit Hessen angeknüpft: es galt einem Bündnisse, die Ruhe des nördlichen Deutschlandes zu sichern. Durch Listen jeder Art arbeitete Napoleon solchem Bunde entgegen und der Kurfürst wies alle feindseligen Anträge gegen Frankreich auf's entschiedenste zurück,

gleichsam dem Trotz bietend, was sein Abgesandter in den ersten August-Tagen zu Berlin unterzeichnete. Näher und näher schien der Ausbruch des Kampfes: um desto hartnäckiger zeigte man sich von Seiten Hessens den dringendsten Aufforderungen Preußens gegenüber; ungehört verhallten die Stimmen der Minister, vertrauliche Freundschafts-Briefe des Königs blieben unberücksichtigt. Und damals hatte der Kurfürst über fünfundzwanzig Tausend Mann trefflicher Truppen zu gebieten, Soldaten beseelt von ächtem Krieger-Geist, durchaus Franzosen-feindlich gesinnt. — Bei dem Allem aber soll man sich vorbereitet haben, zu Gunsten der siegenden Partei loszuschlagen. Die fehlerhafteste aller Stellungen, wie der Erfolg zeigte.

Die Würfel fielen; der Sturm erreichte auch uns. Tief ergriff mich das Ereigniß. Furcht und Wahrscheinlichkeit wandelten sich um in Gewißheit und Ueberzeugung.

Ein Französischer Major, als zukünftiger Platz-Commandant sich bezeichnend, war eingetroffen. Ernst und finster, mit peinlichstem Gefühl, mit gerechtem Schmerz sah ich dem Schauspiel zu, dieser Schmach, wie die Hanauer Besatzung — Hessen, deren kriegerischer Geist nie mißkannt worden — auf dem Parade-Platz, unter den Fenstern meines Hauses, die Waffen strecken mußte. Einzelne Officiere zerbrachen, da ihnen kein Kampf beschieden, im wilden Zorn ihre Degen. Soldaten schlugen die Kolben an ihren Flinten ab, um solche nicht ganz in Feindes-Hände zu liefern. Unwillen, innerer Grimm, Erbitterung auf allen Gesichtern. Es schnitt mir durch die Brust, Thränen hätte ich vergießen können.

Wenige Stunden vor dem Einmarsch der Franzosen in Hessen erfuhr der Kurfürst was ihm drohe. Der an den Hanauer Gouverneur gelangte Befehl: das Militär zu entlassen, war von höchst eigener Hand mit einer Bleifeder geschrieben. — Ob der fliehende Landesherr die, nach dem Siege bei Jena erlassene, Verfügung Napoleon's kannte? Sie lautete:

*„Que le Maréchal **Mortier** devait déclarer, que l'Electeur de Hesse avait cessé de regner, s'emparer de ses états au nom de la France, et licencier son armée, en offrant à ceux des soldats hessois, qui voudraient encore servir, de se rendre en Italie."*

Als Scheingrund diente die Behauptung: es habe der Kurfürst sein Land dem Feinde zu Durchzügen preisgegeben. Nur **Blücher** war mit seinem Heerhaufen sieben oder acht Stunden weit eingedrungen, machte aber sofort wieder eine rückgängige Bewegung, um Hessen nicht irgend einer Gefahr auszusetzen.

— — — —

Schon war die Nacht eingebrochen, als französische Trommeln dumpf erschallten; die neue Garnison zog in unsere Stadt.

— — — —

„Beatus ille qui procul negotiis."

In Hanau wohnte ein alter Hagestolz — jedes Kind kannte ihn und wußte von ihm zu erzählen — eine Art Einsiedler und gewissermaßen auch Stoiker, niemals der Zeit vorauseilend, stets im Nachtrabe. In Frankfurt geboren, einer allgemein geachteten Familie angehörend, führte der Mann im Ganzen ein glückliches Schlaraffen-Dasein. Mäßig, vermögend, wie er war, konnte er's durchaus nach seinem Sinn treiben, behaglich und ungestört seinen wunderlichen Launen, Sonderbarkeiten und Eigenheiten nachhängen, seinen Neigungen folgen.

D..........'s Tage gingen, im gemüthlichen Philister-Leben, nicht wechselvoll, vielmehr sehr regelmäßig hin mit Hören und Wieder-Erzählen geringfügiger Stadt-Neuigkeiten; aber stets zeigte er sich voll Geschäftigkeit, hatte tausend Dinge zu thun. Steife militärische Haltung machte von weitem den ehemaligen Soldaten kenntlich. Als Hauptmann war er aus dem Amerikanischen Kriege heimgekehrt; ob er sich großer Todes-Gefahr ausgesetzt, mag der Himmel wissen.

Wie lebhaft erinnere ich mich des alten Bekannten aus früher Jugend, aus spätern Jahren. Im Geiste sehe ich ihn noch mit

den rothen Pausbacken, die kleinen freundlichen Augen abgerechnet, schweigsamer Ernst in seinen Mienen, gerade wie eine Kerze auf- und abwandelnd, kommend und gehend, wie das Bleiloth einer Uhr, wohlgefällig lächelnd, unter höflichem Complimenten-Wechsel, einen Tag wie den andern zur gesetzten Zeit, das heißt während der Parade-Stunde. In seiner Weise war er elegant, auch erzählte man, daß gewöhnlich lange Zeit am Putztische verbracht worden. Sorgfältigst frisirt*, stark gepudert, der Haarzopf in bester Ordnung, er ging nieder, wenn unser Mann den Kopf stolz zurückwarf und erhob sich, so wie er das Pflaster beschaute. Ein blauer Ueberrock, schwefelgelbe Beinkleider und Leder-Handschuhe. Den dreispitzigen Hut in soldatischer Manier aufgesetzt. Steifstiefel und Stiefel-Manschetten. Eine Hand auf dem Rücken, in der andern ein spanisches Rohr mit goldenem Knopf, das bald auf den Boden gesetzt, bald wieder zur Schulter emporgehoben wurde. Hatte man ihn zu eiligen Schritten verführt, so blieb er plötzlich stehen, um sich die Stirne zu trocknen.

Weßhalb ich dieser Umstände hier gedenke, warum ich so weit aushole? Der Merkwürdigkeit wegen, wie meine Leser sogleich hören sollen, und ich schmeichle mir nicht ohne Ueberraschung, nicht ohne Staunen. Man halte nicht für unmöglich, was ich erzähle. Es ist kein Mährchen, sondern eine Geschichte, für die ich mich verbürge, jedes Wort wahr. Man darf mir trauen; die Sache war damals gar vielen meiner Freunde nicht unbekannt.

Der alte Sonderling ritt, es ist nicht zu leugnen, das eigenthümlichste, seltsamste, ans Lächerlichste grenzende Steckenpferd, wovon je gehört worden; aber — was sonst keineswegs immer der Fall — ohne Belästigung Anderer, ohne Jemand zu schaden, nie litten Freunde unter jenen „Capricen". Auch soll die „Manie" keinen Schatten werfen auf den sonst so guten, treuherzigen, bescheidenen O........r. Er war einem wohlgeölten Uhrwerk vergleichbar, in dessen

* Möglich, daß diese Rücksicht ihn in der Wahl seiner Wohnung bestimmt; so lange ich O.......r gekannt, war er bei Perückenmacher G.....h, nicht weit vom Neustädter Markt aufzusuchen.

Gang weder Lärm noch Anstoß: seine Liebhabereien erschienen wie Phantasieen eines Fieberkranken.

Der Ex-Hauptmann hatte einen zinnernen Militärstaat. Wie anspruchlos, wie bescheiden, wie genügsam! Er „spielte“ mit Zinn-Soldaten verschiedenster Farbe, aber nur mit Fußvolk; unter der Infanterie diente unser Mann. Jedes Regiment führte einen besondern Namen. Täglich war Wacht-Parade. Fiel ein Männlein um — D.........r kam aus guter Schule und hielt streng auf den Dienst — so folgte unerbittlich Arrest. Einst sank eine ganze Reihe nieder — dieser Sache gedenke ich nur als eines Gerüchtes — da soll der Zehnte erschossen worden sein.

Nun trat die unheilvolle Katastrophe ein. Kriegslärm ertönte in Hanau. Die Besatzung mußte ihre Waffen strecken. Da schnitt unser Hauptmann aus längst verklungenen Tagen, im heftigen Ingrimm, seinen Zinnhelden die Zöpfe ab. Ein Ereigniß wie jenes nahm er sich zu Herzen; es verwirrte ihm den Kopf; die Dinge gewannen eine zu ernste Seite; seine Lebensweise erlitt plötzlich eine gewaltsame Umänderung. Seufzend, mit gesenktem Blick, entließ D.........r sein kleines Armeekorps. Der sonderbare alte Mann beraubte sich seines Vergnügens. Belfernd, zornig, zerstörte er das eigene Werk — — weil er nirgends wahre Vaterlands-Liebe sah in den Tagen der Gefahr.

Laßt den günst'gen Augenblick
Nimmer euch entweichen!
Greift dem wankelmüth'gen Glück
In des Rades Speichen.
N. Meyer.

Die Stadt war, wie leicht zu denken, in große Aufregung, in nicht geringe Verwirrung gerathen, in stumpfes Erstaunen, in Betäubung und Schrecken versenkt. Ein sonderbar bewegter Tag folgte, Alles ging drunter und drüber.

Inmitten der Kriegs-Unruhen und des militärischen Tumultes, hatten Versammlungen sämmtlicher Behörden statt. Auf dienstlichen

Wegen meist begriffen in Fehden, obwohl freundlich und christlich im gewöhnlichen Leben sich gegen einander erweisend, wurden jetzt fast Alle plötzlich eines Sinnes. Viele Mitglieder der Regierung, der Finanzkammer, der Landeskassen- und Steuer-Direction konnten ihre Verlegenheit nicht bergen. Zwar sahen sie ernst und gravitätisch darein, sprachen jedoch mit gedämpfter Stimme; Manche wagten kaum zu athmen, sie waren verstimmt, erschreckt, betrübt, voll Sorgen, Andere, ganz rathlos, verriethen unverholen ihre Schwäche, ihre Hülflosigkeit.

„Wer ist geneigt, mit dem Intendanten, der stündlich erwartet werden kann, zunächst zu unterhandeln und ferner mit demselben zu verkehren?“ — „Wem überträgt man, beim Kassensturz, bei Ablieferung der Gelder gegenwärtig zu sein? Es dürfte scharf dabei hergehen und zu ernsten Erklärungen kommen?“ — „Wer fühlt sich zu Geschäften solcher Art bewandert genug in der Französischen Sprache?“

Diese Fragen wurden, bei einer Berathschlagung der Finanz-Behörden, von mehreren Seiten wiederholt gestellt, ohne daß Antwort erfolgte. Um der Verlegenheit ein Ende zu machen, erbot ich mich zu dem Wagestück, in so fern es der verehrten Versammlung genehm wäre, da ich mir namentlich schmeichelte, des Französischen mächtig genug zu sein. Es geschah nicht ganz ohne geheimes Widerstreben, nicht ohne einige Scheu, nicht ohne Mißtrauen gegen mich. Wohl fühlte ich, daß man mein Erbieten als eitle Anmaßung, als absichtliches Vordrängen deuten könne.

Groß war die Ueberraschung. Diese Kühnheit des jüngsten Assessors mußte befremden.

„Wie? .... Sie .... Sie wollten ... Sie wären geneigt .... Sie hätten ... Aber ....“ — Alles in lang gedehntem Tone.

Ein spöttisches Lächeln lag in den Blicken dieser und jener älteren Beamten, ein Etwas, das mich Verwegenen kecker Vermessenheit zeihen sollte. Die Leutchen konnten sich von ihrem Staunen nicht erholen.

Indessen dauerte die Berathung nicht lange. Wiederholt sprach ich mit gebührender Bescheidenheit meinen guten Willen aus, er-

klärte: daß ich bereit sei, mein Heil zu versuchen, zu sehen, was meine Schultern tragen könnten.

Nicht länger zögerte man, sondern ging auf den Vorschlag ein. Nun war es an mir, das in mich gesetzte „Vertrauen" zu rechtfertigen, Alles aufzubieten, was meine Kräfte erlaubten.

So wurde ich, für einen nicht geringen Theil der Landes-Angelegenheiten, namentlich was financielle Verhältnisse betraf, die Mittels-Person, der Referent bei den Französischen Behörden. Die Regierung, die eigentliche verwaltende Stelle, ernannte zwei ihrer Mitglieder — sehr würdige, wohl erfahrene Männer — für gewisse andere Beziehungen als Geschäftsführer.

Mein festes Vorhaben war und blieb, mit Fleiß, Beharrlichkeit und mit Geduld mich dem mir gewordenen Auftrag zu widmen. Schreier und Tadler durften mich nicht betäuben in der veränderten Lebensstellung, schiefe Urtheiler und Neider in meinem Streben für alles Gute mich nicht hemmen.

Der von Manchem so gefürchtete Intendant ließ nicht lange auf sich warten. Ich stellte mich ihm sogleich vor. Marcotte de Forçeville, einem alt-adelichen Geschlechte entsprossen, bis dahin Cavallerie-Oberst, den mehrere Wunden zum Dienste unfähig gemacht, hatte seine gegenwärtige Stelle als besondere Vergünstigung erhalten; der Kaiser war ihm persönlich zugethan. Er empfing mich freundlich und in Zutrauen erweckender Weise. Der Mann war wohlwollend, mild, aber schwach und höchst reizbar, im Verwaltungs-Wesen nicht erfahren, ohne ausgezeichnete Fähigkeiten und Charakterstärke. Bald gewann er viel Zutrauen zu mir und meinen geringen Fähigkeiten und Einsichten, ja — es soll diese Aeußerung keineswegs anmaßend klingen — ich wurde ihm unentbehrlich und er bewies mir seine Zuneigung auf mancherlei Weise. Zweimal des Tages mußte ich mich einfinden; der Intendant pflegte alle und jede Geschäfte mit mir zu bereden. In manchen Angelegenheiten gab er mir vollkommen freie Hand; ungebührliche Dinge wurden zurückgewiesen, in wirre

Angelegenheiten ließ ich mich nicht verstricken; so gerieth ich nie in Verlegenheit.

Außer dem Intendanten trafen nach und nach ein: der Kriegs-Commissär Dumesnil, und Liotet, *Ordonnateur en chef*, letzterer gesendet von dem, zum Gouverneur des Fürstenthums Hanau ernannten, Marschall Kellermann — dessen Schwatzhaftigkeit, im Vorbeigehen gesagt, den Sieger von Valmy keineswegs verrieth. Ferner langte aus Paris ein Domänen-Inspector an. Dieser war, wie er durch Vorzeigung des kaiserliches Erlasses sich auswies, eigends abgeordnet: „zur Besitznahme aller Güter, Rechte und Einkünfte, die in der Provinz Hanau dem Fürsten sowohl als dem Staate gehörten."

An Französischen Beamten fehlte es mithin keineswegs. Zwischen ihnen trat bald eine gewisse Spannung ein, nun begann ein ewiges Treiben; es fiel nicht leicht guten Muth zu behalten.

Der *Ordonnateur en chef*, wie der Kriegs-Commissär waren äußerst verständige, gewandte Geschäftsmänner und dabei, zu ihrem Lobe sei's gesagt, billig denkend, höchst achtungswürdig in jeder Beziehung. Auf mich machte Liotet einen besonders günstigen Eindruck. Von liebenswürdigster Persönlichkeit, zeigte er feinen Geschmack, Gefühl an allem Schönen und Edlen. Mit ihm — der unsere Landes-Verwaltung, unsern Staats-Haushalt nach allen Beziehungen schnell kennen lernte — stand ich auf gleich freundlichem Fuße, wie mit dem Intendanten; Liotet, stets gemessen und achtungsvoll im amtlichen Verkehr, flößte noch mehr freimüthiges Zutrauen ein. Er, der in einnehmendster Weise zu reden verstand und mich stets mit besonderer Güte behandelte, sprach sich oft aufrichtig und unverhüllt aus, so daß die Reinheit seiner Gesinnungen unzweifelhaft blieb; nicht selten ermuthigte mich der *Ordonnateur* durch die tröstlichsten Versicherungen. Man hatte in Wahrheit nur zu beklagen, daß seiner Wirksamkeit in Hanau, unter Umständen wie die gegebenen, keine längere Dauer beschieden gewesen.

In ehrenhafter Weise, bei gewissenhafter Pflicht-Leistung, suchte Liotet in seiner wichtigen Stellung, den Druck zu erleichtern, das Land zu schonen, der Eigenmacht geringerer Gewalthaber zu wehren,

Wo es nicht in seiner Macht lag, Unangenehmes abzuwenden, wußte er dennoch stets zu mildern durch die freundliche Weise der Mittheilung.

Es dürfte am Orte sein, einiger Thatsachen zu gedenken, Belege des im Vorhergehenden Mitgetheilten.

Nach Entwaffnung des Hessischen Militärs, waren die meisten Officiere angewiesen worden, sich in die Festungen Luxemburg oder Metz zu begeben. Zu den Wenigen, welche Vergünstigung erhielten, auf Ehrenwort in Hanau bleiben zu dürfen, gehörte der hochbejahrte General von Sch.....n. Ein versuchter Krieger, der in Amerika ruhmvoll mitgekämpft hatte, den man später unverschuldet, ja in ungerechter Weise zurücksetzte. Zur Zeit, wovon die Rede, führte der würdige Mann ein Regiment Land-Miliz, das ebenfalls die Waffen gestreckt hatte.

Eine der ersten Verfügungen Französischer Behörden schrieb die monatliche Aufstellung von Besoldungs- und Pensions-Etats vor; zur Auszahlung bedurfte es der jedesmaligen besondern Genehmigung des *Ordonnateur en chef* und ich hatte ihm die Papiere zur Unterzeichnung vorzulegen. Aus dem großen Hauptquartier kam, nach einiger Zeit, der Befehl: die Pensions-Anweisungen für die im Lande verbliebenen Hessischen Officiere einzustellen. Möglich, daß dabei ein Mißverständniß zu Grunde lag, daß man Einschränkungen im Auge hatte, die sich allerdings keineswegs rechtfertigen ließen, oder daß eine allgemeine Uebersiedelung der Militärs nach Frankreich beabsichtigt wurde. Dem sei wie ihm wolle, mehrere Monate bestand die Maßregel.

Eines Morgens stürzte die Tochter des Generals von Sch.....n in mein Zimmer. Verzweiflungsvoll rang sie die Hände. Thränen erstickten ihre Stimme, ließen sie kaum zu Worte kommen. Unvergeßlich bleibt mir der rührende Anblick. Dem greisen Vater hatte die Tochter die Pistole entrissen, womit er seinem Leben ein Ende machen wollte. Auf's Aeußerste war die Noth der sehr achtbaren Familie gestiegen, welche in beschränkten Verhältnissen und nun in

höchst bedrängten Umständen lebte; sie sah sich in unbeschreiblich traurige Lage versetzt.

Zur innigsten Theilnahme erweckt, eilte ich sofort zum *Ordonnateur*. Der Gang war eine Pflicht, die ich erfüllte; ich mußte versuchen, Hülfe und Trost zu bringen.

Gleich beim Eintritt sagte ich, mein Erscheinen gelte einer Bitte, die ich mir nicht abschlagen lasse. Dem besonnenen Geschäftsmann entging meine stürmische Aufregung nicht, indessen hörte er mich ruhig an. Ich redete ohne Scheu, wie dieß die bewegte Stimmung mit sich brachte. Nach und nach wurde ich heftiger; es fielen Worte von schreiendem Unrecht, von empörendem Verfahren.

Liotet zuckte die Achseln. Es lag etwas in seinem Blicke, als wollte er mich fühlen lassen, daß er nicht verpflichtet wäre, mir Rede zu stehen. Indessen konnte der Ehrenmann die traurige Lage meines Schützlings nicht verkennen; seine Züge verriethen Theilnahme, Mitgefühl. Gleichwohl entschuldigte er das Verfahren mit der ihm gewordenen sehr bestimmten Vorschrift des General-Intendanten: er müsse dessen Willen vollstrecken.

„Was wollen Sie thun?“ — sagte der *Ordonnateur*, der zu ahnen schien, was in meiner Seele vorging — indem er mich wie begütigend beim Arme faßte, als ich, nach jenem Bescheid, meinen Hut ergriff und um Erlaubniß bat, mich entfernen zu dürfen. Ich antwortete mit entschiedenster Miene:

„Von Haus zu Haus werde ich gehen, Almosen sammeln, betteln werde ich bei meinen Mitbürgern für einen alten Hessischen Krieger, den die Behörden der großen Nation zum Hungertode verurtheilten.“

„Bleiben Sie,“ redete Liotet ein. Er setzte sich nieder, suchte unter Papieren, vollzog mehrere Unterschriften. Meine Erwartung täuschte mich nicht; trotz der Verfügungen, die vorlagen, erfolgte Zahlungs-Anweisung.

„Sie begehrten einen der rückständigen Monate für Ihren General autorisirt?“

„Dahin lautete meine Bitte.“

„Wohlan, ich wage viel und stehe nicht für den Erfolg. Hier,

nehmen Sie, es sind Anweisungen für drei Monate." Scherzhaft mit dem Finger drohend, fügte der *Ordonnateur* hinzu:

„*Vous savez, mon cher Leonhard, on ne peut rien refuser à ses amis.*"

Niemand war froher, wie ich. Meinen wärmsten Dank aussprechend, gestattete ich mir zu bemerken: General-Intendant Villemanzy sei allgemein als höchst ehrenwerther Mann gepriesen, ich hätte ihn von so ansprechender Persönlichkeit gefunden, von so feinem artigem Benehmen, daß ich nicht den geringsten Zweifel hegte, er werde das Geschehene gut heißen.

Im Triumph eilte ich davon mit dem entscheidenden Papiere, als hätte ich die glänzendste öffentliche Belohnung empfangen, als wäre der Beifall des großen Haufens mir zu Theil geworden.

Liotet that mehr. Auf meine dringenden Vorstellungen benutzte er seinen gewichtigen Einfluß bei unserm Gouverneur, dem Marschall Kellermann. Die Maßregel wurde zurückgenommen.

Nun zur zweiten Thatsache.

Eines Tages ging es hoch her im Riesen, im ersten Hanauer Gasthofe. Alle Schwelger waren versammelt, die gut zu schmausen wußten und Leckerbissen kannten. Ein glänzendes Zweckessen, dem auch mehrere ältere Staats-Beamten beiwohnten. Diese Männer, die mir stets mit Theilnahme begegnet, ließen mich, aus meiner Geschäfts-Stube, schleunigst zu sich entbieten. Ich bildete mir ein: es gelte einer besonders erfreulichen Nachricht, oder man habe irgend einen Scherz im Auge. Die Sache gewann jedoch bald eine ernste Seite. Ich fand meine Freunde sehr niedergeschlagen, bestürzt.

„Mit wahrer Sehnsucht erwarten wir Sie! Wir nehmen Ihre Verwendung, Ihre Vermittelung, Ihre Hülfe dringendst in Anspruch; ohne diese ist unser armer Br...... verlassen und verloren. Sie vermögen viel beim Intendanten; säumen Sie nicht, reden Sie ein begütigendes Wort."

Als ich den Namen hörte, fuhr mir's wie eine Ahnung durch den Sinn. Kaufmann Br......, ein guter Bekannter, ein drolliger Kauz, seiner muntern Laune und der mitunter oft derben Witzworte wegen allgemein beliebt, war mit Reden nicht selten etwas

vorlaut, aber sonst, so weit mein Gedächtniß reicht, durchaus ungefährlich. Er hatte — und das sollte erwiesen sein — die unvorsichtigsten Aeußerungen sich zu Schulden kommen lassen, mit einem Wort für die damalige Zeit tolles Zeug geschwatzt. Wie nun der Verräther nie schläft, so wurde die Sache den Französischen Behörden in gehässigster Weise hinterbracht. Gendarmen führten den armen Sünder in strenge Haft und am nächsten Tage sollte er vor ein Kriegs-Gericht gestellt werden.

Kürassier-Oberst *Christophe*, der Stadt-Commandant, war die zuständige Behörde. Ein Mann ritterlich von Sitten und trotz gewisser Wildheit, die ihn nie verließ, voll Gutherzigkeit. Er bewohnte den Gasthof, in welchem ich mich befand und ein glücklicher Zufall wollte, daß gerade an dem Tage verschiedene Französische Beamte bei ihm speisten, unter diesen sein Busenfreund und früherer Waffenbruder, der Intendant.

Nachdem ich letzterem unter vier Augen den Fall vorgetragen, ihm offen und frei gesagt, um was es sich handle, erbat ich mir seine schleunigste Dazwischenkunft als besondere Gunst, erinnerte ihn auch daran, wie er wiederholt gesagt, er wünsche sich eine Gelegenheit mich zu verpflichten.

„Wenn es sonst nichts ist....... ich bürge Ihnen für den Erfolg,“ mit diesen Worten reichte er mir die hülfreiche Rechte.

Was weiter geschah? — Am nächsten Morgen kam der frei gegebene Br...... zu mir. Mit warmem Danke erkannte er, was ich für ihn in seiner Noth gethan. Er gestand aufrichtig, ein böser Dämon müsse die „leichtsinnigen“ Reden ihm eingegeben haben.

— —

Ein für uns Hanauer fremdartiges, ein früher nie gesehenes Schauspiel gewährten die Durchzüge Französischer Truppen. Im großen Saal des Rathhauses, bis dahin der Versammlungs-Platz für Concerte, zu Lust- und Tanzfesten, wurden ernstere Dinge verhandelt: eine Kriegs-Commission, die man in dringender Eile aus Mitgliedern der verschiedenen Behörden gebildet, hatte da ihren Sitz; sie regelte das Einquartirungs- und das Frohndfuhr-Wesen.

Auch mir ward das Loos, ganze Tage und halbe Nächte hier zu verbringen, einige Male mußten wir uns für permanent erklären. Mitunter waren es solche Massen, daß sie nicht einquartirt werden konnten. Es dienten die größern Stadt-Plätze zu Bivouacs und bald hatten sich die Soldaten auf Strohhaufen häuslich eingerichtet. An Wachtfeuern beschäftigt ihr Abendbrod zu bereiten, nahmen sich die Krieger schattenhaft aus.

Gefangene Preußen wurden beinahe fortdauernd durch unsere Stadt gebracht. Einmal kamen sie in so großer Zahl, daß die Einquartirungs-Behörde keinen andern Rath wußte, als einige der Kirchen zu verwenden. Hier wehte bald ein verderblicher, verpesteter Hauch, denn die Kleidung der Gefangenen, ihre Wäsche zerfiel in Lumpen, sie hatten auf dem zurückgelegten weiten Wege oft auf nackter Erde, unter freiem Himmel bivouaquiren müssen. Ich unterließ nicht, unter die dicht zusammengedrängten Unglücklichen zu treten, um zur Erleichterung ihres Geschickes beizutragen, was ich vermochte. Viele waren Bilder des Jammers, starrten dumpf vor sich hin, schienen gleichgültig gegen ihr Loos; Manche trugen Verzweiflung in Blicken und Zügen.

Von dem Tage an, wo ich in die neuen amtlichen Verhältnisse kam, im steten Verkehr mit französischen Behörden, erlitt, wie leicht zu denken, meine ganze Lage eine Aenderung.

In ungewohnter Weise vergrößerte sich plötzlich mein Wirkungskreis; meine Bestimmung gestaltete sich vielseitiger; es war ein Wirbel, in dem ich umher getrieben wurde. Berufs-Geschäfte — darunter solche, für die ich wenig oder nicht vorbereitet war — nahmen jede Tagesstunde in Anspruch; viele fand ich sehr ermüdend und physisch anstrengend.

Man glaube ja nicht, daß ich mich überhob. Wohl fühlte ich, wie meine Stellung mir Verdrießlichkeiten, Bekümmernisse mannigfaltiger Art zuziehen konnte, mußte. Wie war es möglich, allen Parteien zu Dank zu handeln? Bei der Sachlage, wie sie war, fehlte es nicht an mißdeutbaren Verhandlungen, die unvermeidlich gepflo-

gen werden mußten. Hindernisse kamen mir in den Weg, oder wurden absichtlich hinein geschoben. In reichem Maaße habe ich Bitterkeiten gesammelt, viele harte Kämpfe bestanden. Mein unbedingt redliches Streben war: möglichst viel Gutes zu bewirken. Ruhig blieb ich diesem Plane getreu. Mich kümmerte nicht die befangene, vom Schein geblendete Menge, weder ihre unfreundlichen Urtheile, ihr Tadel, noch ihr Beifallklatschen.

Für mich nichts zu thun, das hatte ich mir zum Gesetz gemacht und hielt es treulich. Als der *Ordonnateur en chef*, bald nach seiner Ankunft, in den von mir ihm vorgelegten Besoldungs Listen sämmtlicher Angestellten meinen Jahres-Gehalt mit 100 fl. — sage Einhundert Gulden — verzeichnet fand, brach er in lautes Lachen aus. Allerdings stand diese Summe mit den mir nun im Staatsdienste zugetheilten Arbeiten in keinem Verhältnisse.

„Welche Aenderung wünschen Sie,“ sagte mein Gönner sehr wohlwollend, indem er zur Feder griff, „überhaupt, was kann ich für Sie thun? Der Marschall Kellermann, der General-Intendant Villemanzy werden meine Vorschläge unbedingt genehmigen.“

Die entschiedene Antwort, welche ich, meinen Grundsätzen gemäß, gab, läßt sich denken.

Zu den Mühen, Beschwerden und Sorgen, die der stete Verkehr mit dem *Ordonnateur en chef*, mit dem Intendanten, dem Kriegs-Commissär und dem Domänen-Inspector brachten, gesellten sich unaufhörlich endlose Sitzungen von Finanz-Kammer, von Landeskassen- und Steuer-Direction, von Kriegs-Commission u. s. w., denen ich beizuwohnen hatte. Manche alte und ältere Staats-Beamten zumal verbitterten mir das Leben. Unter ihnen gab es Zweifler, Halb-Verständige und Querköpfe. Alle waren rede- und streitsüchtig, und hörten Niemand lieber als sich selbst. Sie lernten nie einsehen, daß die feierliche Stille ihres Zuhörer-Kreises, wenn von ihnen das Wort ergriffen wurde, nur Folge des verzweifelten Blickes in die Zukunft einiger getrübten Stunden war. Ist polternde Rechthaberei eine schreiende gesellschaftliche Untugend, so wird sie im Geschäfts-

leben noch viel unerträglicher. Man hatte vorgefaßten Meinungen, engherzigen, leeren Bedenklichkeiten, tief eingewurzelten Vorurtheilen und irrigen Ansichten entgegenzukämpfen, einem langweiligen Haften an Unbedeutendheiten, an Kleinigkeiten, die zu Wichtigkeiten umgewandelt wurden. Mit Einigen, die sich schlechthin nicht in die neue Sachlage finden konnten, welchen Welt- und Menschen-Kenntniß abging, vermochte ich mich, ihres langsamen Denkens wegen durchaus nicht zu vertragen. Schüchtern, ängstlich, unentschlossen, äußerten sie eine an's Unglaubliche grenzende Widerspenstigkeit, die zu nichts führte. „Fromme Wünsche“ tauchten auf, welche das Gepräge der Unausführbarkeit an der Stirne trugen. — Und immer wieder die alte Litanei!

Wie gern hätte ich mich dieser Hudeleien enthoben gesehen! Wie oft wurden mir Laune und Freude verdorben durch elende Zänkereien! Von Natur sehr friedfertig, beachtete ich, dessen Gewissen rein blieb, weder offene noch verdeckte hämische Angriffe, oder einseitige Urtheile, wie zum Beispiele ich huldige den Götzen des Tages u. s. w. Ich that, was gethan werden mußte. Ich gewöhnte mich selbstständig zu handeln. Schnelle Entschließungen, rasche Maßregeln brachten mich nicht leicht in Verlegenheit. Vieles vollführte ich auf meine Gefahr, oder ich machte, in so fern es nothwendig, diese und jene Angelegenheit als entschiedenen Willen des Intendanten und der übrigen Gewalthaber gelten. Meine Ansichten von der Welt, von den Menschen, von mir selbst, hatten sich in wenigen Wochen mehr erweitert, als in den fünf vorhergehenden Jahren geschäftlichen Lebens.

Besonders qualvoll blieben, so sehr ich immer von neuem mit Geduld mich waffnete, die allgemeinen Versammlungen der verschiedenen Collegien. Mitunter wurden auch Land-Beamte, Dorf-Vorstände u. s. w. beigezogen und alsdann brachten ganz besonders Vielsprecher ihre oft wiederholten Redensarten zu Markte, sie setzten ihre stereotypen und dabei schmalen Gerichte von neuem vor. Ein sehr gründliches Mittel, um das „Sitzungen-Fieber“ zu vertreiben, an dem Manche ihr ganzes Leben hindurch kränkeln; ich — war nie Pedant.

Bei Gelegenheit eines solchen „Reichstages“, dem die Notabeln

anwohnten — man verhandelte die der Provinz auferlegte Brandschatzung — ging der Redner, ein nahmhaftes Regierungs-Mitglied — statt die Leiden des kleinen Staates, in ihrer ganzen Größe mit gründlicher Klarheit zu entwickeln — jener Redner ging, sage ich, um auf die Zeit-Bedrängnisse zu kommen, zwar nicht von der Erbsünde und dem Sündenfall, nicht vom dreißigjährigen, wohl aber vom siebenjährigen Kriege aus und wußte viel von den „blutrothen Tagen“ zu erzählen. Hatte ein Frösteln die Anwesenden schon ergriffen, als sie den Mann mit einer großen geschriebenen Rede erscheinen sahen, so hörte man nun bald hier, bald da, kaum unterdrückte Schmerzenslaute. Er aber gefiel sich in weitläuftigen Erörterungen damaliger Trübsale. Mein Nachbar, einer der tüchtigsten Land-Beamten, als witziger Kopf weit und breit bekannt — den ich schon öfter mit natürlicher Beredtsamkeit seine Ueberzeugung hatte aussprechen hören — stieß mich an, während der Regierungs-Mann mit rücksichtloser Breite ununterbrochen abwickelte:

„Das hätte ich wissen sollen!“

„Wie so?“

„Meine Nachtmütze fehlt mir“, fuhr er mit dem ihm eigenen satyrischen Lächeln fort, „und es geschiebt mir sehr recht; längst hätte man durch Schaden klug werden können. Warum lachen Sie? Es ist die reine Wahrheit.“ — „Ja, ja“, fuhr der Amtmann nach kleiner Pause fort, indem seine Miene ermüdeter, mürrischer wurde, „es gibt Menschen, die nicht sprechen, um etwas zu sagen, sondern nur um zu reden.“

Beinahe wäre es unserem, an oratorischem Talent keineswegs überreichen, Demosthenes ergangen, wie einem gewissen Professor an einer berühmten Hochschule, der in seinen Vorträgen über Welt-Geschichte bis zur Sündfluth kam. — —

Von der großen Umsicht und Pflichttreue, vom musterhaften Verfahren gewisser Hanauer Behörden, zeugen folgende „Thatsachen", deren ich im Vorbeigehen gedenke. Es sind keine „Sagen".

Zum Schutze gegen Fluth-Wasser des Mains hatte man Dämme errichtet. Nicht lange darauf kamen die Faschinen von einem dieser Dämme theilweise abhanden. Sobald die Sache ruchbar wurde, erhielt der Bau-Inspector den Befehl, einen Augenschein einzunehmen, „die Nothdurft nach allen Seiten zu begreifen", und zu berichten:

„Wie und in welcher Weise die Faschinen hätten gestohlen werden können?"

Allerdings kann man sich kaum in einen solchen Beschluß finden Die Antwort des Witzboldes lautete, drollig genug:

„Es sei die Sache nicht ganz leicht zu bestimmen. Er vermöge sich den Hergang nicht anders zu erklären, als daß man den Diebstahl so vollführt hätte, wie die angeschlossene Zeichnung, statt vieler Worte, es ersinnliche. Dieß, vermuthe er, sei das Richtige."

Zierlich ausgeführt, lag dem lakonischen Berichte ein Bildchen bei, den Damm darstellend, und als Staffage ein Männlein, welches Faschinen auf dem Rücken davon trug.

Das nennt man Belehrung! Seit lange hatte mich nichts in so seltsam frohe Stimmung versetzt. Ich lachte, daß mir 's Herz im Leibe hüpfte. Die Geschichte machte die Runde durch ganz Hanau. Die „ominöse" Zeichnung ist wohl noch in den Acten zu sehen.

Der geistreiche Verfasser — früher mein Lehrer in der Mathematik — führte mit großer Gewandtheit seine Vertheidigung, aber dennoch mußte er — wahrlich eine harte Buße — den kühnen Schelmenstreich, „die ungeziemenden Redensarten", seine „Anmaßung", seine „bittere Schmähung" — wie der Bescheid der, sehr in Harnisch gebrachten, Behörde lautete — mit einigen Tagen Gefängniß auf dem sogenannten „Wasserthurm" absitzen. Er erlitt die Strafe unbeschadet seiner Gemüthsruhe.

Einst entstand ein sehr heftiger Streit während der Sitzung. Gedankenvoll und ernst, obwohl mit gewisser Geistes-Trägheit, verhandelte man die Frage: ob rothes Blut oder schwarzes in den Venen

der Mohren kreise? Es wurde für nicht unmöglich erachtet, daß diese dunklen Wesen von einem andern Stammvater herrührten, als das übrige Menschen-Geschlecht, daß sie vielleicht der Sündfluth entronnene Nachkommen Kains seien. Wer könne das wissen! Ziemlich heftig sprachen sämmtliche Mitglieder des Collegs durcheinander Möglich, daß Einige darunter waren, welche auch geglaubt hätten, die Seele nähme, nach dem Abschiede von der Erde, ihren Flug zum Monde.

Ein alter Kammerrath gab den Ausschlag. Ein gar lieber Herr, von lebensfroher Gemüths-Stimmung, von wohlgebildetem Aeußern und von der sorgfältigsten Toilette. Indem er ein satyrisches Gesicht zu machen versuchte, sagte der Mann, sonst nicht sehr gesprächig, am wenigsten vorlaut, in scherzendem Tone:

„Gedulden Sie sich einen Augenblick, gleich sollen Sie hören, wie es sich verhält. So ist es nicht. Ich will den Streit bald entscheiden. Mein Urtheil geht nicht fehl. Sie irren, meine werthen Herren Collegen, und thun den Mohren bitteres Unrecht; rothes Blut haben die Schwarzen, so gut wie wir. Sie schauen nicht so tief in die Sache als unser eins. Aber ich kann es Ihnen verbürgen und werde Sie gleich überzeugen. Mir ist's nämlich begegnet, daß ein Mohren-Tambour unseres Grenadier-Bataillons Spießruthen lief, gerade als ich am Paradenplatze vorüberging, und da sah ich deutlich rothes Blut.“

Die ganze Versammlung schien höchlich überrascht, erstaunt. Niederschlagender und siegreicher waren wohl die vermessenen Zweifler kaum zu widerlegen, was des Redners Ehrgeiz nicht wenig schmeichelte. Der Mann hatte, obwohl es sich um warmes Blut gehandelt, mit außerordentlicher Kaltblütigkeit gesprochen.

„Ja, wenn es so ist, dann müssen wir's wohl glauben,“
so lautete der Schluß der Verhandlung.

Mich stellte man einst, halb erzürnt, förmlich zur Rede: weshalb ich in meinen Berichten nicht „Kobold-“ sondern „Kobalt-“Werke sage; jene Schreibart sei die bisher übliche gewesen, und es läge „allenthalben“ kein Grund vor, davon abzuweichen.

Am Hergebrachten hielt man sehr fest. Die Sache fiel mir nicht

schwer aufs Herz. Ich hatte den Muth, ich war boshaft genug, nach kurzem Hin- und Widerreden, mich dadurch zu rechtfertigen, daß ich erklärte: ich wäre kein kalter Sylbenstecher, aber meines Wissens ließ sich mit „Berggeistern“ kein Smalte bereiten; das Schwarzenfelser Blaufarben-Werk könne nur „Kobalterze“ gebrauchen, mit „Kobolden“ dürfte ihnen nicht gedient sein.

Das mußte man gelten lassen; der Grund war zu schlagend. Die veraltete, verschollene Schreibart wurde für jetzt und für künft'ge Zeiten mit dem richtigen Ausdrucke vertauscht.

Von andern Geschichtchen, die ich erfuhr, schweige ich; wollt' ich sie alle erzählen, währt's zu lang.

Staats-Inventarien und Etats jeder Art, Budgets im Kleinen und Großen, dieses waren Aufgaben, welche nun mir zu Theil wurden. Bei allen war Abfassung in Französischer Sprache unerläßliche Bedingung. Der Domänen-Inspector, mit dem ich vorzugsweise viel zu schaffen hatte, erwies sich einzig in seiner Art. Das Männlein kannte nur Formen. Die Pariser Barrieren waren bis dahin von ihm wenig oder nicht überschritten worden. Als er „*la ville*“ verließ, riefen ihm seine Freunde bedauernd zu:

„*Comment, Vous allez dans la Velléravie? Il faut savoir, que c'est un pays terrible, à la frontière prussienne, il y a des ours dans ces montagnes, les habitans vont à moitié nus. — Quelle horreur!*“

Sehr weitschweifig, wie der Domänen-Inspector war, und oft sich wiederholend, verlangte er, so hatte man es vorgeschrieben: „die möglichst schleunige Aufstellung eines allgemeinen, das Domanial-Eigenthum umfassenden Etats, sodann eine ausführliche, umständliche Uebersicht von sämmtlichen dahin einschlagenden Gegenständen.“

Diesem Geschäfte — das ich tausendfach verwünschte, denn es war eine Teufels-Wirthschaft — mußte ich mich unterziehen. Man ernannte zwei wohlerfahrene Justizräthe als Commissarien; mit

diesen benahm ich mich, was Wahrung rechtlicher Verhältnisse anging.

Die Beihülfe der Kanzlisten, der Subalternen verschiedener Landes-Collegien, wäre mir, was die zu lösenden Aufgaben betrifft, im Ganzen mehr hinderlich, als fördernd gewesen, für sie die Arbeiten jeden Falls höchst mühevoll. Meist schwerfällig, erstarrt im trägen Geschäfts-Gange, mitunter linkisch, nur für das seit Jahren zur Gewohnheit gewordene, amtliche Treiben nicht unbrauchbar, fehlte es fast Allen an nöthiger Gewandtheit, sie konnten meinen Anforderungen nicht entsprechen; Viele waren zudem nicht wenig vorgerückt im Alter. Von Französischer Sprache hatten die Leutchen, wie begreiflich, keine Ahnung.

Dieses veranlaßte die, dringend nothwendig erachtete, Errichtung eines:

„*Bureau de la rédaction des Comptes et des Expéditions françaises*“.

Ein Gedanke, der von mir ausgieng. Die Zahl der Arbeiter, zu deren Auswahl und Anstellung ich unumschränkte Vollmacht verlangte und erhielt, wuchs schnell bis zu einem Dutzend und darüber an. Im Schlosse, wo die Französischen Behörden wohnten, räumte man mir eine Reihe von Zimmern ein. Das Bureau befand sich unter meiner Aufsicht und Leitung. Hier war eine bunte Musterkarte meist junger, arbeitsamer, unverdrossener Männer beschäftigt, die ich „zusammengetrommelt“. Advocaten, denen es in der Praxis noch hinderlich ging, verkommene Studiosen der Medicin, welche für das tägliche Brod sorgen mußten, Handlungs-Gehülfen, der Zeit-Verhältnisse wegen ohne Beschäftigung, Sprachlehrer, die keinen Verdienst hatten. Manche keineswegs ohne ausgezeichnete Fähigkeiten; man mußte sie benutzen, ohne diesem und jenem zu viel zu vertrauen.

Nach und nach bildete ich mir meine Leute, nicht ohne viele Mühe, zu mehr oder weniger brauchbaren Rädern heran, in der Maschine, die ich lenkte. Jedem wurde das Fach angewiesen, für welches er mir am tauglichsten erschien. Strenge Ordnung und Pünctlichkeit herrschte.

Ich habe der Schwächen, Unwissenheiten, Ungeübtheiten höherer und niederer Beamten in der Französischen Sprache gedacht. Wenn, mehr als fünf Jahrzehnden früher, der, an einen Ober-Apellations-rath gerichtete, Brief die Aufschrift trug:

„A Monsieur N. N. Conseiller du dernier jugement,

so sind einige Beispiele aus der Zeit, wovon wir reden, nicht minder sprechende Beweise.

Ein Geheimer Rath, Mitglied der Regierung und Director des Armen-Collegiums, bezeichnete sich selbst, bei Ausfüllung der ihn betreffenden Rubrik im Staatsdiener-Etat, als:

„Conseiller intime, Membre de la Régence et Chef de la Pauvreté de Hanau."

Der, in Dienst-Geschäften nach Mainz gesendete, Haupt-Cassirer überschrieb seine Diäten-Rechnung:

„Pour un voyage à la Mainz."

Hierher gehört die Erwähnung eines stürmischen Auftrittes, der, ich läugne es nicht, für mich besonders ergötzlich war, auch in ganz Hanau viel Heiterkeit erweckte.

Monsieur Pierre le Lièvre — sehr bezeichnender Name des Domänen-Inspectors — ließ mich eines Morgens eiligst zu sich bescheiden. Ich fand den Pariser Bureaucraten, der vom Deutschen wenig oder nichts verstand, im heftigsten Streit mit einem, des Französischen so gut wie unkundigen, überdieß etwas schwer hörenden, ehrenwerthen Forstmann. Sie lagen einander förmlich in den Haaren. Beide Partieen fielen über mich her, als ich eintrat.

„Vous voilà enfin! Vous voyez un homme furieux. J'ai mille choses à Vous dire. D'abord il faut absolument que Vous m'aidiez arranger la tête à ce Monsieur forestier. Tout ce Vous ferez sera bien. — Ah Dieu! que je suis irrité."

„Sie kommen recht zu meiner Erlösung. Hole der Kukuk den......"

„Me voilà bien embarassé. C'est homme m'ennuie. En vérité il me fait tourner la tête. Il m'est odieux. Je voulais savoir......"

„Hol's der Henker! Er weiß nicht, was er will."

„Oh que c'est détestable! Dix fois je lui répète la même chose. L'imbécile persiste dans sa folle obstination. Est-ce qu'il est borgne? Ecoutez...."

„Unsinn ist's, was der Herr Inspector verlangt."

„Tiens, tiens! Que dit-il là?

„Wie kann ich.....“

„Encore! Est-il possible! Qu'il n'espère pas de m'échapper.“

„Machen Sie ihm doch begreiflich....“

„Bigre je ne veux pas de mystère, cela va sans dire. Qu'il se garde d'en douter. Je ne veux pas de son bavardage.“

„Eulenspiegel will ich mein Lebtag heißen, wenn.....“

„Non! c'est impossible. Il me fait pitié.“

„Aber....“

In größter Aufregung rief *le Lièvre*, dessen ganze Verbrießlichkeit in Galle gesetzt war: *„Mais, malheureux! te tairas-tu! — Parlons raison maintenant. Morbleu!“*

Bis dahin konnte ich nur einen stummen Hörer abgeben. Die Reden folgten einander Schlag auf Schlag. Endlich gelang es mit den Streitenden über den *Casus belli* mich zu verständigen.

Napoleons Regierung machte Geschenke, wie es ihr gut dünkte. Die zu den Domänen gehörende „Fasanerie“ unfern Hanau war für eine der Dotationen bestimmt, die Französischen Marschällen zu Theil werden sollten. In dem, mit nicht hoher Mauer umgrenzten, Park weilten zwar, aus alter guter Zeit her, noch Fasanen — aber nicht die prächtigen Vögel mit feuer- und scharlachrothem und orangegelbem Gefieder, oder schneeweiß, jene mit schönen goldfarbigen, diese mit zierlichen schwarzen Federbüschen, welche ich so oft in meinen Knabenjahren bewundert — nur gemeine Fasanen. Diese horsteten auch in nahen Wäldern, flogen ab und zu, blieben vorübergehend im Park, ohne an eine bestimmte Haus-Ordnung sich zu binden. *Monsieur le Lièvre*, argwöhnisch und von gar schwieriger Behandlung, bestand darauf, die Zahl der in der Fasanerie vorhandenen Vögel zu wissen, um solche in seinen Etat einzutragen, der außerdem höchst unvollständig sein würde.

„Das ist — den Mäusen gepfiffen“, murmelte der Forst-Verwalter, dessen Verdruß sich von neuem steigerte, „wer kann die Vögel zählen.“

Ich beruhigte den ehrlichen Jägersmann, gegen dessen Gründe

allerdings nichts einzureden war. Dem Domänen-Inspector sagte ich, er sei nur mißverstanden worden, indem sein Gegner geglaubt, es handle sich um besondere Angabe der Hahnen und der Hennen; die Zahl der Fasanen betrüge siebenhundertsechsundfünfzig.

Nun verklärten sich alle Züge des Pariser Geschäftsmanns. Hocherfreut sein Ziel erreicht zu haben, und indem er in die Hände klatschte, rief er:

„A la bonne heure. Cela suffit. Fort-bien! Voila absolument tout ce qui me faut, pour terminer cette malheureuse affaire. Qu'y avait il là de si extraordinaire?“

Mit triumphirender Mine trug er die gewünschte Zahl in seinen Etat ein, mehrere Male laut wiederholend:

„Mettons sept cent cinquante et six. C'est bon, c'est cela. Parfaitement. Je Vous ai une véritable obligation. — Dieu sait ce qu'il m'en a coûté.“

Dabei klagte er wieder, daß auf seine früher, umständlich vorgebrachten Fragen keine genügende Antwort erfolgt sei. Im heiligen Feuer des Amtseifers erfaßte der Bureaukrat das Tintenfaß statt der Sandbüchse und im Nu hatte er eine volle Ladung auf dem höchst zierlichen, blendend weißen Morgenkleide.

Man denke sich das Entsetzen! Die unbeschreibliche Wuth! — Wir, der Forstmann und ich, fühlten uns nicht berufen, länger zu weilen. Unter der Thüre hörten wir noch:

„Mort de ma vie! Étourdi que je suis! Sacré coquin d'encrier."

Eine Unnatur war's, daß man in Deutschen Landen, vorübergehend unter Napoleon's Herrschaft stehend, die Französische Sprache zu der des Geschäfts-Lebens machen wollte. Wie wir gehört, fehlte es auch keineswegs an, mitunter sehr erheiternden, Mißgriffen und Mißverständnissen, an Verwechselungen und Selbst-Widersprüchen. Noch ein Beispiel, das ich mir zur Zeit des Westphälischen Königthumes oft erzählen ließ; in auffallendster Weise bestätigt es das Gesagte.

Ein hochgestellter Beamter wollte den Ausdruck Kothsassen verbannt wissen, man bezeichnet damit, wie ich kaum zu sagen brauche, in einigen Gegenden Deutschlands, Dorf-Bewohner, denen

es an Grundstücken fehlt, die kein Zugvieh besitzen. Ernst und streng war der Befehl, die Untergebenen hätten sich des anstößigen Wortes nicht mehr zu bedienen: *„je veux, qu'on respecte la dignité de l'homme et du citoyen“*. So endigte der Erlaß. Der „bürgerfreundliche“ Vorgesetzte wähnte, Kothsasse heiße so viel als: *„un homme assis sur la boue“*; darin vermeinte er einen ungeziemenden Vorwurf zu finden, der Ausdruck schien ihm ehrenkränkend, eine Herabsetzung der Menschenwürde.

Endlich gehört hierher noch eine Anekdote, die wenig bekannt sein dürfte. Auf dem Forst bei Kassel fanden Heeres-Uebungen statt. General Z...., vordem hessischer Oberst, beantwortete eine Frage der Königin von Westphalen mit:

„Oui Madame Sirène,“

obwohl die hohe Frau eine Deutsche war. Ich habe die Sache aus Z....'s Mund. In ergötzlichster Weise schilderte der alte Krieger seine übergroße Verlegenheit in jenem mißlichen Augenblicke; nichts war ihm gegenwärtig, als daß man den König mit *Sire* anredete.

„Einem Autor pflegt man, wie einem Vater, die gewöhnlichen Schwachheiten zu verzeihen, welche beiden gemein sind.“

Der Wissenschaft wurde ich nie untreu. Allerdings nahmen mich, und mit dem ganzen Ernste des Geschäfts-Lebens, die neuen Aemter sehr in Anspruch, so daß ich fast gezwungen worden, jede literarische Beschäftigung aufzugeben! Aber ich konnte sie nicht missen; solche Thätigkeit war mir Bedürfniß, und viel vermag der Mensch zu leisten, wenn er will, zumal bei strenger Arbeit-Ordnung und Zeit-Eintheilung. Unter unvermeidlichen Tages-Sorgen, blieben die Stunden, die Augenblicke, in denen ich mich abmüßigte, um schriftstellerischen Hervorbringungen mich hinzugeben, meine Erholungs-Zeit. Auf's Neue fand ich Muth zum Acten-Geschäft. Hatte ich noch so viel zu kämpfen mit Klagen und mit trübem Sinn, es war die Wissenschaft, welche mich erheiterte.

Hier ist's am Orte, einer Aeußerung Göthe's zu gedenken, die mich betrifft, obwohl dieselbe in viel spätere Jahre fällt.

Mit einem gemeinsamen lieben Freunde, mit meinem werthen Amts-Genossen Umbreit — er begrüßte den Dichterfürsten in Weimar — von mir redend, sagte Göthe: es sei ihm auf seinem Lebenswege Niemand vorgekommen, der die Zeit so gut zu benützen wisse, wie ich.

Mir steht über diesen Ausspruch kein Urtheil zu; so viel aber darf ich mir nachrühmen, daß ich nie, auch nur einen Augenblick Langeweile gehabt, es wäre denn bei diesem und jenem Zweckessen gewesen.

Ich kann und will nicht in Abrede stellen, daß mir nach und nach eine Art Zeit-Wucher zur Natur geworden. Offen und ehrlich sei's gestanden, ich beneide den tief grübelnden Sternkundigen keineswegs, dem es gelungen, nach den umfassendsten, weit ausgeholten, gründlichen Berechnungen darzuthun — daß der Mond in dreißigtausend Jahren auf die Erde fallen müsse. Eben so wenig möchte ich's dem berühmten Mathemathiker nachthun, welcher, durch eine Reihe von Gleichungen, herausbrachte: daß die Zahl von Ideen, deren der menschliche Geist fähig sei, sich auf 3,155,764,981 belaufe. Mir fehlt die kaltblütige Lässigkeit jenes Holländers, welcher nach dreißigjähriger mühseligster Arbeit fand — daß die Bibel drei Millionen fünfmalhundertsechsundsechzigtausendvierhundertundachtzig Buchstaben enthält. Und noch weniger möchte ich's einem gewissen Berliner Theater-Enthusiasten nachthun und — die Pas einer Tänzerinn zählen. Mit peinlichster Pünctlichkeit sorgsam wiederholte Zählungen ergaben, daß der Gefeierten der Pas durchschnittlich mit vier Groschen vergütet werde; sie erhielt nämlich sechzig Friedrichsd'or für jedes Ballet. Allenfallsige *faux-pas* hatte der Umsichtvolle nicht unbeachtet gelassen.

Unter Verhältnissen, wie die oben erwähnten, hätte allerdings die Ausführung eines Werkes von bedeutendem Umfang nicht zu Stande gebracht werden können. Allein schon im hingewichenen Jahre 1805 war der Grund zur „Systematisch-tabellarischen Ueber-

sicht und Charakteristik der Mineralkörper" gelegt, ja das Hauptsächlichste geschehen. Meine Freunde Kopp und Merz verbanden sich mit mir zu diesem Unternehmen.

Ueber die Schrift, von der mineralogischen Lesewelt gut aufgenommen, sprachen sich aus: die Göttingischen gelehrten Anzeigen, die Hallische und die Jenaische Literatur-Zeitung, die Leipziger Literatur-Zeitung u. s. w. Ehrenvolle Urtheile, viel Schmeichelhaftes, enthielten diese Blätter. So hieß es unter andern: „daß das Werk, seiner ausnehmenden Vollständigkeit, Genauigkeit, und der ganzen zweckmäßigen Einrichtung wegen, neben dem Heere Deutscher Mineralogieen, die in so manchen Formen erschienen seien, eine vorzügliche Stelle behaupte." „Nähere Prüfung lasse den wissenschaftlichen Werth dieser, mit Fleiß bearbeiteten und mit kritischer Prüfung durchgeführten, gründlichen Zusammenstellung erkennen." „Es wäre nicht blos den Vorgängern nachgeschrieben, sondern durchgehends die Natur verglichen worden, daher die schätzbaren neuen Bemerkungen und Erläuterungen." „Wesentliche Vortheile gewähre, der bequemen, sehr erleichternden Uebersicht wegen, die tabellarische Form."

Auch in Blättern des Auslandes erfolgte ehrende Anerkennung. So las man namentlich im *Journal des Mines*:

„On ne saurait rien desirer de plus commode et de plus instructif en même-tems, que la disposition de ces tableaux, où l'on voit d'un coup d'oeil tout ce qui a rapport à chaque substance; la déscription de ses caractères exterieurs qui servent à la faire distinguer de toute autre; son histoire naturelle; ses propriétés physiques et chimiques; les résultats des différentes analyses qui en ont été faites en divers tems; les circonstances géologiques qui l'accompagnent, et les localités où elle se trouve. En un mot, cette disposition également claire, ingénieuse et savante, est infiniment propre à faciliter l'étude de la minéralogie; et l'on peut dire, que c'est un vrai service que les auteurs ont rendu à cette science, en publiant ces heureux résultats de leurs travaux."

Bereits im Jahre 1805 hatte ich die Aufforderung erhalten,

an der „Haller Literatur-Zeitung“ Theil zu nehmen. Ich wurde ein sehr thätiger Mitarbeiter und blieb dem Institute treu — trotz der Einladungen, die mir, früher und später, von Jena, Leipzig und Berlin zukamen — bis ich meinen Wohnsitz in Heidelberg aufschlug und mich verpflichtet achtete, ausschließlich für die „Jahrbücher der Literatur“ zu wirken.

Jahr 1807.

„Wenn es so soll gehen im deutschen Lande, so ist mir's leid, daß ich ein Deutscher geboren bin."
Martin Luther.

Geschäftsdrang.

Die Ausdehnung meiner Geschäfte vergrößerte sich mit jedem Tage. Immer tiefer wurde ich hineingeführt ins öffentliche Leben; wie ein Eisenjoch lastete die Arbeit über meinem Nacken, gab viel Unruhe und Unbehaglichkeit. Oft erlag ich recht eigentlich unter dem Wust meist unerfreulicher Aufträge, und vergebens suchte ich mich loszumachen aus dem Netze dieser Plackereien, aus dem Zuggarn ihrer Umtriebe; so konnte man sie im strengsten Sinne der Worte bezeichnen. Ich — der ich mir wohl nachrühmen durfte, meine Dienstpflicht zu erfüllen, ja gar nicht selten Außerordentliches zu leisten — hatte anzukämpfen gegen böse Laune, gegen tiefen Unmuth und Zorn; denn mitunter war's eine — Teufels-Wirthschaft, Sorge und Mühe meine Saat, Verkennung und Undank meine Ernte.

In einem, aus Berlin erlassenen, Rundschreiben des General-Intendanten der großen Armee — ich zählte solches nicht den werthvollen Neuigkeiten bei — hatte es geheißen:

„Sa Majesté l'Empereur et Roi s'étant expliqué sur la manière d'administrer les pays conquis, il etait indispensable d'adopter un système, d'établir une marche fixe, qui seule pouvait empêcher les abus et ramener la confiance des administrés en leur donnant des preuves de l'intérêt que Sa Majesté Impériale prend a ce qui les concerne etc."

Nun bekamen die Aufträge, von Französischen Behörden ertheilt, Polypen-Natur, endlos waren die Forderungen, welche sie stellten. Es drängten sich dieselben und wiederholten sich in so lästiger Weise, daß man glaubte den Stein des Sisyphus zu wälzen. Wie wurden sie mir in der Seele verleidet, wie oft mußte ich das Mißbehagen bezwingen, welches in mir aufsteigen wollte. Dazu die unaufhörlichen Klagen meiner Quälgeister: sie würden nicht nach Wunsch gefördert. Mir blieb jedoch meist meine Geistesruhe. Weder niederschlagen ließ ich mich, noch grimmig machen. Ich erschien im Gegentheil als Muster der Ergebenheit, des unbedingten Gehorsams, bescheiden, ja gleichsam unterwürfig, alles nur in der Hoffnung, mich dieser Last so bald als möglich wieder zu entbinden.

An die Stelle eines Hessischen Edelmannes, der seine Entlassung gab, wurde ich, vom General-Intendanten Villemanzy, auf Antrag der Hanauer Finanz-Kammer, zu deren Beisitzer ernannt. Durch einen Kaiserlichen Kommissär hatte die Einführung ins Collegium in bester Form statt. Etwas sonderbar nahm sich in der mir ertheilten, vom Kammer-Präsidenten vollzogenen, „Dienst-Instruction" eine, aus früherer Zeit beibehaltene, Phrase aus. Es hieß nämlich:

„Derselbe hat sich eines christlichen Lebens und Wandels zu befleißigen, den öffentlichen Gottes-Verehrungen beizuwohnen und daran nie Mangel erscheinen zu lassen, desgleichen hat er der höchsten Landes-Herrschaft des Fürstenthums Hanau treu, hold und gewärtig zu seyn u. s. w."

Als Seitenstück erlaube ich mir hier zu erzählen, daß einer der Finanz-Kammer-Räthe — ein begeisterter Jurist, der Mann war ein halbes Jahrhundert hindurch Advokat gewesen — bei einer gewissen Gelegenheit im vollsten Ernst darauf antrug: man solle den Intendanten beim Hofgericht verklagen. — Ich zählte den Auftritt zu den unschädlichen Unterhaltungen.

Der rothe Binge.

Mit dem Schauspiel eines Pöbel-Tumultes begann das Jahr, mit dem Unfug eines Tages, der großes Aufsehen erregte und die Stadt in nicht geringe Bestürzung versetzte. Der Zeitgenossen, die davon zeugen können, dürften nicht viele übrig seyn. Am 6. Jannar erlebten wir in Hanau eine Emente, eine „Bewegung".

Bernhard Binge, ein reicher trotziger Jude, ein unangenehmer zudringlicher Mensch, sollte gegen den Kurfürsten gesprochen, von ihm gesagt haben: „fort wäre er einmal und bekäme sein Land nicht wieder" — zur schuldigen Danksagung, denn der Mann erfreute sich des Titels „Hofagent". Glaubens-Genossen bezeichneten den „rothen Binge" — wie man ihn nach dem brennend rothen Haar nannte — als „guten Kopf mit bösem Maul, der zu frei spräche". Im Kriege von 1793 hatte der Jude, ein Haupt-Lieferant der preußischen Armee, viel Geld erworben. Unverträglich, verrufen als berüchtigter Proceßkrämer, als Rabulist, im Recht wie im Unrecht gleich gut bewandert, Streitsucht seine größte Leidenschaft, war er übrigens gewandt, voll von betrügerischen Kniffen und Ränken, und verfaßte die Klagschriften selbst. Kam es zu Verhandlungen oder Streitfragen, die das Gericht entscheiden mußte, so plackte und quälte er vorher den Theilnehmer des Processes, brachte der Anstände und Möglichkeiten so viele herbei, daß, hörte man ihn geduldig an, die klarste Sache zur verwirrtesten wurde; kein Gespräch mit ihm fand das Ende.

Viele warfen dem „rothen Binge" vor: er habe den Franzosen das Wort geredet, noch ehe sie da gewesen, die mit Schleifen der Festungs-Werke beschäftigten Arbeiter wiederholt geneckt und verhöhnt; für einen Spion galt der Jude.

Längst herrschte schwüle dumpfe Gährung, vielerlei wurde gemunkelt, und bald verlauteten bedenkliche Gerüchte, Verschwörungs-Träume, verderbliche Anschläge auf den „rothen Binge". Es fehlte nur irgend eine Veranlassung, um diesen Funken zur hellen Flamme aufzublasen. Lächeln der Schadenfreude, drohende Gebärden sah man auf gar manchen Gesichtern. Und nicht zu läugnen ist's, der

„Rothe“ war wenig werth, von Niemand geachtet, genoß keines Menschen-Vertrauen. Ohne Barmherzigkeit mußte er daran.

Der langverhaltene Grimm brach aus. Heilloser, furchtbarer Lärm, wildes Geschrei. Wie bei bedenklichem Aufruhr raste es durch die Straßen. Rache suchte das erhitzte, das im höchsten Grade erbitterte, das zügellose Volk. Plötzlich stürzte brüllend, mit wildem Toben und raubsüchtiger Wuth, ein Pöbelhaufen — dabei nicht wenige Weiber und Jungen und Kindertroß — gräßlich aufjauchzend, ein Buben-Halloh anstimmend, nach dem Hause des Binge. Stöhnen und Aechzen, kläglichstes Weh- und Zetergeschrei und betäubendes Geheul der Hebräer; sie glaubten sich alle gefährdet. Steinwürfe, eingeschlagene Fenster, eingebrochene Thüren. Ein Schreckens-, ein Hülferuf nach dem andern. Nicht lange nachher zog die tobende, jubelnde Menschen-Masse mit geplündertem Gut von dannen, Möbel, Bettwerk, Küchen-Geräth, Kleidungsstücke. Den Wein ließ man in die Keller laufen. Das Haus wurde zerstört.

Auf dem Paraden-Platze, in unmittelbarer Nähe der Judenstraße, hielt eine Abtheilung Französischer Chasseurs, ein Bataillon Nassauer Infanterie stand unter den Waffen. Ruhig sahen die Soldaten den wilden Auftritten zu; sie hatten keine Weisung. Ich lasse dahin gestellt, aus welchem Grunde die Behörden so lange unschlüssig blieben. Sie zögerten, schienen wenig Arges zu haben, schritten nicht ein, unterließen selbst Beschwichtigungs-Versuche. Nach wiederholten dringenden Vorstellungen, ertheilte endlich Marschall Kellermann Befehle. Wenige Augenblicke reichten hin, das rohe, nichtsnutze Gesindel, den tobenden Haufen übermüthigen, heldenkühnen Pöbels aus einander zu sprengen, zu entfernen, die Straßen zu säubern. Nicht einmal eigentlicher Waffen-Gewalt bedurfte es, kein Tropfen Blut floß; der Aufstand war unterdrückt, der Unordnung Einhalt gethan, die öffentliche Ruhe hergestellt.

Eine Untersuchung begann und endete in gewohnter Weise. Schuldige, die Leiter der Angelegenheit, hatten den Gewinn gezogen, Schuldlose mußten das Bad zahlen.

Der „rothe Binge“, ohne persönliche Mißhandlung erfahren zu haben, der Pöbelwuth entrissen, flüchtete nach Mainz. Vergessen

starb er hier nach Jahren in größter Armuth, so sehr war sein Vermögen zusammengeschmolzen.

Napoleon und der erste Consul von Hanau.

Auf Reisen durch Hanau hatte Napoleon meist größte Eile, er flog. Wurde seine Ankunft auch mehrere Tage vorher verkündigt, auf dem Fuße folgte der Kaiser dem Courier, welcher ihm unmittelbar vorausging. Vergebens alle Anstalten, alle Vorbereitungen. Einmal fand eine Ausnahme statt: am 24. Juli 1807, als der eiserne Kriegsmeister heimkehrte vom Feldzuge, von Preußen, wo dem gesammten Deutschen Lande so tiefe Wunden geschlagen worden.

Zum Empfang, zur ehrerbietigen Begrüßung des Siegers, waren sämmtliche Behörden in Bewegung und die Bürgergarde aufgestellt.

Ganz in der Nähe sah ich den mächtigsten, den am meisten gefürchteten Mann des Jahrhunderts, das ihm zu Füßen lag. Im Zenith seiner Herrschaft stand damals der Welt-Eroberer; hier schuf er Könige, dort legte er Hand an Kronen. — Wunderbares Meteor, welches über den politischen Horizont unserer Zeit hinschoß, das man schaudernd verehrte, um dessentwillen Europa in Bewegung war!

Mit Aufmerksamkeit konnte ich den Kaiser betrachten. Von Siegeslust und Siegesglanz umflossen, thronte Stille auf seiner Stirne, stolze Ruhe im tiefen Auge, furchtbarer Ernst lag in jedem Zuge, nicht einen Augenblick veränderte er sein marmornes Gesicht. Wie bezeichnend Kopfform und Rundung des Kinns; markig, gedrungen; Gesichtsfarbe braunlich.

Nie in meinem Leben hatte ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Alle merkwürdigen Momente seines thatenreichen Lebens wurden mir gegenwärtig: Egypten und die Pyramiden-Schlacht, die Feldzüge in Italien und Deutschland, der Herzog von Enghien, welcher als Opfer für Napoleons Besorgnisse fiel, für das bedrohte Interesse der Revolution.

Dem Kaiser zur Seite ein auffallend großer, starker, schöner Mann, erglänzend von Ruhmesstrahlen, von Muth und Uebermuth und Siegestaumel. Etwas sehr Ritterliches, Offenes lag übrigens im ganzen Benehmen des Kriegers, den sein bunter Farbenschmuck kenntlich machte. Nie trug Murat den bräuchlichen Kleiderschnitt, immer etwas Phantastisches, Ueberladenes, oft aus Trachten der verschiedensten Länder und Zeiten zusammengesetzt. Kostbare Federn und Federbüsche fehlten nie. Der eigene Schwager nannte Murat, seines Costümes wegen, einen Theater-König, in der Armee wurde er, der unerreichte Reiterführer, wohl als zweiter „Franconi" bezeichnet. Wer konnte den merkwürdigen Mann sehen, dessen persönliche Tapferkeit ans Tollkühne grenzte, ohne daß Alles gegenwärtig wurde, was man von ihm gehört: daß er, zum geistlichen Stande bestimmt, den Priesterrock mit der Chasseur-Uniform vertauschte und schnell vorrückte zum Lieutenant und Rittmeister. Damals zählte Murat vierzig Jahre.

Rustan, der Egyptische Mameluk, musterte, von seinem Sitz aus, die umstehende Menge, in tiefen Falten zwischen den Augenbrauen Mißtrauen versteckend.

Im Wagen, welcher zunächst dem kaiserlichen folgte, ein kleiner, untersetzter Mann, von rabenschwarzen Haaren und Augen, die Gesichts-Farbe sehr frisch. Sein feuerig scharfer Blick überflog die Reihe der Wartenden. Es war Daru.

Von einem „*Vive l'Empereur!*" ließ sich nichts hören.

Die Hanauer „Legitimisten" — in Liebe und Hochachtung ihres angestammten Landesherrn gingen sie dem ganzen Hessischen Volke mit gutem Beispiel voran — waren auf den seltsamen Gedanken gerathen: in ehrfurchtvoller Bittschrift Napoleon um Wieder-Einsetzung des Kurfürsten anzuflehen. Wie ungeschickt! Wem wäre das im Traume eingefallen? Keiner von den Verschworenen ahnte die Nutzlosigkeit eines solchen Schrittes, den sie übrigens sehr geheim gehalten.

Ein Mitglied des hochedlen Stadtrathes, zu Zeiten wohlbestellter Bürgermeister, der viel zu wissen und zu verstehen meinte, spielte die Hauptrolle bei der Posse. Diesem „Oberältesten" von kleiner,

gedrungener Gestalt — des Gewürzkrämers aus Kotzebue's „Kleinstädtern" leibhaftiger Doppelgänger — wurde die Ueberreichung der Petition vertraut, er sollte Dolmetscher sein bei dem gewaltigen Unternehmen.

Benjamin — so mag er heißen — sprach, das ist gewiß, ein furchtbares Französisch, obwohl er deshalb hoch angesehen war, sich viel damit wußte. In schuldiger Ehrerbietung, keuchend und seufzend, begab er sich, dem Magistrat der getreuen Stadt voranschreitend, an Ort und Stelle. Zierliche Gebärden versuchend, hielt Benjamin in zitternder Rechten das verhängnißvolle Papier. Unverändert, mit lebhaftem, durchdringendem Blick schaute Napoleon auf die Carricatur nieder. Ungeduldig winkend sprach er sodann rasch die scharf geprägten Worte:

„*Qui êtes vous? Que voulez vous? Donnez.*"

Gewaltige Schweißtropfen traten auf des Abgeordneten Stirne. Er, der zuerst die Augen groß gemacht, die Nase hoch getragen, den Kopf bald hinüber, bald herüber gewiegt, erschien wie vom Blitze betäubt. Unverkennbar war sein Streben, ein Paar wohlgelernte Worte zu sprechen, eine Anrede zu versuchen, aber er fürchtete — stecken zu bleiben. Noch schwieg er, und das war gut; ohne Zweifel wäre ein Galimatias übertriebener Schmeicheleien zu Tag gefördert worden. Endlich aber ermannte sich der Bürgermeister. Nicht wie sein Ueberrheinischer Amtsbruder — der Sherif von Frankenthal — einst bescheiden zum Kaiser sagte:

„*Je suis la mère (le maire) de Frankenthal, je suis présent, passez.*"

nein, unser kühner Redner lieferte Ergötzlicheres. Immer verwirrter, mit jedem Augenblick angstvoller, stammelte und stotterte der Cato des Magistrats, die Bittschrift darreichend, indem er demüthigst, mit krummem Rücken und Kratzfuß, sich neigte, auch eines seiner Beine hinter sich schob:

„*Sire — je — je — je suis le premier consul de la ville de Hanau.*"

Nun konnte er nicht weiter: Wie angewurzelt stand der Mann, abgebrochene Worte zwischen den Zähnen murmelnd, die außer ihm Niemand verstand, vielleicht er selbst kaum.

Deutlich sah ich, wie, bei der „stolzen Redensart“, Napoleons Stirne den Ausdruck furchtbaren Ernstes annahm. Ein dunkler Blitz unter den gesenkten Augenbraunen. Er biß sich in die Lippe. Murat zuckte verächtlich die Achseln über die „spießbürgerlichen Rücksichten“ und sah auf die andere Seite.

Dahin rollte der Wagen. Kaum einige hundert Schritte, so flog die Bittschrift, in Stücke zerrissen, auf's Pflaster.

Und der „erste Consul“ der guten Stadt? — Er stand noch immer in seinem Schreck wie versteinert, wortlos, rieb sich die Hände, der Mund blieb ihm halb offen.

Der alte Preuße.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Wenden wir unsere Blicke, den unglückseligen Zeit-Ereignissen gegenüber, auf das Vorbild eines biedersinnigen, muthvollen Vaterlands-Freundes, eines Mannes reich an Bürger-Tugenden. Auf Joachim Nettelbeck hatte Preußen Ursache stolz zu seyn, die Mitwelt erkannte dessen Verdienste, er ist des besten Andenkens werth.

In der Feste Kolberg, durch die Franzosen belagert, geschahen Waffenthaten. Ein „alter Preuße“ fühlte, daß es sein Recht sei, seine Pflicht, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, über das allgemeine Wohl wachen zu helfen.

Auf allen Meeren Europa's hatte sich Nettelbeck als Seemann, länger denn vierzig Jahre, unter zahllosen Gefahren herumgetrieben. Jetzt, in den Tagen der Noth, bewährte sich die Aechtheit seines Charakters, sein Edelsinn, seine Selbstverläugnung im glänzendsten Lichte. Der einfache, bescheidene, verständige Bürger empfand seltene Seelenkraft, hoch schlug ihm das Herz, wie unter einem Panzer. Bei den Bewohnern Kolbergs, die ihrem Könige Treue bewahrten, lieber Habe und Gut verloren, als Gewissen und Ehre, stand er in bestem Ansehen, genoß ihr größtes Vertrauen. Im Einverständniß mit wackern Männern, die alle eines Sinnes blieben,

deren Muth nicht erlosch, verbunden mit Schill, der vom Auerstädter Schlachtfelde verwundet gekommen, trat Nettelbeck dem unentschlossenen Commandanten auf's entschiedenste entgegen. Er wußte die Uebergabe zu hindern, bis der kriegserfahrene Gneisenau, damals Major, die Stelle erhielt. Ihm, dem später eine der größten Heldenrollen in der Geschichte Deutschlands beschieden, stand der siebenzigjährige Nettelbeck, rastlos thätig, unerschrocken zur Seite bei der Vertheidigung. Im schlichten Bürgerkleide trat er, ehrsam und preiswürdig, als Mit-Befehlshaber des Platzes auf.

Es war nicht luft'ge Drohung, womit man den Feind schreckte, bis zum Waffen-Stillstand von Tilsit hielt sich Kolberg. Aus den hinterlassenen Denkschriften eines hochgestellten fremdländischen Staatsmannes jener Zeit weiß man, daß das Erbieten gemacht worden: die Kolberger Besatzung zum Abfall von der französischen Sache zu verleiten und, falls der Preußen-König bei Napoleon verbleibe, jene Truppen in britischen Sold zu geben.

Ein kühner Griff.

Unvermeidliche Amts-Geschäfte entfernten mich von Haus. Ich kann nicht umhin, einige Worte über die Veranlassung mitzutheilen; für manche Leser dürfte die Sache keineswegs ganz ohne Interesse sein.

Zu den einträglichsten Kammergütern der Provinz Hanau gehörte das Blaufarben-Werk bei Schwarzenfels; es warf jährlich wenigstens 36,000 Thaler rein ab. Dies gilt besonders von Zeiten, wo geringere Smalte-Sorten in Menge nach dem Morgenlande verführt wurden. Reiche Türken verwendeten das gröblich gemahlene blaue Glas zum Schmuck ihrer Lustgärten; sie ließen die Wege damit bestreuen.

Wie jeder weiß, ist zur Smalte-Bereitung Kobalterz unentbehrlich; dieses bezog die Fabrik vom Bieberer Bergwerk und zwar, bestehender Vorschrift gemäß, um sehr geringe Preise. So kam es, daß man zu Bieber stets in Geld-Verlegenheiten war, daß jedes Jahr „Zubuße“ nothwendig machte.

Nun standen aber, sonderbar genug, die Werke von Schwarzenfels und Bieber nicht unter einer und der nämlichen Verwaltungs-Behörde; ersteres administrirte die Kasseler, letzteres die Hanauer Finanzkammer. Die immer sich wiederholenden Vorwürfe des Ministeriums: Bieber koste zu viel, gaben zu ewigem, nutzlosem Streit, richtiger zu einem Federkrieg Anlaß, der zuweilen gesteigert wurde bis zu bittern Feindseligkeiten.

Niemand mißkannte, daß der hohe Ertrag des Blaufarben-Werkes bei weitem zum größten Theil auf dem wohlfeilen Kobalt-Einkauf beruhe. Nur in Kassel sah man dies nicht ein, oder wollte es nicht einsehen. Die Sache gehörte zu den „Marotten", zu den — Grillen damaliger Zeit. Schwarzenfels blieb „Mignon", Bieber Stiefkind.

Die Gründung des Königreichs Westphalen stand nahe bevor; öffentliche Blätter hatten bereits verkündigt: es würden die Staaten des neuen Monarchen ein „unheilbares" Ganze bilden *. Man wußte, daß das Fürstenthum Hanau nicht dazu geschlagen werden sollte, daß es eine andere Bestimmung erhalten dürfte. Welche? dies hatten mir Pariser Briefe von gewichtiger Hand ziemlich sicher angedeutet. Meiner heimathlichen Provinz mußte das Blaufarben-Werk verbleiben; von Kassel aus verwaltet, konnte leicht der Gedanke erwachsen, es dem neuen Königreich einzuverleiben. Was zu thun?

In geeigneter Weise trug ich dem Intendanten die Angelegenheit vor. Er ging ein auf meinen Plan, bemerkte jedoch, man müsse sehr behutsam verfahren: Jérome sei Napoleons Bruder.

Ich erhielt, in aller Form ausgestellt, eine Ermächtigung: „die Schwarzenfelser Fabrik im Namen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen in Besitz zu nehmen, Direktor und übrige Beamten zu verpflichten, auch zur Erstattung der Berichte und Einsendung von Geldern an die Hanauer Finanzkammer zu verweisen."

Auf sehr mühseligen Wegen trat ich, in den ersten October-Tagen, die Reise an, nach dem tief im Gebirge gelegenen Blaufarben-Werk. Ich wußte, daß zur nämlichen Zeit ein Bataillon Franzosen,

* Der ahnungsvolle Druckfehler verdient unvergessen zu bleiben; mehrere Zeitungen hatten ihn aufzuweisen.

auf seinem Marsche nach Leipzig, in einem nachbarlichen Städtchen von Schwarzenfels eintreffen und allda rasten werde. Glücklicher Zufall, der nicht unbenutzt bleiben durfte.

Unser Hauptquartier schlugen wir, der mich begleitende Secretär und ich, in einem rumpeligen Wirthshause unfern der Fabrik auf. Die Schenke, außen und innen von gespenstigem Ansehen, wurde nur durch die niedern und ärmern Volksklassen besucht, es war Zufall, wenn einmal ein anderer Reisender in das kleine Haus gerieth. Wir fanden keineswegs das beste Unterkommen, die Bedienung schlecht.

Der Direktor der Fabrik, Rath K.... — er ist längst nicht mehr unter den Lebenden — empfing mich mit gemessener Höflichkeit, förmlich und zurückhaltend. Ich kannte ihn als einen wackern, aber schlauen Mann, im Geschäfte wohl erfahren. Wenige Worte und die vorgezeigte Vollmacht genügten, ihn vom Zweck meiner Sendung in Kenntniß zu setzen. Es war mir, als schlüge er ein Kreuz, während ich sprach. Erstaunen, Ueberraschung, Verlegenheit, Mißtrauen wechselten in seinen Zügen. Noch schwieg er, vor sich hinstarrend, als vermöchte er den Gedanken keine Ausdrücke zu geben. Sodann folgte die Erklärung: ohne Vorwissen und Zustimmung der Kasseler Finanzkammer könne nichts geschehen. Durch Pflichten gebunden, vermöge er nicht sogleich und unüberlegter Weise in Verhältnisse einzugehen, die andere Verbindlichkeiten nach sich zögen.

Ich antwortete: aufrichtig gesprochen, wären seine Betrachtungen mir ganz aus der Seele genommen, gegen die vorgebrachten Gründe ließe sich nichts sagen. Aber — — er möge die Zeiten bedenken; diese seien andere geworden. Das Verfahren des Intendanten der Provinz Hanau müsse als politisch-finanzielle Maßregel gelten.

„Und was thun Sie, wenn ich beharrlich auf meiner Weigerung bestehe?“

Geheimnißvoll lächelnd, mit Achselzucken erwiderte ich: dieß würde der nächste Erfolg lehren.

„Etwa“ — fuhr der Director fort, voll Klugheit forschend, weise den Kopf schüttelnd und mit schelmischem Blick — „das Bataillon

Franzosen hierher bescheiden, welches gestern in Schlüchtern eingerückt ist?"

Ich ahnte, daß mein Spiel zu gewinnen sei, antwortete indessen ausweichend, daß ein, dem Willen des Intendanten zuwider laufendes Verfahren mir jeden Falls höchst gewagt schien. Kein Mensch wollte gern gefehlt haben und die Sache könne zu schlimmem Ausgang führen. So wäre meine Ueberzeugung.

K.... stellte die Bitte um Bedenkzeit bis zum Morgen des andern Tages; er wollte sich berathen mit den übrigen Beamten.

Wir sprachen noch Einiges vom Wetter, von Politik, von schweren Zeiten und was dergleichen mehr. Ich zog mich zurück in die dürftigen Räume der Dorfschenke.

Meine List gelang. Spät im Zwielicht, noch vor Ablauf der Frist, brachte ein Bote mir in mein „Hauptquartier" die schriftliche Erklärung des Directors, daß er, nach reiflichem Ueberlegen, zu allem bereit sei. Hocherfreuliche Kunde; brauchte ich doch nun nicht unverrichteter Sache abzureisen. Es war mir wie einem Kaufmann, der Papiere eingehandelt, an denen er unglaublich viel zu verdienen hofft.

Am nächsten Morgen fand, nach herkömmlichem Brauch, indem wir uns gegenseitiger Höflichkeit befleißigten, Verpflichtung, Kassensturz und Aufnahme eines umständlichen Protocolls statt. Freundlich wurden mein Secretär und ich zu Schwarzenfels bewirthet.

Ich ahnte damals nicht, daß die wichtige Blaufarben-Fabrik, welche ich dem Hanauer Lande erhalten zu haben vermeinte, nebst dem Bieberer Bergwerk, zur Dotation eines Französischen Marschalls geschlagen werden sollte.

Beginn des Verkehrs mit Göthe.

„Wenn Sie beikommende kleine Schrift in Ihres Taschenbuches zweiten Jahrgang aufnehmen wollen, so würde es mir angenehm sein, da sie nicht in den Buchhandel gekommen, vielmehr bis jetzt nur zu einem Privatzweck gedient hat. Erhalte ich deshalb einige

Nachricht, so würde ich noch verschiedene kleine Artikel mittheilen, welche unter den Miscellen, oder sonst einem schicklichen Orte eingerückt werden könnten; wie ich denn auch in der Folge sehr gern an Ihrem schönen Institut Antheil nehmen würde. Der ich mich bestens empfehle und recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, 28. September 1807.

Göthe."

Unbeschreibliche Freude! Ich fand die eigenhändigen Zeilen bei meiner Heimkehr von Schwarzenfels. Schon die Erinnerung daran bietet die größte Lust, das reinste Vergnügen.

Dem „Tabellen-Werk", dessen ich gedacht, hatten kunstrichterliche Blätter das Prognostikon gestellt: „es werde auf lange Brauchbarkeit rechnen können". Nun bedurfte es aber, beim raschen Vorschreiten der Wissenschaft, gar bald der Nachhülfe. Statt der zugesagten „Ergänzungen", schien ein beständiger „Nachtrag" zweckgemäßer, bestimmt von Jahr zu Jahr Bericht zu geben über das Neueste. Aus solchen Betrachtungen ging der Plan zum „Taschenbuch für Mineralogie" hervor, zu einer, den Tabellen sich anschließenden, jährlichen Darstellung alles dessen, was im Bereiche der Wissenschaft geleistet worden, um neue Entdeckungen stets den früheren Erfahrungen anreihen zu können.

Die anfänglichen Schwierigkeiten schreckten mich keineswegs ab; ich fühlte, was ich mir zutrauen durfte. Von den Opfern mag ich nicht reden, die ich, entfernt von jedem Eigennutz, in früheren und späteren Jahren dem Unternehmen gebracht. Genug, ich hatte die Freude, meinen Plan weit über Erwartung gelingen zu sehen. Mit Liebe pflegte ein achtbarer Frankfurter Verleger das Unternehmen, Johann Christian Herrmann; bis zu seinem Lebensende blieb er mir ein werther, theuerer Freund. — Gestiftet 1806, lebt das „Taschenbuch" als „Jahrbuch für Mineralogie" noch fort; achtundvierzig Jahre ohne Unterbrechung. Die thätige Theilnahme geschätzter Mitarbeiter — in dankbarster Erinnerung nenne ich hier nur: Bernhardi, Escher, Hacquet, Hausmann, Haüy, von Hoff, Kopp, Noeggerath, von Schlotheim, Schmidt, Schneider, Selb, Stifft, von Struve unter den frühesten

Theilnehmern — wußte ich stets zu würdigen; ich beschied mich, daß in ihren Beiträgen der Werth des Werkes liege. Eine Stuttgarter Handlung, nicht minder achtbar, als die frühere Frankfurter, nimmt sich fortdauernd der Sache mit Wärme an; selbst die Zeit heilloser „Errungenschaften“ vermochte keineswegs Freund Schweizerbart zu entmuthigen.

Nicht bedarf's der Frage: welche Stellung ich der Mittheilung Göthe's im zweiten Jahrgange des „Taschenbuchs“ anwies: sein „Beitrag zur Kenntniß der Gebirge um Karlsbad“ eröffnete den Reigen. Aus Weimar wurde mir Folgendes:

„Es war mir sehr angenehm, daß mein Aufsatz zur rechten Zeit ankam und ich danke, daß Sie ihm einen so guten Platz anweisen wollten. Unter Ihrer Anleitung tritt jene kleine Schrift nunmehr vor ein anderes Publicum, vor das wissenschaftliche, da sie früher nur bestimmt war, ein allgemeines Interesse zu erregen und gewisse Gegenstände vor den Augen der Kenner und Nichtkenner in einer bequemern Ordnung aufzuführen, als sie bisher, mehr oder weniger bekannt, betrachtet wurden. Vielleicht könnte man, da ich mich in einem neuen Fach mit dem Publicum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch gibt vieljährige Neigung und Beobachtung wohl einiges Recht in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein Jeder auch mit dem geringsten Beitrag willkommen ist.“

„Um manches Mißverständniß zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Total-Eindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen sei.“

„So gestehe ich gern, daß ich da noch oft simultane Wirkungen erblicke, wo andere schon eine successive sehen; daß ich in manchem Gestein, das andere für ein Conglomerat, für ein aus Trümmern Zusammengeführtes und Zusammengebackenes halten, ein auf Porphyrweise aus einer heterogenen Masse in sich selbst Geschiedenes und Getrenntes und sodann durch Consolidation Festgehaltenes zu

schauen glaube. Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart sich mehr zur chemischen, als zur mechanischen hinneigt."

„Gewiß würde man, nach meiner Ueberzeugung, über Gegenstände des Wissens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger streiten, wenn jeder vor allen Dingen sich selbst kennte und wüßte, zu welcher Parthie er gehöre, was für eine Denkweise seiner Natur am angemessensten sei. Wir würden alsdann die Maximen, die uns beherrschen, ganz unbewunden aussprechen und unsere Erfahrungen und Urtheile diesem gemäß ruhig mittheilen, ohne uns in irgend einen Streit einzulassen: denn bei allen Streitigkeiten kommt am Ende doch nichts weiter heraus, als daß sich zwei entgegengesetzte, nicht zu vereinigende Vorstellungsarten recht deutlich aussprechen, und Jeder auf der seinigen nur desto fester und strenger beharrt. Sollte man also mit meinen geologischen Aeußerungen sich durchaus nicht vereinigen können, so wird man den Punct in Betracht ziehen, von dem ich ausgehe und zu dem ich wieder zurückkehre."

„Was ich noch zu sagen wünsche, will ich in Briefform verfassen, damit Sie es zum Schlusse bringen können. Haben Sie die Güte, mir den letzten Termin zu bestimmen, wenn Sie das Manuscript brauchen, damit ich mich, bei mannigfaltigen anderen Arbeiten, einrichten kann.

„Mögen Sie mir von den erwähnten Mineralien einiges zusenden, so werde ich es mit Dank empfangen und zu Ihrem Andenken bewahren. Könnte ich die von Ihnen angezeigte Fortsetzung der Bemerkungen des Herrn Legationsrath von Struve* im Manuscripte sehen, so wäre es mir angenehm. Ich würde sie sogleich wieder zurücksenden. Ich habe auch diesmal das Vergnügen gehabt, mit diesem Naturfreund in Karlsbad zusammenzutreffen, so wie mit unserem mittheilenden und belehrenden Werner."

„Mich bestens empfehlend.

Weimar, 12. October 1807. Göthe."

Die bald nachher mir zugekommenen „Bemerkungen" zu dem früheren Aufsatze** begleitete ein Blättchen des Inhaltes:

---

* Der 1851 zu Hamburg verstorbene Russische Gesandte, mein vieljähriger Freund.

** Man findet solchen im Taschenbuche abgedruckt.

„Beikommendem wünsche ich eine gute Aufnahme. Vielleicht wag' ich es, das nächste Jahr deutlicher auszusprechen, was mir in Angelegenheiten der unorganischen Regionen das Herz schwer macht und worauf ich bis jetzt nur hindeuten konnte. Ich bin mit Karsten in näheres Verhältniß gekommen und hoffe durch Communication mit einem so höchst unterrichteten Mann viel zu gewinnen. Auch wünschte ich über die Hauptpuncte mit Ihnen erst zu conferiren und Ihre Gedanken zu hören."

„Mich bestens empfehlend.

G."

Spanier in Hanau.

Wie bei früheren Siegeszügen der Franzosen durch Deutschland, sahen wir Truppen-Massen in Menge sich hin- und herbewegen. Unter den, in Hanau einquartirten, Kriegern gewährten die braunen Spanier, mit ihren schwarzen Haaren und den glühenden dunklen Augen, ganz eigenthümliche Eindrücke. Viele Gestalten und Gesichter männlich schön. Mit einer gewissen feierlichen Würde, zeigten sich die südlichen Naturen langsam, umständlich im Handhaben der Waffen bei ihren Uebungen. Keineswegs ohne Stolz, bequem und lässig, fügten sie sich gleichsam mehr freiwillig dem einmal bestehenden Dienst-Gehorsam. Nicht wenige dieser Männer empfanden jedoch tief das Mißgeschick, in der Welt umherziehen, ihre Unterwürfigkeit zur Schau tragen zu müssen.

Musterhaft, ehrbar, mäßig war das Betragen der „Spaniole", wie sie von den ehrlichen Hanauern genannt wurden, welche, nicht ohne einige Betroffenheit, ihre Gäste, inmitten des grellsten Sonnenscheins, wie im Heimathlande, die gewohnte Siesta halten sahen.

Chladni.

Chladni, der treffliche Akustiker, der Begründer der Schall-Lehre, welcher in jener Zeit die Hauptstädte Europa's besuchte, weilte, auf flüchtiger Durchreise, auch im kleinen Hanau und erwarb

sich, wie überall, die Achtung der Kenner. Er, dem wir so bedeutende und interessante Entdeckungen über die Natur der Töne verdanken, der zwei merkwürdige musikalische Instrumente erfunden, ließ sich auf dem Clavi-Cylinder hören. Ich rede Sachkennern nach, wenn ich erzähle, das „Klang-Geräth“ sei von entzückender Wirkung, vereinige die Vorzüge der Harmonica mit vielen andern eigenthümlichen, indem es in hohen Clarinett-Tönen, in tiefe, in Fagot-Töne übergehe, ohne ungleichartig zu werden. Viel Aehnlichkeit hat der Clavi-Cylinder mit dem Melodion, spielt sich jedoch weit leichter.

Anspruchlos, aber mit tief umfassendem Wissen, gab Chladni dem zahlreichen Kreise Theilnehmender eine bündige Entwickelung seiner interessanten akustischen Theorie und begleitete solche mit Versuchen, in deren Hervorbringen er besondere Fertigkeit besaß.

Ungewöhnliche, seltsame, höchst merkwürdige Natur-Begebenheiten, Feuermeteore und die mit denselben aus der Höhe herabgekommenen Massen, veranlaßten Chladni zu genauen, mit aller Sorgfalt und Treue ausgeführten Untersuchungen. Schon im frühsten Welt-Alter, in der Fabelzeit, wußte man, wie bekannt, von Steinen, die vom Himmel gefallen sein sollten, die als Heiligthümer bewahrt, deren Andenken auf Münzen verewigt wurde. Bei dem geistreichen Physiker, der sich ganz besondere Verdienste um die Sache erwarb, hatte ich Gelegenheit, die erste vollständigere Sammlung von „Meteorsteinen“ zu sehen, mich belehren zu lassen, daß jene Erscheinungen, für Viele Gegenstände des Schreckens, angestaunt von Allen, nicht tellurischer, sondern kosmischer Art seien.

Chladni war seinem Aeußeren nach ein Original und der unterhaltendste Gesellschafter. Neben der größten Sachkenntniß im Bereiche menschlichen Wissens, war ihm die liebenswürdigste Gabe im Erzählen verliehen. Ich hörte den Akustiker unter anderm von Napoleon sagen: „der ist sehr schwer zu befriedigen, er will den Grund vom Grunde wissen“. Der Kaiser hatte ihn nämlich zu sich entbieten lassen, um Aufschlüsse über die Schall-Lehre zu erhalten.

Jahr 1808.

Den brieflichen Verkehr in diesem neuen Zeit-Abschnitte eröffnete ein Schreiben aus Weimar:

„Indem ich zum neuen Jahr meine Briefschulden mustere, so finde ich, daß ich vor allen Dingen Ihnen Dank zu sagen habe für die Ehre, die Sie mir erzeigen, indem Sie meinen Namen an der Spitze Ihres Taschenbuches nennen. Ich werde dagegen nicht verfehlen das nächste Jahr, was mir etwa Bedeutendes vorkommt, mitzutheilen, und nach meiner Weise eine so gute und nützliche Anstalt zu befördern suchen.

„Mit besonderer Hochachtung

Weimar, 2. Januar 1808.

Göthe."

Die Wetterauische Gesellschaft gestiftet.

„Ce n'est qu'en réunissant leurs efforts, pour les diriger vers un but commun, que les hommes peuvent réussir à donner aux résultats de leurs travaux un caractère de stabilité, qui en assure le bienfait aux générations à venir. La pensée isolée peut concevoir les grandes entreprises; mais ce n'est que la force réunie qui les exécute et les maintient."

Mitten in der Zeiten Ungunst, im ungeschlichteten Völker-Zwist, wurde in Hanau ein wissenschaftlicher Verein begründet.

Es sey gestattet, mit wenigen Worten anzudeuten: wie und warum die „Wetterauische Gesellschaft für gesammte Naturkunde" sich bildete.

Schon längst hatte die Natur-Wissenschaft in unsern Gegenden eine Menge Freunde, und unter diesen Männer von den ausgezeichnetsten Verdiensten gezählt. Es schien zweckmäßig, die Bemühungen der Einzelnen auf einen Punct zu leiten, mit gemeinschaftlichen Kräften weiter zu streben, und so im beengten Lebenskreise für's Große der Wissenschaft thätig zu seyn.

Mit Eifer wurde der Plan entworfen und ausgeführt. Die heimathliche Stadt erfreute sich, durch zufälliges Beisammensein eifriger Forscher eines gewissen Rufes in naturgeschichtlicher Hinsicht, sie stand in gutem Ansehen. Mein Freund Kopp — der höchst scharfsinnige und glückliche Arzt, dessen Praxis allmählig sich ausgebreitet, dem, vermittelst seiner gediegenen Erfahrung, gelungene Curen, oft in nicht gewöhnlichen Fällen, einen unbestrittenen Ruf erwarben — Kopp und ich sind als eigentliche Begründer jenes Vereines zu betrachten.

Kopp beschäftigte sich mit Chemie und Physik, zumal in ihrer Anwendung auf Mineralogie.

Uns beiden schlossen sich aus Hanau zunächst an:

Gärtner für Pflanzenkunde und Conchyliologie. Durch seine „Flora der Wetterau“ hatte er längst als Botaniker den Meisterbrief gelöst, war übrigens auch in andern Fächern der Natur-Wissenschaft wohl unterrichtet.

Leisler, für die gesammte Zoologie, ein geistvoller Arzt, dessen durchdringender Blick unter dem Gewirre von Erscheinungen leicht und sicher die wesentlichen erkannte.

Merz, Prediger, für Mineralogie.

Schaumburg, Hof-Intendant, für Ornithologie. Im Besitz einer prachtvollen Sammlung und im Vögel-Ausbalgen ein wahrer naturhistorischer Künstler. Die größten Dienste leistete ihm sein glückliches Gedächtniß, welches alles Gesehene und Gelesene für immer festhielt und in jedem Augenblicke des Bedarfs darbot.

Diese kleine Zahl verbundener Freunde gab dem Ganzen Haltung und Wirklichkeit. Bald traten andere schätzbare Männer der Gesellschaft bei und so erweiterte sich dieser literarische Bund über die Grenzen der vaterländischen Provinz hinaus, nach allen Theilen des

gelehrten Europa. Dankbar erkannten wir Schutz, Antheil und Beifall, welchen wir gefunden, und erwiederten das Vertrauen, das uns von den ersten und größten Naturforschern des In- und Auslandes, von so vielen trefflichen Gelehrten aller Klassen geschenkt wurde.

Es war zum Erstaunen, wie mit kleinen Mitteln so Manches geschah, wie sich besonders die verschiedenen Sammlungen der Gesellschaft schnell vermehrten, durch Gaben, welche von allen Seiten einliefen.

Ein anständiges Local bewilligten die Französischen Behörden im Schlosse. Als später der Großherzog von Frankfurt, aus seiner Privatkasse, eine huldreiche jährliche Unterstützung von zwölfhundert Gulden verlieh, glaubte man auf die Dauer des Institutes um so sicherer rechnen zu können.

Eine sehr bezeichnende Aeußerung des Großherzogs ist hier nicht schweigsam zu übergehen.

Die naturforschende Gesellschaft hielt, als der Fürst zum erstenmale länger in Hanau weilte, um ihm ihre Ehrerbietung darzuthun, eine öffentliche Versammlung, welche derselbe mit seiner Gegenwart beglückte. Es gefiel meinem gnädigsten Herrn mich zu beauftragen, sämmtliche anwesende ordentliche Mitglieder zur Tafel zu laden. „Wir werden", bemerkte der Großherzog, „ganz unter uns sein, nur meinen Kammerherrn kann ich nicht wohl entbehren, er muß die Ordnung überwachen bei Tisch, uns allenfalls auch vorschneiden, und darauf versteht er sich meistermäßig."

Als mit Auflösung des Großherzogthums Hanau an Kurhessen zurückfiel, verlor die Gesellschaft jene Dotation, womit sie die Freigebigkeit Karl von Dalberg's, des erhabenen, für Wissenschaft thätigen, Regenten ausgestattet. Zwar wurde dem Verein, durch ganz besondere Huld des Kurfürsten Wilhelm des Ersten, eine Jahresrente von vierhundert Gulden, so wie etwas Brennholz bewilligt, aber in jüngster Zeit, in Folge einer Ministerial-Verfügung, wieder entzogen. Der Gesellschafts-Vorstand sah sich genöthigt, die Mitglieder um Geld-Beiträge anzugehen, Gönner und Freunde zu beliebigen Gaben aufzufordern. — — — —

Lavater.

In dieser Zeit verkehrte ich viel mit jenem Manne, vom dem Göthe gesagt: „daß er sich im Besitze der geistigsten Kraft fühle, sämmtliche Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf jeden ausübt, ohne daß er sich Rechenschaft davon zu geben wüßte“. Allerdings war nicht in Abrede zu stellen, daß der begeisterte Lavater, der mit seiner Wissenschaft völlig ins Reine gekommen zu sein glaubte, durch lebhafte, die ruhigen Verstandeskräfte beherrschende, Phantasie, oft auf Irrwege gerieth. Er ließ sich in seiner Physiognomik zu gar manchen gewagten Behauptungen hinreißen.

Der Züricher Naturforscher, mit dem ich in Verhältnissen stand, trieb auch Mineralogie und Paläontologie. Dieses beweisen mehrere Aufsätze in meinem Taschenbuche, namentlich jener über die Oeninger Ornitholithen.

Unser Briefwechsel galt theilweise auch Lavater's Lieblings-Wissenschaft. So entsinne ich mich einer Zuschrift, die besonderes Interesse für mich haben mußte. Auf der Durchreise nach Göttingen besuchte mich meines Freundes Sohn und weilte einige Tage bei mir, um die Mineralien-Sammlung zu durchsehen. Eingeweiht in des Vaters Lehre, hatte er mich diesem geschildert. In vollständiger Abschrift wurde mir der Brief aus Zürich mitgetheilt, besäße ich ihn noch, ich würde nicht anstehen, meinen Lesern einen Blick in den Spiegel thun zu lassen, der mir vorgehalten wurde.

Erfurter Congreß.

In den ersten October-Tagen wurde der erstaunten Welt ein seltenes, ein neues Schauspiel geboten, ein Schauspiel einzig in seiner Art, eine wundervolle Erscheinung am politischen Himmel, eine glanzvoll zahlreiche Versammlung. An diese Begebenheit knüpfte sich zugleich Vergangenes und Zukünftiges. Die alte Stadt Erfurt spielte vorübergehend eine Rolle in der Geschichte.

Wo vor mehr als sechs Jahrhunderten ein merkwürdiger, prachtvoller Reichstag gewesen, wo Kaiser Friedrich der Rothbart über die Geschicke von Italien und Palästina entschied, wo an seiner Tafel Könige, Fürsten und Markgrafen die Erzämter versahen, auch Minnesänger und Spielleute des Schmauses laute Fröhlichkeit belebten — in Erfurt erschien Napoleon im vollsten Glanze seiner Macht. Drei Jahre zuvor hatte sein siegreiches Schwert durch Thüringen und Sachsen geblitzt, jetzt kam er als gepriesener Gast.

Wie damals die Actien der Welt-Geschichte standen, ahnte Jeder die Wichtigkeit des Ereignisses, die großen Folgen; aber geheimnißvolles Schweigen herrschte, nicht die glaubhafteste Vermuthung über die hohen Zwecke; um so mehr wurde die Neugierde gereizt. Der denkwürdige Congreß, so wähnte man, sollte Europa eine neue Gestalt, der Welt den Frieden schenken.

Die alte Stadt — zu jener Zeit vorübergehend der wichtigste Punct der Diplomaten-Welt — fand sich kaum in das rege Leben, ihre gewohnte Stille unterbrechend. Neugierig und schaulustig wogte die Menge in den sonst so todten Straßen; Trommeln und Trompeten, stolze Garden, Husaren und Kürassiere, hin und her sprengende Ordonnanzen.

Man beabsichtigte für den Franzosen-Kaiser einen Triumphbogen zu erbauen mit Sieges-Inschriften. Der ungeeignete Gedanke wurde zurückgewiesen.

Als Napoleon dem Russischen Kaiser auf halbem Wege nach Weimar entgegenkam, führte man diesem Monarchen ein Pferd vor, das auffallend abstach durch einfaches Reitzeug gegen die übrigen reich geschmückten Rosse. Zuerst zeigte Alexander eine Art Staunen; sodann die angenehmste Ueberraschung: Pferd und Reitzeug waren, nach verschriebenen Zeichnungen, genau jenen ähnlich gewählt worden, deren sich der Kaiser gewöhnlich in Petersburg zu bedienen pflegte. In Erfurt wurde der Czaar mit allgemeinster Freude rauschend begrüßt.

Unverkennbar beabsichtigte Napoleon, der sich als Wirth betrachtete, durch Aufmerksamkeiten jeder Art den Monarchen Rußlands für seine Zwecke zu gewinnen. So fand dieser in einem, mit

größter Sorgfalt für ihn eigends eingerichteten, Hause alle erdenklichen Bequemlichkeiten. Tag für Tag hielt der Französische Kaiser Tafel und fast nie unterließ er, seinen Gast auf der Vortreppe, den Hut unterm Arm, zu empfangen. Eines Tages, als man eben in den Speisesaal trat, wollte Alexander seinen Degen ablegen und bemerkte jetzt erst, daß er ihn zu Hause gelassen. Napoleon, welcher sich des Degens bereits entledigt, reichte ihn in verbindlichster Weise dem russischen Kaiser. Freudig wurde er entgegengenommen mit den Worten: „ich empfange den Degen als Freundschafts-Beweis; Sie wissen, daß ich denselben nie gegen Sie ziehe?“

An der Tafel war von der goldenen Bulle die Rede. Der Fürst Primas ließ sich näher darüber aus und sagte, sie wäre im Jahre 1409 gestiftet.

„Nicht 1409,“ berichtigte Napoleon, „sondern 1356 unter der Regierung Kaiser Karl IV. wurde das bekannte Reichs-Gesetz verkündigt.“

„Es ist wahr, ich habe mich geirrt,“ sagte Karl von Dalberg, „aber wie kommt es, daß Euere Majestät Dinge der Art so genau wissen?“

„Als ich einst Unter-Lieutenant in der Armee war“ — diese Worte erregten große Aufmerksamkeit, der Kaiser wiederholte lächelnd und gleichsam seine Rede verbessernd — „als ich die Ehre hatte, Unter-Lieutenant in der Artillerie zu sein, lag ich drei Jahre in Valence in Garnison. Ich lebte sehr zurückgezogen und glücklicherweise ganz in der Nähe eines unterrichteten und äußerst gefälligen Buchhändlers. Ich las seine Bibliothek durch und wieder durch und vergaß nichts, selbst von Dingen nicht, die auf meinen Stand keinen Bezug hatten. Uebrigens verlieh mir die Natur ein sehr gutes Zahlen-Gedächtniß; oft wiederhole ich meinen Ministern ihre ältesten Rechnungen, einzelne Sätze und die Hauptsumme.“

Den Kaiser Alexander an das, durch den Tilsiter Frieden entstandene neue Verhältniß zu gewöhnen, versäumte indessen Napoleon dennoch keineswegs. Es fehlte nicht an Beweisen unerhörten Uebermuthes. Der Czaar mußte unter anderm Zeuge sein, wie Ehrenkreuze und sonstige Belohnungen den „Braven“

der großen Armee ertheilt wurden, die sich nicht lange zuvor ausgezeichnet hatten im „Kampfe gegen Russen“.

Wie durch eine Zauberruthe sah man das Pariser Hoftheater, ausgestattet mit allem nothwendigen Glanz, nach Erfurt versetzt. Talma und die Duchesnois erschienen auf der kleinen Bühne. Vor beiden mächtigsten Herrschern unseres Welttheils, umgeben von Königen, Herzogen und Fürsten, vor einem Parterre voll wirklicher Helden, voll glücklicher Krieger, spielten die Theaterhelden.

Auch in Weimar gaben die französischen Schauspieler Vorstellungen. Bei der Aufführung von Voltaires „Tod Cäsars“ saß Wieland in der großherzoglichen Loge. Napoleon, welchem der ehrwürdige Greis auffiel, fragte den Fürsten Primas nach dessen Namen. Auf das Schauspiel folgte ein glänzender Ball und da der Kaiser den Dichter zu sprechen wünschte, der sich in allen Gattungen der Poesie versucht, so wurde Wieland ein Hofwagen gesendet. Der alte Mann, schlicht, anspruchslos wie er gewesen, erschien im gewöhnlichen einfachen Kleide. Napoleon ging sogleich auf ihn zu und unterhielt sich länger als eine Stunde mit ihm — *„c'est qu'il faisait presque seul les frais de la conversation,“* äußerte Wieland. Das Trauerspiel, welches man gesehen, leitete zunächst die Unterredung auf Julius Cäsar, der sehr hoch gestellt wurde. Mit aller Wärme sprach der Kaiser sodann zum Lobe der Römer, pries ihre Kriegskunst, ihre Politik. Von den Griechen wollte er dagegen nichts wissen: aus dem ewigen Zwist und Hader einer Menge kleiner Freistaaten hätte nichts herauskommen können. Von Homer, den Napoleon rühmte, ging er zu Ossian über, sodann zur Poesie im Allgemeinen, auch Philosophie und Religion wurden berührt. Später äußerte sich Wieland gegen Befreundete: der „Mann“ wäre ihm vorgekommen, als sei er aus Erz gegossen; so ein Ding, was Deutsche Gemüth, Gefühl nannten, habe er gewiß nicht besessen, der großen Freundlichkeit ungeachtet, und an seiner Freigeisterei hätte man nur die Offenheit bewundern können, womit er solche preisgegeben. Uebrigens sei der Eindruck, welchen der Kaiser auf ihn gemacht, dennoch ein angenehmer gewesen; man könne sich nichts Einfacheres, Anspruchsloseres, Natürlicheres denken,

als sein ganzes Benehmen; er habe mit ihm gesprochen, wie Jemand, der weiter nichts ist und sein will, als ein gebildeter Mensch.

Sehr beifällig äußerte sich Napoleon nach dieser Unterredung über Wieland, rühmte dessen Phantasie und Welt-Anschauung, und verlieh ihm bald nachher das Kreuz der Ehrenlegion.

Der Herzog von Weimar veranstaltete ein Treibjagen, dem von Napoleon geäußerten Wunsche zu Folge. Nur durch Zufall entging dieser der größten Gefahr. Viele Neugierige waren herbeigeströmt, um das Schauspiel mit anzusehen. Zwischen der Menge befanden sich zwei Preußen, gut beritten, in Mäntel gehüllt, unter denen Stutzbüchsen verborgen — dem Franzosen-Kaiser galt es, dieser sollte gemordet werden. Die Verschwornen nahten dem im offenen Wagen heranfahrenden, — aber Prinz Wilhelm von Preußen saß ihm zur Seite; der Anblick erschütterte, die Arme versagten den Dienst *.

Bei Erleuchtung der Stadt Erfurt fehlte es nicht an wunderlichen Einfällen. Unter andern las man folgende Transparent-Inschrift:

„A Napoleon, faute d'argent,
Nous faisons de nos coeurs présent.“

Nach Erfurt hatten sich die Blicke aller Kabinette gerichtet. Nicht schaden wird's, im Gegentheil es dürfte frommen, dachten Viele. — Eitle Hoffnungen! Was die deutsche Welt geduldet und mehr als ein Erdtheil noch besorgte, was vorhin das Schwert entschieden, wurde nicht durch die Feder ausgeglichen. Der „Kaisertag“ — „Fürsten-Verein“ wäre ein verfehlter Ausdruck — wurde nicht zum Tage des Erdenheils, das Welt-Getümmel wandelte sich nicht um in Ruhe.

Henriette Hendel.

In Frankfurt erfreute und entzückte eine große Künstlerin alle Gebildete durch ihre pantomimischen Darstellungen höhern Stils, durch ihre Gestalten-Stellungen und Lagen, besonders in Ruhe-Zuständen, durch Nachbildungen alterthümlicher Statuen.

* So erzählt Müffling, ausgezeichnet im Kriegswesen, was Rath und That betraf, ein scharfsinniger und unparteiischer Beobachter.

Henriette Hendel, schön, kraftvoll, jugendlichen Ansehens, von üppigen Formen, hatte, bei glücklichster Naturgabe des Beobachtens und Nachahmens, die Forschung der Antike gründlich betrieben. Mit ihrer reichen, ächt künstlerischen Erfindungs-Gabe, mit seltener Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder, wußte sie Alles, was zur Gruppirung und Drapirung gehört, in schöpferischer, kraftgeistiger Weise aufzufassen. Zu allen ihren Bekleidungen dienten der Künstlerin zwei Shawls, ein weißer und ein gelbrother, die sie, ohne Spiegel-Hülfe, in jeden beliebigen Wurf ihrer anschauenden Einbildungskraft zu falten verstand.

Bei mir, der ich Empfänglichkeit für Schönes und Kunstsinn mir nicht abstreiten lasse, überbot das dramatische Talent. Ein großer Genuß wurde gewährt: ich sah und bewunderte die Begeisterung, das Hinreißende der Schauspielerin in Schiller's „Helden-Jungfrau". Eine gebietende, männlich gebildete Gestalt. Trefflich kleidete der Panzer; Fahne und Schwert wußte sie eben so anständig zu schwingen, als Hirtenstab und Spindel mit Anmuth geführt wurden. Das Antlitz, in seiner Ruhe lieblich, sprach, nach des Gedankens Willkür, jedesmal treffend die mildesten, wie die heftigsten Gemüths-Schwingungen aus durch die ganze Tonleiter steigender und sinkender Leidenschaft.

Der erste Schritt ließ mich die große Wahrheit des Spieles erkennen. Noch glaube ich den Ton zu hören, womit „Johanna" die bedeutungvollen Worte sprach:

„Gebt mir den Helm!"
„Mein ist der Helm und mir gehört er zu."

Zum Erschrecken schön der gewaltige Ausdruck der Augen; erbebend ihr Zorn, als es hieß:

„Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern,
Sein Maaß ist voll, er ist zur Erndte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und seines Stolzes Saaten niedermähn,
Herab vom Himmel reißt sie seinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen."

Würdig der Künstlerin zur Seite, erschienen Frau Bohs und Werdy. Die Rolle der Königin Isabeau — eine Partie, welche ich von Bühnen-Vorständen fast immer stiefväterlich behandelt sah — war mit einer Schauspielerin besetzt, die sich so benahm, daß das Publikum, und keineswegs ohne Grund, mehrmals in lautes Gelächter ausbrach.

Noch ein Brief aus Weimar.

„Ihnen einen kleinen Beitrag zu dem Taschenbuche zu senden, war schon früher meine Absicht. Ich habe diesen Sommer den problematischen Kammerbühl bei Eger zu untersuchen Gelegenheit gehabt und über denselben einen kleinen Aufsatz gefertigt, den ich schon von Franzenbrunn abzusenden gedachte, weil ich aber erst das, was schon darüber geschrieben worden, nachzulesen wünschte, behielt ich ihn um so mehr bei mir, als ich glaube der Druck Ihres Taschenbuches müßte schon weit vorgerückt sein. Da ich aber vernehme, daß es noch Zeit ist, so geh' ich gern über jene Bedenklichkeit hinaus und sende ehstens eine Abschrift. Da ein Kupfer dazu nöthig ist, so werde ich die Zeichnung nachschicken.

„Mich indessen geneigtem Andenken bestens empfehlend.

Weimar, 19. September 1808.

Göthe.“

Declamatoren-Umtriebe.

In diesem Jahre, und in nächster Folgezeit, waren Declamatorien sehr an der Tages-Ordnung. Sie gehörten in die Reihe der Mode-Vergnügungen; man hatte dieselben hinaufgeschraubt zu einem besondern Kunstzweige; es waren Mittelдinge zwischen Lesen und bühnenmäßigem Vortrag. Nach und nach änderte sich der Geschmack, das Declamiren kam mehr und mehr außer Brauch, ja mitunter in eine Art Uebelruf. Zu oft war das Publikum getäuscht worden durch solche „Prunk-Redner“.

Soll ich Wahrheit bekennen, so darf ich nicht verschweigen, daß die Sache von Anbeginn auf mich im Allgemeinen keinen gefälligen Eindruck machte, keinen lieblichen Nachklang hinterließ. Die Forderungen, welche man stellt, sind so vielartig, daß wahre Declamatoren ziemlich selten bleiben mußten. Eigenthümliche Naturgaben, gewisse körperliche Vorzüge sind unerläßlich: wohlklingende Stimme, gute beugsame Sprache, edler Anstand und vor Allem mehr wie alltägliche Kenntnisse, verbunden mit feinem geläutertem Gefühl. Die Schwierigkeiten nackter Rede überwiegen jene der Bühnen-Darstellung; erträgliche, sogar recht brauchbare Schauspieler erscheinen oft als unglücklichste Declamatoren. Auf die nächste Umgebung beschränkt, fehlen — gemessene Fern-Täuschung abgerechnet — Interesse der Handlung, Coulissen-Zauber, scenischer Wechsel, Costüme und was dergleichen mehr. Waren Vorträge von Witz- und Sinn-Gedichten, von schalkhaften, launigen Einfällen, von kleinen Erzählungen treffend und gefällig, so verirrten sich reisende „Dichtkunst-Diener“ nur zu häufig auf gefährliche Standpuncte. Bei tragischen Hergängen, wo stärkere oder schwächere Gemüths-Bewegung eigenen Ausdruck verlangte in Ton und Stimmen-Gang, verstiegen sich nicht wenige „Vortrag-Meister“ so auffallend hoch, daß man's nicht zu begreifen vermochte. Dabei gewann ihr Gesicht einen äußerst harten, ernsten Ausdruck, die Stirne zog sich in finstere Falten. Vielleicht ohne es zu wollen, verwebten sie die Action des Schauspielers mit der Declamation; es kam bis zum Händeringen. Ueberschreitungen der Grenzen des Natürlichen, wie diese Geschmacklosigkeiten, geziertes, leidenschaftliches Wesen, wo Häßliches für Schönes gegeben wurde, mußten die Wirkung in gleichem Maaße schwächen. Nicht lange genießt Unnatur eines Ruhmes.

Es gab Ausnahmen, denen das Glück mit launenhafter Hand seine Gaben beschied; ich kenne und ehre sie. Die unsterbliche Schröder, eine glänzende Erscheinung mit reichem Geiste, wußte, nachdem sie sich zurückgezogen in die Stille des Privat-Lebens, Freude zu wecken durch Declamatorien und fand ungetheilte Bewunderung. Hier war Alles vereinigt, seltene Harmonie ging durch's

Wesen der gefeierten Künstlerin. Mit Jugendmuth und Lebendigkeit, verband sie Verständigkeit der Aufgabe und Klarheit der Auseinandersetzung; ihr war künstlerisches Organ eigen, voll Stärke und Wohllaut, sie besaß Redefeuer, Milde, Anmuth und hinreißendes tiefes Gefühl.

An den Genuß solcher Declamatorien knüpfen sich für immer schöne Erinnerungen, die gewöhnlichen gingen allmählig unter. Sie wurden gestrichen aus der Reihe zu begünstigender Ergötzlichkeiten und anständiger Zerstreuungen, zuerst in Hofstädten, später selbst in landschaftlichen Orten. Unberufene, dürftig begabte Halb-Virtuosen, denen warmes poetisches Gemüth fehlte, brachten die Sache in Mißruf. Ihnen galt das Declamiren als Nahrungszweig, als Gewerbe, sie nahmen es in Anspruch zu ihrem Weiterkommen. Endlich kam's dahin, daß man schon beim Wort von unwillkürlichem Lächeln ergriffen wird; fast klingt es wie Beisteuer oder Brandschatzung. Einer der, meist grenzenlos eitlen, wandernden „Künstler" brachte, wohlgefällig schmunzelnd, den Abschieds-Gruß und hatte, zu bedeutender Erheiterung, Castelli's verheißende Worte gewählt:

„Das ist gewiß das letzte Mal."

Allein der „Mimolog" bekam Rückfälle, wagte von neuem einen Anlauf und gab noch ein Declamatorium. Umsonst; das Publikum ließ sich nicht wieder fesseln, eine hinreichende Zuhörer-Zahl fand sich im glänzenden Saale nicht ein, der Mann kam kaum auf seine Kosten.

Jahr 1809.

Oesterreich rüstet sich gegen Napoleon.

„Herab, Du heil'ge Geisterschaar,
schwell' unsere Fahnen auf,
Beflügle unsrer Herzen Schlag
und unsrer Füße Lauf!
Wir ziehen nach der Freiheit aus,
die Waffen in der Hand.
Wir ziehen aus auf Kampf und Tod
für Gott, für's Vaterland."

Sehnsüchtig blickte man bald gen Süden hin, bald nach dem Norden. Wird Krieg sein oder nicht? Die Frage blieb keineswegs zweifelhaft. Durch Zeichen dieser und jener Art kündigte drohend der Krieg sich an.

In allen, von Napoleon unterjochten europäischen Landen regte sich's zum Aufstand: hier bewaffnete Erhebungen, offene Fehden, dort geheime Bündnisse zur Empörung.

Oesterreich — dem der Preßburger Friede harte Bedingungen auferlegt — mit unerschütterlicher Beharrlichkeit stets bereit, den Schild zu erheben, das Schwert zu ziehen für Vertheidigung gesetzlicher Rechte, zum Kampf gegen wilde Ausbrüche — obwohl die Opfer, welche es gebracht, mit Kälte und Undank angesehen worden — Oesterreich, dessen Kabinet Muth und Selbst-Vertrauen nie verlassen hatte, das fern blieb von abgeschmackten Combinationen — Oesterreich — welches seit siebzehn Jahren in nur augenblicklich unterbrochenen Kriegen geblutet, stand abermals kriegsgerüstet da. Es gab ein Beispiel von einmüthiger Stärke, von heldenmüthiger Anstrengung: die Ehre des Kaiserstaates sollte wieder gewonnen

werden, oder ein letzter Kampf geschlagen. „Nehme man die Dinge, wie man wolle“ — Worte eines hochachtbaren Geschichtsforschers — „ein Ehrenjahr bleibt 1809 für die Habsburger. Von Fürsten und Völkern Deutschlands bekriegt, oder mit der Ruhe thatloser Beobachter begleitet, kämpfte Oesterreich mehrmals ruhmvoll für die Befreiung seiner Stammes-Genossen und unterlag zuletzt, hier und da in Folge von Mißgriffen, der Uebermacht.“

Alles schien jetzt einen ächten Volkskrieg anzudeuten, Begeisterung und Kraft jeder Art aufzuwachen.

Voll glühenden Hasses wegen dem Verrath Napoleons an Land und König, waren die Spanier unter den Waffen. Im Süden und im Norden wagten kühne Männer und Jünglinge, an Rettung des Heimathlandes glaubend, Hand anzulegen zur Hülfe.

Auf mittäglichen Gebirgen befehligte Andreas Hofer, der edle Volksheld, mit seinem listigen und klugen Speckbacher, dem Mann von Rinn, schlichte Deutsche, ein treues Volk vom ächten alten Schlage; für sie und ihre kecken Schützen, die lieber „brechen wollten, als biegen“, war die Zeit der That gekommen. — — Treueste Anhänglichkeit erwiesen die Tiroler stets ihrem Kaiser — schwärmerische Liebe dem Hause der Habsburger. Bei der übergroßen Aufregung im neuen Jahre wirkten noch andere Umstände ein. Als die Kunde der Staats-Umwälzung von 1789, als die aus ihr sich entwickelnden Folgen ins Leben traten, erwachte tiefer Abscheu beim Volk in Tirol, wegen des von den Franzosen mit Wuth zertrümmerten Kirchenthums. Für den eigenen Glauben fing man an zu fürchten und sann auf Vertheidigung, um Fluch-Geschicke abzuwenden, man rüstete sich, um immer auf dem Kriegsfuß zu sein. Das vom Lärm wild wachsender Sagen entsetzte Gefühl noch mehr zu wecken, es vorzubereiten und zu stärken für den nahen Kampf, fanden Gott-ehrende andächtige Versammlungen statt im Puster- und im Innthal. Während im nachbarlichen Alt-Baiern ein frommer Priester Straf-Predigten hielt gegen die Tiroler, in welchen es unter andern hieß:

„Jesus Christus, Maria und Joseph sind sogar dem heidnischen Kaiser Augustus gehorsam gewesen, aber die Tiroler lehnen sich gegen ihren christlichen König auf. Diese Rebellen sind gar nicht werth, unter der baierischen Regierung zu leben. Man soll die Schurken austilgen, ihre Häuser verbrennen u. s. w.“

ließ sich der Rittermönch Haspinger auf dem Berchtesgadener Schloßplatz also vernehmen:

„Die Baiern sind jetzt Napoleon's getreueste und tapferste Sklaven. Deswegen geb' ich euch, liebe Tiroler und Salzburger, herzliebste Brüder! im Namen seiner Heiligkeit des Papstes anmit den heiligen apostolischen Segen, und verspreche euch, je mehr ihr Franzosen und ihre Sklaven umbringt, besto mehr habt ihr Ablaß von euern Sünden zu erwarten u. s. w."

Aus diesen Zeiten stammen „Landsturms-Lieder", von denen eines lautet:

Den Erzherzog Karl
Und all die gut denken,
Die soll uns der Himmel
Noch viele Jahr schenken.
Ain Bitt an den Koiser
Uns noch gwern soll
Ein Meil langen Galgen
Soll er in Tirol
Aufrichten und dort
On olles Bedenken
Die falschen Verräther
Darauf lassen henken.
So wird unser Landl
Kein Feind nimmer sehen,
Nun wolln mirs beschließn
Und sagn und guet
Für Gott und den Koiser
Wolln mier wagn das Bluet!

In den Jahren 1804 und 1805 trat Andreas Hofer zuerst bedeutender hervor. In der Nacht, wo der Mann zur Welt kam (1767), der sich so besonnen, edel und kräftig erwies, zeigte sich über der Platter-Spitze ein Stern, gestaltet gleich einem Jagd-Gewehr, herabstrahlend auf des Sandwirths Haus. Reich an Mährchen, ist das Thal Passeir, sie leben im Volke fort. So konnte es nicht fehlen, die Luft-Erscheinung wurde gedeutet auf Hofers Zukunft: den Stern des Glückes wähnte man zu sehen in des Knaben Augen. Vier Jahrzehnde später erschallte das „Sandwirths-Lied":

Auf, auf ihr Tiroler,
Jetzt kommt jene Stund!
So macht euch frisch auf,
Sonst gehn wir zu Grund!

Es laßt uns jetzt rufen
Ein bartiger Mann,
Weil er von dem Kaiser
Die Nachricht bekam
Der neunte April
Der ist jener Tag
An dem uns der Kaiser
Sein' Hilf bietet an.
Er laßt uns ansagen
Durchn Wirth an dem Sand
Daß er uns woll helfen
Erretten das Land.
So gehn wir jetzt alle
Mit christlichem Muth,
Und wollen zerstören
Die höllische Brut.
— — — —
Durchlauchtigster Kaiser
Vom Haus Oesterreich
Wir wünschen Dir Glück
Von uns nicht mehr weich!

Die Ebenen des Nordens durchstreifte mit seinem Heerhaufen auf eig'ne Faust, aus selbst verliehener Macht-Vollkommenheit, der tapfere, ritterliche Schill, voll Feuereifer, Blut und Leben d'ran setzend, überall Gleichgesinnte zur Nachfolge auffordernd. Im Hessenlande brach, an mehreren Orten, die Unruhe unverholen aus. Dörnberg, ein Jäger-Oberst aus altem Geschlecht, empört durch den Druck, welcher auf seinem Volke lastete, machte einen Versuch, das Fremdjoch abzuschütteln.

Der Tugendbund.

Die Noth, welche der Krieg, für den Augenblick alle Hoffnungen zerschmetternd, in Preußen hinterlassen, Elend und Jammer, über so viele Provinzen des Reiches hereinbrechend, veranlaßte zunächst die Begründung des „Tugendbundes", eines in jener Zeit oft besprochenen vaterländischen Vereins, bald zu hoch angeschlagen, bald zu niedrig.

In Königsberg, wo Hof und Regierung weilten, entstand der Tugendbund. Minister von Stein, in der Gluht edler Gesinnungen eifriger, treuer Freund des Bundes, wohl vertraut mit dessen Zwecken, war keineswegs der Begründer, als solcher ist zu nennen Mosqua, Königlicher Ober-Fiscal. Sehr wesentlich betheiligte sich auch ein Professor Lehmann.

Des eingeschüchterten Preußen-Volkes geistige und sittliche Kraft sollte neu belebt werden, wahrer Bürgersinn geweckt, und Recht- und Pflicht-Gefühl, und Empfänglichkeit für Großes und Edles. Die aufgeregten Gemüther verlangten Beruhigung, Ermahnung zur Ausdauer bei des Schicksals Ungunst, bei verlornem Glück und gegenwärt'ger Pein, in einer Zeit, wo alle Bande gelöst schienen: Es galt die Liebe zu erhalten für den König und sein Haus.

So gedachte man eine Wiedergeburt des Preußen-Reiches herbeizuführen, Verluste zu ersetzen oder auszugleichen, die der Staat erlitten in physischer, wie in politischer Hinsicht.

Nur gesittete, gebildete Preußen, ohne Standes- oder Religions-Unterschied wurden aufgenommen in den Verein. Seine Ausbreitung war an einzelnen Orten sehr ansehnlich.

So viel steht im Ganzen fest, daß man auch politische Absichten im Auge hatte. Es galt, das Franzosen-Joch zu brechen, Wieder-Gewinnung des Verlorenen, wenigstens Vorbereitungen zur Befreiung in Hoffnung günstiger Ereignisse, eines Glückswechsels, des Hervorbrechens der Morgenröthe besserer Tage. Daher vor Allem Hinwirken auf zweckgemäße Einrichtung des Heeres. Gneissenau, mit seiner entflammenden Heldenkraft, und andere Krieger zeigten sich besonders thätig. Gab der Bund nicht den unmittelbaren Anstoß zur starken Freiheits-Bewegung, die im Norden Deutschlands dem russischen Feldzug von 1812 folgte, so bereiteten dennoch Glieder jener Gesellschaft die Gemüther vielfach darauf vor.

Ohne eine geheime Gesellschaft zu sein, hatte der Tugendbund Geheimes; er wurde übrigens in Preußen nicht nur geduldet, sondern durch eine Cabinets-Ordre in bester Form bestätigt. Bei Napoleon aber war die Sache längst verdächtigt worden. Schreckens-Berichte hatte man darüber verbreitet. Kein Wunder daß, als Schill

— ein Bundes-Mitglied — seinen Zug über die Elbe begonnen, Argwohn und Sorgen des fremdländischen Machthabers sich steigerten. Stein, von dem man glaubte, die „weit fliegenden Plane seines unruhigen Geistes", „wilder Enthusiasmus" könnten ihn fortreißen zu großen Bewegungen, wurde als Haupt des Tugendbundes angesehen und beschuldigt, eine allgemeine Erhebung, einen Kampf Deutschlands gegen Frankreich zu beabsichtigen, „nach Blutrache zu streben".

Nachgebend Pariser Einflüssen, befahl der König von Preußen Aufhebung des Vereins. Die Gesellschaft fuhr jedoch fort zu wirken. Mit gutem Grunde stellte der alte Blücher an einen seiner Vertrauten die Frage: „*a pro po* wie steht es mit die Tugendritter?"

„*Nous avions*" — Worte eines wohlunterrichteten Preußischen Geschäftsmannes damaliger Zeit — „*dans le ministère des hommes dont le choix seul prouve combien, dans les jugemens qu'on a portés, on a méconnu le Roi, ses entours et l'esprit de leur influence. Le commerce, la banque, les accises avaient été récemment confiées au baron de Stein, sans qu'il tînt d'aucune manière à la cour, ni à quelqu'un des personnages marquans, mais sur la seule réputation de son caractère et de ses talens. Partout où les hommes supérieurs, loin d'être craints, sont recherchés, comptez que le prince règne et que ses confidents sont à leur place. Stein, etait instruit, laborieux, ardent, aus dessus des considérations qui arrêtent les hommes timides, ne craignant ni de détruire, ni de créer; du reste, impatient de la contradiction, comme un homme, qui sent ses moyens, et sec comme un penseur qui regrette tout ce qu'il donne à la forme. Il est aujourd'hui l'éspérance de la patrie. Hélas! il aura besoin de tout son courage.*"

In einem offenen und zutraulich abgefaßten Briefe an einen fürstlichen Freund, hatte der Minister — allerdings unvorsichtig genug — seinen Franzosen-Haß unumwunden ausgesprochen, auch von geheimen Entwürfen geredet zur Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge. Unter anderm wurde gesagt: „Deutschland müsse das Beispiel des spanischen Volks-Aufstandes nachahmen." Das Schreiben kam, vermittelst des französischen Spionen-Netzes in

Soult's Hände. Napoleon gerieth in heftigsten Zorn. Er befahl, daß „*le nommé Stein*," der Anführer eines „*certain Tügenbündes*", als erklärter Feind Frankreichs, wo derselbe sich befände, sofort ergriffen und in sichersten Gewahrsam gebracht werden sollte. Der geächtete, der vom Bannstrahl getroffene Kraftmann mußte fliehen vor den Schergen Napoleon's, um nicht in unwürdigster Weise unterzugehen. Stein begab sich zuerst nach Wien, sodann nach Petersburg.

Freimaurerei.

Um diese Zeit war, wie beinahe überall, auch in meiner heimathlichen Stadt, das „geheime öffentliche Institut", die Maurerei, etwas Gewöhnliches; angesehene Männer der verschiedensten Stände gehörten dem Orden an; Glieder, als thätigste Brüder bekannt, erfreuten sich meist im gesellschaftlichen Leben einer Achtung, einer Auszeichnung, die mit ihrer bürgerlichen Lage, mit allen ihren Beziehungen oft außer Verhältniß war. Mein Vater hatte sich der Sache sehr zugethan erwiesen; ob er fest und unwiderstehlich überzeugt gewesen, bleibe dahin gestellt. Möglich, daß Pietät gegen seinen Fürsten dabei ins Spiel kam; Prinz Karl nahm, unter den höchsten Obern, eine der ersten Stellen ein.

Manches hatte ich gelesen über die Verbrüderung; nicht Alles wurde mir verständlich, so oft ich darüber nachgedacht; das Wahre und Richtige, die unerschöpfliche Tiefe der Wissenschaft blieben im Zweifel; deshalb bin ich weit entfernt, ein Urtheil auszusprechen: ob bei Gründung des Ordens fromme gottselige Gedanken leiteten oder staatskluge Zwecke, ob „Beförderung der Humanität, mit andern Worten: harmonische Darstellung von Religion, Kunst und Staatsleben Zweck gewesen; ob" — wie selbst hocherleuchtete Maurer geäußert haben sollen — „der Bund mit vielen seiner Bestrebungen dem vorgesetzten Ziele so nahe gekommen, daß er sich überlebt habe"; dieses Alles bleibe dahin gestellt.

Offen und ehrlich gestanden, nie verspürte ich, in dieser Hinsicht, besondern Wissens-Trieb, nie fühlte ich brennenden Durst, mich ein-

weihen zu lassen. Nach nicht wenigen vergeblichen Versuchen, nach vielem Zureden, wurde ich geworben, hineingezogen in die Loge. Man rühmte den vielfältigen Gebrauch, welcher von der Maurerei zu machen wäre, besonders auf Reisen, wo gastfreie Brüder gute Aufnahme gewährten. (Vielleicht bedurfte die Kasse der Aufzunehmenden; ich ließ mir sagen, daß nicht leicht Lehrlinge abgewiesen wurden.) Sei dem wie ihm wolle, sonderbar war mir zu Muthe beim Gedanken vor meinen Nächsten und Vertrautesten Etwas geheim halten zu müssen.

Nach der Einweihung blieb ich nüchtern wie zuvor. Förmlichkeiten und Blendwerke bei den Prüfungen und „Arbeiten“ überraschten mich nicht; geheimnißvolle Worte, hochklingende Namen und feierliche Eide, der herablassende Stolz wie die angenehme Dreistigkeit von Vorstehern und vom Meister des Stuhles verfehlten ihren Eindruck. Ich befand mich nicht in der Welt der Geister und blieb unempfänglich für die Erkenntniß des „wahren Lichtes“; so gelangte ich nicht auf den „richtigen Weg“.

Von leichtgläubigen Begeisterten, von Schwindlern und Verblendeten, denen „Maurer-Arbeiten“ als Einziges und Höchstes galten, konnte ich keine Aufklärung wünschen. Sehr eifrige Brüder, welche sich für erleuchtet ausgaben, von denen zu glauben, daß sie im Besitz höherer Kenntnisse und wunderbar großer Geheimnisse seien, vergönnten mir keine Mittheilungen. Sie ließen sich nicht herab, mit mir, der ich nur durch wenige Grade gedrungen, über tieferes Forschen zu verkehren, über Art und Weise, wie die Menschen-Veredelung, das Besserwerden der Welt zu bewirken sei. Ein, halb bejahendes, halb verneinendes Hm! war Alles, was ich von ihnen herausbringen konnte. Sie hielten mich, der ich mit ungezwungener Offenheit zu reden pflegte, für unwürdig zum „Licht“ zu gelangen, in ihre Mysterien einzudringen. Und ich muß es gestehen, nicht ganz mit Unrecht. Namentlich hatte ich — was man als altkluges Geschwätz zu bezeichnen für gut fand — offen und frei erklärt: auch ohne Gesellschaft, ohne Eid und Verbindung, gelte mir jeder rechtliche, wahrhaft edle Mensch, der im Stillen wohlthätig wirke, als ächter Freimaurer.

Nach und nach zog ich mich zurück. Später kam ich auf sichere Spur, daß gewisse „sehr ehrwürdige Brüder“, die in geheimen Zusammenkünften selbst ihren Verirrungen den Schein von Würde zu geben wußten, mich, ohne den geringsten Grund, ohne irgend eine Veranlassung, hämisch und tückisch genug verfolgt hatten.

Unruhen in Westphalen.

Mächtig gährte es im Königreiche Westphalen. Zu Ende des Jahres 1808 wurde eine Verschwörung entdeckt. Mit gewissenhafter Unterwerfung lieferten die redlichen Hessen, dem Entwaffnungs-Gebote Folge gebend, ihre Flinten ab. Einer der Wägen, mit Gewehren beladen, fiel auf der Straße nach Wesel um. Der, den Zug begleitende, Artillerie-Unterofficier rief Landleute herbei, um Hülfe zu leisten. Sie zeigten den besten Willen, im nämlichen Augenblicke aber erschien ein Trupp berittener Jäger, umzingelte und verhaftete die Bauern. Den ehrlichen Leuten war es unbegreiflich, wie man ihnen so vergelten könne. Die meisten wurden wieder frei gelassen, drei wohlhabende Pachter jedoch mußten als Rädelsführer einer „vorgeblichen furchtbaren Verschwörung“ ins Gefängniß nach Minden wandern; der Rücken der „großen Armee“ galt für gefährdet.

Sämmtliche Landes-Behörden verwendeten sich dringend beim Militär-Intendanten Sicard. Schon war ein Kriegs-Gericht niedergesetzt; in den nächsten vierundzwanzig Stunden sollten die drei Geißeln erschossen werden, um Schrecken einzuflößen.

Sicard, ein edler Mann, hoch an Verstand und Kraft, von allgemein bekannter Leutseligkeit, legte dringende Fürbitte ein beim Gouverneur. Fruchtlos blieben seine Vorstellungen, obwohl er die Unschuld der Pachter auf's Klarste erwies. Da begehrte der unerschrockene Intendant, auf eigene Verantwortung hin, Verzug des Urtheils. Er sendete einen Reitboten mit seinem Bericht an Daru. Bei diesem galt Sicard sehr viel; auf der Stelle befahl Napoleon Freilassung der Gefangenen.

Ein Briefspion.

Das Wort geheim zu halten, das unter Siegel mit der Post durch die Welt geht, hat sich jede Regierung beflissen, welche mit Liberalität den Zügel führt. Durch die Magie der hermetischen Schrift sollten die Bande der Geselligkeit um Welttheile geschlungen werden. Betrübte Zeit, wo Staats-Behörden ins Innere der Familien-Kreise eindringen und jeder Briefkasten einen der Löwenrachen zu St. Marco vorzustellen scheint!

C. A. Michaelis.

Leise pochte es eines Tages an der Thüre meines Arbeits-Zimmers. Ein Mann trat herein, schon von gewissen Jahren, sein Angesicht kalt, streng, der Gang langsam, schwankend, nachlässig.

„Worin kann ich dienen?“

„Belieben Sie zu lesen. Sie werden sehen, wer ich bin, welches Geschäft mich zu Ihnen führt.“

Als ich das, mit diesen Worten dargereichte, Papier durchflog, verriethen meine Blicke unverstelltes Entsetzen, heftig klopfte mir das Herz vor Unwillen, vor Zorn.

Es war ein Sachführer der Pariser Polizei, nach Hanau gesendet, um Correspondenz-Geheimnisse zu erspähen; er ging auf Brief-Caperei aus; ihm übertrug man das gehässige Geschäft des Ueberwachens, der Eröffnung verdächtiger Schreiben.

„Nichts besonders Auffallendes,“ sagte der unwillkommene Gast, „keine bedeutende Grenzstadt Frankreichs entbehrt Anstalten, wie ich eine solche hier zu errichten befehligt bin.“

Ich — dem das Brief-Geheimniß von jeher als heilig gegolten — sah ihn an, wie einen Unglück-Bringenden.

„Besorgen Sie nichts,“ fuhr er fort, „ich bin keiner der Schlimmsten, gehöre nicht in die Kategorie gewöhnlicher Spione. Nie ließ ich mich dazu brauchen, begeisterte, überspannte Menschen zu verrathen an die Gewalt. Gern erspartе ich Ihnen — — nun meines Bleibens wird nicht lange sein.“

Ein Gemische von Offenheit und Bescheidenheit lag im Benehmen des Mannes. Auch zeigte es sich sehr bald, daß er nicht die Brieftaschen plünderte mit unbarmherziger Hand, wie Hyänen Leichen auswühlen.

Ich glaube schon gesagt zu haben, daß ich in der Zeit, wovon die Rede, unter anderm auch Ober-Post-Director war.

Zunächst verlangte der Agent, der übrigens in keinem Zuge den Franzosen verläugnen konnte, strengste Verschwiegenheit, sodann Weisung an die mir untergebenen Post-Beamten, mit Vermeidung jedes „nachtheiligen Aufsehens".

Was blieb übrig? — Nichts ließ sich einreden gegen die vorgezeigte Vollmacht. Umdrängt, wie wir waren, durfte man nicht hoffen, durch Widerreden irgend etwas auszurichten. Diese Umstände in Erwägung ziehend, ergab ich mich mit höchstem Widerwillen, jedoch nicht ohne leidliche Fassung, in das, was unter dem Schutz eines „Staats-Geschäftes" vor sich gehen sollte. Ein „abgelegenes Arbeitszimmer" wurde im Posthause eingeräumt; die geheimnißvollen Verrichtungen begannen.

Vier Briefe sandte ich den nächsten Tag unversiegelt zur Post, nach Berlin, Wien, Paris und Neapel.

Keine Stunde lief ab, so trat mein Mann vor mich, die Briefe in der Hand. Er schien betreten, machte ein verdießliches Gesicht.

„Ihr Verfahren kränkt mich," war seine Anrede, indem er prüfende Blicke auf mich warf und sodann mit lebhaftem Unwillen hin- und herging.

„Aber ...."

„Sein Sie ohne Sorge" — dabei lächelte er mit spöttischem Zuge um den Mund — „Sie haben auf jede Discretion von meiner Seite zu rechnen," — halblaut — „Viel Unheil wußte ich zu verhüten, zu ersticken, manches Gute zu vermitteln. Sie können ganz ruhig sein."

„Sind Sie so gewiß, daß ich entfernten Freunden nicht Dinge zu vertrauen habe, die, ungeeignet für den offenen Lebensmarkt, ewig Geheimniß bleiben sollen? Gesetzt, meine Briefe wären im Ganzen schuldlose Zeugnisse meiner Denkweise, meiner Launen, können solche nicht hin und wieder Urtheile enthalten, Anspielungen, Wünsche — Ausgeburten der Zeit?"

Nun wurde der Agent ernster und fuhr mit gehaltener Stimme fort:

„Erachten Sie mich für fähig? ....."

Dabei stieß er tiefe Seufzer aus und blickte schmerzhaft auf.

„Ich wollte Ihnen Beweise meiner Arglosigkeit geben ...."

So!"

„Ihnen nebenbei Mühen ersparen, da unter den Bewohnern Hanaus kaum Jemand stärkern brieflichen Verkehr haben dürfte, als ich."

„Dem sei wie ihm wolle, Sie beurtheilen mich sehr hart. Ob Recht, ob Unrecht mein Geschäft — ich hab's nicht zu verantworten; ich bin das Messer, ein Anderer führt die Hand, und der" — leise mir ins Ohr — „läßt sich auch zu, vielleicht nicht verzeihlichen, Klugheits-Künsten herab, zu Schritten der Willkür und des Uebermuthes. Glauben Sie mir, ich handle keineswegs aus eigenem Drang. Meine Schicksale sind sonderbar genug, Kümmernisse und Opfer ..... unverschuldet bin ich in eine Stellung gekommen, die ..... aus Noth und Lust zum Leben treibe ich ein Gewerbe ..... doch genug für heute."

Diese warmen Mittheilungen setzten mich fast in Verlegenheit.

Wie der „Missionär" gesagt, seine Sendung war eine vorübergehende; nach kurzer Zeit verließ er unsere Stadt. Aus freiem Antrieb erbot er sich, unter Bedingung, daß die Sache unter uns bliebe, mich, vor dem Scheiden, einen Blick in seine „*Manipulation*" thun zu lassen, und zwar nach deren Einzelheiten. Meine Neugierde trug den Sieg davon, ich schlug es nicht aus.

Zuerst erfolgte „*Démonstration de l'appareil.*" Ich sah Vorräthe verschiedener Geräthschaften und Hülfsmittel; scharfe Messer mit den dünnsten Klingen, einige groß, die andern klein. Siegellack und Oblaten jeder Art und von mannichfaltigster Farbe, Stempel-Stöckchen mit Ausschnitten, um Petschaft-Blätter aufnehmen zu können, feine Maler-Pinsel, Buchbinder-Kleister, Wachs, gestoßenen Gyps, Kohlen-Becken und Kessel, endlich eine Copir-Maschine, um, in Fällen, wo dieses nothwendig, genommene Abschriften schnell zu vervielfältigen.

Ich wurde sodann belehrt, wie keineswegs alle Schreiben gleiche „Behandlung" ertrügen. Man habe genau solche Briefe zu unterscheiden, die, in gewöhnlicher Weise mit Siegellack verwahrt, von andern, mit besonders sorgsamen Umschlägen versehenen, endlich Briefe nur durch Oblaten geschlossen.

Der Pariser — in seiner Art ein vortrefflicher „Geschäftsmann" — erfaßte einen Brief, zur ersten der drei aufgestellten Classen gehörend, einen nur mit Siegellack verwahrten, löste das Siegel mit einem heißen Messer und das Schreiben war geöffnet. Hierauf brachte er etwas, am Feuer flüssig gemachtes, Siegellack an die Stelle, wo das Petschaft aufgesessen und drückte den Brief wieder zusammen.

Als zweites Beispiel diente ein „besonders sorgfältig couvertirter" Brief. Nachdem mein „Demonstrator" das Siegel sehr genau

besehen, ermittelte er unter den Stempel-Stöckchen das am besten passende, drückte zusammengeknetetes Wachs auf dem Siegel ab, bestrich solches mit weichem Gyps und preßte nun den Stempel darauf. Später wurde das Stempel-Stöckchen vom Wachs abgelöst und das Petschaft zeigte sich rein ausgedrückt. Schnell schabte der Mann das Siegel mit einem heißen Messer ab und der Brief war geöffnet.

Zuletzt kamen mit Oblaten geschlossene Briefe an die Reihe. Diese wurden kurze Zeit in heißen Wasserdampf gehalten, sodann fuhr man mit einem Messer unter dem Petschaft-Aufdruck hinein und öffnete das Schreiben. Etwas Buchbinder-Kleister, mit einem Pinsel an die Stelle gebracht, wo die Oblate gesessen, diente den Brief wieder zu verwahren.

Die „Behandlung“ ging jedesmal mit Blitzesschnelle und so handsicher von statten, daß in keinem der Fälle das argwöhnischste Auge auch nur irgend eine Verletzung wahrzunehmen vermochte.

Unter dem 9. Januar hatte mir Göthe aus Weimar geschrieben:

„Ich danke Ihnen auf das Beste für den dritten Jahrgang des Taschenbuches. Er hat mich einige Stunden sehr belehrt und unterhalten. Dabei ist er dazu geeignet, das ganze Jahr über immer zur Hand zu sein, weil man sein Reichhaltiges sobald nicht erschöpfen möchte.

Habe ich noch nicht ausdrücklich gedankt, daß die Wetterauische Gesellschaft mich zur Theilnahme an ihren Arbeiten aufgerufen hat, so bitte ich um Verzeihung. Haben Sie die Güte, mir von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, womit ich gefällig sein könnte.

Glückt es mir diesen Sommer, so verfehle ich nicht, auf eine oder die andere Art, Beiträge für das Taschenbuch zur rechten Zeit zu übersenden. Mögen Sie mich gelegentlich von Ihren Absichten näher unterrichten, so werde ich sehr gern mitzuwirken suchen.

Der ich mich zu geneigtem Andenken empfehle und recht wohl zu leben wünsche.“

General Oudinot, der den Winter über mit seinem Armeecorps in und um Hanau gelegen, löste treulich die gegebene Zusage:

„je Vous ferai danser.“ Wir lebten — das heißt von Zeit zu Zeit — herrlich und in Freuden. Im Schlosse glänzende Bälle. Schmucke Officiere empfingen die Damen, — welche in geschmackvollsten Toiletten sich einstellten — schon an der Vorzimmer-Pforte, um sie mit schönen Blumensträußen zu beschenken und nach den Sälen zu geleiten. Bei dieser Gelegenheit wurde stets scharf unterschieden in den Aufforderungs-Worten zum Eintritt; bald hieß es:

„Passez la belle,“

und bald:

„La belle — passez.“

Sehr besorgt war man, daß käme:

Demoiselles à disposition —

das heißt sitzen blieben.

Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich.

Mit Stolz und Vertrauen blickte Jeder, dem die Vaterlands-Sache am Herzen lag, und der Ruhm deutscher Tapferkeit und Kriegs-ehre, auf den Erzherzog Karl und das österreichische Heer.

Nach nicht länger als dreijähriger Ruhe entwickelte Oesterreich in seinen Kriegern — diesen mauerfesten Gegnern Napoleons — Kräfte und Kampfmittel, die in Staunen setzten. Froh lebte man der Hoffnung, es werde sich besser gestalten in diesem Feldzug, als früher. Und hätte das Kriegsglück für das Habsburger Haus sich entschieden, damals schon wäre geschehen, was vier Jahre später geschah. Keine fremde Macht konnte sich rühmen, für Deutschlands Freiheit streiten zu müssen.

Aber diese Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung, ein schöner Traum nicht in noch schönere Wirklichkeit über. Der freundliche Stern, welcher seit Jahrhunderten den Habsburgern geleuchtet, drohte zu sinken; die Weihe, welche der fromme Sinn Kaiser Rudolphs — wie solcher fortlebt in der Volkssage — seinem Geschlechte aufgedrückt, schien nicht, wie bis dahin, die Bürgschaft für dessen unverwüstliches Glück weiter übernehmen zu wollen. Oesterreich, das die bedeutendsten Opfer gebracht, dessen Heere schnell ins Feld

gerückt waren, Oesterreich unterlag, trotz der ewig denkwürdigen Ereignisse vom 21. und 22. Mai, trotz der Siege des Helden Karl in den furchtbaren Schlachten bei Aspern und Eßlingen, die, so viele Gemüther mächtig erregend, weithin durch Deutschland erklangen. — — Nach Jahrzehnden erst wurde folgendes denkwürdige Schreiben bekannt, von Kaiser Franz am 24. Mai zu Wolkersdorf erlassen:

„Lieber Herr Bruder, Erzherzog Karl! Ich habe Ihnen zwar gestern den lebhaftesten Dank für den erfochtenen glorreichen Sieg mündlich gezollt, aber dieses genügt meinem Herzen nicht. Ich will Ihnen hiermit und in jeder Gelegenheit wiederholen, wie ich, den die göttliche Vorsehung zum Beherrscher einer großen Monarchie gemacht hat, mich außer Stand finde, Sie, lieber Herr Bruder! Ihre nächsten Waffen-Gefährten und meine tapfere Armee nach Verdienst zu belohnen. Ihnen war es vorbehalten, das fünfzehnjährige Waffenglück des stolzen Gegners zuerst zu unterbrechen, Sie, der meinem Herzen theure Bruder, Sie, die erste Stütze meines Thrones, Sie sind der Retter des Vaterlandes, das Ihnen, so wie der Monarch, ewig danken und Sie segnen wird! Mit inniger Rührung sah ich gestern den hohen Muth, die Begeisterung der Truppen, und ihren männlichen Entschluß, die Unabhängigkeit der Monarchie zu erkämpfen. Es war der schönste Augenblick meines Lebens, ein seltenes, Gemüth-erhebendes Schauspiel, das meinem Herzen unvergänglich bleiben wird. Ich ersuche Sie, liebster Herr Bruder! dieses meiner braven Armee zu verkündigen und für die Erhaltung dieses seltenen Geistes Alles aufzubieten."

Des Vaterlands letzte Hoffnung schwand. Man zitterte Zeitungen in die Hand zu nehmen. Zu Schönbrunn, im Schlosse österreichischer Kaiser, schlug Napoleon sein Hoflager auf.

Schill's kühnes Unternehmen ging aus, wie ein unglückliches Abenteuer. — Was Berthier von dem Freicorps geäußert:

„*On ne s'engage point avec des bandes de brigands, dont les individues seraient pendus ou fusillés, s'ils etaient pris,*" erklärten Viele für eine große Unverschämtheit.

In Tirol war bald Alles verloren. Hofer, dessen edle Natur zu Verstellung und Flucht nicht gemacht, zog sich in die Alpen, gegen das Sarnthal hin zurück. Monate lang verbrachte er hier in einer Sennhütte, bis schmählicher Verrath verübt wurde. An einem Januar-Morgen im Jahre 1810 bei Tages-Anbruch umringten Franzosen die Stätte. Der Tiroler-Held und seine Getreuen schliefen fest. Zuerst erwachte die Frau; ihr schien, als höre sie Waffen-Geräusch. Hofer öffnete die Thür, mit gefälltem Bajonnet drangen Soldaten ein. Auf ihre Frage: „ob er Andreas Hofer sei?" war die Ant-

wort: „der bin ich!" An Händen und Füßen wurde er gefesselt; die Officiere schnitten ihm den Bart ab und trugen solchen später zum Andenken auf der Brust.

„Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!"

Wenige Stunden vor seinem Tode schrieb er an die Lieben in der Heimath. „Ade, meine schnöde Welt" — dieß waren die Schlußworte — „so leicht kommt mir das Sterben, daß mir die Augen nicht naß werden."

Mit unzerstörbarer Seelenruhe empfing er die Kugel. Im furchtbaren Augenblicke ließ er seinen Kaiser noch einmal hoch leben und rief sodann: „gebt Feuer!"

Wir rufen ihm Johannes von Müller's Worte nach:

„Es gibt unempfängliche Zeiten, aber was ewig ist, erlebt immer seine Zeit."

Die Aufstands-Versuche in Kurhessen, an welche man große Erwartungen geknüpft, gingen fehl, da sie nur von äußerst schwächlichen Sympathieen deutscher Fürsten begleitet waren — welche die Wagniß scheuten, mit der Völker Fesseln die eigenen zu brechen — ja nicht einmal Geld-Unterstützung fand von Seiten des, zu der Zeit in Prag weilenden Kurfürsten statt. Dörnberg, der den Aufstand am 21. April benutzen wollte, um nach Kassel vorzudringen und den Westphalen-König gefangen zu nehmen, wurde von seinen Soldaten verlassen, nur einige hundert Bauern blieben ihm; er mußte nach Böhmen fliehen. — — Mit Schlachtopfern sah man die Umgebungen Kassels bedeckt; Alle, nicht einen ausgenommen, gaben heldenmüthig ihr Leben dahin. Oberst Emmerich, dessen Narben bezeugten, daß er für seinen angestammten Landesherrn auf so manchen Schlachtfeldern gefochten, starb, wie er gelebt, als Held. Stolzen Auges, mit erhabener Stimme befehligte der greise Krieger die Schützen, bestimmt ihm den Tod zu geben. Emmerich war es, der den Aufstand in Marburg leitete.

Der Herzog von Braunschweig-Oels.

„Was dauernd steht im Buche der Geschichte,
Ein leuchtend Zeichen in dem Strom der Zeit.“
G. Pfizer.

Eine sehr ehrenwerthe Stelle unter Deutschlands Fürsten nahm, mit seinem kühnen Feld- und Ritterzug, zu jener Zeit Friedrich Wilhelm ein, Herzog von Braunschweig-Oels. Oeffentliche und häusliche Unbilden drängten ihn. Vater und Gattin hatte er verloren, ihm blieben nur zärtlich geliebte Kinder. Der Glaube ans Freiheits-Gefühl seiner Landsleute in engern und weitern Kreisen verließ den Fürsten nie in den Jahren schmachvollen Druckes. Ungetheilt, mit Herz und Hand gab er sich diesem Glauben hin.

Er, der schon in den Kriegen von 1792 und 1806 sich mit Lorbeeren geschmückt, ging im Jahre 1809 nach Oesterreich. Die Trümmer des Vermögens wurden verwendet zur Errichtung eines Freicorps, der „Racheschaar“. Einen metallenen Todtenkopf trugen die „Schwarzen“ am Tschako.

Der edle Welf, dessen Tugenden seinem Geist entsprochen, von schöner, Manns-starker Gestalt und von ächt kriegerischer Haltung, war freimüthig, rückhaltslos, kraftreich und immer gleich lebhaft. Persönlichen Muth und Feldherrn-Talent besaß er in hohem Grade. Ungestüm, wie der Fürst gewesen, bei allem seinem Feuer, blieben ihm Besonnenheit und kaltes Blut auf Schlachtfeldern. Mit schlichter Enschiedenheit ließ er sich nie verleiten zu Uebereilungen. Jede Gefahr, alle Entbehrungen und Beschwerden theilte der Führer mit den Kriegs-Genossen.

Umgeben durch überlegene Feinde, leitete der Herzog, geschickt und taktvoll, seine Tapfern. In unglaublich kurzer Zeit machte er einen kühnen, bewundernswerthen Zug von der Grenze Böhmens bis zur Nordsee und lieferte mehrere blutige Treffen. Am 14. August Landung an der englischen Küste, wo alle Fahrzeuge flaggten. Bald darauf schiffte sich Friedrich Wilhelm mit seiner Schaar nach Portugal ein. Laut genug erscholl sein Name; er wurde für Europa zum Gegenstande lebhaftester Theilnahme.

Als Napoleon zu Schönbrunn die Kunde jener Thaten vernahm, sagte er lobend von dem durch ihn geächteten Fürsten:

„Ah! c'est un vaillant guerrier!"

Mädchen und Frauen feierten das Gedächtniß an den Helden und seine „schwarze Legion"; sie trugen schwarze Spencer mit blauen Kragen. Rückert sang:

Damals hat der Damen Mode
Dort sich ihm bequemt sogar,
Daß sie ihren Putz vom Tode
Lieh, wie er und seine Schaar!

Im Jahre 1813 sah der Herzog seine Erbstaaten wieder. Die Ereignisse von 1815 riefen von neuem zu den Waffen und führten ihn den Todesgang. Im hartnäckigen Treffen bei Quatrebras wollte Friedrich Wilhelm die hier und da entmuthigten Krieger mit Wort und That beleben. Durch eine Flintenkugel stürzte er vom Pferde. Auf ihren Gewehren trugen drei wackere Soldaten des Leibbataillons den Fürsten aus dem Bereich der feindlichen Reiterei in ein Haus, das, wohl nicht ohne Grund, *la Baraque* heißt. Hier hauchte der Herzog, auf einem Strohlager, seine Heldenseele aus.

Nicht lange nach der Einnahme von Wien drohte Napoleon ein Mord-Anschlag, als er Heerschau in Schönbrunn hielt. Ein Mensch, höchstens achtzehn Jahre alt, trat dicht zu ihm. Von Berthier zurückgedrängt und beschieden: jetzt sei der Kaiser nicht zu sprechen, wurde er an Rapp gewiesen. Die Wache bemerkte, daß der junge Mann die rechte Hand stets unter dem Kleide auf der Brust hielt. Ein Messer von Armeslänge kam zum Vorschein. „Den Kaiser will ich tödten, dazu bin ich berufen von der Vorsehung," war die Antwort auf die Frage: was er mit dem Messer bezwecke? — Napoleon hatte gewünscht, den politischen Fanatiker zu begnadigen; allein dieser erklärte wiederholt: bei jeder Gelegenheit werde er das Vorhaben auszuführen streben und so blieb derselbe seinem Schicksal überlassen.

Aus Jena schrieb mir Göthe den 28. September:

„Sie haben mir durch Uebersendung des dritten Bandes Ihres Handbuches der topographischen Mineralogie sehr viel Vergnügen gemacht. Wie oft habe ich mich nicht in früherer Zeit nach einem solchen Hülfsmittel umgesehen. Den Mangel desselben konnte Niemand besser kennen, als Sie selbst und Niemand demselben besser abhelfen. Solche Werke müssen immer durch mehrere Ausgaben der Vollkommenheit entgegenreifen.

Sie werden verzeihen, wenn ich zu dem Taschenbuche dieß Jahr keine Beiträge sende. Ich hatte mir schon ein paar interessante Materien ausgesucht, die ich auf meiner Badereise behandeln wollte; aber leider bin ich diesen Sommer nicht von der Stelle gekommen, und ich wage in diesem Fache nichts zu äußern, als wenn ich durch die unmittelbare Anschauung der Natur-Gegenstände aufgeregt bin. Gewiß werde ich aber in der Folge den ersten besten Anlaß ergreifen, um einiges mitzutheilen, was ich für wahr und nützlich halte, wenn es auch gleich nicht von jedem dafür anerkannt werden sollte.

Sie haben die Gefälligkeit gehabt, auf ein Ihrer Sendung anliegendes Verzeichniß mit freundlichem Anerbieten hinzudeuten. Es könnte sein, daß beim Eröffnen des Pakets dasselbe abhanden gekommen. Möchten Sie mir es in der Folge communiciren, so würde ich von Ihrer Offerte gelegentlichen und bescheidenen Gebrauch machen.

Der ich mich, unter Versicherung eines fortdauernden Antheils an Ihren Unternehmungen, zu geneigtem Andenken empfehle.“

Eines der verdientesten Mitglieder der Hanauer Finanz-Kammer gab seine Entlassung, um sich auf ein Landgut in Kurhessen zurückzuziehen. Stets hatte mich Herr von P.....k redlich unterstützt mit bewährtem Rath. Durch ein Handbillet meldete er mir den gefaßten Entschluß. Offen gestand der Ehrenmann: seine Geduld sei zu Ende. Mich munterte derselbe auf zu Muth und Ausdauer.

Ohne mein Zuthun, ohne daß ein Bewerbungs-Schritt geschehen, erstattete der Kammer-Colleg seinen Bericht an die französische Behörden und trug auf mich, als Ersatzmann an. Nach gemeinsamen

Vorschlägen vom Intendanten und vom kaiserlichen Commissär, rückte ich ein in die erledigte Stelle. Der General-Intendant der großen Armee ernannte mich zum Kammerrath. Mir wurde unter anderm der Vortrag in Bergwerks- und Hütten-Sachen zugetheilt, so wie in Angelegenheiten der Saline Nauheim. Ich war „Autodidaktos“ im vollen Sinn, den das Wort haben kann; durch Selbst-Belehrung hatte ich mich gebildet — aber ich wußte mich durchzuschlagen.

Jahr 1810.

Das Großherzogthum Frankfurt.

„Er vergaß sich selbst und lebte nur für Andere,
darum verdient auch er nicht vergessen zu werden,
sondern im Andenken Anderer fortzuleben."

Ein wichtiges Lebens-Ereigniß für mich nahte: die Gründung des Großherzogthums Frankfurt.

An den Erzkanzler, den Fürsten Primas, diesen eifrigen Freund der Naturkunde in allen ihren Zweigen, hatte ich — 1805 — mein mineralogisch-topographisches Handbuch gesendet. Sein Ausspruch, in gnädigstem Handschreiben enthalten, lautete höchst verständig und einsichtvoll; er war der eines Fachmannes. Ohne die Schwierigkeit der Aufgabe zu übersehen, welche ich mir gestellt, mißkannte er mein Streben nicht.

Nach dieser ersten Berührung, war und blieb es mir angenehmste Pflicht, des liebenswürdigsten, geist- und gemüthvollsten Fürsten Theilnahme auch künftig zu verdienen und zu erhalten.

Mit regem Sinn für alle Wissens-Zweige, begeistert für Großes und Phantasiereiches, vergönnte Dalberg dem Schicksal derer, die man der Gelehrten-Gilde beizählte, seine wärmste Beachtung. Er ermunterte Künstler, jedem ächten Talente huldigend. Ansehnliche Geldmittel wurden auf Beförderung des Guten und Schönen verwendet, aller gemeinnützigen, menschenfreundlichen Unternehmungen. Dalberg regte Verdienste an, zog sie hervor, setzte sie in Thätigkeit und belohnte. Er war der einzige deutsche Fürst, der an eine Pension für Jean Paul dachte; aus seiner Privatkasse verwilligte er dem Dichter einen Jahres-Gehalt. Der Fürst konnte es

nicht ertragen, daß ein edles Gemüth durch Geld-Verlegenheiten herabgezogen werde.

Wer hatte nicht, als der Unvergeßliche Statthalter in Erfurt war, seinen hohen herrlichen Geist rühmen hören, seine wohlwollenden edlen Gesinnungen, seine großartigen Ansichten und Plane? Unter dem hellen Denker sah die Erfurter Akademie ihre schönsten Zeiten. Dalberg war der gepriesenste Liebling des deutschen Volkes. Fern von jedem Zwang unfreiwilliger fürstlicher Herablassung, fand man ihn, dem von allen Seiten Weihrauch duftete, stets unbefangen, heiter, mittheilend und „bürgerfreundlich", im schönsten Wortsinn, im einzig wahren.

Im Jahre 1807 überreichte ich dem Fürsten mein mineralogisches Taschenbuch in Aschaffenburg. Nicht im entferntesten konnte ich damals ahnen, daß mir das Glück beschieden, diesem seltenen Mann bald näher zu treten. In ganz eigene Stimmung versetzt es mich, denke ich zurück, welche Fügungen mein Verhältniß zu Karl von Dalberg herbeiführte.

Jeder Edle trifft keineswegs in sein rechtes Zeitalter, in das seiner Denkweise und Sinnesart entsprechende. Bei den ausgezeichnetsten Männern verläugnet sich die Schwäche menschlicher Natur nicht. In unglückliche, in verworren stürmische Jahre fiel die Lebenshälfte des Fürsten, von dem ich rede. In Tagen der Ruhe und des Friedens, nicht geführt von rauhem, hartem Geschick, wäre Dalberg allgemein geliebt, geschätzt, geachtet geblieben, sein Ruf ungekränkt.

Nicht unbegründete Vorwürfe, nicht schonungslose Urtheile, nicht bittere Verunglimpfungen, nicht in verworrener Weise ausgestoßene Schmähungen — Thaten bewähren den Mann. Dalberg, in dessen Maßregeln, in dessen Verfahrungsart seltene Popularität lag, wollte das Beste Deutschlands. Politisch versah er sich in seinen letzten zehn Lebensjahren, durch Nachgiebigkeit gegen herrschwüthiges Anstürmen. Hart, schrecklich hart büßte er für etwas Menschliches, über das der Wohlmeinendste oft am wenigsten erhaben ist.

Reich an geistiger Einsicht, stand der Fürst, und in vielfachster Beziehung, weit über seinem Zeitalter. — — „Vielleicht" — sagte Dalberg nicht lange vor seinem Tode — „schreibe ich, wenn ich am

Leben bleibe, Denkwürdigkeiten meiner Zeit nieder, oder, will man lieber, meine Verirrungen; diese mögen dann Vieles aufklären, was jetzt noch unbekannt ist.“

Ausgezeichnete Wohlthätigkeits-Handlungen übte der edle Großherzog. Häufig verkannt, empfand er den Lohn in seiner Tugend, im Bewußtsein seines Willens. Es war ihm nicht gegeben, Arme trostlos, ohne Hülfe von sich zu lassen. Wie oft rührte mich seine Milde! „Ach, wer doch aller Welt helfen könnte!“ hörte ich mehr als einmal ihn sagen. Erhaben über kleinliche Lebenssorgen, ging dem Fürsten das Herz nie aus, wohl aber das Geld. Selbst in dringender Noth, in welcher er während seines Privat-Lebens sich nicht selten befand, theilte der „gute Dalberg“ den kleinen Kassen-Vorrath mit Dürftigen. Um Mittel zu Unterstützungen zu bekommen, wurde der Reisewagen verkauft.

„Auf dem Wiener Congresse wies man dem vormaligen Großherzog ein Jahres-Einkommen von hunderttausend Gulden an. Er, der zu Regensburg sehr eingezogen in einem Gasthofe lebte, „freute sich dieses einigermaßen wieder aufblühenden Wohlstandes, da ihm so die Mittel wurden, Freunden und verdienten Personen nützliche Dienste zu leisten.“

Ich entnahm diese Worte aus dem „literarischen Nachlasse“ einer hochachtbaren Dame, der Frau von Wolzogen. Viele wichtige Briefe Dalberg's, aus den Jahren 1796 bis 1815, finden sich im ersten Bande. Die Mittheilungen eines der edelsten Fürsten, wird kein Unbefangener ohne einige Rührung lesen.

Den größten Theil jener „Pension“ verwendete Dalberg zu Barmherzigkeits-Werken.

Monate früher, als öffentliche Blätter die Gründung des Großherzogthums Frankfurt verkündeten, unterrichteten mich unsere französischen Behörden vertraulich von dem, meiner heimathlichen Provinz bevorstehenden Schicksal. Aus Paris, wo der Fürst Primas zu der Zeit weilte, kamen mir die entschiedensten Winke zu; ich wurde selbst mit einigen geheimen Aufträgen beehrt.

Ein Aschaffenburger Landes-Directionsrath traf in Hanau ein. Der, mir gleich Anfangs unheimliche, Mann war gesendet ins Haus zu horchen, zu beobachten, zu kundschaften, auszuspähen. Der Erfolg bewährte die Wahl dieses Emissär's keineswegs als eine ganz glückliche. Kenntnisse mit einem Schimmer wissenschaftlicher Begründung, gewissen Scharfsinn, richtiger Verschlagenheit, lebhafte Einbildungskraft, große Zungenfertigkeit, konnte man † † † nicht absprechen; mitunter aber machten Unachtsamkeit, Gedankenlosigkeit, unsicheres Benehmen, mehr noch ehrgeizige Spannung, Anmaßung dem Manne böses Spiel. Vieles, was ihm als unumstößliche Wahrheit galt, wollte mir nicht in den Kopf; wir trafen uns nicht auf demselben Wege. Ein listiger, verschmitzter, vielleicht gefährlicher Charakter; immer war zu glauben, er habe einige — Gaunereien hinter den Ohren. Mitunter zeigte sich † † † träumerisch, versunken in Schwärmerei und hielt so fest daran, daß man fast an eine Art Verwirrung hätte denken können. Uebrigens scheute er die Kreuz- und Querläufe eines Hetzhundes keineswegs; mit zersplitternder Vielthätigkeit arbeitete der Mann bald in diesem, bald in jenem ihm gänzlich neuen Felde. In befremdender Weise hatte er sich an mich gedrängt, aus selbstsüchtigen Absichten. Er wußte, daß der Großherzog mir wohlwollte, kannte die Verhältnisse, in welchen ich zu den französischen Behörden stand, und so war ich brauchbar für ihn. Er schmeichelte, wähnte mich dadurch zu gewinnen für seine Zwecke, aber † † † hatte nicht ausgelernt in der Kunst zu täuschen. Uebergroße Höflichkeiten, abgeschmackte Reden wurde ich bald satt; sie widerten an. Später zeigte sich der Emissär mir abhold, fuhr jedoch fort, mein Thun zu loben.

Il y a long-temps que l'on a dit, que la bonne foi était l'ame d'un grand ministre.
Montesquieu *(lettres persanes).*

Unter den Ministern des Großherzogs — sie lebten zum Theil mit einander auf etwas gespanntem Fuße — waren es vorzüglich Freiherr von **Albini** und Graf von **Beust**, womit ich, durch amtlichen Beruf, in Berührung kam.

Albini's Verwaltung hatte sich für den Mainzer Kurstaat, früher und später unter höchst schwierigen Verhältnissen, vom wohlthätigsten Einflusse erwiesen. Ich lernte in ihm einen hohen mächtigen Geist kennen, dessen klare, unbefangene Auffassung von Begebenheiten und Beziehungen ich nicht genug bewundern konnte, einen Mann von ächt deutschem Sinn, von entschiedenem Ton, von würdigem Benehmen und strenger Geradheit. Er war offen, redlich, treu, fest, unerschütterlich gewissenhaft und Meister in Vorbeurtheilung schwieriger Verhältnisse. Zu ihm faßte ich schnell Vertrauen. Ich erwarb mir seine Gunst, um sie nicht wieder zu verlieren: unwandelbar blieb er mir zugethan. Nicht ein einziges Mal hatte ich zu klagen, durch Mißlaunen von Albini geplagt worden zu sein, nicht eines verdrüßlichen oder kränkenden Wortes wüßte ich mich zu entsinnen. Nie sah ich ihn verschlossen, kalt, abstoßend, sehr häufig erhoben sich unsere Gespräche über das Gewöhnliche.

Von diesem meinem Gönner zu reden findet sich noch öfter Veranlassung.

Graf Beust, verständig, edel, ruhig und für sein Alter stark und rüstig, ein Mann, dessen große Humanität alle Anerkennung verdient, war stets voller Herzlichkeit gegen mich. Er verlor jedoch sein Portefeuille nicht lange nach Gründung des Großherzogthums und wurde als Gesandter nach Paris bestimmt. An seine Stelle kam Graf Benzel-Sternau, der, als Finanz-Minister, auch kein sonderliches Glück machte. Ein vortrefflicher Geist, überaus Phantasiereich, combinirend, gewandt, mit philosophisch-schwärmerischem Anstrich, nicht frei von manchen genialen Eigenthümlichkeiten.

Obwohl sehr freundlich und artig in seinem Wesen, gefiel es ihm, bei unserer ersten Zusammenkunft — ich stand damals an der Spitze der Domainen-Verwaltung — mir zu bemerken: drei General-Inspectoren schienen zu viel für das kleine Land. Mit der mir eigenen Freimüthigkeit erwiederte ich:

„Drei Minister — auf jeden Minister ein General-Inspector."

Bei der, ihm wahrscheinlich unerwarteten, Einrede, sah er mich einen Augenblick steif an, fast streng; ein schnelles Zucken seiner Züge entging mir nicht.

Benzel-Sternau war oft für mich, ich gestehe, wie ein Blatt voll Chiffern, zu denen man den Schlüssel erst suchen muß, wie eine Platte aus unerkennbarem Metall, bedeckt von fremdartigen Schriftzügen.

Der Volkswitz gefiel sich seiner Zeit darin, mit Beziehung auf die bekannte und sehr beliebte „Biographie" des humoristischen Schriftstellers, zu sagen: für die zerrütteten Finanz-Verhältnisse des Großherzogthumes reiche ein „goldenes Kalb" nicht hin, es bedürfe wenigstens eines „goldenen Ochsen".

Später, als Graf Benzel-Sternau sich auf sein Landgut Emmerichshofen zurückgezogen hatte und ich in Hanau des Ausganges der Dinge harrte, stand ich in freundlicherem Verkehr mit meinem ehemaligen Minister. Wir sahen einander nicht selten und wechselten noch öfter Briefe. So findet sich namentlich unter meinen Papieren folgendes Schreiben vom 21. November 1815:

„Ihre gefällige Zuschrift vom 17. spannt meine Neugierde über die Auflösung eines gewissen Territorial-Räthsels. Möglich, daß seine Entscheidung mit der Bestimmung des Looses von Mainz zusammenhängt. Ich bitte um möglichst genaue und baldige Nachricht, wenn Sie etwas von der Gewißheit der Zusammenkunft der Minister für die deutsche Gebiets- und Verfassungs-Ausgleichung, und von der Eröffnung des Bundestages vernehmen. Letzterer scheint nun der Vollendung der ersten nachgeordnet zu sein; gleiches dürfte daher auch wohl der Fall mit dem, Art. 45 der Congreß-Acte verordneten, Comite für die großherzoglich frankfurtische Lasten-Vertheilung werden!!!

Daß die Nemesis den Herrn von H. schon getroffen, war mir bewußt. So straft sich der krasse Egoism selbst, und in keiner Brust erwacht die Theilnahme für den politischen Packan.

Weiß man denn nichts über das nähere Verhältniß der gewesenen Differenzen im Süden? Hier wird alles darauf ankommen, wie die beiden Hauptmächte Deutschlands zusammenstehn.

Die neuesten Ereignisse in Würtemberg müssen jeden Freund der Menschheit, der Liberalität und des Vaterlandes mit inniger Freude erfüllen. Die ersten Verfassungs-Grundsätze sind nun im praktischen Verstand für ganz Deutschland gewonnen; der Keim und der Drang einer Umwälzung, so wie der Vorwand und der Reiz für solche beseitigt; König und Stände die Mittler des verwirrten politischen Instituts und der klaren legalen Erkenntniß für unser Vaterland, das bei seiner Mosaik-Gestalt, bei seinem Einheits-Bedürfniß, bei dem kräftigen Erwachen eines öffentlichen guten Geistes, bei dem Proteus-artigen Widerstand der alten Vorurtheile und dem nicht minder Proteus-artigen Streben der Anarchisten, einer solchen Vermittelung

Ich glaube schon gesagt zu haben, daß ich in der Zeit, wovon die Rede, unter anderm auch Ober-Post-Director war.

Zunächst verlangte der Agent, der übrigens in keinem Zuge den Franzosen verläugnen konnte, strengste Verschwiegenheit, sodann Weisung an die mir untergebenen Post-Beamten, mit Vermeidung jedes „nachtheiligen Aufsehens“.

Was blieb übrig? — Nichts ließ sich einreden gegen die vorgezeigte Vollmacht. Umdrängt, wie wir waren, durfte man nicht hoffen, durch Widerreden irgend etwas auszurichten. Diese Umstände in Erwägung ziehend, ergab ich mich mit höchstem Widerwillen, jedoch nicht ohne leidliche Fassung, in das, was unter dem Schutz eines „Staats-Geschäftes“ vor sich gehen sollte. Ein „abgelegenes Arbeitszimmer“ wurde im Posthause eingeräumt; die geheimnißvollen Verrichtungen begannen.

Vier Briefe sandte ich den nächsten Tag unversiegelt zur Post, nach Berlin, Wien, Paris und Neapel.

Keine Stunde lief ab, so trat mein Mann vor mich, die Briefe in der Hand. Er schien betreten, machte ein verdießliches Gesicht.

„Ihr Verfahren kränkt mich,“ war seine Anrede, indem er prüfende Blicke auf mich warf und sodann mit lebhaftem Unwillen hin- und herging.

„Aber ....“

„Sein Sie ohne Sorge“ — dabei lächelte er mit spöttischem Zuge um den Mund — „Sie haben auf jede Discretion von meiner Seite zu rechnen,“ — halblaut — „Viel Unheil wußte ich zu verhüten, zu ersticken, manches Gute zu vermitteln. Sie können ganz ruhig sein.“

„Sind Sie so gewiß, daß ich entfernten Freunden nicht Dinge zu vertrauen habe, die, ungeeignet für den offenen Lebensmarkt, ewig Geheimniß bleiben sollen? Gesetzt, meine Briefe wären im Ganzen schuldlose Zeugnisse meiner Denkweise, meiner Launen, können solche nicht hin und wieder Urtheile enthalten, Anspielungen, Wünsche — Ausgeburten der Zeit?“

Nun wurde der Agent ernster und fuhr mit gehaltener Stimme fort:

„Erachten Sie mich für fähig? .....“

Dabei stieß er tiefe Seufzer aus und blickte schmerzhaft auf.

„Ich wollte Ihnen Beweise meiner Arglosigkeit geben ....“

So!“

„Ihnen nebenbei Mühen ersparen, da unter den Bewohnern Hanaus kaum Jemand stärkern brieflichen Verkehr haben dürfte, als ich.“

Ungefähr vier Monate, nachdem die neue Ordnung der Dinge eingetreten, hatte ich eines Tages dem Großherzog Bericht zu erstatten, über Geschäfte, die mir geworden. Als ich eintrat, gingen er und Albini auf und nieder. Man sah, sie hatten mit einander berathschlagt; der Gegenstand schien eine Papier-Rolle, welche mein Fürst in Händen hielt.

„Soll ich ihn hinein blicken lassen?“ sagte der Großherzog halblaut zu seinem Minister,

„Ich glaube nicht, daß er sich grämt, gnädigster Herr,“ war die Antwort.

Ohne den Verfasser zu nennen — die Handschrift verrieth ihn sogleich — reichte mir der Fürst das Papier.

„Lesen Sie, Sie sind auch abconterfeit.“

Das sogenannte „Memoire“ enthielt eine Schilderung sämmtlicher Staatsdiener der Provinz Hanau, keineswegs ohne sehr einseitige Färbung, nicht frei von Wort-Gewirren.

Durchdringende Blicke wendete der Großherzog mir zu. Ich kam an die mich betreffende Stelle und las:

„Kammerrath Leonhard, ausgezeichneter Mineralog, thätig im Dienst, guter Geschäftsmann — im Werden.“

Mit ehrfurchtvoller Verbeugung legte ich das Actenstück auf meines Herrn Arbeitstisch. Ohne alle Bitterkeit fügte ich, lächelnd, hinzu:

„Besser, jeden Falls, Königliche Hoheit, als wenn ichs — gewesen wäre.“

„Da haben wir's,“ sagte er, den Minister mit dem Ellenbogen anstoßend.

Lebhaft, wie Albini war, fiel er mit arglistigem Blicke ein: „Freilich ist's so!“

„Ich lasse Alles dahin gestellt, gnädigster Herr,“ fuhr ich fort, „ungleich sind die Loose vertheilt, ich bescheide mich, daß ich keineswegs ein fertiger Staatsmann bin, aber ich fürchte nichts. Nur ein neuer Beweis ergab sich mir, wie die Tugend seinen Freunden zu dienen immer seltener wird.“

„Nun, ist es nicht wahr,“ setzte der Minister hinzu, „†††'s Ta-

lente starben längst dahin, er hat den innern Halt verloren, seine Elemente überlebt. Wahres und Gesuchtes vermischte sich bei ihm. Bald dürfte es heißen: man schweigt von ihm, genug für ihn des Lohnes."

Der Großherzog entließ uns mit huldvoller Hand-Bewegung, und mit den Worten: „Ihr Urtheil ist sehr streng, Herr von Albini. Aber..... wie kann ein Mensch sich ändern! Wer hätte glauben sollen — schlimm ist's, wenn bei grauen Haaren — —".

Vor der Thüre raunte mir der Minister ins Ohr: „Man hat immer mehr aus ††† gemacht, als an ihm war. Ehrlich währt am längsten."

Ihm hatte der „Emissär" nie Vertrauen eingeflößt, seit Jahren allen Credit der Zuverlässigkeit eingebüßt. Nie war er dessen Schutz-Patron gewesen.

Mein Fürst, ich darf es sagen, mochte mich wohl leiden, was mir sehr werth und schmeichelhaft war. Sehr oft wurde mir's vergönnt, bei Tafel zu erscheinen, zu Zeiten mußte ich fast täglich mich einfinden. Durch seinen hohen, reich begabten Geist, durch Theilnahme an den mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen, durch Zartsinn und immerwährende Heiterkeit, wußte der Großherzog den ihn umgebenden Kreis in so behagliche Stimmung zu versetzen, daß man sich bald unbefangen und heimisch fühlte.

Hier wehte kein beengender, widerlicher Vornehmigkeits-Duft; nie empfand man qualvolle Unruhe, nie bedurfte es der, sonst wohl nothwendigen, Eigenschaft, sich mit Anstand zu langweilen. Indessen Hof bleibt Hof, und so herrschten auch hier, als Träger eingeführter Ordnung und Unterordnung, gewisse herkömmliche Gewohnheiten und Bräuche, unerläßliche Formen eines jeden Hofes damaliger Zeit; ganz durfte die Etiquette — Deutschthümler wollen nicht zürnen, wenn ihr „Hofwohlstandsgebrauch" unbenutzt bleibt — keineswegs aus den Augen verloren werden.

Ich betrat einen für mich neuen Boden, der glatt und schlüpferig, auf dem man leicht zu Fall kommen kann, weßhalb Viele nicht fest

auftreten, sondern nur die Fußspitzen benützen, dabei leise sprechen und süß lächeln, jetzt ihre Schritte hemmen, sodann wieder beflügeln. Noch ist's mir Räthsel, wie schnell ich mich zu finden wußte, wie so Vieles für mich bald klar am Tage lag. Ich lernte, wie man sich zu benehmen hat an Tafeln und in Couren, wie Alle, nach Rang und Würde, sich bewegen dürfen, wie sie stehen und sitzen sollen, und glaube nicht, daß ich mir einen groben Verstoß gegen Hofes-Sitte, oder Fehler der Klugheit zu Schulden kommen ließ. Ohne der gebührenden Achtung zu vergessen, ermangelte mir nie das Wort, nie saß ich, ohne Theilnahme, still und betroffen da, wußte Schwächen, Irrthümer und Anmaßungen zu bekämpfen. — Aber ich erkannte auch das Schwierige der Stellung von Hofleuten und namentlich jener eines Hofmarschalls, die unsäglichen Sorgen aus solchem Amte erwachsend. Genie, tiefes Studium, Uebung, unverdrossene Aufmerksamkeit, unglaubliche Ausdauer und Anstrengung sind nothwendig, um Meisterschaft zu erlangen. Mit Adleraugen muß dieser Vormund sämmtlicher ihm Untergebenen alles sehen, alles wissen, alles kennen, überall in Person dabei sein. Eine Hofhaltung, die Geschäfte von Küche und von Keller sind gewiß nicht weniger schwierig zu leiten, wie jene im Cabinet. Klugheit gilt mehr als Weisheit; der einzige, zum Theil leitende, Compas ist eine, den jedesmaligen Umständen angemessene Tact-Sicherheit und größtes Geheimhalten selbst an und für sich unbedeutender Sachen. Dem Herzen und seinen Antrieben — sind es auch die ehrlichsten, reinsten — zu folgen, bleibt in gar manchen Fällen mißlich und bedenklich: mit Redensarten, an denen kein wahres Wort, dürfen es Hofleute nicht allzu genau nehmen, in tausend Fällen weder Ja noch Nein sagen, sondern: es scheint mir so, und etwa die Achseln zucken. Dabei ist's unerläßlich, daß sie den Rockschoß über ihnen Stehender ergreifen, um sich nachschleppen zu lassen.

Tod der Königin Louise.

Als Du das weiße Brautkleid für eine höhere, uns bleiche Welt anlegtest, und der Erde Deine Krone zurückwarfst und nur mit dem Erntekranz Deiner ausgesäten Ernten auf dem Haupte empor-gingst; da weinte wer von Dir gehört, da weinte noch mehr wer Dich gesehen; aber die, die Du an Dein Herz gedrückt, konnten damals keine Thränen vergießen, und nachher keine mehr zählen.

Jean Paul.

Allgemeine, tiefe, einzige Trauer, innigste Wehmuth verbreitete der Tod der unvergeßlichen Königin Louise, dieser herrlichen, wahrhaft deutschen Frau, der reinen starken Seele mit vollster Herzenstiefe. Eine Dornenkrone trug die edle Monarchin, groß im Glanz, wie im Trübsal und inmitten der Kriegsschauern. Schmerz über das weltgeschichtliche Unglück, über das entsetzliche Mißgeschick des Königshauses, des Preußen-Staates, dem sie mit ganzer Seele anhing, hatten in ihr die wahren Empfindungen geistigen Lebens geweckt.

Wer gedenkt nicht des Hohnes, der ihr in Tilsit zu Theil geworden? Schreckliche Demüthigung, in ihrem gerechten Schmerz mit dem Manne zusammenkommen zu müssen, welcher ihr der Kränkungen so viele, so viele kummervolle Stunden bereitet! — Napoleon machte der Königin seinen Besuch, nachdem sie Caulaincourt bewillkommt, in achtspännigem Staats-Wagen, unter glanzvollem Geleite der Garde-Dragoner in stattlichsten Uniformen, hatte einholen lassen. Großmuth kannte der Franzosen-Kaiser nicht. Ohne persönlichen Unmuth verbergen zu können, verbergen zu wollen, behandelte er Louise mit Geringschätzung. Unter anderm stellte er die Frage:

„Aber wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?"

Die Antwort war:

„Sire, il était permis à la gloire de Frédéric de nous tromper sur nos moyens, si toutefois nous nous sommes trompés."

Fruchtlos blieb die Verwendung der edlen Frau für edle Zwecke. — An den Verhängnissen, an den Leiden ihrer Zeit starb die erhabene

Dulderin, als der, bis dahin ungebeugte, starke Seelenmuth ihrer Hoffnungen schwand. Die liebenswürdigste Weiblichkeit — deren Name in Europa, und über die angrenzenden Meere hinaus mit Begeisterung genannt wurde — sank, hart geprüft, ins frühe Grab, gegraben von der eisernen Hand, welche Deutschland knechtete.

Nicht lange Jahre zuvor sah ich die edle Frau, der so vieles gegeben, der Kraft und Schönheit des Gemüthes geworden, wodurch sie Schmuck und Krone des Lebens errang. Ich sah die Königin, strahlend im vollsten Glanze, im Zauber ihres Geistes und Herzens, in der Hoheit ihrer Gesinnung und Haltung. Lächeln umschwebte so glücklich den Mund, an dessen Lippen später ängstliches Beben kommen sollte.

Geeignet in verlängerter, nur dem Guten und Edlen geweihter Laufbahn, mehr und mehr Glückliche zu machen, mußte Louise verschwinden aus der Zahl Lebender. Ihr Todestag war ein Trauertag für die Welt.

Einst wird die ferne Zeit kommen, die uns um die Freude über das Große und Schöne, das wir besessen, beneidet, denn sie hat die Schmerzen vergessen, unter denen wir es scheiden sahen.

Jean Paul.

Gilbert und Héron de Villefosse.

Auf seiner Reise durch Hanau erfreute mich Gilbert mit einem Besuch. Herzlich willkommen war der gelehrte und berühmte Physiker, als umsichtvoller Bericht-Erstatter im Gebiete empirischer Natur-Wissenschaften sehr geschätzt. Gilbert, etwas verwachsenen Körpers, aber von kräftigem Charakter, von schöner Seele und seltenem Geiste, hatte die ausgebreitetsten Kenntnisse und war unermüdlich arbeitsam.

Er führte mir noch einen andern ehrenwerthen Gast zu, seinen Reise-Genossen, den Berg- und Hüttenmann Héron de Villefosse, damals *Inspecteur divisionaire des mines et usines de l'empire Français*. Ein edler Mann, in seinem Fache wohl bewandert. Er

entsprach auf würdigste Weise dem großen Wirkungskreis, welcher ihm in sämmtlichen eroberten deutschen Landen verliehen gewesen. Offenes, leutseliges Betragen machten bald Besorgnisse und Mißtrauen schwinden, womit man den fremdländischen Vorgesetzten empfangen hatte. Ueberall entwickelte er rastlose Thätigkeit verbunden mit tiefer Einsicht. Große Verdienste, Dank und Bewunderung der gesammten bergmännischen Lesewelt, erwarb sich der hochgestellte Beamte durch sein klassisches Werk, in welchem einer der wichtigsten Erwerbs- und Verwaltungs-Zweige vieler deutscher Gegenden abgehandelt wird, durch sein Buch: *„de la richesse minérale“*.

Allerdings wurde Héron de Villefosse, der mit allen Oertlichkeiten auf's Genaueste sich vertraut gemacht, und die Kunstsprache vollkommen angeeignet, bei Ausführung des Buches besonders begünstigt durch seine amtliche Stellung. Ihm öffneten sich Actenschränke und Archive; so war die seltene Gelegenheit geboten, aus unmittelbarster Quelle die wichtigsten Aufschlüsse zu erhalten.

Lange gefielen sich Gilbert und Héron de Villefosse im Besehen meiner Sammlung. In angenehmster und nützlichster Weise für mich verbrachte ich einen Tag mit beiden würdigen Gelehrten.

Nach der Restauration verblieb Héron de Villefosse in Aemtern und Würden, lebte jedoch meist in stiller Zurückgezogenheit. Vor wenigen Jahren mußte er das Schicksal so mancher hervorragenden Männer theilen: er wurde des Verstandes beraubt. Das trübe Dunkel seiner Seele lichtete sich nicht mehr: er starb, 1852, in irrem Zustande *.

Tod Karsten's.

Einen herben Verlust erlitt die Wissenschaft durch den Tod des Staatsrathes Karsten, Preußen verlor einen seiner angesehensten Geschäftsmänner von unglaublicher Thätigkeit und Behendigkeit. Er leistete viel in Verhältnissen öffentlichen Lebens und machte sich besonders verdient um den Bergbau.

---

* Ein ehrender Nachruf Hausmann's findet sich im V. Bande der Abhandlungen der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.

Unter den Begründern wissenschaftlicher Mineralogie, unter den Gelehrten, die sie gepflegt, bearbeitet und verbreitet, gebührt Karsten, von dem ich öfter freundliche Zuschriften erhielt, eine ehrenwerthe Stelle. Er gehörte zu den Geologen, welche mit vorurtheilfreiem Blicke den Erdbau ordnen, als treuer Natur-Beobachter, nicht nach vorgefaßten Begriffen. Seine Schriften athmen Geist, Leben, Scharfsinn.

Neben so vielen Verstandes-Vorzügen, war Karsten voll Feuereifers für Gutes und Schönes. Allgemein wurde sein Werth erkannt, der Verlust tief empfunden, betrauert von Freunden, von der Wissenschaft, vom Staate.

Ein Auto-da-fé in Frankfurt.

Man erinnert sich der Gewalt-Maßregeln Napoleons gegen den Handel mit englischen Fabrik- und Manufactur-Waaren, mit Colonial-Erzeugnissen und mit andern aus England kommenden Gegenständen; sie sollten vom Festlande Europas verbannt werden, durch ein unerhörtes Feuer-Gericht einzig in seiner Art.

In Frankfurt, wo eine französische Heeresmacht sich eingefunden und mit ihr ein Haufen Zöllner, wurde die Verbringung von Kaufmanns-Gütern aus einer Niederlage in die andere aufs strengste untersagt. Mehr als gewöhnlich hörte man trommeln; starke Infanterie-Abtheilungen zogen her und hin, endlich stellten sich ganze Regimenter in den Straßen auf; Wachen und Thore waren doppelt und dreifach besetzt; Kanonen standen auf beiden Seiten der Brücke. Nun wurden Magazine und Gewölbe durchsucht, versiegelt — bewacht. Sämmtliche Kaufleute mußten alle Güter angeben, welche sie seit gewisser Zeit versendet. Die aus dem Handel mit England herrührenden Waaren sollten verbrannt, von den übrigen drückende Abgaben entrichtet werden.

Ich erhielt einen sehr schwierigen Auftrag, der zu großer Verantwortlichkeit führen konnte.

Der Großherzog, den ich in trüber Stimmung fand, voll Unruhe und Mißbehagen, sendete mich nach Frankfurt. Jene Maß-

regeln, in ihrer tief erschütternden Bedeutung, empörten sein Innerstes.

„Sie wissen," waren des Fürsten Worte, indem er auf die Proclamation des Generals Friant hinwies, deren Inhalt für mich nicht neu war, „daß die Wohlthaten des Handels aufhören sollen ein gemeinschaftliches, ein beglückendes Band unter den Völkern zu bleiben, daß dem englischen Kunstfleiß und den schönen Erzeugnissen fremder Himmels-Gegenden die Hafen gesperrt werden, und nun — — unabsehbare Verlegenheiten drohen manchem redlichen Frankfurter Kaufhaus — —"

Aus seinem offenen, übervollen Herzen ertheilte er mir mündlich die Vorschrift: mit den Behörden Frankfurts mich zu benehmen, mit den französischen Gewalthabern zu unterhandeln, Alles aufzubieten, kein Mittel unversucht zu lassen, um den Gewaltstreich abzuwenden, wenigstens aufzuhalten.

„Sie sollen ein Geschäft besorgen, woran mir viel, gar viel liegt, das ich nicht Jedem vertrauen würde, aber ich weiß, Sie sind gewandt und zuverlässig. Im Voraus sage ich Ihnen, ich bin mit Allem zufrieden, was Sie thun, ich genehmige Alles. Handeln Sie ganz nach Ihren Einsichten, Sie haben meine Erwartungen nie getäuscht."

Ich stand versenkt in ein bescheidenes Erstaunen.

„Säumen dürfen Sie nicht," fuhr mein Fürst fort, „Gefahr ruht auf jedem Augenblicke, deßhalb vermochte ich Ihnen meine Wünsche nur flüchtig anzudeuten. Bringen Sie mir bald, recht bald Bescheid. — Noch Eines: man hat mir gesagt, viele ächt deutsche Manufactur-Waaren trügen nur englische Bezeichnungs-Zettel — — Sie verstehen mich — der Umstand darf nicht unbenutzt bleiben."

„Benehmen Sie sich jeden Falls mit Steiz," rief der Großherzog mir noch nach. Mit diesen Worten wurde ich entlassen. — Gar oft gedachte ich später des Tages; das ertheilte Lob ängstigte, mein geringes Verdienst wurde überschätzt.

Es thut meinem Herzen wohl, ehe ich weiter gehe, eines patriotischen Bürgers gedenken zu können, wie man sie jedem Staate wünschen möchte.

Ursprünglich Juwelier, trat Georg Steitz, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als „Handwerker" in die dritte Ordnung des reichsstädtischen Rathes. Von hervorragender Verstandes-Schärfe, reich an Erfahrungen, uneigennützig in seiner Wirksamkeit, opferte er sich ganz dem Gemeinwohl. Zur Zeit, als die heimathliche Stadt dem Großherzogthum Frankfurt einverleibt worden, besaß er das unbeschränkteste Vertrauen des Fürsten; er hatte auf ihn, mit dem er persönlich befreundet, den entschiedensten Einfluß. Eine Zeit lang war er thatsächlich Finanz-Minister, bis Graf von Benzel-Sternau das Portefeuille übernahm.

Staatsrath von Steitz hatte ein bewegtes Leben. Bei der provisorischen Verwaltung der wiedereroberten Länder leistete er die wesentlichsten Dienste und wurde vom Minister von Stein sehr ausgezeichnet. Nach Einführung der neuen Verfassung in der freien Reichsstadt, 1816, bekleidete derselbe die ältere Bürgermeister-Würde und starb 1819 — aufrichtig betrauert von allen die ihn kannten — in Wiesbaden, wo er sich zur Cur aufhielt.

Vielfache Plane beschäftigten mich auf dem Fluge nach Frankfurt, Zweifel mancherlei Art durchkreuzten sich, Sorgen stiegen in mir auf über die Kämpfe, die ich zu bestehen haben würde. Mehr und mehr sank der Muth. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß der Schritt irgend einen günstigen Erfolg haben dürfte.

Alle Hanauer jener Zeit hörten später von meiner Sendung; ohne mein Zuthun war die Sache Tages-Gespräch geworden. Was nicht Jedermann erfuhr, was von den noch Lebenden nur wenige wissen können, will ich erzählen. Die genauen Umstände meiner, leider! fruchtlos gebliebenen Mühen gehören nicht hierher.

Unter starker militärischer Begleitung wurden die weggenommenen englischen Fabricate — man schätzte den Werth über eine halbe Million Gulden — auf das Fischerfeld gebracht und verbrannt.

ließ sich der Rittermönch Haspinger auf dem Berchtesgadener Schloßplatz also vernehmen:

„Die Baiern sind jetzt Napoleon's getreueste und tapferste Sklaven. Deswegen geb' ich euch, liebe Tiroler und Salzburger, herzliebste Brüder! im Namen seiner Heiligkeit des Papstes anmit den heiligen apostolischen Segen, und verspreche euch, je mehr ihr Franzosen und ihre Sklaven umbringt, desto mehr habt ihr Ablaß von euern Sünden zu erwarten u. s. w."

Aus diesen Zeiten stammen „Landsturms-Lieder", von denen eines lautet:

Den Erzherzog Karl
Und all die gut denken,
Die soll uns der Himmel
Noch viele Jahr schenken.
Ain Bitt an den Koiser
Uns noch gwern soll
Ein Meil langen Galgen
Soll er in Tirol
Aufrichten und dort
On olles Bedenken
Die falschen Verräther
Darauf lassen henken.
So wird unser Landl
Kein Feind nimmer sehen,
Nun wolln mirs beschließn
Und sagn und guet
Für Gott und den Koiser
Wolln mier wachn das Bluet!

In den Jahren 1804 und 1805 trat Andreas Hofer zuerst bedeutender hervor. In der Nacht, wo der Mann zur Welt kam (1767), der sich so besonnen, edel und kräftig erwies, zeigte sich über der Platter-Spitze ein Stern, gestaltet gleich einem Jagd-Gewehr, herabstrahlend auf des Sandwirths Haus. Reich an Mährchen, ist das Thal Passeir, sie leben im Volke fort. So konnte es nicht fehlen, die Luft-Erscheinung wurde gedeutet auf Hofers Zukunft: den Stern des Glückes wähnte man zu sehen in des Knaben Augen. Vier Jahrzehnde später erschallte das „Sandwirths-Lied":

Auf, auf ihr Tiroler,
Jetzt kommt jene Stund!
So macht euch frisch auf,
Sonst gehn wir zu Grund!

Es laßt uns jetzt rufen
Ein bartiger Mann,
Weil er von dem Kaiser
Die Nachricht bekam
Der neunte April
Der ist jener Tag
An dem uns der Kaiser
Sein' Hilf bietet an.
Er laßt uns ansagen
Durchn Wirth an dem Sand
Daß er uns woll helfen
Erretten das Land.
So gehn wir jetzt alle
Mit christlichem Muth,
Und wollen zerstören
Die höllische Brut.

— — — —

Durchlauchtigster Kaiser
Vom Haus Oesterreich
Wir wünschen Dir Glück
Von uns nicht mehr weich!

Die Ebenen des Nordens durchstreifte mit seinem Heerhaufen auf eig'ne Faust, aus selbst verliehener Macht-Vollkommenheit, der tapfere, ritterliche Schill, voll Feuereifer, Blut und Leben d'ran setzend, überall Gleichgesinnte zur Nachfolge auffordernd. Im Hessenlande brach, an mehreren Orten, die Unruhe unverholen aus. Dörnberg, ein Jäger-Oberst aus altem Geschlecht, empört durch den Druck, welcher auf seinem Volke lastete, machte einen Versuch, das Fremdjoch abzuschütteln.

Der Tugendbund.

Die Noth, welche der Krieg, für den Augenblick alle Hoffnungen zerschmetternd, in Preußen hinterlassen, Elend und Jammer, über so viele Provinzen des Reiches hereinbrechend, veranlaßte zunächst die Begründung des „Tugendbundes“, eines in jener Zeit oft besprochenen vaterländischen Vereins, bald zu hoch angeschlagen, bald zu niedrig.

herzog entging ein Zug in meinem Gesichte nicht, wie er mir eigen sein soll, wenn ich etwas besser zu wissen glaube, aber für gerathen halte zu schweigen.

„Nun, was haben Sie wieder," gefiel es meinem gnädigsten Herrn mich anzureden, „können Sie uns eines Andern belehren? Heraus mit der Sprache."

Ich bemerkte, wie ich vor wenigen Stunden, auf meiner Fahrt von Hanau nach Aschaffenburg, einige Zeit in dem Steinbruche verweilt, aus welchem das Material zu jener mit allem Recht gepriesenen Camee entnommen und wenn ich mich nicht sehr täusche, wäre es durch meine Hände in die des italischen Künstlers gegangen.

Dieß war dem Fürsten neu. Er äußerte Bedenklichkeiten und Zweifel. „Gehen Sie näher. Sie müssen deutlicher erzählen, wenn wir Sie verstehen sollen."

„Euere Königliche Hoheit werden noch mehr überrascht sein, wenn ich sage: es war die Belagerung von Mainz, welche, allerdings sehr mittelbar, zur Entdeckung der interessanten Thatsache führte und — nebenbei mittelbar den Grund legen half zu meiner Mineralien-Sammlung."

„Offenbaren Sie uns Ihre Geheimnisse. Eine Belagerung veranlaßt Auffindungen im Bereiche Ihrer Wissenschaft? Wie verhält sich das, wie ging das zu?"

„Allerdings, gnädigster Herr, ist die Geschichte seltsam genug. Für Fortschaffung schweren Geschützes aus Preußen kommend, mußte 1793, von Hanau gegen Mainz hin sehr schleunig eine neue Kunststraße gebaut werden. Beim Erweitern der auf Basalte, oder vielmehr Basalt-ähnliche Gebilde, betriebenen Brüche unfern des hoch gelegenen Schlosses in Steinheim, stieß man sehr unerwartet auf die ziemlich mächtige Ablagerung einer Substanz, welche von den Arbeitern als „Speckstein" bezeichnet wurde.

„Speckstein? Das glaube ich nicht. War hinreichender Grund es zu behaupten? Ich kann keineswegs beipflichten."

„Nur die Arbeiter hielten das Mineral dafür. Gewiß ist, daß der Halbopal, um den es sich handelt, nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat mit jenem Naturkörper. Die an den Tag geschaffte Menge

sogenannten Speckſteins war sehr beträchtlich, man verwendete solchen ebenfalls zum Ueberführen der Chaussee. Gar bald erhob der Train-Vorstand bittere Klage; die scharfen Kanten, die spitzigen Ecken der Halbopale hatten fast alle Pferde-Hufen verletzt.“

„Schön, schön; aber wie hängt das mit meinen Cameen zusammen?“

„Als ich heimkehrte von Göttingen nach Hanau“ — fuhr ich fort, ohne mich stören zu lassen — „wurde ich überrascht mit der Erzählung und wüßte kaum etwas, das zu jener Zeit mich so durch und durch hätte aufregen können. Ich säumte nicht, an Ort und Stelle zu eilen. Der Steinbruch, den man verlassen, war zugeschüttet und in einen Garten umgeschaffen. Ich konnte nur ermitteln, daß aller, seiner Zeit geförderte, Halbopal beim Anlegen eines Dammes am Mainufer gedient und nun tief vergraben liege unter mächtiger Decke von Basalt-Stücken und Blöcken. Nichts blieb übrig als den, die Schätze bergenden, Damm unterwühlen zu lassen. Das war jedoch nicht leicht und sogar etwas sehr Mißliches; ich kannte die Gesetze der Wasserbau-Polizei. Indessen gewann ich einige eifrige, gewandte und zuverlässige Wagehälse. In der Frühstunde eines Sonntags gingen wir ans Geschäft, mit ängstlicher Vorsicht, in größter Hast. Nicht vergeblich suchte ich; nach wenigen Stunden konnte die reichste Ausbeute auf mehreren Wagen nach Hanau geschafft werden.“

„Eine dankenswerthe, sehr verdienstliche Arbeit,“ redete mein Fürst lächelnd ein.

„So hoch hatten sich meine Wünsche nicht verstiegen! Keine Ahnung, daß meine Nachforschungen dem alten Städtchen eine Art Berühmtheit im mineralogischen Sinn verschaffen würden. Von schönster Farben-Mannigfaltigkeit, übertreffen die Steinheimer Halbopale bei weitem jene anderer Länder, ja sie dürften, in dieser Beziehung, einzig in ihrer Art sein. Gleich anfangs erregte die Sache großes Aufsehen, bald ergab sich Gelegenheit zu vielseitigem Tausch-Verkehr und so legte ich den eigentlichen Grund zu meiner Sammlung. Eine, vor fünf Jahren gelieferte, Schilderung der Steinheimer Vorkommnisse wäre jetzt schon in gar mancher Hinsicht noch zu ergänzen, zu berichtigen, besonders was die Lagerungs-Weise des

Halbopals angebt; ich lernte sie erst genauer kennen, nachdem auf meine Veranlassung der alte Bruch wieder aufgeräumt worden."

„Ich weiß recht gut, daß man bei Steinheim Halbopal findet, daß Sie der Entdecker sind — aber welche Bewandtniß hat es denn mit den Cameen?"

„In neuester Zeit verfertigt man sehr viele aus Steinheimer Halbopal."

„Nicht möglich!"

„Wohl kenne ich die höchst interessante Vorlesung meines gnädigsten Herrn: „über Steatit und dessen Brauchbarkeit zu Kunstwerken der Steinschneider," vor zwölf Jahren gehalten in einer Versammlung der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Ihre schönen Versuche haben dargethan, daß sich Cameen, Gemmen und andere kleine Kunstwerke aus Speckstein verfertigen lassen, die, was Festigkeit betrifft, jenen der Alten nichts nachgeben. Nun eignen sich aber auch Steinheimer Halbopale zu Cameen, deßhalb werden sie von römischen Künstlern eifrig gesucht: es sind ihnen dieselben sogar von besonderer Wichtigkeit."

„Jetzt wird die Sache einleuchtend und verdient Aufmerksamkeit."

„Die Abänderungen des Minerals mit streifenweise wechselnder Farbe — weiß, gelb, grau, roth, braun, in vielartigen lebhaften, reinen Abstufungen — wissen Steinschneider sehr zu schätzen, sodann auch rein weiße, mit braunrothem Chalcedon verwachsene Stücke."

Zum Schlusse erlaubte ich mir wiederholt die Bemerkung, wie ich mich überzeugt achte, die vielbesprochene Camee, der gewiß das beste Lob gebühre, wäre aus Steinheimer Material gearbeitet.

In Fulda bot das merkwürdige Erzeugniß des nahen Heimberges Anlaß zu diesen und jenen Erörterungen: eine Basalt-Breccie, deren Kitt basaltische Lava. Mit dem Entdecker der Thatsache, Professor Heller, welcher sich gleichfalls an der Tafel befand, wurde die Erscheinung hin und her besprochen, auch über deren Entstehungs-Weise stellte man Betrachtungen an.

Der Großherzog pflegte auf an ihn gerichtete Eingaben, Vorstellungen, Bittschriften und dergleichen, in der Regel immer mit eigener Hand die Entscheidung zu bemerken. Oft gingen solche Erlasse, ohne den Weg durch die Kanzellei zu nehmen, an die Bewerber unmittelbar ab. Einst hatte ich mehrere Stunden mit meinem Herrn gearbeitet. Als derselbe mich entließ, zeigte er auf verschiedene von ihm überschriebene Erlasse; mir wurde der Auftrag, solche zur Post zu schicken.

„Sehen Sie doch," rief der Großherzog, als ich bereits unter der Thüre war, „wie die Adresse auf dem Schreiben nach Hanau lautet?"

„An den Educationsrath R.. h, Königliche Hoheit."

„Recht. Von einem guten Geiste gewarnt, wollte ich mich vergewissern. Das bringt Sie zum Lächeln."

„Ich weiß in der That nicht, gnädigster Herr....."

„Sie sollen hören, daß ich aus eigener Erfahrung gelernt, sehr vorsichtig zu sein. Vor Jahr und Tag suchte F....., ein wackerer Registrator bei meiner Landes-Direction um den Raths-Charakter nach. Ohne andern verdienten Männern vor den Kopf zu stoßen, ließ sich die Sache im Augenblick nicht thun. In glimpflichster Weise beschied ich den Bittsteller abschlägig, beging jedoch in der Zerstreuung die Unvorsichtigkeit, auf die Adresse zu setzen: an den Rath F...... Er kommt, um seinen Dank abzustatten. Ich erstaune, will ihn bedeuten, da zeigt er mir die Aufschrift des Briefes. — — Was ich gethan? Ein Dementi konnte ich mir nicht geben; ich wollte nicht das Gespötte werden und so ließ ich den Mann „gerädert"; er behielt seinen Adressen-Titel. — Nun fragen Sie: wie das mit dem Schreiben nach Hanau im Zusammenhange ist?"

„So lassen Sie sich denn sagen: der achtbare Vorsteher einer Knaben-Erziehungs-Anstalt wünschte Hofrath geheißen zu werden. Dem Hofe räth der brave Mann nicht, dachte ich, und so schien mir der Titel Educations-Rath geeigneter. Als Sie mit den Briefen sich entfernten, fiel mir die andere Raths-Geschichte ein und zum zweitenmale wollte ich nicht fehlen."

Jahr 1811.

Der Komet.

— Wenn der Wunderzeichen
So viel zusammentreffen, sage Niemand,
Dieß ist der Grund davon, sie sind natürlich.
Denn Dinge schlimmer Deutung, glaub' ich, finds
Dem Himmelsstrich, auf welchen sie sich richten.
Shakespeare.

Viel Bewegung und Aufregung brachte ein großes und auffallendes Phänomen; Sternforscher hatten dasselbe entdeckt, als es noch vierzig Millionen Meilen von der Erde entfernt war.

In seiner ganzen sonderbaren Furchtbarkeit sah man, wenn es finster geworden, am weiten Himmel einen gewaltigen Komet mit sehr langem glänzendem Schweif. Fachmännern war er um deswillen ganz besonders wichtig, weil derselbe augenfällig die Art zeigte, wie Kometen ihre Schweife bilden.

Zu günstiger Nachtstunde nahm der Schein, inmitten der Dunst- oder Nebelhülle, an Umfang zu. Mit wunderbarer Klarheit, mit rothem Glanze schimmerte sein Licht bis zum Erschrecken. Man ging ins Freie, um zu beobachten; alle Plätze der Stadt waren erfüllt von Menschen.

Zu der Zeit hatten wir in Hanau einen alten hyperbolischen Drechslermeister, der über das *Mobile perpetuum* längst im Reinen sich befand und unter anderm auch Astronomie trieb: nur mit Kometen gab sich der Mann nicht ab; folglich war bei ihm, über die beunruhigende Erscheinung am Himmel, weder Rath noch Trost zu holen. Stritten ja, so viel uns bekannt, selbst die Physiker noch über die eigentliche Kometen-Natur, über deren wahrhaftiges Wesen, und

wußten nicht entschieden zu sagen: ob der „Schweifstern“ mit eigenem Lichte leuchte, oder sein Licht von der Sonne erhalte? Wie durfte von Uneingeweihten verlangt werden, aus dem Hypothesen-Gewirre herauszukommen!

Wunder vermeinte man nicht mehr zu erleben. Der Aberglaube früherer Jahrhunderte war verschwunden. Die Menschen besorgten keineswegs, daß der Komet mit der Erde zusammentreffen könne; sie fürchteten nicht das Hereinbrechen einer zweiten Sündfluth, das Herannahen des jüngsten Tages. Aber dennoch galt Vielen die Erscheinung als Schreckenszeichen, dessen Ende grausenhaft sein dürfte. Einige in Furcht und bange Ahnungen gesetzt, achteten sich überzeugt, daß irgend ein Ereigniß in der Menschen-Welt folgen müsse. Sie sahen in dem ihnen fürchterlichen Kometen: unruhige Bewegungen der Völker, Sturz von Königen und Fürsten, Tod hoher Häupter. Selbst die Beherztesten erblaßten, wenn sie der Worte des Kapuziners gedachten:

„Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenster aus.“

Und in der That, dieser schöne Komet war zur Weissagung gar seltsamer Dinge erschienen. In seinem Geleite führte er ein Jahr, das der Fruchtbarkeit wegen gepriesen, weit und breit berühmt werden sollte.

Mißgeschick im Dienst.

„Ich kann es gewissen Leuten nicht genug danken, daß sie mich hassen, und ich bin beinahe stolzer auf diese Feinde, als auf die Freundschaft der würdigsten Menschen.“

Mancherlei Ereignisse brachte mir das Kometen-Jahr. Für mich hatte es der Schatten- und der Lichtseiten nicht wenige.

Ein Loos, so vielen Staatsdienern beschieden, wurde auch mir zu Theil, jedoch nur sehr vorübergehend.

In den ersten Januar-Tagen sah ich, der ich im October des

abgelaufenen Jahres zum General-Domainen-Inspector war ernannt worden, mich höchst unerwartet in eine Art Ruhestand versetzt.

Man gestatte, die Ursachen anzudeuten.

Als im Jahre 1810 die Fürstenthümer Hanau und Fulda dem Großherzogthum Frankfurt einverleibt wurden, fand eine Abrechnung mit den französischen Behörden statt. Mein Fürst hatte mich zum General-Bevollmächtigten bei diesem Geschäft, bei der „Liquidation", ernannt.

Unter anderm erachtete ich es für Pflicht, auch die, auf die Hanauer Landeskasse angewiesenen, seit 1807 rückständig gebliebenen Apanagen hessischer Prinzen in Zurechnung zu bringen. Es war ein Versuch; jeden Falls glaubte ich mich so gegen mögliche Vorwürfe sicher zu stellen. Die Summe, um welche es sich handelte, und die Frankreich, nach meiner Berechnung, hätte ersetzen müssen, belief sich auf mehrere hunderttausend Franken. Diese Kühnheit mißfiel dem mächtigen, dem gefürchteten General-Intendanten Daru in dem Grade, daß der Großherzog „veranlaßt" wurde, mich zu — beseitigen: *pour avoir agi contre l'intérêt de Sa Majesté l'Empereur et Roi.*

Dazu kamen noch andere Zwischenträgereien und tückische Streiche, Ränke und Verläumdungen, niedrige Trug-Gewebe gewisser halbmorscher Aschaffenburger und Frankfurter Beamten, Männer der Höflichkeit und des Geschwätzes, welche Eifersucht, Mißgunst, Neid, Erbitterung, Zorn nicht zu verwinden wußten, daß ihnen ein „junger Mensch" im Dienst vorgezogen worden. Gestachelt von einem Staatsrath — für den Glück und Zufall gethan, was sie für einen Verdienstlosen thun konnten, dessen oberflächliche Vielseitigkeit und gefallsüchtige Schwärmerei leicht zu durchschauen — entblödeten sich die Gegner nicht Anklagen zu erheben. So weit ich die Sache in ihrer wahren Bedeutung und im rechten Zusammenhange durchschauen konnte, trugen die, gegen mich, meist wohl mündlich vorgebrachten Beschwerden ohne Ausnahme den Stempel frecher Lüge an der Stirne. Was höchst auffallend, aus der geheimen Kanzellei theilte man mir die verlangten Acten nicht mit.

Im Vollgefühl erlittenen Unrechtes, gestützt auf ehrenhaftes Bewußtsein treuer Pflicht-Erfüllung, ermangelte ich nicht, meinem

gnädigsten Herrn eine ehrerbietige Vorstellung zu Füßen zu legen. Ich wollte wenigstens die Beschuldigungen kennen lernen. Der Durchlauchtigste geruhte in einem, von Aschaffenburg unter dem 7. Januar an mich erlassenen Schreiben zu sagen:

„Weisungen zu ertheilen, Mißbräuche abzuschaffen, wären seine Sache, die er sich als Souverain vorbehalte."

Nicht im Traum war mir eingefallen, andere „Weisungen" zu geben, als solche, wozu mich meine Dienst-Instruction berechtigte. Auf „Abschaffung von Mißbräuchen" würde ich angetragen, aber nie solche eigenmächtig verfügt haben. Genug man hatte mich nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen.

Am 23. Januar – nach einem Zwischenraum von sechszehn Tagen – gefiel es dem Großherzog, mir in Salinen-Angelegenheiten besondere Aufträge zu ertheilen. Er bemerkte am Schlusse des gnädigsten Handschreibens:

„In Betreff Ihrer Vorstellung wegen Ihres Wirkungskreises als Staats-Beamter, wird Ihnen ehestens beruhigende Entschließung zugehen, wie solche ein Mann von Verdiensten, wie Sie sind, mit Recht erwartet."

„Ich bin mit vieler Hochachtung

Ihr aufrichtiger Freund
Carl."

Wenige Tage später, den 27. Januar, wurde mir wieder ein Erlaß des Großherzogs, in welchem es unter anderm hieß:

„Die Ihnen vom Finanz-Minister ertheilte Instruction vom 20. December vorigen Jahres rechtfertigt allerdings Ihr Verfahren. Aber seine Ansichten stimmen nicht mit den Meinigen überein. In dem beschränkten Raum des kleinen Großherzogthums Frankfurt ist nur ein General-Director, der sich oft irrt, das Geirrte gern verbessert, aus menschlichen Fehlern selten die gewünschte Vollkommenheit erreicht; unterdessen macht er es so gut er kann. Dieser General-Director heißt

Ihr herzlich wohlgeneigter
Carl Dalberg."

Nur durch Natur-Beschauung rettet man sich aus einem schmerzlichen, düstern, selbstquälerischen Zustande.

Göthe.

Die Muße, welche mir dadurch ward, daß ich aller, oder der meisten Dienst-Verrichtungen mich so gut als enthoben sah, blieb nicht unbenutzt. Mich zu erheitern unternahm ich, kleine geologische Ausflüge in die Umgegend von Hanau abgerechnet, auch eine Fuß-Wanderung in das, an malerischen Schönheiten so reiche Nahe-Thal und nach dem, seiner romantischen Partieen und seiner Mineral-Schätze wegen berühmten Oberstein.

Im Thal der Nahe zogen mich zumal die mächtigen Porphyr-Berge an. Kühne Gestalten mit jähen Gehängen, seltsame Kegel-Formen in zackigen Kämmen endigend, ließen schon von fern die Natur der Felsart erkennen. So namentlich der Rheingrafenstein, der Saline Kreuznach gegenüber.

Zu Oberstein — dem aus einer Straße bestehenden Städtchen, mit der alterthümlichen in einer Fels-Höhlung erbauten Kirche — nahmen das Vorkommen der Achate und mannigfaltiger anderer Mineralien, so wie die bekannten, vielbesprochenen Schleifereien meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ich befand mich zum erstenmale in Oberstein und so war es billig, daß man mir von den sieben Wundern erzählte, welche die Bewohner zu preisen wissen: ihre Stadt liege tiefer als der Fluß, „unter dem Fluß"; in der felsigen Thalwand sei eine Höhle eingehauen, darin bestehe eine Capelle; über der Capelle entspringe ein Quell; über dem Quell erhebe sich Wald; über dem Wald sei ein See und über dem See ein Berg.

Von der wissenschaftlichen Ausbeute auf dieser kleinen Reise gab ich seiner Zeit Rechenschaft *.

* Mineralogische Studien von Selb und Leonhard. Nürnberg; 1812.

Iffland.

Wenige Menschen, die nicht eine gewisse romantische Zeit in ihrem Leben hätten, auf welche sie mit Liebe zurückblicken.

Bei meiner entschiedenen Neigung für dramatische Kunst, der ich der heitern Stunden so viele verdanke, war ich hocherfreut, als im Herbste die Nachricht mir zukam: Iffland sei für einen Cyclus von Gastspielen in Städten am Rhein und Main gewonnen worden. Im nachbarlichen Frankfurt waren Alle entzückt. Mit wahrhafter Begeisterung sah man dem Eintreffen des großen Mimen entgegen. So meldete mir mein vortrefflicher Freund, der verdienstvolle Ihlée, welcher zu jener Zeit die Bühne in künstlerischer Hinsicht leitete und dem sie so viel zu danken hatte.

Ueber den Tag von Ifflands Durchreise durch Hanau konnte ich nicht ungewiß bleiben. Die Ankunft-Zeit in Frankfurt war mir genau bekannt, und den Vorstehern Königlicher Schauspiele in der Hauptstadt des Preußen-Reiches sind ihre Stunden zugezählt.

Keiner langen Ueberlegung bedurfte mein Vorhaben. Das Factotum, der „Allmacher“ unseres Postmeisters war für diese und jene Dinge in meinem Solde. Der Vertrauens-Mann veranlaßte, daß, als Iffland anfuhr, trotz vorausgeschickten Laufzettels, nicht augenblicklich Pferde zu haben waren.

So gewann ich Zeit, mich dem, nicht wenig erstaunten, Künstler als seinen Hanauer „Special-Collegen“ vorzustellen: Er, General-Director der Königlichen Schauspiele in Berlin, ich, Intendant des Liebhaber-Theaters einer kleinen stillen Stadt. Dabei drängte ich mich in seinen Wagen.

„Ich gebe zu,“ sagte ich, „daß mein Benehmen Ihnen auffallend erscheinen muß, aber . . . . .“ und nun folgte ein Wort dem andern.

Noch immer denke ich mit innigem Vergnügen an Iffland's lebhafte Verwunderung. Wie er mit funkelndem Auge mich maß vom Kopf zum Fuß. Die Bekanntschaft machte sich indessen bald und ging schnell in Freundschaft über. Wir blieben einander nicht lange fremd, und ist's keine Täuschung, so faßte Iffland gleich besondere Neigung für mich.

Zwei Stunden früher als gewöhnlich, wurde am nächsten Tage das Frankfurter Schauspielhaus geöffnet. Lange vorher war der Platz mit Menschen bedeckt, die einzudringen strebten, bald sah man selbst die Vorhallen mit Verspäteten erfüllt, alle Sitzplätze hätten sich verdoppeln dürfen.

Hochgespannte Erwartung. Athemlose Stille in allen Räumen unter der dicht gedrängten Menge. Man lauschte auf jedes Wort.

Welche Wahrheit des Spieles! Welche Schärfe und Lebendigkeit in Zeichnung der Charaktere! Darin bestand des Meisters höchste Kunst, diese aber erfordert eine Umsichtigkeit, welche den einzelnen Moment aus der Kettenreihe vorhergegangener abzuleiten und zu bestimmen versteht. Alles trug das Gepräge beharrlichsten Studiums, des klarsten Bewußtseins, uneingeschränkter Stoff-Beherrschung, einer Würde, deren Ausdruck nach Iffland Wenige wieder erreichten. In heitern Rollen immer neu, blieb er der Unnachahmbarste der Mimen; selbst sein Schweigen war beredt.

Am Schlusse jeder Vorstellung feierte er einen Triumph. Stets steigerte sich der Enthusiasmus, rauschender wurde der Beifall, überströmender der Jubel. Mit Ungeduld erwartete man, von einem Tage zum andern, Iffland's Wieder-Auftreten. Keiner, der ihm nicht die Palme zugestanden. — Es waren glanzvolle Tage für die Frankfurter Theater-Annalen.

Mir wurde das Glück beschieden, meinen neuen Freund in einem Cyclus wichtiger und anziehender Rollen zu sehen: „Nathan der Weise", „Deutscher Hausvater", „Shylock", „Geiziger", Abbé de l'Epée", „gutherziger Polterer", „Don Ranudo de Colibrados".

Es kann meine Absicht nicht sein, in diesem beschränkten Raum alle Hochgenüsse zu zergliedern, ja nur den Versuch zu wagen, das Hauptsächlichste zu entwickeln. Einige flüchtige Andeutungen darf ich mir indessen wohl vergönnen.

Im „Nathan" eine Fülle von Ruhe und Frieden. Er gewährte, in Auffassung und Durchführung des, in seiner Einfachheit bewundernswürdigen, Charakters unsäglichen Genuß und gehörte zu Iffland's herrlichsten Leistungen. Wie gelang es ihm durch Klarheit und großartige Ruhe die philosophischen Zwecke Lessings zur

Anschauung zu bringen, durch Mährchen des Lebens höchster Frage zu entweichen, bittern Glaubensstreit in einen Liebes- und Hoffnungsbund zusammen zu fassen! Der edle, herrliche Nathan wird den Verehrern jeder Religion edel und herrlich erscheinen. Saladin, er bete zum Mahomed, oder zum Wischnu, bleibt ein hochherziger Fürst. — Seit einem halben Jahrhundert erhält sich die herrliche Dichtung, diese unsterbliche Schöpfung eines unserer größten deutschen Geister, in welchem er sich so ehrwürdig und eigenthümlich offenbarte auf den Repertorien aller Bühnen. Nie habe ich die Meinung theilen können: „Nathan sei kein Theaterstück, nur der nackte Verstand gehe kühl durch's Ganze hindurch u. s. w.", und eben so wenig glaube ich, daß der unsterbliche Dichter den Stoff zu seinem Drama aus einem Roman entnommen, verfaßt im frühesten Mittelalter von einem deutschen Juden; möglich, daß die Fabel des Ringes aus Novellen Boccaccio's geschöpft wurde.

Welches Interesse wußte Iffland bei Darstellung des „Taubstummen" in die Erzählung im zweiten Acte zu legen! Er, in seiner so anspruchlosen und dennoch so würdevollen Gestalt, erquickte mit den Blicken wärmster Herzlichkeit. Er war der große Menschenfreund, dessen uneigennützige Thätigkeit Jedem Ehrfurcht einflößte. Mit steigendem, aus tiefster Seele hervorströmendem, Tone führte er die lauschenden Zuhörer von Entdeckung zu Entdeckung und weckte die lebhafteste Theilnahme.

Im „Shylock", in dieser Riesen-Aufgabe, spiegelte sich keineswegs das ganze, im entehrenden Drucke schmachtende, unter fremdem Himmel, umgeben von fremden Sitten lebende Volk, wohl aber sah man, wie der „Kaufmann" dem Handel nachgeht in den Straßen Venedigs und Vieles verrieth schon den Abgrund, der sich später in diesem Charakter enthüllt. In der Scene mit Bassanio, jeder Zoll ein Schacherjude. Später, wo der so lang verhaltene Grimm sich Bahn bricht und über Lippen und Bart des Hebräers strömt, blieb nicht ein Zuschauer kalt. In der schauerlichen Gerichts-Scene, wo der auf seinem Recht beharrende Trotz, grinsende Rachelust und in Wahnsinn ausartende Blutgier ihre Höhepuncte errei-

chen, verschwand der abscheuliche, grundsätzlich boshafte Jude, von dem alle Herzen sich abgewendet, ohne irgend eine milde Regung aufkommen zu lassen. — Von großartigster Natur ist die Kunst-Tiefe, in Anlage der Doppel-Handlung, aus welcher mit Meisterhand das Werk gebildet wurde, die in so mancher Beziehung außerordentliche bewundernswerthe Dichtung des unsterblichen Britten. Mit der verschwenderischen Fülle eines unendlich reichen Geistes sehen wir die vielartigsten Menschen-Naturen in dieser Tragödie gezeichnet. Die Theilnahme wird gespannt von Scene zu Scene, die Befriedigung immer wieder hinausgeschoben, bis auf einmal unerwartet helles Licht aufgeht über Allem, was zweifelhaft war.

Als „Don Ranudo“ gegeben wurde, war das Gedränge von Bewunderern und Neugierigen ungewöhnlich stark. (Man vergesse nicht, daß es das Jahr 1811 ist, wovon die Rede.) Logen, Gallerie, Parquet zum Ersticken voll, das Orchester ausgeräumt. Lange brauchte die wogende Masse, um sich in Ruhe zu setzen. Iffland's Aufforderung mit Freuden entsprechend, nahm ich einen Platz zwischen den Coulissen ihm zur Seite ein. So kam ich dazu, den Gang einer Vorstellung, das innere Leben der Frankfurter Bühne mit anzusehen.

Eifrigst wurden indessen Verhandlungen gepflogen, ein Gastspiel auf dem Hanauer Privat-Theater betreffend. Gleich Anfangs hegte ich, offen gestanden, kühne Hoffnungen. Daß Iffland sich willig finden ließ, ja daß er nicht ungern sich unsern Wünschen gefügt hätte, geht aus einem Briefe hervor, unter dem 8. September von Frankfurt an mich gerichtet.

„Sie sind mir so wohlwollend und freundlich von Anbeginn begegnet, daß ich recht davon gerührt bin. Empfinden Sie demnach meine wahre Verlegenheit, da ich auf Ihr liebevolles Schreiben nicht so zu antworten vermag — wenigstens es jetzt noch nicht vermag — wie ich es nach meiner innern vollen Gesinnung wünschte.“

„Ich thue am Besten, wenn ich in Kürze meine Situation schildere, wie sie ist. Bis den 27. dieses Monats bin ich, in Frankfurt, Darmstadt und Mannheim, täglich beschäftigt, und muß es, nach den Verträgen deshalb sein. Nur zwei Tage gehören von der Rückreise meinen Verwandten in Hannover, und den 4. October muß

ich in Berlin sein. — Ob ein, um drei Tage verlängert erbetener Urlaub statt finden kann, werde ich aus Berliner Briefen erst entnehmen, und vorher bin ich außer Stand, ihre freundliche Zuschrift zu erwiedern."

„Darf ich in der Zeit, wenn Ihre Muße Ihnen die Vormittags-Stunden zwischen 9—10 oder 1—2 Uhr gestattet, auf Ihren Besuch hier hoffen, so erfreuen Sie mich innig damit."

„Nehmen Sie, das bitte ich, die ehrliche Zusicherung meiner herzlichen Verpflichtung gütig auf und erhalten Sie Ihr Wohlwollen

Ihrem

Iffland."

Ereignisse am westphälischen Königshofe.

Seltsam ging es zu in Kassel, am frivolen Hofe des aus Hessischer, Hannöver'scher, Braunschweigischer und Preussischer Länderbeute errichteten Königreiches. Ein glanzvolles Fest überbot das andere. Ich gedenke, den Mittheilungen eines Augenzeugen nacherzählend, der Feier des Geburtstages der Königin auf „Napoleons-Höhe" (?!) am 21. Februar.

Achthundert Einladungen waren an Personen ergangen, die Ansprüche hatten durch Dienst-Verhältnisse oder anderer Rücksichten wegen. Das neu erbaute Theater, schön decorirt und prachtvoll erleuchtet, ließ sich einem Feen-Pallaste vergleichen. Es stellte einen Lusthain dar, hoch oben, in Wolken schwebend, die Musik. Im chinesischen Gange der Boden mit Teppichen belegt, zu beiden Seiten mächtige Bäume Reihen bildend, dazwischen die herrlichsten Gewächse und Blumen. Erst nach Mitternacht fanden sich Züge ein; Jäger mit Hörner-Musik und mit Wild, Dryaden, Waldnympfen Kränze emporhaltend, die ein C bildeten, endlich eine Karavane auf's schönste costümirter Stellvertreter aller Völker. Man gab Scenen aus den *guerras civiles* von Granada u. s. w. Hunderte maskirter Diener reichten Erfrischungen herum. Der Tanz dauerte, bis das Frühroth durch die bunten Fenster leuchtete. Nach neun Uhr Morgens trieben sich noch in den belebten Straßen Kassels die tollsten Gestalten um-

her; Schäfer und Templer, Ritter und Tiroler, Zauberer und Köche.

Eine Thatsache, einzig dastehend in der Geschichte, eine Art Wunder-Begebenheit, weiß ich durch einen Freund, damals Attaché bei der *** Gesandtschaft und sehr eingeweiht in die *chronique scandaleuse* des Hofes.

General Rapp, der sich nach Danzig begab, um den Ober-Befehl wieder zu übernehmen, kam nach Kassel. Mit der ihm eigenen Vertraulichkeit und der rauhen Außenseite, trat er sehr plötzlich und unvermuthet, in größter Hast und nicht angemeldet vor den König. Jérôme saß beim frohen Male, in seiner Gesellschaft die Favorite des Tages und verschiedene Günstlinge; ein Kreis, in dem sich bis dahin die Unterhaltung um die gewöhnlichsten, geringfügigsten Gegenstände gedreht hatte; besonders Herzens-Abenteuer waren zur Sprache gekommen.

Der französische General eröffnete dem Westphalen-Monarchen, daß er vom Kaiser, den er bei seiner Abreise in einem Zustand von Zorn, von Wuth gesehen, so daß der Majestät fast die Worte fehlten — einen höchst unangenehmen, für ihn peinlichen Auftrag erhalten.

Der König, welcher den Eintretenden gleich mit starren Augen betrachtet, erblaßte, sonderbare Angst befiel ihn, man sah sein Herz schlagen, kaum vermochte er den General aufzufordern, sich niederzulassen. Statt demselben zum Ehrengruß einen Becher Wein anzubieten, leerte, der aus seiner Laune aufgescheuchte, Jérôme das eigene Glas mit einem Zuge.

Nach kurzer Pause verlas Rapp folgenden Tages-Befehl von Napoleons Hand, keineswegs geheimnißvoll, was allerdings schicklicher gewesen wäre, sondern mit kräftiger Stimme, nicht ohne den Ausdruck gewisser verächtlicher Kälte und indem er feste Blicke auf den König und dessen Umgebung richtete.

„*Ordre manuel de l'Empereur.*“

„*Notre aide-de-camp, le général Rapp, partira sur-le-champ pour Cassel. Il fera venir en sa présence Müller, commandant des hussards de Westphalie, et se rendra avec lui chez le roi, qu'il commettera à sa garde. Le roi gardera les arrêts pendant qua-*

rante-huit heures. Pigault-Lebrun, auteur de la lettre insolente que nous a écrite notre frère, sera mis au cachet pendant deux mois et ensuite envoyé en France sous bonne et sure escorte. Nous donnons nos pleins pouvoirs au général Rapp pour qu'il requière force publique dans le cas où, par un excès d'aveuglement, on s'opposerait à l'exécution de nos ordres."

Signé Napoleon.

Der Husaren-Oberst, welchen Rapp mitgebracht und der bis jetzt weiterer Befehle geharrt, wurde nun angewiesen: seinen eigenen König zu überwachen.

Um die Leser nicht — im Zweifel zu lassen, was diesen Donnerschlag herbeigeführt, muß ich Folgendes erzählen.

Jérôme hatte sich, zum Bibliothekar und Vorleser, den „berühmtesten" Romantiker zur Zeit des Kaiserreiches, Pigault-Lebrun, aus Paris verschrieben. Bald würdigte er ihn seiner Gewogenheit, seines besondern Vertrauens.

Die Wahl war gut, Pigault der rechte Mann; er eignete sich ganz für einen Hof, wo — selbst wenn manche der Läster- und Klatsch-Geschichten, die erzählt wurden, übertrieben, unrichtig, Mährchen sind — heitere politische Sorglosigkeit, leichtsinnige Ueppigkeit und zügellose Liebeleien an der Tagesordnung waren, wo man dem Vergnügen zu sehr huldigte, in tausenderlei Lustbarkeiten sich ergehend, wo Alles nur Zerstreuung und Genuß athmete, und Pracht und Majestät, wo der Regent zu Zeiten einen Harem von fünf Kebsweibern unterhielt, denen er die zärtlichste Sorgfalt widmete.

Hier fand Pigault ein glückliches Feld für seine Wirksamkeit; denn in Liebes-Angelegenheiten war er wohl erfahren, hatte mehrere junge Frauenzimmer verführt, sich auch mit einem Mädchen aus Calais sogar trauen lassen.

Sehr lebhaften Geistes, fröhlichen Gemüthes, aber von leichtfertigem Wesen, ohne sittlichen Gehalt, beschäftigte sich Pigault, arbeitscheu, oft Monate und Jahre müßig umherschlendernd, von Jugend an weniger mit ernsten Studien, als mit nichtiger, gehaltloser Tages-Literatur, und mit etwas Philosophie, jedoch nur von deren befremdlichen, widersinnigsten Seite.

Ein seltsam bewegtes Leben, ruhmlos aber überreich an Besonderheiten, hatte der Mann geführt: Schiffs-Mackler, *Gendarme d'élite*, Regisseur beim *Théâtre Français*, Sprachlehrer, Unter-Lieutenant in einem Dragoner-Regiment — alles war er abwechselnd gewesen. Auf der Bühne wurde er ausgepfiffen; man stampfte mit den Füßen, sobald Pigault erschien, oder empfing ihn mit hohnneckendem Beifall. Mehr Glück machte derselbe mit einigen seiner zahllosen Dramen und Romane, reicher an Wort-Gepränge, als an innerer Wahrheit. Er schrieb um Geld zu erwerben.

Pigault hatte sein fünfundfünfzigstes Jahr erreicht, als er nach Kassel berufen wurde. Hier führte unser Mann auf Schloß „Napoleons-Höhe" durchaus nach seinem Sinn, nur dem Sinnen-Genuß huldigend, ein Schlaraffen-Dasein. Er bezeichnete sich selbst als:

„*Bibliothécaire sans bibliothèque et lecteur d'un prince, qui n'aime pas les livres.*

In furchtbarem Aerger und Verdruß, gereizt auf's Höchste war Jérôme darüber, daß ihm sein Kaiserlicher Bruder — zu dessen Ohren das Thun und Treiben in Kassel mit allen Einzelheiten gekommen war, der vom Luxus wußte, von der Verschwendung, Ueppigkeit und Unmoralität, den kindischen Ergötzlichkeiten — eine neue Geliebte geradezu, ohne alle Umstände hatte wegnehmen lassen. Ein bitteres Sendschreiben langte an aus Paris, zwar gute Lehren enthaltend, aber zugleich.....

„*Mon frère Jérôme,*" so lautete der „Urias-Brief", *roi de Westphalie, tout ce que j'apprends de Vous me prouve que mes conseils, mes instructions, mes ordres font à peine de l'impression sur Vous. — Les affaires Vous ennuient, la représentation Vous fatigue. Sachez que l'état de roi est un metier qu'il faut apprendre, et qu'il n'y a pas de souverain sans représentation. — — Vous aimez la table et les femmes: la table Vous abrutira, et les femmes Vous afficheront. Faites comme moi, restez à table une demi heure, n'ayez que des passades et point de maitresses. — Le prince de Paderborn, que je Vous ai donné pour aumônier, écrit à mon ministre des cultes que Vous ne Vous entretenez jamais avec lui d'affaires ecclésiastiques.*

C'est mal; il faut Vous occuper de tout, même de réligion. — Vous avez relégué Votre chambellan Merfeldt *à Hanovre parce que, lui avez-Vous dit, ses continuelles homélies sur l'étiquette Vous fatiguaient. Eh! — comment saurez-Vous Votre rôle de roi si personne ne Vous l'apprend? Rappelez* Merfeldt, *comme si cela venait de Vous. — La reine est négligée par Vous. Eh, polisson, n'est elle pas assez grande dame pour Vous? Je n'entends point parler de sa grossesse, malgré l'importance que j'attache à avoir des rejetons des races mixtes..... Ce n'est pas le moyen d'avoir des enfants légitimes. Vous avez fait à la reine une mauvaise scène quand Vous avez feint d'être jaloux du baron de* Seckendorf.... *Je fais communiquer à Votre ministre* Siméon *mes intentions ultérieures; il Vous en instruira.*"

Nicht etwa nur verdrießlich, in Wuth versetzt war Jérôme. Als wollte er seine „Rechte" geltend machen, ließ er sich verleiten, gegen Napoleon trotzig aufzutreten, mit einer Art Entschlossenheit und Selbstständigkeit. Pigault, welcher seinem Monarchen die schwierig lesbaren Züge der Bruderhand hatte entziffern helfen, erhielt den Befehl, einen Brief an „Othello" — Spottname, womit Jérôme den „Tuilerieen-Zeus" zu bezeichnen pflegte — aufzusetzen, in dem, boshaft genug, der Kaiserliche Styl möglichst getreu nachgeahmt wäre. Rachegluht im Herzen, schrieb der König eigenhändig Wort für Wort ab, was sein Lector aufgesetzt; an den gewagtesten Ausdrücken des hochfahrenden, höchst beißenden, unehrerbietigen Inhaltes wurde nicht eine Sylbe geändert. Das Schreiben lautete:

„*Mon auguste frère* Napoléon, *empereur des Français. J'ai reçu les conseils de Votre Majesté, je les respecte. Quant à ses ordres, je suis roi, je donne ordres, je n'en reçois point. — Votre Majesté me reproche d'aimer la table: j'avoue que, comme je n'aime pas à me repaître d'une vaine fumée de gloire, je recherche une nourriture plus substancielle; je suis gourmand sans être glouton, c'est tout ce qu'on peut exiger d'un roi. — Vous me dites d'avoir des passades et point de maîtresses; les passades sont bonnes pour ceux qui ne voient dans l'amour qu'une jouissance physique, et qui violent les femmes qu'ils ne peuvent ni séduire, ni acheter.*

— Votre Majesté se plaint de mes procédés envers la reine: Votre Majesté a bien pu me forcer, à l'épouser, mais à l'aimer cela n'est pas en son pouvoir. N'est elle pas, me dites-Vous, assez grande dame pour moi? Il n'y a rien d'assez grand pour le frère de Napoleon, voila ce que Vous m'avez répété mille fois.... Je ne voulais pas d'une grande dame, Votre Majesté le sait bien. — Vous me reprochez de ne pas aimer la représentation; je ne l'aimer pas, elle m'ennuie, et d'ailleurs je l'aimerais, mais..... elle ne va pas à ma taille, à ma tournure, deux choses qui dans notre famille ne sont pas très imposantes. Au reste, j'ai modelé ma cour sur la Vôtre, je m'habille comme Vous; que pouvez-Vous exiger de plus? — Le prince de Paderborn me fait bâiller par ses éternelles homélies et ses longues messes, je dois le garder puisque Vous me l'avez donné, mais rien ne m'oblige à m'entretenir avec lui d'affaires ecclésiastiques, auxquelles je ne connais rien, aux quelles je ne veux rien connaître; je renvoie le tout à Votre ministre des cultes. — J'ai nommé Merfeldt préfet d'Hanovre, parce qu'il est un meilleur administrateur qu'un chambellan agréable. Je n'aime pas employer des étrangers à mon service personnel; j'ai germanisé les noms de ceux, qui en sont chargé."

Jérôme-N.

Pigault verbrachte drei Monate in strenger Haft; Rapp verlängerte aus eigener Macht-Vollkommenheit die Strafe um vier Wochen.

Solche Demüthigung war für den „königlichen Bibliothekar und Lector" nichts Neues. Zu wiederholten Malen hatte sein Vater sich genöthigt gesehen, *lettres de cachet* gegen den mißrathenen Sohn zu erwirken.

Was aus dem Manne geworden? welches sein End-Schicksal gewesen? Er wagte sich zurück nach Frankreich und erhielt die Stelle eines — Salz-Inspectors.

Zum Schlusse noch ein Schreiben aus Weimar.

„Sie erinnern mich durch die Uebersendung des interessanten

Taschenbuchs an meine Schuld, die ich jedoch bisher abzutragen noch nicht Raum finden können. So manche Dinge liegen vorbereitet, ohne daß ich zur Bearbeitung derselben gelangen kann. Doch hoffe ich bald eine interessante Notiz mitzutheilen, die einen Körper betrifft, der auf der Grenzscheide zwischen dem Mineral- und Vegetabil-Reiche steht und sich freilich mehr zum letztern zu neigen scheint. Es ist die sogenannte *Pietra fungaja*, die in Reise-Beschreibungen und Wörterbüchern als ein Tuffstein angegeben wird, auf welchem eßbare Schwämme wachsen. Ich habe einen solchen aus Italien erhalten, und werde die damit angestellten Versuche, wie auch die Resultate seiner chemischen Zerlegung, sobald nur alles vollständig beisammen ist, zu übersenden nicht ermangeln.

Am 8. Mai 1811.

Göthe.

Jahr 1812.

Genugthuung.

> Wenn Unrecht Fortgang hat, so laß Dich's
> nicht verdrießen,
> Dem Bösen hilft das Glück und tritt ihn
> einst mit Füßen.
>
> Opitz.

Das Glück der Cabalen und Intriguen hat seine Wechselfälle. Eine glänzende Genugthuung blieb für mich nicht lange aus. Mein „Ruhestand“ hatte kaum ein Jahr gedauert, als der Großherzog so gnädig war, mir mit eigener Hand zu schreiben:

„Es wird mir sehr angenehm sein, Sie übermorgen hier bei mir zu sehen. Nachdem nunmehr mit der Französischen Regierung in Betreff der Domänen von Fulda und Hanau ein Abschluß zu Stande gekommen ist, so tritt der Fall ein, daß Sie einen Wirkungskreis erhalten, der Ihren ausgezeichneten Talenten und Ihrer Vaterlands-Liebe würdig ist. Insbesondere wird auch eine Verabredung zu treffen sein wegen der Renten, welche vorhin auf der Rhein-Octroi gegründet waren, und nunmehr tractatenmäßig auf die fünf Zwölftheile jener Fuldaischen und Hanauischen Domänen übertragen sind, welche für immer dem Großherzogthum Frankfurt eigenthümlich verbleiben. Diese Last wird nun auf mehrere Jahre vermindert durch die Rückstände von sechsmal Hundert Tausend Gulden, die mir gebühren, und die ich dem Hanauer und Fuldaer Lande geschenkt habe. Unterdessen, indem ich hoch bei Jahren bin, liegt mir Vieles daran, daß die

Sachen noch für jetzt und für die Zukunft in Ordnung kommen. Hiervon mündlich ein Mehreres in vollem Vertrauen. Ich bin mit vieler Hochschätzung

Ihr ergebener

Aschaffenburg, 3. März 1812.

Carl.

So war ich denn vollkommen gerechtfertigt, und mußte, als schuldlos verfolgt, vor meinem Fürsten in desto günstigerem Lichte erscheinen; er hatte sich vom wahren Zusammenhange der Sache überzeugt, das lügenhafte, unwürdige Gerede erkannt, die gemeine Lästerung der Bosheit.

On a beau faire; la vérité s'échappe, et perce toujours les ténèbres qui l'environnent. Le temps, qui consume tout, détruira les erreurs mêmes.

Montesquieu.

Während meines „Ruhestandes" genoß ich des Glückes, mit dem Großherzog in nicht unterbrochenem wissenschaftlichem Verkehr zu stehen; darüber ließen sich der Beweise gar manche beibringen.

Unter anderm sollten in Aschaffenburg Versuche gemacht werden mit Platina zur Ausschmückung von Porcellan-Gefäßen. Mein gnädigster Herr ertheilte mir den Auftrag, von Paris Material kommen zu lassen. So erklärt sich der Inhalt folgenden eigenhändigen Schreibens.

„Werthester Herr General-Inspektor.

Der Inhalt Ihrer Abhandlung hat mich erfreut und belehrt. Ich danke verbindlichst dafür. Dem Herrn Gillet de Laumont werde ich ehestens schreiben und ihm das Geld für die Platina zuschicken. — Ihr unermüdeter, einsichtvoller Fleiß in Vervollkommnung der mineralogischen Wissenschaft ist sehr schätzbar. Ich bin mit vieler Hochachtung

Ihr ergebener

Aschaffenburg, 16. Februar 1812.

Carl.

Ich sah mich in erneuter Geschäfts-Thätigkeit und verblieb es, bis zur verhängnißvollen Katastrophe des folgenden Jahres.

Im November berief mich der Großherzog in dringenden Angelegenheiten durch Stafette nach Fulda, wo er zur Zeit weilte.

Ich traf, da möglichste Eile befohlen war, besondere Vorsorge zur raschen Beförderung, den Postmeistern wurde das Nöthige durch Laufzettel ernstlich empfohlen. Mit Truppenmassen war die Straße bedeckt. Hin und her sprengende Reiter bemühten sich von Zeit zu Zeit mein Fuhrwerk bei Seite zu drängen, drohten wohl auch den Postillionen mit Säbelhieben. Diese behaupteten sich jedoch möglichst tapfer in der genommenen Richtung, ich versuchte durch einige Redensarten die Angreifenden zu beschwichtigen. Besonders lästig und bedenklich wurden Artillerie- und Bagage-Züge; sie machten das Fortkommen mühselig. Mehr als einmal wurde es nöthig, bald zur Rechten, bald zur Linken, quer Feld ein auszubeugen, und immer mußte man besorgen, von der Straße abgeschnitten zu werden.

Inmitten der Nacht erreichte ich mein Ziel, und es war noch sehr früh am Tage, als sich schon der fürstliche Laufer einstellte, allerdings längst nicht mehr Springens fähig, aber ein langer, stattlicher, kräftiger Alter, in dem sich noch Jugend regte.

„Der gnädigste Herr erwarten Sie mit größter Ungeduld. Seine Königliche Hoheit befahlen gestern Abends ausdrücklich, mit dem frühesten Morgen Erkundigung einzuziehen, ob der Herr General-Inspector noch nicht da seien. Sie möchten so bald als möglich ins Schloß kommen.

Halblaut, flüsternd fügte der Mann hinzu:

„Königliche Hoheit haben auch für Sie ein Couvert bei der Mittag- und Abend-Tafel befohlen."

Wir durchlebten den „Franzosen-Winter". Zum Schutz gegen die strenge Kälte, besonders da ich auf der Hin-, wie auf der Rückreise, der Eile wegen, Nachtfahrten zu machen hatte, versah ich mich mit einer anständigen Pelzmütze. Leider wurde mein „Klapphut" vergessen. Der dienstfertige Laufer wußte sogleich Rath; er beruhigte mich durch die Versicherung, ich solle im Vorzimmer einen Hut finden, dieß wäre seine Sorge.

In meinen Mantel gehüllt, die Pelzmütze auf dem Kopf, schlug ich den Weg nach dem Schlosse durch Seitenstraßen ein. Aber der Großherzog, welcher harrend am Fenster stand, erkannte mich durch

das große Taschen-Fernglas, dessen er sich immer zu bedienen pflegte, und es gefiel ihm, mich mit huldvollen Hand-Bewegungen zu begrüßen. Im Vorzimmer wurde der Mantel abgelegt, die Mütze darin verborgen und nach dem Klapphut gegriffen. Da öffnete mein gnädigster Herr die Thüre und rief mir scherzend entgegen:

„Nun, wo haben Sie denn Ihre Pelzkappe gelassen?"

Auf's theilnehmendste fragte der Fürst, wie es mir ergehe, überhäufte mich mit Freundlichkeit. In diesem Wirbel von Bedrängnissen, von schwankenden Vermuthungen, waren sein besonnenes Wesen, seine ruhige Haltung ganz dieselben, wie in glücklichen Tagen.

Die verhandelten Geschäfte, die Aufträge, welche mir wurden, gehören nicht hierher, auch darf ich sie nicht weiter berühren. Nur so viel sei gesagt, daß es meinem gnädigsten Herrn gefiel, sich mit mir über manche, der Zeit-Verhältnisse wegen nothwendig gewordene, Opfer zu berathen, die von ihm gefordert wurden. In dieser — ich kann sie wohl so bezeichnen — vertraulichen Unterhaltung mit dem Großherzog, war es mir abermals vergönnt, nähere Blicke zu werfen in Einzelheiten seines viel bewegten Lebens. Lange wurde hin und her geredet, um in wichtigen Fällen raschen Entschlusses nicht zu ermangeln, um vom möglichen schnellen Wechsel der Umstände nicht überflügelt zu werden.

Erst in spater Abendstunde entließ mich der Fürst. Als ich im Begriffe war, die Heimreise anzutreten und fast schon einen Fuß im Wagen hatte, da stürzte der Laufer herein; jugendlich rasch, athemlos, mit einem ganz närrischen Gesicht, dennoch nicht ohne feierliche, etwas breite Formen. Schlau und verschwiegen, sah er sich erst nach allen Seiten um, lauschte an der Thüre des Seitenzimmers.

„Verzeihen Sie, daß ich so kühn bin, aber es martert mich, ich muß beichten."

„Was ist's?"

„Es erwartet Sie in Hanau eine Freude. Ich gratulire, Herr Geheimerrath! — Ja, meiner Treu, so wahr ich ehrlich bin. So eben trug ich das vollzogene höchste Rescript zur Post. Des Herrn Wille ist, Sie sollen überrascht werden, so hörte ich unsern geheimen Sekretär zum Cancellisten sagen. Ich konnte nicht umhin, ich mußte mir die Freude machen; Sie wissen, wie lieb wir Alle Sie haben."

Ich war fast überzeugt, daß der ehrliche alte Diener ohne allen Eigennutz zu mir „gelaufen" kam. Er ließ es sich jedoch gefallen, daß ich ihn, als einen Glücksboten lohnte und leerte eine ihm vorgesetzte Flasche des besten Steinweins, wie solche der „Stern" besaß, auf mein Wohl. Dabei beschwor er mich feierlichst, ihn nicht zu verrathen.

Ich hatte die Sache mit anständigem Gleichmuth aufgenommen, gestehe indessen gern, daß der schmeichelhafteste Beweis fürstlicher Gnade mich freudigst überraschte. Ehrgeizige Spannung, Uebermuth, Selbstsucht lagen mir zu fern, als daß ich nur hätte ahnen können, was mir bevorstand. In Fulda befanden sich beim Großherzog damals weder Minister, noch andere Vertrauens-Männer; er handelte aus eigenem Antrieb.

Der schönste Mondschein begleitete mich auf der Heimreise, aber schneidend und grimmig kalt wehte die Nachtluft, im Gebirge tobte und brüllte der Wind. Weiß und hart lag das Land in Schnee und Frost begraben. Bäume, deren Aeste mit schwerer Last beschüttet, zeigten sich in wundersam wechselnden, wahrhaft gespenstischen Gestalten.

Einige Monate später erfolgte die Stiftung des Concordia-Ordens; ihm lag der Gedanke zum Grunde: Eintracht zwischen Staat und Kirche. — — Ich gehörte mit zu denen, welche zuerst decorirt wurden.

So wußte ein edler Fürst Unbilden, die ich schuldlos erduldet, nicht verdiente Kränkungen wieder gut zu machen.

Möglich indessen, daß bei der Ordens-Verleihung frühere Erinnerungen auftauchten.

„Das hat man davon," sagte eines Tages der gute Großherzog, halb lächelnd, halb seufzend, über Papieren sitzend, die er ungeduldig hin- und herwarf, indem er auf ein Dutzend Bücher in zierlichsten Bänden hinwies, welche die Morgenpost gebracht. „Es könnte mitunter fast zur Verzweiflung bringen. Das hat man von der Rolle eines Mäcens."

„Königliche Hoheit sind ein in die Wissenschaften Eingeweihter, ein Gönner und Beschützer der Gelehrten."

„Alles recht schön; aber die Sache kostet viel Geld. Bald muß ich Diesem geben, bald Jenem."

„Darf ich mir einen Vorschlag erlauben?"

„Der wäre?"

„Stiften Sie einen Orden. Das einfachste Kreuzchen, bei weitem wohlfeiler, als der unbedeutendste Ring, als die einfachste Tabatiere, hat dennoch unschätzbaren Werth, zumal aus der Hand Karl von Dalberg's."

Kriegs-Geschrei.

Harte Tage brachen herein. Eine ernste, das Vaterland bedrängende Zeit nahte. Dunkel, geheimnißvoll war die Zukunft. Stürme unbekannter Geschicke drohten, furchtbar und gräßlich konnte unser Loos werden. Und — seltsam genug — neben diesem Allen, ein Frohsinn eigener Art, bedingt durch die Größe der zu erwartenden Ereignisse, durch stete Spannung, in der man lebte. Das Jahr rief Eindrücke hervor, hinterließ Erinnerungen einer durchlebten Vergangenheit, die der Zeitenstrom nie verlöschen wird. Dennoch waren es nur Vorspiele von Unglücksfällen, Mißgeschicken und Stürmen, welche im folgenden Jahre bevorstanden, das der trüben, kummerreichen Stunden so viele brachte, das Jahr 1813 mit seinen schweren Prüfungen, mit seinen in der Weltgeschichte einzig dastehenden Schlachten.

Nach so blutigen, Alles verheerenden Kämpfen, nach so viel Kriegesdruck und Duldung, sollte Deutschlands Wohlfahrt abermals der Schwert-Wuth Preis gegeben, dessen Völker von neuem in Verwirrung gesetzt, halb Europa erschüttert werden. Finstere Mächte schienen sich theilen zu wollen in den Welt-Besitz.

Ein Krieg zwischen beiden gewaltigsten Reichen der Erde mußte beben machen.

Ungemein furchtbar waren die Zurüstungen, über eine und eine halbe Million Menschen, mehr als Hundert Tausend Rosse, anderthalb Tausend schwere Geschütze. Napoleon, auf seiner Sonnenhöhe Gipfel, verordnete so außerordentliche Maßregeln und Anstalten, daß man wohl hätte glauben mögen, es ahne ihm die Glücks-

göttin, deren Gunst er lange besessen, werde ihn ihre Launen fühlen lassen, daß er, in die Schranken tretend gegen das Schicksal, in ein gefahrvolles Unternehmen sich einlasse. Allerdings hatte er früher im Uebermuth geäußert:

„*Si l'envie me prenait de planter mes aigles sur le palais de l'amirauté de Petersbourg, qui m'en empêcherait?*“

Er wollte das Leben fassen und griff nach dem Herzen. Aber aus der Czaarenstadt ertönte der verhängnißvolle Wiederhall:

„*Ce petit avanturier voudrait manger toute l'Europe, mais l'Espagne et la Russie lui resteront au gosier!*“

Der Kaiser achtete das Wahrzeichen nicht, daß sein Pferd ihn in den Staub warf, als er, eine Furth suchend, am Riemen-Ufer auf- und nieder ritt.

Das Franzosen-Heer, dem — als es abgesehen war auf's Herz Rußlands — was Stärke und Schönheit betrifft, kein anderes verglichen werden konnte, war groß und gewaltig, scheinbar unwiderstehlich, eine Helden-Schaar, erzogen in Schlachten und Siegen, unter dem Paniere des Ruhmes. Mehr als einmal sagte der Ober-Feldherr: ihr seid Soldaten, mit denen man die Welt erobern kann. Nach der Schlacht bei Wagram fielen zwar die Worte, das Heer, welches hier gefochten, wäre nicht jenes von Austerlitz; aber die Krieger lebten der alten Zuversicht: Napoleon werde beschützt durch Wunder und Glück, seine Macht habe keine natürlichen Grenzen, er bleibe auch in dem neuen Kampfe Sieger.

In Hanau verbrachten wir sorgenvolle Tage. Kriegsschaaren überfielen ohne Unterbrechung die stille Stadt. Nach dem fernen Norden zogen, einer Völker-Wanderung gleich, Sieg-gewohnte, Sieg-gekrönte Heerhaufen, reif geworden in Kampf und Gefahr, leicht zu erkennen an der kriegerischen Haltung. Welch ernst-prächtigen Anblick gewährte die stolze Kaiser-Garde in ihrer wahrhaft kriegerischen Schönheit, Heroen-Gestalten von einem Schlage, mit braunen, festen Gesichtern, voll Thatenlust, begeistert von Siegeshoffnung; die meisten geschmückt mit Wunden-Narben aus Schlachten. Die Uniformen bequem, aber dennoch kleidsam, hohe Bärenmützen; kühn und drohend leuchtete Muth und Entschlossenheit aus

jedem Einzelnen hervor. An der Tapferkeit dieser Leute ließ ihr Anblick nicht zweifeln; sie hatten viel erfahren im wechselvollen Leben, diese Helden von Marengo und Austerlitz; daher ihre Blicke hochfahrend und herrisch, düster, stolz, fast verächtlich. Wir sahen Hunderte von Feuerschlünden aller Art; ankommende und abgehende Transporte der verschiedensten Kriegs-Geräthschaften; Tausende neuer französischer, mit Ochsen bespannter Fuhrwerke, geleitet durch bewaffnete Knechte.

Jede Privat-Wohnung in Hanau war umgeschaffen zum Gasthofe. Häusliches Glück, stille Freuden erlagen unter der Einquartierungs-Last. Die wirthliche Lage Vieler erlitt gewaltige Erschütterungen. Nicht Wenige sahen sich in der schmerzlichen Nothwendigkeit, durch Schuldenmachen Schutz zu suchen gegen den Druck dringendster Lebens-Bedürfnisse.

Napoleon bekriegt Rußland.

Als wäre es Ahnung, daß das Heer sein Dasein gegen den Winter auf's Spiel setzen werde, las man an jedem der Rockschöße bei Infanteristen ein gedoppeltes **N n n N**. „**N**ur **n**icht **n**ach **N**orden" legten weissagende Spötter die vier bedeutungsvollen Buchstaben aus. Es wurde jener Verse der „*Zaire*" gedacht, welche beim Zuge durch Syrien, aus dem Munde aller Krieger zu hören gewesen:

„Les Français sont lassés de chercher désormais
Des climats que pour eux le destin n'a point faits.
Ils n'abandonnent plus leur fertile patrie,
Pour languir aux déserts de l'aride Arabie."

Die auf den Helden Polens gestützten Plane und gesetzten Hoffnungen scheiterten. Erfolglos blieben Fouché's blendende Vorspiegelungen und eitle Verheißungen. Kosciuszko, dessen Kerker Kaiser Paul I. mit eigener Hand großmüthig öffnete, hatte sein Wort gegeben, nicht wieder gegen Rußland zu dienen. Er ließ seinen Namen nicht mißbrauchen zu einer neuen Polen-Erhebung, sich selbst nicht zur Angriffs-Waffe in den Händen Frankreichs.

„Varus, Varus! gib mir meine Legionen wieder!"

Napoleons Einzug in Moskau bildete, nach allen seinen Folgen, einen Abschnitt in der Welt-Geschichte; es war jedoch dieser Einzug kein Triumph, Niemand hatte sich ihm unterworfen, man überließ ihm leere Straßen, todte Häuser.

Zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, schwankend, stets befangen in trügerischer Erwartung des Friedens, schritt der Kaiser von Tag zu Tag einem vernichtenden Verhängniß entgegen.

Mit mannigfaltiger anderer Beute brachten Kosacken ins Hauptquartier der Russen ein höchst merkwürdiges Actenstück, den durch Berthier's eigene Hand verbesserten Bericht an seinen Kaiser. Es heißt darin wörtlich:

„Les troupes sont presque débandées. Le nombre des soldats qui suivent les drapeaux est en proportion du quart au plus dans presque tous les régiments; les autres marchent isolément dans différentes directions et pour leur compte dans l'espérance de trouver des subsistances et pour se débarasser de la discipline. Ces jours on a remarqué, que beaucoup de soldats jettent leur cartouches et leurs armes. — Des jours de repos, des subsistances, sont nécessaires aux soldats, qui sont exténués par la faim et la fatigue. Beaucoup sont morts ces derniers jours sur la route et dans les bivouacs. Cet état des choses va toujours en augmentant, et donne lieu de craindre, que si l'on n'y prête un prompt rémède, on ne soit plus maître des troupes dans un combat."

Dieser Bericht ist am 9. November verfaßt, in dreißig Werst Entfernung von Smolensk. Man bewahrt denselben im Kriegs-Ministerium zu Petersburg.

Für Russen wurde der Jahrestag von Napoleons Rückzug ein hohes Fest. In Moskau opfert man an diesem Tage den Heiligen eine außerordentliche Menge Kerzen. Mehr Kerzen als alle Seligen des Paradieses zusammen empfängt der Heilige, dessen Bild über einem Thore steht. Es ist derselbe, welcher beim Verbrennen des Kremls seine Wunderkraft dadurch bekundete, daß er die Glaskugel unversehrt erhielt, womit sein Haupt bedeckt ist. Diesem Heiligen werden am Tage, wovon die Rede, wenigstens eben so viele Referen-

zen, Bücklinge und Kniebeugungen zu Theil, als während des ganzen übrigen Jahres.

Polwhele, ein Prediger in England, soll, so wird erzählt, schon 1798, über Napoleon von der Kanzel weissagend, verkündet haben: „zuletzt kommt Krieg vom Norden gegen ihn, er findet sein Ende und keiner wird ihm helfen“.

Napoleon verließ an Rußlands Grenze die Trümmer des schönsten Heeres, das je versammelt gewesen. Von der ewigen Nemesis verfolgt, flog er, aus dem verhängnißvollen Feldzuge, durch Hanau nach Paris. Um selbst der Verkündiger seiner Unfälle zu seyn, um neue Rüstungen zu betreiben, faßte er den Entschluß zu dieser Reise, die keineswegs ohne große Gefahr gewesen, denn sie führte durch Landstriche, deren Bewohner nichts weniger als freundlich gesinnt waren. Eiskalt ließ mich sein Anblick. Ein unruhiges hin- und herfahrendes Wesen, unstäte Körper-Bewegungen, das Auge ungewiß, mißtrauisch, zurückweisend, nirgends Stand haltend. Alles zeugte von Gemüths-Zerrissenheit.

Klar genug verkündete das 29. Bülletin dem erstaunten Europa die ungeheuere Katastrophe, seit den ersten November-Tagen über Napoleon hereingebrochen. Geschicktes Ausweichen und Zurückziehen Russischer Seits nöthigten ihn, sich mehr und mehr zu entfernen von seinen Hilfsquellen, sein Heer vorzuschicken aus einer unwirthbaren Gegend in die andere und es dadurch mit jedem Tage physisch und moralisch zu schwächen. In einem Lande, wo höchstens achthundert Menschen auf einer Quadratmeile leben, konnte eine Armee, hätte sie auch nur sechszigtausend Mann gezählt, nach dem Napoleonischen Requisitions-System, ihre Verpflegung nicht erhalten. Nachführen ließen sich die Vorräthe eben so wenig, dies machten die weiten Entfernungen von sechszig, ja von hundert Stunden zwischen einzelnen großen Orten unmöglich. Indessen gewannen die Russen Zeit, sich zusammenzuziehen. Unsterbliche Verdienste ums Russische Reich, im ersten Theile des Feldzuges, gebüren Barclay de Tolly, der die West-Armee führte. Wer hörte seiner Zeit

nicht den umsichtvollen Feldherrn preisen, der, kaltblütig in Gefahren, unerschütterliche Ausdauer zeigte. Kutusow, welchen das Heer mit Jubel- und Siegesruf begrüßte, war schon sehr vorgerückt im Alter; an Schlachttagen vermißte man die frühere persönliche Thätigkeit.

Waren die Franzosen bis dahin in ihren meist sehr überzuckerten Kriegs-Berichten nicht freigebig gewesen mit Angaben von Einzelheiten über Rückschritte — diesesmal ließ sich die Sachlage nicht verheimlichen. In Paris wurden ungeschminkte Herzens-Ergießungen in Kaffehäusern gefährlich. Man fühlte sich nicht mehr sicher; ruhig war es, wie im Grabe, aber Schlauköpfe witterten Sturm. Mit unerwartetem, ungewohntem Frost bringt der Moskauer Brand die Soldaten in Berührung, in Zusammenstoß: der Kaiser hat kein Heer mehr! Das neunundzwanzigste Bülletin wird in Kaffehäusern gelesen; Alles ist starr vor Entsetzen. Einige schüchterne Anspielungen und Aeußerungen: so viele brave Vaterlands-Vertheidiger und der „tolle Ehrgeiz" ihres Führers. Wenige Tage später, und er selbst ist da; verstohlen hält Napoleon, am späten Abend, seinen Einzug in die Hauptstadt. Bald weiß Paris, daß er da ist, und so ganz anders, als sonst. Ein Wortspiel lauft durch die Kaffehäuser:

„C'est la première fois qu'il revient de la boucherie sans rejouissance."

Wie sehr fortdauernde blutige Kämpfe Frankreich seiner Jugendblüthe beraubt, wie sie hartherzig hingeopfert worden, das sah man aufs deutlichste an den Truppen, zur Ergänzung der Verluste dem Norden zugeführt. Conscribirte, erst unlängst den Armen mütterlicher Liebe entrissene Unbärtige, in Waffen noch ungeübte Knaben mit bleichen Gesichtern, Mitleid erregend, welche wankenden Trittes stündlich exerciren mußten; Hauptleute und Lieutenants steif, mit greisem Haar.

Ueberraschende Schauspiele — wenn man will unbedeutend, einförmig, aber dennoch — thatsächliche Beweise sonderbarer Gebräuche in Benehmen und Thun gewährten diese jugendlichen Söhne des Schlachten-Gottes. Das zu Erzählende dürfte einem Theil meiner

Leser unglaublich scheinen: allein ich habe es, leider! nicht aus zweiter Hand, öfter machte mich ein böses Geschick zum Augenzeugen. „Recht abscheulich, unverzeihlich! Stille doch! stille!“ — höre ich die Leserinnen mir zurufen. Um ihnen jede Verlegenheit zu ersparen, ist mein Rath, diese Seite zu überschlagen.

Zur Sache. Ich will kurz sein und Sorge tragen, meinen Bericht so schonend als immer möglich abzufassen.

Auf öffentlichen Plätzen nicht allein, in jeder etwas breiten Straße wurden Rekruten in den Waffen geübt. Sehr zwanglos, ohne die geringste Scheu, ungehindert, in keiner Weise gestört, durch ihre Oberen, „erleichterten“ sie sich *à la belle étoile* dicht vor den Wohnhäusern, unter den Fenstern ehrsamer Hanauer. Nicht etwa daß ein Einzelner, in seiner Herzenspein, verschüchtert gewagt hätte — nein, lange Reihen, ganze Einfassungen, Garnituren bildend, waren zu sehen, und keineswegs in abendlichen Stunden, am hellen Tage, während des Exercirens gaben die jungen Krieger ihre widerwärtigen Gastrollen. Meine Landsleute, gewohnt an Zucht und Ordnung, voll Verdruß und Unwillen, empört über die Sitte der Franzosen, legten ihnen, mit gutem Recht, den bezeichnenden Namen Gassensch. . . . r bei.

Von unparteiischen Augenzeugen weiß man indessen, daß es den jungen Soldaten keineswegs an Muth fehlte; so fochten in der Schlacht bei Groß-Görschen, 2. Mai 1813, Neu-Conscribirte sehr tapfer und aus solchen bestand das Heer zu großem Theile.

Leopold von Buch.

Le vaste édifice des sciences physiques s'élève, s'agrandit, s'embellit même par des essais imparfaits qui fraient le chemin à des travaux plus approfondis, par des systèmes, qui, en se détruisant les uns les autres, fertilisent par leurs débris même le champ de la science; mais surtout par des observations qui, même en se contredisant, peuvent servir à faire entrevoir la vérité aux esprits propres à la démêler.

Malte-Brun.

Es war im Spatherbst, da trat ein Mann zu mir ins Zimmer, mehr klein als groß und mager, seine Gesichts-Bildung angenehm, die Züge stark ausgeprägt, edel, geistreich, offene Stirne, der Blick prüfend. Er trug einen dunkelblauen Frack, kurze Beinkleider von lichter Farbe, seidene Strümpfe und Halbkamaschen. — Man denke sich meine freudige Ueberraschung, wie geehrt ich mich fühlte — — Leopold von Buch, der sich's zur Lebens-Aufgabe gestellt, den Erdbau zu ergründen, die physische Beschaffenheit unseres Planeten zu durchforschen, er, der mir schon frühe vorgeleuchtet auf meiner wissenschaftlichen Bahn, der mich begeisternd angeregt, dessen Urtheil mir vom höchsten Werth sein mußte. Als dankbarer Schuldner stand ich ihm gegenüber.

So ward es mir beschieden, die persönliche Bekanntschaft des berühmtesten Gebirgsforschers unserer Zeit zu machen, des Mannes, welcher sein ganzes Leben der Natur widmete. Im Gefühle gerechten Stolzes rühme ich mich: Leopold von Buch wurde mein Freund. In steigendem Maße wendete er mir sein Wohlwollen zu und blieb mir verbunden bis zum Tode. Er schenkte meinem Streben Aufmerksamkeit, glücklich fühlte ich mich in seinem Beifall, ermuthigt, gehoben durch seine Anerkennung. Theilnahme, Beweise der Zufriedenheit, des Beifalls von ihm waren mir werthvoll und erfreulich. Ich kann nicht unterlassen mitzutheilen, was mir Buch aus Jena unter dem 17. Mai 1821 schrieb, gleicht es auch einer Eitelkeit; ich gestehe vielmehr, daß es Eitelkeit ist und daß ich stolz bin auf diese Eitelkeit.

„Mein theuerster Freund. Ohnerachtet ich nöthig habe, Ihre Nachsicht und Verzeihung in großen Anspruch zu nehmen, wegen Versäumniß aller Art, deren ich mich gegen Sie schuldig fühle, so mache ich doch noch größern Anspruch auf Ihre unbegrenzte Gefälligkeit und Güte, um so mehr, da dasjenige, was ich wünsche und von Ihnen erbitte, den Fortschritt der Wissenschaft angeht und ich Sie als den wahren Beförderer der Mineralogie in Deutschland ansehe. Setzen Sie Ihre literarische Thätigkeit fort; mit dem Taschenbuche können Sie, bei Ihren Verbindungen, unbeschreiblichen Nutzen stiften. Ich habe eine Rolle für Sie abgehen lassen, die sehr bald in Ihren Händen sein wird, mit Manuscripten und Karten für Ihr Taschenbuch, Arbeiten, welche sehr werth sind, von Ihnen unterstützt zu werden. Schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab und lassen Sie sich die Sache ans Herz gelegt sein."

„Ihnen möchte ich wohl sagen, wo ich hingehe. Ich denke ins Tirol, dort bis spat im Herbst zu bleiben. Ich wünschte, Sie erlaubten mir, Ihnen zuweilen geognostische Briefe über Deutschland für Ihr Taschenbuch zu schicken. Es würde Gelegenheit geben, manche Kenntniß in Umlauf zu bringen, die ohnedem verloren geht."

„Mit Freundschaft und Anhänglichkeit

ganz der Ihrige

Leopold Buch."

Den Gedanken: eine „Charakteristik der Felsarten" zu schreiben, erregte der verehrte Meister in mir; er stellte mir, 1851, die Aufgabe: „Hütten-Erzeugnisse als Stützpuncte geologischer Hypothesen" zu benutzen.

Wer hätte nicht davon gehört, daß Buch, der in glücklicher Unabhängigkeit lebte, Jahr für Jahr sich auf Reisen befand. Ohne zu sagen: wohin? zog er im Frühling aus, mit den Herbststürmen kehrte er zurück in seine einsame Wohnung in Berlin. Als rüstiger Gebirgs-Wanderer, begabt mit, einer jeden körperlichen und geistigen Anstrengung gewachsenen, Thatkraft, Mühseligkeiten und Beschwerden aller Art Trotz bietend, bewegte sich Buch fast immer zu Fuß und wo möglich ohne Führer, bewundernswürdige Ausdauer erweisend bei seinen gründlichen und gewissenhaften Forschungen. So

erstieg er, des vorgerückten Alters ungeachtet, im Jahre 1850 eine der erhabensten Stellen der Jura-Kette, wo man eine unermeßliche Aussicht genießt, mit größter Gewandtheit. Oft legte mein unvergeßlicher Freund zehn und vierzehn Stunden in einem Tage zurück, durch Thäler und über Berge, ohne etwas zu genießen, als einen frischen Trunk aus klarer Quelle. In einem Briefe aus Quedlinburg, Sommer 1823, heißt es unter anderem:

„Eine Entzündung, welche Jupiter durch seinen Donner veranlaßt hat, ist Ursache von Uebeln geworden, welche der langsam heilenden Hilfe des Wundarztes bedürfen. So sehe ich mich denn in meinen Planen sehr gehindert. Schon längst hätte ich Sie sehen sollen, theuerster Freund, schon längst hätte ich weiter sein sollen. — — Ist mir doch das Leben erhalten, und wirklich, so lange ich mich noch bewegen kann, verlöre ich es ungern. — — Und somit lassen Sie mich die Minuten zählen, bis ich Heidelberg sehe und was drunten und drinnen lebt."

Seit ich in der Musenstadt am Neckar weile, wüßte ich mich kaum eines Herbstes zu entsinnen, wo ich den Besuch Buch's entbehrt hätte, und stets ließ er einen ebenso belehrenden und fortwirkenden, als freundlichen Eindruck in mir zurück, stets fand ich Gelegenheit meine Kenntnisse zu erweitern. In einem und dem nämlichen Gasthofe stieg er ab, war hier wie zu Hause und hätte es sehr unangenehm vermerkt, wäre ihm nicht, einmal wie das andere, derselbe Raum angewiesen worden: ein bescheidenes Zimmerchen. Gern fand er sich ein zur Theestunde bei den Meinen und war stets die willkommenste Erscheinung. Wir verdanken seinem unvergleichlichen Humor unzählige schöne Stunden. Hatten wir beide am Tage ernstere Dinge verhandelt, so berührte der, eben so originelle als geistreiche Freund, Abends nichts, das sich auf unser Fach bezog. Hier kamen andere Mittheilungen zur Sprache, und diesen wußte der Reformator der Geologie ein so lebhaftes, eigenes Interesse zu verleihen, daß er stets die Seele unseres kleinen Kreises blieb. In angenehmster, belustigendster Art, zuweilen mit recht ausgelassener Fröhlichkeit, trug er Scherze und selbst Possen vor, besonders — zu Anderer Spott und ihm zur Lust — Anekdoten und Karikarien dieser und jener Höfe, mit

deren Chroniken er wohl vertraut war. Fast immer erwies sich Buch unendlich liebenswürdig und gab häufige Beweise seines außerordentlichen Gedächtnisses. Nur über Dinge der Wissenschaft zu reden vermied er Abends; so mittheilend er sich sonst zeigte, jetzt mußte man's aufgeben, Wünsche und Bitten um Belehrung vorzubringen; es hätte barsches Zurückweisen erfolgen können. — Später verbrachten wir in der Regel noch einige Stunden im Museum, dem hiesigen Gesellschafts-Haus gebildeter Stände. In gewählter, oft in verabredeter Gesellschaft, bei lebhafter und vielfacher Unterhaltung, gefiel sich mein Gast besonders gut.

Als Beweis launichter Anschauungs- und Darstellungs-Weise des Unvergeßlichen gelte folgende Mittheilung.

In einem Berliner Verein interessanter, geistreicher Männer hatte Jeder die Obliegenheit, wenn die Reihe an ihn kam, einen Vortrag zu halten.

„Was vom Brocken zu holen ist."

„Im Sommer war ich auf dem Brocken. Es ist ein herrlicher Berg und werth von so vielen Menschen besucht zu werden. Es war ein schöner Tag, und von allen Seiten zog die Menge herauf, oben des Anblicks zu genießen. Ich hatte mich etwas vom Gipfel entfernt, abwärts gegen den Wald. Da erschien von unten eine kleine Gruppe, Führer voran, dann der Vater, die Frau und zwei Töchter. Sie erregten meine Aufmerksamkeit durch die Freude, welche ihnen der große Blumenwald von vier Fuß hohen prachtvollen *Epilobium angustifolium* und *Digitalis purpurea* machte, durch welche der Weg zum Gipfel herauflief. Ich näherte mich ihnen und entdeckte bald an unzweideutigen heimischen Ausdrücken, daß es eine Berliner Familie sein müsse. Der Führer verrieht mir, es sei Hofrath Eller, Schumann-Straße Nr. 22. Die Ermüdung führte sie in das Haus, und sie traten erst nach langer Zeit wieder hervor an den Rand des Berges. Ob man wohl Halberstadt sieht? sagte der Hofrath. Freilich, sagte sein Nachbar, wohl mehr als das. Die Thürme dort in der Ferne, das ist der Dom von Magdeburg und der helle Silberstreif, der sich dort so weit hinzieht, das ist die Elbe. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. So ist das wohl schon Halberstadt, der große Ort gleich unter den Füßen? O wie weit kann man doch sehen! Dahin muß dann Braunschweig liegen, dort Hildesheim; sollten wir denn Hannover nicht finden? Plötzlich fuhr er zurück. Was sah' ich! rief er. Ich glaube es ist das Meer dort, weithin über Bremen. Und alle Fernröhre wendeten sich schnell; der Ruf: das Meer! das Meer! drängte von allen Seiten einen dichten Haufen zusammen. Bremer! schrie der Würzburger laut,

Bremer, komm her, schau, ist es das Meer, was wir sehen? Gott straf' mich, rief der Bremer, wenn's nicht das Meer ist. Dort über Elsfleth hinaus, nach der Jahde hin. Ich werd's doch wohl wissen; ich bin erst im Frühjahr da gewesen, als meines Vetters Schwager, Capitain Hansen, in der Armee von Jamaika, gekommen war, und uns in seiner Cajüte mit Rum tractirte. — Glauben Sie doch nichts davon, sagte der Professor Delt von Scheppenstedt zum Hofrath. Die Kimmung sagt, man kann das Meer von hier gar nicht sehen. Die Kimmung? Wer ist das? Wer ist sie? Ist sie da gewesen? Woher weiß sie das? — Um Verzeihung, die Kimmung ist keine Person; es ist eine physische Abstraction, und heißt auch Depression des Horizontes. Ich will Ihnen das durch eine Figur zeigen. — O deprimiren Sie sich ins Brockenmoos, sagte unwillig der Hofrath, und lassen Sie das Bremer Meer in Ruhe".

„Unwillkürlich hatte sich dennoch das Fernrohr vom Meere abgewandt, und wenige Secunden darauf war es einen ganzen Quadranten entfernt, nach ganz andern Seiten gerichtet. Nein, ich irre mich nicht, rief er nach einiger Zeit; o Julchen, komm doch geschwind, Julchen sieh, das ist wahrhaftig der Herkules auf dem Weissenstein. Ich sehe das ganze Octogon und die Statue oben auf, und sogar die Treppen; o Gott wie ist das so schön! Herr Rosenstock, Herr Rosenstock, sehen Sie doch, sagte Julchen, sehen Sie, wie herrlich, wie schön! O das sollten Sie malen! — Nein, Julchen, sagte der Hofrath, das malt kein Maler, das ist zu groß, zu göttlich; so hoch kann sich die Kunst nicht heben. — Der Teufel auch, sagte Herr Rosenstock, wenn ich das nicht malen könnte! Ein Strich und einen Punct darauf, da haben Sie den Herkules, den Sie sehen. Ich will Ihnen einen Herkules malen, so groß als ein Kronleuchter, da sollen Sie etwas ganz anderes sehen, als hier aus der Ferne. Was haben Sie denn an diesen langen charakterlosen Horizontal-Linien, die dick auf einander liegen, ohne Anfang und Ende? Da ist gar nichts, was sich hebt und die Aufmerksamkeit zusammenhält und leitet. Kein Vorgrund, kein Mittelgrund. Wo ist denn hier noch ein Gedanke von Einheit des Ganzen? Die Kirchthürme sind angeklebt an die Wiesen, wie behauene Balken, und das Licht schiebt sich dick und gleichförmig über das Alles weg, als wäre es umgestülpte Milch auf einer alten Kaffee-Serviette. — Sie haben Cichorien im Kaffe gefunden, sagte ganz zornig der Hofrath, Sie sind ganz verstreut. Es ist eine Blasphemie, was Sie reden. — Im Umwenden sah er einen Haufen junger Leute; Studenten schienen es zu sein. Mit großer Lebhaftigkeit schien der eine zu erzählen, was man sehe, und jedesmal streckte er die Hand aus, als wollte er den Gegenstand faßen, um ihn den Freunden zu zeigen. Und sie jauchzten laut auf, und die Brust wollte ihnen zerspringen vor Freude und vor Lust. — Das sind meine Leute, rief der Hofrath und eilte auf sie hin. Ich sehe, Sie kennen das Alles, sagte er; o sagen Sie mir, was ist denn das große Schloß dort und der Ort darunter? Es muß doch wohl ein Paar Meilen von hier liegen. — Ja wahrhaftig, weit genug; es ist Gotha und der Friedenstein darüber. Um Gotteswillen, das ist Gotha? Es scheint so nahe! — Der Berg darüber, das ist der große Inselsberg mit dem Häuschen darauf. — Und der Thurm hier auf der Höhe vor Gotha? — Der Paffenthurm ist es

bei Sondershausen; es ist ein güter Tagemarsch hin von da bis nach Gotha. — Aber der Berg, so lang gedehnt in der Ferne? — Das ist der berühmte Meisner in Hessen. Das hessische Alpen-Gebirge und der blaue Streif am Horizont, das sind die Goldberge auf dem Westerwald, am Ursprung der Eder. — Wo auch die Lahn herabläuft? — Ja wohl! — Ist's möglich! hier die Rheinlande und dort Magdeburg und die Elbe; und das Alles umfaßt ein einziger Blick! — Nun wollte er jedes Dorf wissen und jeden Berg, und lief unruhig bald gegen Norden, bald wieder Kassel zu, oder wo man Halberstadt sieht, Quedlinburg und den Petersberg von Halle. Die Herrlichkeit des Anblicks, die Größe des Eindrucks war sichtlich mit jeder topographischen Kenntniß gestiegen, und mit Gewalt mußte man ihn endlich erinnern, daß es Zeit sei, wieder hinunter zu steigen".

„Im Walde am Abhang, wo der Weg schon wieder anfieng etwas menschlicher zu werden, ward er ganz tiefsinnig, nachdenkend. Gewohnt, den Gründen seiner Empfindung nachzuforschen, wollte es ihm nicht recht klar werden, was denn oben die Ursache der so lebhaften Stimmung gewesen sei, die, wie er wohl fühlte, sein ganzes inneres Sein aufgeregt, es für lange Zeit in Bewegung gesetzt hatte. Die Aussicht ist so wunderschön, sagen die Leute; der Maler will aber von Schönheit nichts wissen, und genau überlegt, sind seine Gründe haltbar genug. Selbst dem Lichte über das Ganze will er nicht einmal einen besonderen Reiz einräumen. Unruhig trat er mit seiner Gesellschaft zu Ilsenburg in die Forelle, und konnte sich nicht enthalten, etwas von dem zu äußern, was sich ihm nicht sogleich entwickeln wollte. Der bekannte Botaniker, Professor Wallmann, war aber auch eingetreten. Ich fühle wohl, was Sie quält, sagte er ihm: allein mit dem Anblick von hohen Bergen vertraut, kann ich vielleicht etwas beitragen, Sie zu beruhigen. Nicht die Schönheit, nicht die Form der Gegenstände hat Sie bewegt, sondern die Wirklichkeit ist es, die Wahrheit und das aus ihr hervortretende lebendige Gefühl der Freiheit des Geistes. Was Sie aber gesehen haben, war kein Schein, die Stadt und die Berge, das Rheinland und die Elbe haben Ihnen wirklich gesandt, was Sie oben berührt hatte, und was in so großer Entfernung, über einen so bedeutenden Theil der Erdfläche, zerstreut liegt, haben Sie, mit völligem Bewüßtsein, das Einzelne, als ein Ganzes in sich aufgefaßt. Als Ihnen die Scheppenstedter Kimmung das Meer versalzen hatte, war der Reiz des Anblicks verschwunden; das Gefühl der Wirklichkeit war zerstört; aber je mehr Sie Orte und Städte erkannten, je mehr die ausgebreitete Welt durch Erkennen der einzelnen Theile sich aus der Unbestimmtheit des Nebel-Anblicks erhob, und die unendliche Fläche sich individualisirte, um so größer ist Ihnen die Welt geworden. Ja wir fühlen es, wir sind nicht mehr allein auf der Spitze des Berges, wir sind überall; Gotha, Hannover, das Hessenland und die Elbe, werden uns nicht hingemalt, wir sind zugleich hier und dort in jedem Puncte anwesend. Und frei fühlt sich der unsterbliche Geist, wenn er so viel zu umfassen vermag, und wenn er alles, was ihn niederdrückt und am Boden festhält, in dem engen Kreise ihrer kleinlichen Wirksamkeit festgebannt sieht. Lebendig und klar ist es, daß was von ihm hervorgeht, unabhängig von beengenden Kräften, ewig fortwirkt im

Laufe der Zeiten, einflußreich und wohlthätig, wenn wir Muth finden, ihn stets emporstrebend und kraftvoll zu erhalten."

Wahrlich, Herr Wallmann, rief entzückt der Hofrath, zu Ihnen hat die Natur noch durch andere Zeugen geredet, als durch Pollenfäden, Stigma und Germen. Ja, so ist es: es ist das Gefühl der Wahrheit und Freiheit, das uns oben begeistert; durch dieses verklärt und geläutert, ist uns Muth und Kraft von Neuem erregt, die Beschwerden des Lebens zu tragen. Mit ihm kehre ich in die Heimath zurück, und Wahrheit und Freiheit werden mir die Lust und Liebe des Lebens stets lebendig erhalten, auch wenn die Frau mit der Küchen-Rechnung eintritt, oder der Amtsbote mit den Acten erscheint, Schumanns-Straße Nro. 22 zwei Treppen hoch."

Mit diesen Worten entsprach Leopold von Buch seiner Verpflichtung. Der Vortrag wurde als „Manuscript" gedruckt und außer Berlin wohl nicht viel bekannt. Ich schmeichle mir, durch diese Mittheilung nicht wenige meiner Leser verpflichtet zu haben.

Im Oktober 1852 weilte der Großmeister deutscher Geologen, bei seiner Heimkehr aus Frankreich, nur vorübergehend in Heidelberg; es sollte das letzte Mal sein! Ich fand ihn, der nie gern umständlichen Abschied nahm, ergriffen, bewegt, wie wir uns trennten, als läge eine düstere Ahnung auf seiner Seele; er schien das Lebewohl schwer zu verwinden. Leider blickte die wissenschaftliche Welt bald zurück auf den Reichthum der geschlossenen irdischen Laufbahn des seltenen Mannes. Ein ergreifender schwerer Verlust, ein unbeschreiblich schmerzhafter Stoß! Eine gar große Lücke hinterließ dieser Tod. Mir, dem er vor Vielen lieb, werth und theuer gewesen, wollte die leidige Ueberzeugung schwer eingehen.

Buch's Lebens-Beschreibung und die Geschichte der Geologie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, sind eines und dasselbe. Zeichen ehrender Anerkennung, Beweise wärmsten Dankes, zollten dem Forscher, unter dessen kräftiger Führung das Wissen Riesenschritte gemacht: von Carnall*, Cotta**, von Dechen***,

* Gedächtniß-Rede in der deutschen geologischen Gesellschaft. Die Todtenfeier zu Berlin kann, in gewisser Beziehung, eine Europäische genannt werden.

** Gedächtniß-Feier begangen in der Berg-Akademie zu Freiberg, wo B. Cotta der Sprecher war.

*** Hielt einen ergreifenden, schönen Vortrag in einer General-Versammlung des naturhistorischen Vereins der Preußischen Rheinlande und Westphalens.

Encke*, Geinitz**, Haidinger***, Nöggerath†, Thiersch††.

Auch mir gebührt das Recht, ein Erinnerungs-Blatt zu legen auf's Grab des Mannes, den ich im Leben so hoch schätzte, an dem ich so viel verlor. Auch ich rufe dem Dahingeschiedenen Worte wärmster Freundschaft nach, Worte des Schmerzes, des Leides.

Ein treues Bild Buch's, dessen Leben voll Mühen, Opfern und Gefahren gewesen, würde vielen meiner Leser willkommen sein; ich vermag nur einige flüchtige Züge zu bieten. Nicht ohne tiefste Herzens- und Geistes-Bewegung versuche ich die Aufgabe zu lösen. Wie viele Erinnerungen und Gedanken tauchen in mir auf, bewegen sich in meiner Seele beim Schreiben; seltsamer Empfindungen kann ich mich nicht erwehren.

Dreiundsechzig Jahre liefen ab, da meldete sich beim Rector der Haller Hochschule, sehr bescheiden und schüchtern, ein junger Mann und bat ihn zu immatriculiren.

„Was beabsichtigen Sie zu studiren?" fragte etwas barsch der Magnificus.

„Natur-Wissenschaften."

„Das ist nichts, wählen Sie etwas Anderes, irgend ein Fach. Besinnen Sie Sich eines Bessern."

Begreiflich machte diese schulsteife Ermahnung den unangenehmsten Eindruck. Augenblicklich verließ der Bewerber den Rector und Halle und begab sich nach Freiberg. Es war Leopold von Buch. Auf der Berg-Akademie wohnte er in Werner's Haus. Hier knüpfte sich das innige Freundschafts-Verhältniß zwischen ihm, Alexander von Humboldt und Freiesleben.

Als treuer Schüler zog Buch aus von Freiberg in die Welt.

---

* Schilderte in der Akademie zu Berlin die Bedeutung Buch's für die Wissenschaft.

** Feierte ihn in der Aula der polytechnischen Schule zu Dresden.

*** Schrieb „zur Erinnerung an Leopold von Buch" in den Jahrbüchern der K. K. geologischen Reichs-Anstalt.

† Gedachte seiner in einer Mittheilung, welche die Kölnische Zeitung brachte.

†† Rede zur Nachfeier des Stiftungs-Tages der Münchner Akademie der Wissenschaften.

Jahr 1812.

Genugthuung.

> Wenn Unrecht Fortgang hat, so laß Dich's nicht verdrießen,
> Dem Bösen hilft das Glück und tritt ihn einst mit Füßen.
>
> Opitz.

Das Glück der Cabalen und Intriguen hat seine Wechselfälle. Eine glänzende Genugthuung blieb für mich nicht lange aus. Mein „Ruhestand" hatte kaum ein Jahr gedauert, als der Großherzog so gnädig war, mir mit eigener Hand zu schreiben:

„Es wird mir sehr angenehm sein, Sie übermorgen hier bei mir zu sehen. Nachdem nunmehr mit der Französischen Regierung in Betreff der Domänen von Fulda und Hanau ein Abschluß zu Stande gekommen ist, so tritt der Fall ein, daß Sie einen Wirkungskreis erhalten, der Ihren ausgezeichneten Talenten und Ihrer Vaterlands-Liebe würdig ist. Insbesondere wird auch eine Verabredung zu treffen sein wegen der Renten, welche vorhin auf der Rhein-Octroi gegründet waren, und nunmehr tractatenmäßig auf die fünf Zwölftheile jener Fuldaischen und Hanauischen Domänen übertragen sind, welche für immer dem Großherzogthum Frankfurt eigenthümlich verbleiben. Diese Last wird nun auf mehrere Jahre vermindert durch die Rückstände von sechsmal Hundert Tausend Gulden, die mir gebühren, und die ich dem Hanauer und Fuldaer Lande geschenkt habe. Unterdessen, indem ich hoch bei Jahren bin, liegt mir Vieles daran, daß die

Sachen noch für jetzt und für die Zukunft in Ordnung kommen. Hiervon mündlich ein Mehreres in vollem Vertrauen. Ich bin mit vieler Hochschätzung

Ihr ergebener

Aschaffenburg, 3. März 1812.

Carl.

So war ich denn vollkommen gerechtfertigt, und mußte, als schuldlos verfolgt, vor meinem Fürsten in desto günstigerem Lichte erscheinen; er hatte sich vom wahren Zusammenhange der Sache überzeugt, das lügenhafte, unwürdige Gerede erkannt, die gemeine Lästerung der Bosheit.

On a beau faire; la vérité s'échappe, et perce toujours les ténèbres qui l'environnent. Le temps, qui consume tout, détruira les erreurs mêmes.

Montesquieu.

Während meines „Ruhestandes" genoß ich des Glückes, mit dem Großherzog in nicht unterbrochenem wissenschaftlichem Verkehr zu stehen; darüber ließen sich der Beweise gar manche beibringen.

Unter anderm sollten in Aschaffenburg Versuche gemacht werden mit Platina zur Ausschmückung von Porcellan-Gefäßen. Mein gnädigster Herr ertheilte mir den Auftrag, von Paris Material kommen zu lassen. So erklärt sich der Inhalt folgenden eigenhändigen Schreibens.

„Werthester Herr General-Inspektor.

Der Inhalt Ihrer Abhandlung hat mich erfreut und belehrt. Ich danke verbindlichst dafür. Dem Herrn Gillet de Laumont werde ich ehestens schreiben und ihm das Geld für die Platina zuschicken. — Ihr unermüdeter, einsichtvoller Fleiß in Vervollkommnung der mineralogischen Wissenschaft ist sehr schätzbar. Ich bin mit vieler Hochachtung

Ihr ergebener

Aschaffenburg, 16. Februar 1812.

Carl.

Ich sah mich in erneuter Geschäfts-Thätigkeit und verblieb es, bis zur verhängnißvollen Katastrophe des folgenden Jahres.

Im November berief mich der Großherzog in dringenden Angelegenheiten durch Stafette nach Fulda, wo er zur Zeit weilte.

Ich traf, da möglichste Eile befohlen war, besondere Vorsorge zur raschen Beförderung, den Postmeistern wurde das Nöthige durch Laufzettel ernstlich empfohlen. Mit Truppenmassen war die Straße bedeckt. Hin und her sprengende Reiter bemühten sich von Zeit zu Zeit mein Fuhrwerk bei Seite zu drängen, drohten wohl auch den Postillionen mit Säbelhieben. Diese behaupteten sich jedoch möglichst tapfer in der genommenen Richtung, ich versuchte durch einige Redensarten die Angreifenden zu beschwichtigen. Besonders lästig und bedenklich wurden Artillerie- und Bagage-Züge; sie machten das Fortkommen mühselig. Mehr als einmal wurde es nöthig, bald zur Rechten, bald zur Linken, quer Feld ein auszubeugen, und immer mußte man besorgen, von der Straße abgeschnitten zu werden.

Inmitten der Nacht erreichte ich mein Ziel, und es war noch sehr früh am Tage, als sich schon der fürstliche Laufer einstellte, allerdings längst nicht mehr Springens fähig, aber ein langer, stattlicher, kräftiger Alter, in dem sich noch Jugend regte.

„Der gnädigste Herr erwarten Sie mit größter Ungeduld. Seine Königliche Hoheit befahlen gestern Abends ausdrücklich, mit dem frühesten Morgen Erkundigung einzuziehen, ob der Herr General-Inspector noch nicht da seien. Sie möchten so bald als möglich ins Schloß kommen.

Halblaut, flüsternd fügte der Mann hinzu:

„Königliche Hoheit haben auch für Sie ein Couvert bei der Mittag- und Abend-Tafel befohlen."

Wir durchlebten den „Franzosen-Winter". Zum Schutz gegen die strenge Kälte, besonders da ich auf der Hin-, wie auf der Rückreise, der Eile wegen, Nachtfahrten zu machen hatte, versah ich mich mit einer anständigen Pelzmütze. Leider wurde mein „Klapphut" vergessen. Der dienstfertige Laufer wußte sogleich Rath; er beruhigte mich durch die Versicherung, ich solle im Vorzimmer einen Hut finden, dieß wäre seine Sorge.

In meinen Mantel gehüllt, die Pelzmütze auf dem Kopf, schlug ich den Weg nach dem Schlosse durch Seitenstraßen ein. Aber der Großherzog, welcher harrend am Fenster stand, erkannte mich durch

das große Taschen-Fernglas, dessen er sich immer zu bedienen pflegte, und es gefiel ihm, mich mit huldvollen Hand-Bewegungen zu begrüßen. Im Vorzimmer wurde der Mantel abgelegt, die Mütze darin verborgen und nach dem Klapphut gegriffen. Da öffnete mein gnädigster Herr die Thüre und rief mir scherzend entgegen:

„Nun, wo haben Sie denn Ihre Pelzkappe gelassen?"

Auf's theilnehmendste fragte der Fürst, wie es mir ergehe, überhäufte mich mit Freundlichkeit. In diesem Wirbel von Bedrängnissen, von schwankenden Vermuthungen, waren sein besonnenes Wesen, seine ruhige Haltung ganz dieselben, wie in glücklichen Tagen.

Die verhandelten Geschäfte, die Aufträge, welche mir wurden, gehören nicht hierher, auch darf ich sie nicht weiter berühren. Nur so viel sei gesagt, daß es meinem gnädigsten Herrn gefiel, sich mit mir über manche, der Zeit-Verhältnisse wegen nothwendig gewordene, Opfer zu berathen, die von ihm gefordert wurden. In dieser — ich kann sie wohl so bezeichnen — vertraulichen Unterhaltung mit dem Großherzog, war es mir abermals vergönnt, nähere Blicke zu werfen in Einzelheiten seines viel bewegten Lebens. Lange wurde hin und her geredet, um in wichtigen Fällen raschen Entschlusses nicht zu ermangeln, um vom möglichen schnellen Wechsel der Umstände nicht überflügelt zu werden.

Erst in spater Abendstunde entließ mich der Fürst. Als ich im Begriffe war, die Heimreise anzutreten und fast schon einen Fuß im Wagen hatte, da stürzte der Laufer herein; jugendlich rasch, athemlos, mit einem ganz närrischen Gesicht, dennoch nicht ohne feierliche, etwas breite Formen. Schlau und verschwiegen, sah er sich erst nach allen Seiten um, lauschte an der Thüre des Seitenzimmers.

„Verzeihen Sie, daß ich so kühn bin, aber es martert mich, ich muß beichten."

„Was ist's?"

„Es erwartet Sie in Hanau eine Freude. Ich gratulire, Herr Geheimerath! — Ja, meiner Treu, so wahr ich ehrlich bin. So eben trug ich das vollzogene höchste Rescript zur Post. Des Herrn Wille ist, Sie sollen überrascht werden, so hörte ich unsern geheimen Sekretär zum Cancellisten sagen. Ich konnte nicht umhin, ich mußte mir die Freude machen; Sie wissen, wie lieb wir Alle Sie haben."

Augenblickliche Verstimmungen und Aufwallungen, nicht selten gesteigert bis zu wilden Ausbrüchen, rührten her von angeborener Empfindlichkeit und von Nerven-Reizbarkeit. Für einen Menschenfeind hätte man Buch halten, ihm eiskalte Gefühllosigkeit beimessen können, so stieß er mitunter zurück. Erkannte Wahrheiten zu unterdrücken, widerstrebte seiner geistigen Freiheit; gegen Vorurtheile führte er Krieg. Ließ man ihn gewähren, kannte man seine Gemüthsart, verstand man ihn zu behandeln, so war ein begüt'gendes Wort anzubringen; man konnte ihn, im glücklichen Falle, wohl leiten, aber nie zwingen. Schwächen, Halbheiten im wissenschaftlichen Treiben, dünkelhafte Anmaßung, Selbstsucht, sich aufblähende Eitelkeit, wieß Buch mit Schärfe zurück, oft, bei seiner großen Lebendigkeit, mit schroffer Härte. In solchen Fällen ließ er wohl auch die „Unbefugten", die „Naseweisen" gewähren, ohne sie zu beachten; gerieth er aber in Harnisch, brachten ihn Unbescheidene in Verzweiflung, dann büßten dieselben schwer; Buch erhob seine kräftige Stimme, mit dem Ausdruck der Verachtung ließ er seine Ueberlegenheit fühlen, verstand zu schlagen mit beißendem Witz und Spott und in häufigen Fällen sehr von Rechtswegen. Menschen, gegen die sich, aus Gründen, seine Gesinnung einmal erklärt, denen verblieb er abhold für immer. Man fand ihn kalt, kurz angebunden, ungeduldig, und fühlte er sich gereizt, aufgeregt, so blieb er mit satyrischem Gesicht bewegungslos, ich möchte sagen in einander geschoben stehen, oder wurde in sonderbare Bewegung und Erschütterung versetzt, die er keineswegs immer bezwingen konnte und wollte.

Als Belege einige Stellen aus Briefen zu Berlin im Januar 1823 und im Mai 1837 geschrieben.

„Daß Sie Naumann's Aufsatz * abdrucken ließen, war mir sehr angenehm zu hören. Er ist von seiner Reise zurück, die immer eine sehr merkwürdige sein wird und Aufsehen machen muß. Er hat es an Fleiß und Sorgsamkeit nicht fehlen lassen und hat Gebirge bestiegen und gemessen, die vor ihm Niemand sah und viel weniger untersuchte. Wollen Sie mir einzelne Abdrücke mit der Post zusenden,

* „Bemerkungen auf Ausflügen in die Norwegischen Schnee-Gefilde" (Taschenbuch für das Jahr 1823).

so werde ich sie ihm mit Vergnügen besorgen. Gern wäre ich nach Heidelberg gekommen, weil ich dort stets gern sein werde; allein der weit vorgerückte Winter rief mich dringend in die Heimath zurück; Humboldt auch, der fast mit mir an einem Tage aus Italien ankam." — —

„— — Ich habe Dr. Buch in Frankfurt gesehen, der mir erzählt hat, wie er mit Ihnen noch in Heidelberg zusammengekommen war, und wie groß Ihr Eifer gegen .... r's freilich schwaches Raisonnement über die Heidelberger rothen Sandsteine gewesen war. Der Mann schreibt zu eilig und überlegt nicht genug, was er dem Publikum darbietet. Seine geognostische Karte hat in meinen Augen nur einen sehr untergeordneten Werth. Wir haben bessere Materialien, die Jedem zugänglich sind. Das sind auch getäuschte Hoffnungen, ich hatte sehr viel von ihm erwartet. — — Noch bitterer war mir das Gefühl, Menschen da unedel zu finden, wo ich es am wenigsten erwartete — weil man dies der Schwachheit der menschlichen Natur überhaupt zu Gute halten muß. — — Ihre Entdeckung des Nephelins * ist wichtig. Ich sah ihn bei Vogel in München."

„Ich schicke Ihnen, mein verehrter Freund, zwei Aufsätze, welche die Insertion in das Jahrbuch sich erbitten. Der kürzere von mir ist zwar ein bestelltes Lob; allein ich glaube es ist verdient. *** hat sein Buch auf seine Kosten drucken lassen und hat dazu die .... sche Karte gekauft, daher will er sie auch verkaufen und meint, eine Anzeige von mir könne ihm helfen. Da dies also ein Act der Wohlthätigkeit ist, wenn Sie diesen Aufsatz bald bekannt machen werden, so rechne ich auf Ihre Gewogenheit."

„Der andere Aufsatz, von einem jungen Manne, der sich schon hervorthun wird, beschreibt einen noch nie vorher gekannten Alpenpaß, und dies gibt ihm Werth, da nicht so leicht ein Anderer diesen sehr merkwürdigen Paß beschreiben wird. Der Verfasser läßt Ihnen völlige Freiheit, seine Breiten zu concentriren und auch den etwas schwachen Eingang wegzulassen. Ich denke, die Beschreibung dieses Passes ist immer noch mehr werth, als ††† geistlose Uebersichten, der vom „Old red" besessen ist und es jetzt auch im Kohlen-Gebirge

* Am Katzenbuckel im Odenwald.

wiederfindet. — Im Augenblicke, da Sie dieses erhalten, werde ich wohl bei Mannheim vorbeischwimmen.

Ganz der Ihrige."

Bei den vielen Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten unseres einsam im Gebirge Reisenden, der auffiel und auffallen mußte, gewisser Seltenheiten wegen, ist zu denken, daß Abenteuer dieser und jener Art nicht ausblieben, auch — allerdings häufig nicht ohne eigene Schuld — dem „wandernden Einsiedler" Unangenehmes zustieß, um so mehr, da dessen Reden gar oft spitzig, die Antworten unsicher waren und er leicht von irrigen Ansichten und hergebrachten Mißbräuchen sprach. Man weiß von sehr vielen belustigenden Begebenheiten, von sonderbaren Mißverständnissen und ernsthaften Vorfällen, die ihn bedenklichen Lagen zuführten. Nur einiger Hergänge möge Erwähnung geschehen. Im Jahre 1810, mit den Schweizer Geologen Lardy aus Lausanne und Rengger aus Aarau von Turin gen Joré pilgernd, wurde Buch, dessen Paß sich als nicht ganz der Ordnung gemäß erwies, was ihn verdächtigte, durch Gendarmen festgenommen. Gleiches wiederfuhr den Gefährten. Fruchtlos blieben Vorstellungen und Einwendungen. Man brachte die Gefangenen unter Bedeckung nach Joré. Ein glücklicher Zufall wollte, daß sich hier Französische Officiere befanden, welche die Reisenden zu Courmayeur gesehen hatten; ihrer Dazwischenkunft, ihrer Vermittelung verdankten Buch und dessen Genossen die Freiheit. — Als der große Geolog, aus Vaterlandsliebe, sein Prachtwerk über die Canarischen Inseln — das nie Gegenstand des Buchhandels geworden — der Haller Universität zum Geschenk darbringen wollte, wies ihn, der mit dem mächtigen Quartband unterm Arm eintrat, ohne daß er zum Wort kam, einer der Unter-Bibliothekare, dem Buch persönlich nicht bekannt war und der ihn — für einen Subscribenten-Sammler hielt, schnöde zurück. Man denke sich die Entrüstung; es fiel nicht leicht, die Sache auszugleichen.

Einen Rückblick noch auf des Verklärten merkwürdige Lebensbahn, die so reich gewesen, von so erstaunenswürdigem Umfang. Wie Newton der geniale Begründer einer Mechanik des Himmels und seiner Gesetze wurde, so gab Leopold von Buch der Erde eine

Geschichte, die jener der gesammten Natur sich anreiht, und mit Vollkraft verschaffte er seiner Lehre ihre Geltung. Am späten Abend, scheidend, legte er fruchtbringende Saaten in der Zukunft Schooß. Für immer glänzt Buchs Name im Sternenkranze größter Geister. Hochgefeiert von der Mitwelt, wird ihm die Nachwelt staunend danken.

„Seiner Art stirbt nur Einer unter uns."

Iffland auf der Hanauer Privat-Bühne.

Die hellen wie die trübumwölkten Stunden
Verklärt die Kunst durch ihren Zauberschein;
Getrenntes wird durch sie gar hold verbunden,
In ihrem Spiegel zeigt sich alles rein.
So Glück als Wehe, das ein Herz empfunden,
Schließt sie in ihre heitre Rahmen ein,
Und weiß in schönen Bildern festzuhalten
Des Augenblicks vergängliche Gestalten.

Ein Kind des Frühlings sucht sie grüne Auen,
Und weilt am liebsten in dem Blüthenreich.
Den Morgen sieht sie, sieht den Abend grauen:
Doch bleibt ihr ernstes Spiel sich immer gleich;
Dem innern Muthe kann sie kühn vertrauen,
Und nichts besitzend ist sie gabenreich,
Weil ihre Heimath im Gebiet des Schönen,
Wo Erd und Himmel friedlich sich versöhnen.

Wohl fordert sie von ihren Priestern allen,
Mit ganzer Seele sich nur ihr zu weih'n,
Und von den Tausenden, die zu ihr wallen,
Wird keiner sich der höchsten Gunst erfreun,
So lang' er noch in andrer Götter Hallen
Geschäftig spendet Opferduft und Wein.
Denn zu der hehren Göttin seel'gem Leben
Führt nur ein ungetheiltes stetes Streben.

Doch nimmt sie freundlich auch den Ungeweihten
Mit seiner kleinen Gabe dankbar an.
Ermuthigend im harten Kampf der Zeiten
Und milde tröstend, wo und wie sie kann,

„Varus, Varus! gib mir meine Legionen wieder!"

Napoleons Einzug in Moskau bildete, nach allen seinen Folgen, einen Abschnitt in der Welt-Geschichte; es war jedoch dieser Einzug kein Triumph, Niemand hatte sich ihm unterworfen, man überließ ihm leere Straßen, todte Häuser.

Zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, schwankend, stets befangen in trügerischer Erwartung des Friedens, schritt der Kaiser von Tag zu Tag einem vernichtenden Verhängniß entgegen.

Mit mannigfaltiger anderer Beute brachten Kosacken ins Hauptquartier der Russen ein höchst merkwürdiges Actenstück, den durch Berthier's eigene Hand verbesserten Bericht an seinen Kaiser. Es heißt darin wörtlich:

„Les troupes sont presque débandées. Le nombre des soldats qui suivent les drapeaux est en proportion du quart au plus dans presque tous les régiments; les autres marchent isolément dans différentes directions et pour leur compte dans l'espérance de trouver des subsistances et pour se débarasser de la discipline. Ces jours on a remarqué, que beaucoup de soldats jettent leur cartouches et leurs armes. — Des jours de repos, des subsistances, sont nécessaires aux soldats, qui sont exténués par la faim et la fatigue. Beaucoup sont morts ces derniers jours sur la route et dans les bivouacs. Cet état des choses va toujours en augmentant, et donne lieu de craindre, que si l'on n'y prête un prompt rémède, on ne soit plus maître des troupes dans un combat.“

Dieser Bericht ist am 9. November verfaßt, in dreißig Werst Entfernung von Smolensk. Man bewahrt denselben im Kriegs-Ministerium zu Petersburg.

Für Russen wurde der Jahrestag von Napoleons Rückzug ein hohes Fest. In Moskau opfert man an diesem Tage den Heiligen eine außerordentliche Menge Kerzen. Mehr Kerzen als alle Seligen des Paradieses zusammen empfängt der Heilige, dessen Bild über einem Thore steht. Es ist derselbe, welcher beim Verbrennen des Kremls seine Wunderkraft dadurch bekundete, daß er die Glaskugel unversehrt erhielt, womit sein Haupt bedeckt ist. Diesem Heiligen werden am Tage, wovon die Rede, wenigstens eben so viele Referen-

zen, Bücklinge und Kniebeugungen zu Theil, als während des ganzen übrigen Jahres.

Polwhele, ein Prediger in England, soll, so wird erzählt, schon 1798, über Napoleon von der Kanzel weissagend, verkündet haben: „zuletzt kommt Krieg vom Norden gegen ihn, er findet sein Ende und keiner wird ihm helfen“.

Napoleon verließ an Rußlands Grenze die Trümmer des schönsten Heeres, das je versammelt gewesen. Von der ewigen Nemesis verfolgt, flog er, aus dem verhängnißvollen Feldzuge, durch Hanau nach Paris. Um selbst der Verkündiger seiner Unfälle zu seyn, um neue Rüstungen zu betreiben, faßte er den Entschluß zu dieser Reise, die keineswegs ohne große Gefahr gewesen, denn sie führte durch Landstriche, deren Bewohner nichts weniger als freundlich gesinnt waren. Eiskalt ließ mich sein Anblick. Ein unruhiges hin- und herfahrendes Wesen, unstäte Körper-Bewegungen, das Auge ungewiß, mißtrauisch, zurückweisend, nirgends Stand haltend. Alles zeugte von Gemüths-Zerrissenheit.

Klar genug verkündete das 29. Bülletin dem erstaunten Europa die ungeheuere Katastrophe, seit den ersten November-Tagen über Napoleon hereingebrochen. Geschicktes Ausweichen und Zurückziehen Russischer Seits nöthigten ihn, sich mehr und mehr zu entfernen von seinen Hilfsquellen, sein Heer vorzuschicken aus einer unwirthbaren Gegend in die andere und es dadurch mit jedem Tage physisch und moralisch zu schwächen. In einem Lande, wo höchstens achthundert Menschen auf einer Quadratmeile leben, konnte eine Armee, hätte sie auch nur sechszigtausend Mann gezählt, nach dem Napoleonischen Requisitions-System, ihre Verpflegung nicht erhalten. Nachführen ließen sich die Vorräthe eben so wenig, dies machten die weiten Entfernungen von sechszig, ja von hundert Stunden zwischen einzelnen großen Orten unmöglich. Indessen gewannen die Russen Zeit, sich zusammenzuziehen. Unsterbliche Verdienste ums Russische Reich, im ersten Theile des Feldzuges, gebüren Barclay de Tolly, der die West-Armee führte. Wer hörte seiner Zeit

„Sie haben mich freundlich eingeladen, bei Ihnen zu wohnen, Ich bin aber noch mit meiner Schwägerin und muß außerdem, wegen mancher Eigenthümlichkeit meiner Verhältnisse, mit Freimüthigkeit und Vertrauen bitten, daß wir im Gasthofe wohnen. Dagegen bitte ich, daß ich die Erlaubniß erhalte, mit den Meinigen bei Ihnen essen zu dürfen.

„Ich wünsche, daß mir das gewährt werde und äußere mich so offen, wie Sie mich kennen. Vergönnen Sie mir eine baldige gütige Antwort, welche ich sogleich erwiedern werde. Grüße an Alle von

Ihrem

Iffland.“

Weitere Nachrichten folgten den 20. November von Darmstadt aus:

„Ich schicke Ihnen, verehrtester Freund, hierbei die letzte veränderte Scene aus dem „Essighändler“. Obgleich mein Fuß bei der angewendeten Sorgfalt sehr gut heilt, so glaube ich dennoch leider nicht, daß ich vor Mittewoche den 25. hier werde spielen können. Darnach dürfte sich mein Eintreffen in Frankfurt um drei oder vier Tage verzögern. Mit Gewißheit hoffe ich jedoch Sonntag den 22. zum erstenmale ins Theater zu fahren und an eben diesem Tage Ihnen und Freund Werdy die letzten bestimmten Nachrichten meiner Abreise von hier nach Frankfurt geben zu können. Mit vollkommenster Achtung und Freundschaft

der Ihrige

Iffland.“

Ich suchte meinen Freund in Darmstadt auf, sah ihn im „Kaufmann von Venedig“ als Shylock und erhielt endlich, in einem Briefe aus Frankfurt vom 6. December, die genaueste Bestimmung wegen des Gastspieles in Hanau:

„Wenn es Ihnen passend ist, wünsche ich Donnerstag den 10., Morgens um halb neun Uhr nach Hanau zu fahren, wo sodann die Probe um drei Viertel auf elf Uhr anfangen könnte.

Sie sagten mir, daß Sie „Raphael“ * zum „Essighändler“ geben

* Historisches Schauspiel in einem Act von Castelli.

würden. Der „Puls" zu letzterem Schauspiel ist für mein Befinden etwas viel. Sollten Sie aber mit „Raphael" ein Hinderniß haben, so will ich es, da ich nur Donnerstag und Freitag Vorstellung geben kann, und unter dem Beding gern thue, daß ich Donnerstag nach der Probe gleich zu Hause und Abends sehr bald zur Ruhe gehen kann. Dies ist nicht Pedanterie, sondern ich darf, wenn ich viel spiele, nicht lange stehen und nicht lange sitzen, wie mein Befinden ist.

„Freitag: „Menschenhaß und Reue". Sonnabend, Sonntag, Montag, Vorstellung in Frankfurt. Dienstag meine Abreise, da man mich zu Berlin sehr ungestüm fordert.

„Ich bitte Ihre Güte um eine geschlossene Kutsche mit den Pferden, weil mein Wagen halb gepackt bleibt und das eine Rad gebessert wird. Eben so bitte ich um Nachricht, wo Sie mir die Wohnung bestellt haben.

„Sollte ich — was ich nicht hoffe — einen Ruhetag haben müssen, so müßte es der Samstag sein. Die Fürsorge der Aerzte und mein Angegriffensein leihen mir ein Ansehen von Ziererei, was nicht in mir ist. Entschuldigen Sie es bei Allen, die mich kennen.

Ihr

Iffland.

Ich darf nicht unterlassen zu sagen, daß für die zu gebenden Darstellungen das Stadt-Theater hergerichtet worden. Das Haus ist, für den mittelmäßigen Ort, geräumig, aber nichts weniger als geschmackvoll verziert. Die Gesellschafts-Bühne faßte kaum hundert Zuschauer und eignete sich nicht, da man keineswegs Jene allein, welche das Streben der Dilettanten bis dahin mit nachsichtvoller Güte erkannt, sondern jedem Freunde dramatischer Kunst Gelegenheit geben wollte zur Theilnahme an dem hohen Genusse, den das Auftreten des seltenen Mannes erwarten ließ. Zwischen Logen, Parterre und Gallerie fand kein Unterschied statt, sämmtliche Plätze wurden für gleich erklärt. Man kann sich denken, mit welcher Spannung und Neugierde das größere schaulustige Publikum den Aufführungen entgegensah.

Iffland — dem ich einen bequemen, mit vier Pferden bespann-

Leopold von Buch.

Le vaste édifice des sciences physiques s'élève, s'agrandit, s'embellit même par des essais imparfaits qui fraient le chemin à des travaux plus approfondis, par des systèmes, qui, en se détruisant les uns les autres, fertilisent par leurs débris même le champ de la science; mais surtout par des observations qui, même en se contredisant, peuvent servir à faire entrevoir la vérité aux esprits propres à la démêler.

Malte-Brun.

Es war im Spatherbst, da trat ein Mann zu mir ins Zimmer, mehr klein als groß und mager, seine Gesichts-Bildung angenehm, die Züge stark ausgeprägt, edel, geistreich, offene Stirne, der Blick prüfend. Er trug einen dunkelblauen Frack, kurze Beinkleider von lichter Farbe, seidene Strümpfe und Halbkamaschen. — Man denke sich meine freudige Ueberraschung, wie geehrt ich mich fühlte — — Leopold von Buch, der sich's zur Lebens-Aufgabe gestellt, den Erdbau zu ergründen, die physische Beschaffenheit unseres Planeten zu durchforschen, er, der mir schon frühe vorgeleuchtet auf meiner wissenschaftlichen Bahn, der mich begeisternd angeregt, dessen Urtheil mir vom höchsten Werth sein mußte. Als dankbarer Schuldner stand ich ihm gegenüber.

So ward es mir beschieden, die persönliche Bekanntschaft des berühmtesten Gebirgsforschers unserer Zeit zu machen, des Mannes, welcher sein ganzes Leben der Natur widmete. Im Gefühle gerechten Stolzes rühme ich mich: Leopold von Buch wurde mein Freund. In steigendem Maße wendete er mir sein Wohlwollen zu und blieb mir verbunden bis zum Tode. Er schenkte meinem Streben Aufmerksamkeit, glücklich fühlte ich mich in seinem Beifall, ermuthigt, gehoben durch seine Anerkennung. Theilnahme, Beweise der Zufriedenheit, des Beifalls von ihm waren mir werthvoll und erfreulich. Ich kann nicht unterlassen mitzutheilen, was mir Buch aus Jena unter dem 17. Mai 1821 schrieb, gleicht es auch einer Eitelkeit; ich gestehe vielmehr, daß es Eitelkeit ist und daß ich stolz bin auf diese Eitelkeit.

„Mein theuerster Freund. Ohnerachtet ich nöthig habe, Ihre Nachsicht und Verzeihung in großen Anspruch zu nehmen, wegen Versäumniß aller Art, deren ich mich gegen Sie schuldig fühle, so mache ich doch noch größern Anspruch auf Ihre unbegrenzte Gefälligkeit und Güte, um so mehr, da dasjenige, was ich wünsche und von Ihnen erbitte, den Fortschritt der Wissenschaft angeht und ich Sie als den wahren Beförderer der Mineralogie in Deutschland ansehe. Setzen Sie Ihre literarische Thätigkeit fort; mit dem Taschenbuche können Sie, bei Ihren Verbindungen, unbeschreiblichen Nutzen stiften. Ich habe eine Rolle für Sie abgehen lassen, die sehr bald in Ihren Händen sein wird, mit Manuscripten und Karten für Ihr Taschenbuch, Arbeiten, welche sehr werth sind, von Ihnen unterstützt zu werden. Schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab und lassen Sie sich die Sache ans Herz gelegt sein."

„Ihnen möchte ich wohl sagen, wo ich hingehe. Ich denke ins Tirol, dort bis spat im Herbst zu bleiben. Ich wünschte, Sie erlaubten mir, Ihnen zuweilen geognostische Briefe über Deutschland für Ihr Taschenbuch zu schicken. Es würde Gelegenheit geben, manche Kenntniß in Umlauf zu bringen, die ohnedem verloren geht."

„Mit Freundschaft und Anhänglichkeit

ganz der Ihrige

Leopold Buch."

Den Gedanken: eine „Charakteristik der Felsarten" zu schreiben, erregte der verehrte Meister in mir; er stellte mir, 1851, die Aufgabe: „Hütten-Erzeugnisse als Stützpuncte geologischer Hypothesen" zu benutzen.

Wer hätte nicht davon gehört, daß Buch, der in glücklicher Unabhängigkeit lebte, Jahr für Jahr sich auf Reisen befand. Ohne zu sagen: wohin? zog er im Frühling aus, mit den Herbststürmen kehrte er zurück in seine einsame Wohnung in Berlin. Als rüstiger Gebirgs-Wanderer, begabt mit, einer jeden körperlichen und geistigen Anstrengung gewachsenen, Thatkraft, Mühseligkeiten und Beschwerden aller Art Trotz bietend, bewegte sich Buch fast immer zu Fuß und wo möglich ohne Führer, bewundernswürdige Ausdauer erweisend bei seinen gründlichen und gewissenhaften Forschungen. So

erstieg er, des vorgerückten Alters ungeachtet, im Jahre 1850 eine der erhabensten Stellen der Jura-Kette, wo man eine unermeßliche Aussicht genießt, mit größter Gewandtheit. Oft legte mein unvergeßlicher Freund zehn und vierzehn Stunden in einem Tage zurück, durch Thäler und über Berge, ohne etwas zu genießen, als einen frischen Trunk aus klarer Quelle. In einem Briefe aus Quedlinburg, Sommer 1823, heißt es unter anderem:

„Eine Entzündung, welche Jupiter durch seinen Donner veranlaßt hat, ist Ursache von Uebeln geworden, welche der langsam heilenden Hilfe des Wundarztes bedürfen. So sehe ich mich denn in meinen Planen sehr gehindert. Schon längst hätte ich Sie sehen sollen, theuerster Freund, schon längst hätte ich weiter sein sollen. — — Ist mir doch das Leben erhalten, und wirklich, so lange ich mich noch bewegen kann, verlöre ich es ungern. — — Und somit lassen Sie mich die Minuten zählen, bis ich Heidelberg sehe und was drunten und drinnen lebt."

Seit ich in der Musenstadt am Neckar weile, wüßte ich mich kaum eines Herbstes zu entsinnen, wo ich den Besuch Buch's entbehrt hätte, und stets ließ er einen ebenso belehrenden und fortwirkenden, als freundlichen Eindruck in mir zurück, stets fand ich Gelegenheit meine Kenntnisse zu erweitern. In einem und dem nämlichen Gasthofe stieg er ab, war hier wie zu Hause und hätte es sehr unangenehm vermerkt, wäre ihm nicht, einmal wie das andere, derselbe Raum angewiesen worden: ein bescheidenes Zimmerchen. Gern fand er sich ein zur Theestunde bei den Meinen und war stets die willkommenste Erscheinung. Wir verdanken seinem unvergleichlichen Humor unzählige schöne Stunden. Hatten wir beide am Tage ernstere Dinge verhandelt, so berührte der, eben so originelle als geistreiche Freund, Abends nichts, das sich auf unser Fach bezog. Hier kamen andere Mittheilungen zur Sprache, und diesen wußte der Reformator der Geologie ein so lebhaftes, eigenes Interesse zu verleihen, daß er stets die Seele unseres kleinen Kreises blieb. In angenehmster, belustigendster Art, zuweilen mit recht ausgelassener Fröhlichkeit, trug er Scherze und selbst Possen vor, besonders — zu Anderer Spott und ihm zur Lust — Anekdoten und Larifarien dieser und jener Höfe, mit

deren Chroniken er wohl vertraut war. Fast immer erwies sich Buch unendlich liebenswürdig und gab häufige Beweise seines außerordentlichen Gedächtnisses. Nur über Dinge der Wissenschaft zu reden vermied er Abends; so mittheilend er sich sonst zeigte, jetzt mußte man's aufgeben, Wünsche und Bitten um Belehrung vorzubringen; es hätte barsches Zurückweisen erfolgen können. — Später verbrachten wir in der Regel noch einige Stunden im Museum, dem hiesigen Gesellschafts-Haus gebildeter Stände. In gewählter, oft in verabredeter Gesellschaft, bei lebhafter und vielfacher Unterhaltung, gefiel sich mein Gast besonders gut.

Als Beweis launichter Anschauungs- und Darstellungs-Weise des Unvergeßlichen gelte folgende Mittheilung.

In einem Berliner Verein interessanter, geistreicher Männer hatte Jeder die Obliegenheit, wenn die Reihe an ihn kam, einen Vortrag zu halten.

„Was vom Brocken zu holen ist."

„Im Sommer war ich auf dem Brocken. Es ist ein herrlicher Berg und werth von so vielen Menschen besucht zu werden. Es war ein schöner Tag, und von allen Seiten zog die Menge herauf, oben des Anblicks zu genießen. Ich hatte mich etwas vom Gipfel entfernt, abwärts gegen den Wald. Da erschien von unten eine kleine Gruppe, Führer voran, dann der Vater, die Frau und zwei Töchter. Sie erregten meine Aufmerksamkeit durch die Freude, welche ihnen der große Blumenwald von vier Fuß hohen prachtvollen *Epilobium angustifolium* und *Digitalis purpurea* machte, durch welche der Weg zum Gipfel herauflief. Ich näherte mich ihnen und entdeckte bald an unzweideutigen heimischen Ausdrücken, daß es eine Berliner Familie sein müsse. Der Führer verrieht mir, es sei Hofrath Eller, Schumann-Straße Nr. 22. Die Ermüdung führte sie in das Haus, und sie traten erst nach langer Zeit wieder hervor an den Rand des Berges. Ob man wohl Halberstadt sieht? sagte der Hofrath. Freilich, sagte sein Nachbar, wohl mehr als das. Die Thürme dort in der Ferne, das ist der Dom von Magdeburg und der helle Silberstreif, der sich dort so weit hinzieht, das ist die Elbe. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. So ist das wohl schon Halberstadt, der große Ort gleich unter den Füßen? O wie weit kann man doch sehen! Dahin muß dann Braunschweig liegen, dort Hildesheim; sollten wir denn Hannover nicht finden? Plötzlich fuhr er zurück. Was sah' ich! rief er. Ich glaube es ist das Meer dort, weithin über Bremen. Und alle Fernröhre wendeten sich schnell; der Ruf: das Meer! das Meer! drängte von allen Seiten einen dichten Haufen zusammen. Bremer! schrie der Würzburger laut,

Ein Stern voll Huld und Milde,
Von Keinem je geseh'n,
Entsandte seine Strahlen
Und sanfte Lüfte weh'n.

Und schlägt auch bald die Stunde,
Die ihn uns muß entzieh'n,
Wird uns sein Bild doch nimmer
Aus tiefster Brust entflieh'n.

O, ließ er uns zurücke,
Im dankbar stillen Thal,
Wenn er sich von uns wendet
Noch einen Hoffnungsstrahl;

Daß nicht zum letzten Male
Sein freundlich Aug' uns lacht;
Noch oft, wie heute, werde
Ihm unser Gruß gebracht.

Wo Hoffnung grünt, verstummen
Die Wehmuth und der Schmerz;
Treu sind die Sterne alle,
Treu, wie ein liebend Herz."

Schnell waren die mit dem großen Mimen verbrachten Tage erhöhten Genusses dahin geschwunden; ich sah mich wieder mannigfachen Berufs-Abtheilungen des allergewöhnlichsten Schaffens und Treibens zugeführt.

Dem Großherzog — welcher bereits früher mündlich und schriftlich durch mich über das unterrichtet worden, was in Hanau sich zutragen dürfte, denn Karl von Dalberg gehörte nicht zu den Fürsten, nicht zu den Geschäftsmännern, die da vermeinen, Musen-Freundschaft sei der sogenannten praktischen Tüchtigkeit feindlich — verfehlte ich nicht, vom Erfolg Bericht zu erstatten. Ich meldete: daß Iffland's Wunsch gemäß eine Hälfte des Ueberschusses den Erben Schiller's übergeben, die andere unsern Predigern zugestellt werde, um solche unter nothleidende Familien zu vertheilen. Es gefiel meinem gnädigsten Herrn, in sinnreicher Kürze mir zu erwiedern:

„Werthester Geheimer Rath!

„*Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!*

Ihr Freund

Fulda, den 20. December 1812.

Carl.“

Aus Weimar lief folgender Brief ein:

„Es ist eine meiner ersten Beschäftigungen in diesem begonnenen Jahre, die ich mit Freude erfulle, Ihnen und einer Gesellschaft meinen Dank auszudrucken, die ihre Kräfte und Talente zu dem Zwecke anwendet, das geliebte, heilige Andenken meines Freundes zu feiern, und mir dadurch den Trost geben, die Gewißheit nähren zu dürfen, daß seine Nation, die er so ehrte, für die er so gern seine besten Kräfte aufgeopfert hätte, dies Streben noch ehrt, und in seinen Kindern auch gern die Gefühle des Dankes und der Ergebenheit erhalten mag.“

„Erlauben Sie mir im Namen meiner Kinder diesen Dank auszusprechen, und bitte ich Sie versichert zu sein, daß ich inniger und tiefer fühle, als ich es auszusprechen vermag.“

„Darf ich Sie bitten, es über sich zu nehmen, der ganzen verehrten Gesellschaft meine Gefühle auszudrücken und von meiner Dankbarkeit, wie von meiner Hochachtung sich selbst zu versichern.

Ihre ergebenste

Weimar, den 1. Januar 1813.

Charlotte von Schiller,
geborne von Lengefeld.

Das nächste Jahr zerriß das schön geknüpfte Band. Ich verlor einen würdigen, mir unvergeßlichen Freund. Geistreich und gemüthvoll, wie Iffland war, hatte er mir durch seinen Charakter nicht weniger Achtung eingeflößt, als durch sein seltenes Talent.

Sehr gut kenne ich den herabsetzenden Ton, welchen sich ästhetischer Hochmuth über den großen Mimen als Theater-Dichter erlaubte. Wohl ohne zu wissen, was sie thaten, stimmten nicht Wenige in Verdammung des früher von Vielen Geschätzten ein. Jugend huldigt der Jugend, die Zeit huldigt der Zeit — die Raupach'sche Schule beurtheilt die Talente der Gegenwart. — — Sollte man, um dieser und jener Mängel willen, Iffland's ganze Art und Kunst herabsetzen? Ist's ein gerechter Tadel, daß moralische Zwecke ihn leiteten? daß er gewisse Stände auf der Bühne erscheinen läßt? daß bürgerliche und häusliche Verhältnisse vorgeführt, die Erscheinungen des Lebens mit

allen ihren Zufälligkeiten geschildert, Neigungen, Begierden, Schwächen, Laster und Tugenden dargestellt werden? Gewiß verdienen nicht alle Iffland'schen Schauspiele Vorwürfe. Wer möchte die „Jäger", „Dienstpflicht" – obwohl man, seit Eßlair dahingegangen, kaum einen „alten Dallner" findet — die „Mündel", den „Spieler", „Verbrechen aus Ehrsucht" .... für Machwerke ohne poetisches Verdienst nehmen? Sind die Charaktere nicht bestimmt, fest gezeichnet, in sich vollendet aufgefaßt? Was gut und trefflich in ihnen, was der Dichter der Natur abgelauscht, wird immer lobenswerth bleiben. Frei von nachtheiligen Absichten und Richtungen, von jedem schädlichen Streben, voll Gemüth und Laune, rühren Iffland's Schauspiele, sie unterhalten angenehm, vergnügen und belustigen durch wirksame Beziehungen und Lagen. Wir zählen jene bühnengerechten Stücke den alten bei, die nicht veralten; Menschen, Gesinnungen, Verhältnisse, wie sie darin bezeichnet wurden, bleiben stets dieselben.

„Was Ihr vernahmt, Euch hat's ergriffen,
Das bürgt des Sittenmalers Werth."

Sehr wäre es zu beklagen, sollten — durch Freude am Neuern, nur zu oft Nichtigen — bessere Schauspiele gänzlich verschwinden von den Repertorien. Mit einigen Aenderungen und Abkürzungen würden gar manche, die vergessen sind, recht gut für neu gelten können. Deutsche Art, deutsche Sitten herrschen in Iffland's anspruchlosen Dichtungen vor, gewissermaßen ohne allen Kunstrahm hingestellt. Sie dürfen nicht ganz verdrängt werden durch verschrobene lockere Machwerke, durch moderne Dramen mit ihrem Unmöglichen und Widersinnigen, mit ihrer Leerheit und Seichtigkeit, mit ihrer schwülstigen Manier und vollendeten Unnatur, durch sogenannte Volks-Dramen, aus dem Französischen eingeführt, nicht auf's Volk berechnet, sondern auf den Pöbel, durch Henker-Schauspiele und Delinquenten-Stücke mit ihrer abscheulichen Frivolität und dem Streben groben Sinnenreiz zu erwecken, mit ihren abgegriffenen Scherzen aus schlechtester Gesellschaft. Es gilt um jeden Preis Aufsehen zu erregen, und so wird die Wirklichkeit ins Grelle gemalt. Was an Noth und Bedürfnissen, an Tugenden, Fehlern und Lastern

das Volk in Bewegung setzt, was seine Tage mit Freude würzt, oder ihm Leid bringt, Proletarier-Elend, findet sich in buntscheckigen Spiegel-Bildern; dazu überhäufte, ermüdende Effecte. Eine reiche Ausbeute für Coulissen-Reißer; sie können ihre Parade-Pferde tummeln und sich brüsten, wenn ihre Verdienste von rüstigen Platzhaltern der Gallerie gewürdigt werden, die gewissermaßen höhnisch herabsehen auf Logen- und Parterre-Besucher. — Iffland's Dichtungen gestatten keine mittelmäßige Aufführung, wohl aber geben sie gewandten Darstellern Gelegenheit zur wirksamen Entfaltung ihres Kunst-Geschickes, müssen sie sich auch mit bescheidenem Ruhme begnügen, werden ihnen auch keine Kränze gespendet. Auf dem Burg-Theater in Wien, wo der Grundsatz herrscht: „daß Denken und Fühlen den Vorzug behalten müsse vor dem Schauen", auf dieser klassischen Bühne, „welche nie zum Spektakel-Theater werden wird", kann man sich fortwährend dieser und jener Iffland'schen Schauspiele erfreuen. — — Ich beziehe mich auf den Ausspruch eines der ebenbürtigsten Dichter unserer Tage. „Ich weiß sehr wohl", sagt mein verehrter Freund Franz von Holbein, „daß es Mode geworden, bei den Namen Iffland und Kotzebue die Achsel zu zucken; allein dieß thun gewiß nur jene, welche die Resultate der Werke dieser Männer nie erwogen haben, oder ohne Interesse bloß jenen Meinungen beipflichten, welche eben in der Mode sind. — Die Werke dieser Männer bildeten Schauspieler. Darum war das Ende des vorigen und der Anfang des jetzigen Jahrhunderts so reich an dramatischen Künstlern, darum droht die Gegenwart so arm daran zu werden *." Nicht wenige jener Machwerke sind als Inventarien menschlicher Schandthaten zu bezeichnen, des Gräßlichsten und Scheußlichsten, Alles dessen, was Bosheit auszudrücken vermag. Criminal-Verbrechen jeder Art, Hochverrath, ganze Reihen von Unthaten, Mord und andere erschreckliche Dinge gehören zur Tages-Ordnung. Schauer überlauft den besonnenen Zuschauer. Mit Macbeth ruft er aus:

„Wir sind voll gesättigt von Entsetzen."

---

* Holbein's deutsches Bühnenwesen. Wien; 1853.

Seit Iffland die Mannheimer zum letzten Male erfreut durch seine Kunst, waren mehr als vierzig Jahre abgelaufen. Wesentliche Aenderungen wurden nothwendig im Theatersaale, wo der alte Meister einst die Herzen mächtig angeregt, wo er sich Verdienste erworben, die in bleibender dankbarer Erinnerung fortleben. Zum Schlusse der Vorstellungen in jenem Raume, am 24. Februar 1854, wählte man „die Mündel". Worte wärmster Verehrung Iffland's und seiner Muse entströmten dem Munde des würdigen Bühnen-Vorstehers heutiger Zeit:

Wir stehen jetzt in einer Zeit des Jahres,
Wo Scherz und Laune ihre Herrschaft üben,
Wo sie im Masken- und im Bühnenspiele
Mit Schellenkappe und dem Narrenstabe
Den Ernst verscheuchen, wenn sich dieser zeigt.
Doch stehen wir zugleich an einem Abschnitt
In dieses Hauses reicher Kunst-Geschichte,
Deß Wichtigkeit es wohl erlaubt, den Ernst
Für kurze Stunden, und zum letzten Male
Auf dieser Bühne heute zu entfalten,
Die bald, nach wen'gen, schnell verrauschten Tagen
Verschwinden wird, um durch des Meisters Hand
In neuem Glanze wieder zu ersteh'n.
Es ist bedingt im Wechselspiel der Zeiten,
Daß Altes stets dem Neuen weichen muß;
Je mehr sich Hoffnung und Erwartung knüpft
An dieses Neue, desto leichter wird
Darüber oft das Alte überseh'n. —
Doch wo es sich so würdig kundgegeben,
Wie hier in diesen Räumen, ziemt es wohl,
Mit Wärme dessen eingedenk zu seyn.
Es knüpft an diese alt-ehrwürd'gen Hallen
Sich die Erinnerung von achtzig Jahren,
Als durch des hochbegabten Fürsten Wort
Der Kunst ein würd'ger Tempel hier erstand,
Als würd'ge Priester ihrer warteten,
Als sie, gepflegt von Mäcenatenhand,
Durch Iffland's Geist emporgetragen ward
Zu einer Höhe, daß im deutschen Land
In erster Reihe sie hellglänzend stand.
Was Iffland dieser Bühne einst gewesen,
Wie er in günst'ger Zeit mit freud'gem Eifer,

In schlimmer Zeit mit höchster Willenskraft
Sie stets geleitet, und in Kriegesstürmen
Das Schiff, ein starker Steuermann, gelenket,
Vom droh'nden Untergange es gerettet.
Wem unter Allen ist dies nicht bekannt?
Wenn auch, wie er als Künstler hier gewirkt,
Wie er durch tief ergreifend heh're Wahrheit
Den Hörer mit sich riß und Thränen ihn
Des Schmerzes und der Freude ließ vergießen —
Wenn auch Erinn'rung daran Wenigen
Von allen nur noch wie ein lieber Klang
Aus ferner Jugendzeit herüberklingt.
Schon längst schied er dahin, und theilte nur
Das allgemeine Loos des Bühnenkünstlers,
Der seinen Lohn nur in dem Augenblick,
Wo er sein lebenswarmes Bild entrollt,
Nur in dem schnell entflieh'nden Augenblick
Im Mitgefühl der Hörer finden kann,
Von dem die Nachwelt keine Kunstgebilde,
Nein, nur den Namen ihres Schöpfers kennt.
Allein ein dauernd Denkmal setzte sich
Der Dichter Iffland selbst in seinen Werken,
Ein Denkmal, welches wohl die neue Zeit
Verhüllen kann, doch nie zertrümmern wird.
Die neue Zeit stellt neue Forderung
Und drängt das Alte in Vergessenheit.
So wird auch seiner in dem Bühnenspiele
Im Lauf der Zeit stets seltener gedacht,
Und seine Werke schwinden mehr und mehr.
Uns aber ist es heute heil'ge Pflicht
Auch dieser Pflanzstadt seines Dichterruhms,
Die seines Wirkens Früchte oft geseh'n.
Auf diesem Schauplatz seiner Künstlergröße
Zum letzten Mal, eh' er in Trümmer sinkt,
In seinem Werke seiner zu gedenken,
Mit Lust ein Dankesopfer ihm zu weih'n.
Mög' uns sein Geist umschweben, mög's gelingen,
Das Opfer seiner würdig zu vollbringen.

So lautete der Prolog, zur Erinnerung an Iffland verfaßt und gesprochen von Dr. Meyer. Lebhaft angeregt wurden die zahlreichen Zuschauer; wiederholten Beifall zollte man der gelungenen Aufführung.

frischen Blumenstrauß vor der Brust. Zu einem festlichen weihte er den Abend des Geburtstages der geflüchteten Königin Louise. Oeffentlich den Tag zu feiern, war verboten. Die begeisterten Zuschauer erkannten die Deutung der Blumen. Mit einem Beifall-Sturm begrüßten sie ihren Liebling und wollten, im Uebermaße erregter Gefühle, den Vorhang nicht sinken sehen. Der feindliche Stadt-Befehlshaber erkannte über den General-Director achtundvierzigstündige Haft. Als Wechsler Mordfuß im „Vater von ungefähr" zuerst wieder auftretend, begrüßte der Mime das Publikum mit den Worten:

„Nehmen Sie es nicht übel, ich habe nicht eher kommen können".

Größte Heiterkeit, stürmisches Beifall-Klatschen!

Als Künstler nicht allein, auch als Mensch und Deutschen Vaterlands-Freund, mußte man Iffland ehren, schätzen, lieben, den Mann von Erfahrung und Kenntniß und von bezaubernder Beredsamkeit.

„Sie vergessen," schrieb er mir am 13. December, dem Tage nachdem er aus Hanau geschieden — „wie viel ich Ihnen, für einen von Freundschaft und lebendiger Liebe erhöhten, Aufenthalt schuldig bin und so herzlich und willig verdanke!

„Sagen Sie Madame B . . . . . . d*, daß ich auf Eins! ihrer Mädchenzeit mich erinnert, und sie im rosa Pelz, der ihr sehr schön ließ, vor mir umherwandeln sehe. — Es sind liebe Leute, die ganze Familie! — Grüßen Sie Alle! Alle haben mir Liebe bewiesen.

„Lassen Sie doch, ich bitte, in dortiger Hof-Apotheke von beikommendem Recepte, für den Dienstag Mittag, die Portion vierfach für mich bereiten. Diese Arznei habe ich nirgend so gut bekommen, als in Hanau."

„Grüße von uns allen, Ihrer lieben Frau. Von Herzen

Ihr

Iffland."

Aus Berlin erhielt ich später, unter dem 15. Januar 1813 verfaßt, folgende Zuschrift:

---

* Eine Jugend-Bekanntschaft aus den Jahren, wo Iffland in Mannheim weilte.

„Von Hühnefeld an war der Weg, des tiefen Schnees halber, sehr bedenklich. Hinter Eisenach brach die Vorderachse und halb zu Schlitten kamen wir mit vier Pferden in Gotha und den 18. Nachts mit sechs Pferden in Weimar an. Ich spielte den 20., gab acht Vorstellungen und erreichte den 3. Januar halb zwei Uhr Morgens Berlin, wo ich den 6. auftrat.

„Der Fuß wird mit Höllenstein zur Fassung ermahnt, die Gesundheit geht leidlich.

„Ich und wir alle sind Ihres und Ihrer Freunde herzlichen Betragens dankbar eingedenk. Es war ein schöner Traum — aus dem ich erwachte, um in das Berufsleben und in kriegerischen Andrang eingeengt zu werden. — Nehmen Sie meine vollherzige Erinnerung Ihres Wohlwollens gütig auf, erhalten Sie mir Ihr Andenken und empfehlen Sie mich angelegen den theuren Bekannten, die ich dort gemacht. Ich nenne Madame B...... d als eine früher Bekannte. — Das Geschick wolle uns freundlich zusammenführen!!

„Alles was Sie umgibt und angeht, ist uns so werth! Nennen Sie uns Allen und besonders Ihrer Frau, sich und den Ihrigen

Ihren

Iffland."

„Farblos und traurig lagen
Die Berge wie die Flur,
Der Winter war gekommen,
Verödet die Natur.

Ein kalter Nebel drückte,
Zu ihm ward Sturm gesellt!
Und nah und fern kein Auge
Vom Blick der Sonn' erhellt.

Sie konnte nicht mehr spiegeln
Im Fluß ihr liebes Bild,
Und aller Herzen waren
Von trüber Sorg' erfüllt.

Und plötzlich ward am Abend
Der Himmel rein und klar,
Ein Stern vor allen glänzend,
Blüht in der Brüder Schaar.

Ein Stern voll Huld und Milde,
Von Keinem je geseh'n,
Entsandte seine Strahlen
Und sanfte Lüfte weh'n.

Und schlägt auch bald die Stunde,
Die ihn uns muß entzieh'n,
Wird uns sein Bild doch nimmer
Aus tiefster Brust entflieh'n.

O, ließ er uns zurücke,
Im dankbar stillen Thal,
Wenn er sich von uns wendet
Noch einen Hoffnungsstrahl;

Daß nicht zum letzten Male
Sein freundlich Aug' uns lacht;
Noch oft, wie heute, werde
Ihm unser Gruß gebracht.

Wo Hoffnung grünt, verstummen
Die Wehmuth und der Schmerz;
Treu sind die Sterne alle,
Treu, wie ein liebend Herz."

Schnell waren die mit dem großen Mimen verbrachten Tage erhöhten Genusses dahin geschwunden; ich sah mich wieder mannigfachen Berufs-Abtheilungen des allergewöhnlichsten Schaffens und Treibens zugeführt.

Dem Großherzog — welcher bereits früher mündlich und schriftlich durch mich über das unterrichtet worden, was in Hanau sich zutragen dürfte, denn Karl von Dalberg gehörte nicht zu den Fürsten, nicht zu den Geschäftsmännern, die da vermeinen, Musen-Freundschaft sei der sogenannten praktischen Tüchtigkeit feindlich — verfehlte ich nicht, vom Erfolg Bericht zu erstatten. Ich meldete: daß Iffland's Wunsch gemäß eine Hälfte des Ueberschusses den Erben Schiller's übergeben, die andere unsern Predigern zugestellt werde, um solche unter nothleidende Familien zu vertheilen. Es gefiel meinem gnädigsten Herrn, in sinnreicher Kürze mir zu erwiedern:

„Werthester Geheimer Rath!
„*Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!*

Ihr Freund

Fulda, den 20. December 1812.

Carl.“

Aus Weimar lief folgender Brief ein:

„Es ist eine meiner ersten Beschäftigungen in diesem begonnenen Jahre, die ich mit Freude erfulle, Ihnen und einer Gesellschaft meinen Dank auszubrucken, die ihre Kräfte und Talente zu dem Zwecke anwendet, das geliebte, heilige Andenken meines Freundes zu feiern, und mir dadurch den Trost geben, die Gewißheit nähren zu dürfen, daß seine Nation, die er so ehrte, für die er so gern seine besten Kräfte aufgeopfert hätte, dies Streben noch ehrt, und in seinen Kindern auch gern die Gefühle des Dankes und der Ergebenheit erhalten mag.“

„Erlauben Sie mir im Namen meiner Kinder diesen Dank auszusprechen, und bitte ich Sie versichert zu sein, daß ich inniger und tiefer fühle, als ich es auszusprechen vermag.“

„Darf ich Sie bitten, es über sich zu nehmen, der ganzen verehrten Gesellschaft meine Gefühle auszudrücken und von meiner Dankbarkeit, wie von meiner Hochachtung sich selbst zu versichern.

Ihre ergebenste

Weimar, den 1. Januar 1813.

Charlotte von Schiller,
geborne von Lengefeld.

Das nächste Jahr zerriß das schön geknüpfte Band. Ich verlor einen würdigen, mir unvergeßlichen Freund. Geistreich und gemüthvoll, wie Iffland war, hatte er mir durch seinen Charakter nicht weniger Achtung eingeflößt, als durch sein seltenes Talent.

Sehr gut kenne ich den herabsetzenden Ton, welchen sich ästhetischer Hochmuth über den großen Mimen als Theater-Dichter erlaubte. Wohl ohne zu wissen, was sie thaten, stimmten nicht Wenige in Verdammung des früher von Vielen Geschätzten ein. Jugend huldigt der Jugend, die Zeit huldigt der Zeit — die Raupach'sche Schule beurtheilt die Talente der Gegenwart. — — Sollte man, um dieser und jener Mängel willen, Iffland's ganze Art und Kunst herabsetzen? Ist's ein gerechter Tadel, daß moralische Zwecke ihn leiteten? daß er gewisse Stände auf der Bühne erscheinen läßt? daß bürgerliche und häusliche Verhältnisse vorgeführt, die Erscheinungen des Lebens mit

allen ihren Zufälligkeiten geschildert, Neigungen, Begierden, Schwächen, Laster und Tugenden dargestellt werden? Gewiß verdienen nicht alle Iffland'schen Schauspiele Vorwürfe. Wer möchte die „Jäger", „Dienstpflicht" — obwohl man, seit Eßlair dahingegangen, kaum einen „alten Dallner" findet — die „Mündel", den „Spieler", „Verbrechen aus Ehrsucht" .... für Machwerke ohne poetisches Verdienst nehmen? Sind die Charaktere nicht bestimmt, fest gezeichnet, in sich vollendet aufgefaßt? Was gut und trefflich in ihnen, was der Dichter der Natur abgelauscht, wird immer lobenswerth bleiben. Frei von nachtheiligen Absichten und Richtungen, von jedem schädlichen Streben, voll Gemüth und Laune, rühren Iffland's Schauspiele, sie unterhalten angenehm, vergnügen und belustigen durch wirksame Beziehungen und Lagen. Wir zählen jene bühnengerechten Stücke den alten bei, die nicht veralten; Menschen, Gesinnungen, Verhältnisse, wie sie darin bezeichnet wurden, bleiben stets dieselben.

„Was Ihr vernahmt, Euch hat's ergriffen,
Das bürgt des Sittenmalers Werth."

Sehr wäre es zu beklagen, sollten — durch Freude am Neuern, nur zu oft Nichtigen — bessere Schauspiele gänzlich verschwinden von den Repertorien. Mit einigen Aenderungen und Abkürzungen würden gar manche, die vergessen sind, recht gut für neu gelten können. Deutsche Art, deutsche Sitten herrschen in Iffland's anspruchlosen Dichtungen vor, gewissermaßen ohne allen Kunstrahm hingestellt. Sie dürfen nicht ganz verdrängt werden durch verschrobene lockere Machwerke, durch moderne Dramen mit ihrem Unmöglichen und Widersinnigen, mit ihrer Leerheit und Seichtigkeit, mit ihrer schwülstigen Manier und vollendeten Unnatur, durch sogenannte Volks-Dramen, aus dem Französischen eingeführt, nicht auf's Volk berechnet, sondern auf den Pöbel, durch Henker-Schauspiele und Delinquenten-Stücke mit ihrer abscheulichen Frivolität und dem Streben groben Sinnenreiz zu erwecken, mit ihren abgegriffenen Scherzen aus schlechtester Gesellschaft. Es gilt um jeden Preis Aufsehen zu erregen, und so wird die Wirklichkeit ins Grelle gemalt. Was an Noth und Bedürfnissen, an Tugenden, Fehlern und Lastern

das Volk in Bewegung setzt, was seine Tage mit Freude würzt, oder ihm Leid bringt, Proletarier-Elend, findet sich in buntscheckigen Spiegel-Bildern; dazu überhäufte, ermüdende Effecte. Eine reiche Ausbeute für Coulissen-Reißer; sie können ihre Parade-Pferde tummeln und sich brüsten, wenn ihre Verdienste von rüstigen Platzhaltern der Gallerie gewürdigt werden, die gewissermaßen höhnisch herabsehen auf Logen- und Parterre-Besucher. — Iffland's Dichtungen gestatten keine mittelmäßige Aufführung, wohl aber geben sie gewandten Darstellern Gelegenheit zur wirksamen Entfaltung ihres Kunst-Geschickes, müssen sie sich auch mit bescheidenem Ruhme begnügen, werden ihnen auch keine Kränze gespendet. Auf dem Burg-Theater in Wien, wo der Grundsatz herrscht: „daß Denken und Fühlen den Vorzug behalten müsse vor dem Schauen", auf dieser klassischen Bühne, „welche nie zum Spektakel-Theater werden wird", kann man sich fortwährend dieser und jener Iffland'schen Schauspiele erfreuen. — — Ich beziehe mich auf den Ausspruch eines der ebenbürtigsten Dichter unserer Tage. „Ich weiß sehr wohl", sagt mein verehrter Freund Franz von Holbein, „daß es Mode geworden, bei den Namen Iffland und Kotzebue die Achsel zu zucken; allein dieß thun gewiß nur jene, welche die Resultate der Werke dieser Männer nie erwogen haben, oder ohne Interesse bloß jenen Meinungen beipflichten, welche eben in der Mode sind. — Die Werke dieser Männer bildeten Schauspieler. Darum war das Ende des vorigen und der Anfang des jetzigen Jahrhunderts so reich an dramatischen Künstlern, darum droht die Gegenwart so arm daran zu werden *."
Nicht wenige jener Machwerke sind als Inventarien menschlicher Schandthaten zu bezeichnen, des Gräßlichsten und Scheußlichsten, Alles dessen, was Bosheit auszudrücken vermag. Criminal-Verbrechen jeder Art, Hochverrath, ganze Reihen von Unthaten, Mord und andere erschreckliche Dinge gehören zur Tages-Ordnung. Schauer überlauft den besonnenen Zuschauer. Mit Macbeth ruft er aus:

„Wir sind voll gesättigt von Entsetzen."

---

* Holbein's deutsches Bühnenwesen. Wien; 1853.

Seit Iffland die Mannheimer zum letzten Male erfreut durch seine Kunst, waren mehr als vierzig Jahre abgelaufen. Wesentliche Aenderungen wurden nothwendig im Theatersaale, wo der alte Meister einst die Herzen mächtig angeregt, wo er sich Verdienste erworben, die in bleibender dankbarer Erinnerung fortleben. Zum Schlusse der Vorstellungen in jenem Raume, am 24. Februar 1854, wählte man „die Mündel". Worte wärmster Verehrung Iffland's und seiner Muse entströmten dem Munde des würdigen Bühnen-Vorstehers heutiger Zeit:

Wir stehen jetzt in einer Zeit des Jahres,
Wo Scherz und Laune ihre Herrschaft üben,
Wo sie im Masken- und im Bühnenspiele
Mit Schellenkappe und dem Narrenstabe
Den Ernst verscheuchen, wenn sich dieser zeigt.
Doch stehen wir zugleich an einem Abschnitt
In dieses Hauses reicher Kunst-Geschichte,
Deß Wichtigkeit es wohl erlaubt, den Ernst
Für kurze Stunden, und zum letzten Male
Auf dieser Bühne heute zu entfalten,
Die bald, nach wen'gen, schnell verrauschten Tagen
Verschwinden wird, um durch des Meisters Hand
In neuem Glanze wieder zu ersteh'n.
Es ist bedingt im Wechselspiel der Zeiten,
Daß Altes stets dem Neuen weichen muß;
Je mehr sich Hoffnung und Erwartung knüpft
An dieses Neue, desto leichter wird
Darüber oft das Alte überseh'n. —
Doch wo es sich so würdig kundgegeben,
Wie hier in diesen Räumen, ziemt es wohl,
Mit Wärme dessen eingedenk zu seyn.
Es knüpft an diese alt-ehrwürd'gen Hallen
Sich die Erinnerung von achtzig Jahren,
Als durch des hochbegabten Fürsten Wort
Der Kunst ein würd'ger Tempel hier erstand,
Als würd'ge Priester ihrer warteten,
Als sie, gepflegt von Mäcenatenhand,
Durch Iffland's Geist emporgetragen ward
Zu einer Höhe, daß im deutschen Land
In erster Reihe sie hellglänzend stand.
Was Iffland dieser Bühne einst gewesen,
Wie er in günst'ger Zeit mit freud'gem Eifer,

In schlimmer Zeit mit höchster Willenskraft
Sie stets geleitet, und in Kriegesstürmen
Das Schiff, ein starker Steuermann, gelenket,
Vom droh'nden Untergange es gerettet.
Wem unter Allen ist dies nicht bekannt?
Wenn auch, wie er als Künstler hier gewirkt,
Wie er durch tief ergreifend heh're Wahrheit
Den Hörer mit sich riß und Thränen ihn
Des Schmerzes und der Freude ließ vergießen —
Wenn auch Erinn'rung daran Wenigen
Von allen nur noch wie ein lieber Klang
Aus ferner Jugendzeit herüberklingt.
Schon längst schied er dahin, und theilte nur
Das allgemeine Loos des Bühnenkünstlers,
Der seinen Lohn nur in dem Augenblick,
Wo er sein lebenswarmes Bild entrollt,
Nur in dem schnell entflieh'nden Augenblick
Im Mitgefühl der Hörer finden kann,
Von dem die Nachwelt keine Kunstgebilde,
Nein, nur den Namen ihres Schöpfers kennt.
Allein ein dauernd Denkmal setzte sich
Der Dichter Iffland selbst in seinen Werken,
Ein Denkmal, welches wohl die neue Zeit
Verhüllen kann, doch nie zertrümmern wird.
Die neue Zeit stellt neue Forderung
Und drängt das Alte in Vergessenheit.
So wird auch seiner in dem Bühnenspiele
Im Lauf der Zeit stets seltener gedacht,
Und seine Werke schwinden mehr und mehr.
Uns aber ist es heute heil'ge Pflicht
Auch dieser Pflanzstadt seines Dichterruhms,
Die seines Wirkens Früchte oft geseh'n.
Auf diesem Schauplatz seiner Künstlergröße
Zum letzten Mal, eh' er in Trümmer sinkt,
In seinem Werke seiner zu gedenken,
Mit Lust ein Dankesopfer ihm zu weih'n.
Mög' uns sein Geist umschweben, mög's gelingen,
Das Opfer seiner würdig zu vollbringen.

So lautete der Prolog, zur Erinnerung an Iffland verfaßt und gesprochen von Dr. Meyer. Lebhaft angeregt wurden die zahlreichen Zuschauer; wiederholten Beifall zollte man der gelungenen Aufführung.

„Sie haben mich freundlich eingeladen, bei Ihnen zu wohnen, Ich bin aber noch mit meiner Schwägerin und muß außerdem, wegen mancher Eigenthümlichkeit meiner Verhältnisse, mit Freimüthigkeit und Vertrauen bitten, daß wir im Gasthofe wohnen. Dagegen bitte ich, daß ich die Erlaubniß erhalte, mit den Meinigen bei Ihnen essen zu dürfen.

„Ich wünsche, daß mir das gewährt werde und äußere mich so offen, wie Sie mich kennen. Vergönnen Sie mir eine baldige gütige Antwort, welche ich sogleich erwiedern werde. Grüße an Alle von

Ihrem

Iffland."

Weitere Nachrichten folgten den 20. November von Darmstadt aus:

„Ich schicke Ihnen, verehrtester Freund, hierbei die letzte veränderte Scene aus dem „Essighändler". Obgleich mein Fuß bei der angewendeten Sorgfalt sehr gut heilt, so glaube ich dennoch leider nicht, daß ich vor Mittewoche den 25. hier werde spielen können. Darnach dürfte sich mein Eintreffen in Frankfurt um drei oder vier Tage verzögern. Mit Gewißheit hoffe ich jedoch Sonntag den 22. zum erstenmale ins Theater zu fahren und an eben diesem Tage Ihnen und Freund Werdy die letzten bestimmten Nachrichten meiner Abreise von hier nach Frankfurt geben zu können. Mit vollkommenster Achtung und Freundschaft

der Ihrige

Iffland."

Ich suchte meinen Freund in Darmstadt auf, sah ihn im „Kaufmann von Venedig" als Shylock und erhielt endlich, in einem Briefe aus Frankfurt vom 6. December, die genaueste Bestimmung wegen des Gastspieles in Hanau:

„Wenn es Ihnen passend ist, wünsche ich Donnerstag den 10., Morgens um halb neun Uhr nach Hanau zu fahren, wo sodann die Probe um drei Viertel auf elf Uhr anfangen könnte.

Sie sagten mir, daß Sie „Raphael" * zum „Essighändler" geben

* Historisches Schauspiel in einem Act von Castelli.

würden. Der „Puls" zu letzterem Schauspiel ist für mein Befinden etwas viel. Sollten Sie aber mit „Raphael" ein Hinderniß haben, so will ich es, da ich nur Donnerstag und Freitag Vorstellung geben kann, und unter dem Beding gern thue, daß ich Donnerstag nach der Probe gleich zu Hause und Abends sehr bald zur Ruhe gehen kann. Dies ist nicht Pedanterie, sondern ich darf, wenn ich viel spiele, nicht lange stehen und nicht lange sitzen, wie mein Befinden ist.

„Freitag: „Menschenhaß und Reue". Sonnabend, Sonntag, Montag, Vorstellung in Frankfurt. Dienstag meine Abreise, da man mich zu Berlin sehr ungestüm forbert.

„Ich bitte Ihre Güte um eine geschlossene Kutsche mit den Pferden, weil mein Wagen halb gepackt bleibt und das eine Rad gebessert wird. Eben so bitte ich um Nachricht, wo Sie mir die Wohnung bestellt haben.

„Sollte ich — was ich nicht hoffe — einen Ruhetag haben müssen, so müßte es der Samstag sein. Die Fürsorge der Aerzte und mein Angegriffensein leihen mir ein Ansehen von Ziererei, was nicht in mir ist. Entschuldigen Sie es bei Allen, die mich kennen.

Ihr

Iffland.

Ich darf nicht unterlassen zu sagen, daß für die zu gebenden Darstellungen das Stadt-Theater hergerichtet worden. Das Haus ist, für den mittelmäßigen Ort, geräumig, aber nichts weniger als geschmackvoll verziert. Die Gesellschafts-Bühne faßte kaum hundert Zuschauer und eignete sich nicht, da man keineswegs Jene allein, welche das Streben der Dilettanten bis dahin mit nachsichtvoller Güte erkannt, sondern jedem Freunde dramatischer Kunst Gelegenheit geben wollte zur Theilnahme an dem hohen Genusse, den das Auftreten des seltenen Mannes erwarten ließ. Zwischen Logen, Parterre und Gallerie fand kein Unterschied statt, sämmtliche Plätze wurden für gleich erklärt. Man kann sich denken, mit welcher Spannung und Neugierde das größere schaulustige Publikum den Aufführungen entgegensah.

Iffland — dem ich einen bequemen, mit vier Pferden bespann-

Vive Henri quatre,
Vive ce roi vaillant.

Es lag etwas Wahres darin und unverkennbar blieb der Eindruck. Die Richter, welche bis dahin ernst und schweigend sich verhalten, flüsterten mit einander; deutlich hörte ich den einen sagen:

„*C'est bien! — Ma foi il a raison.*“

Wir erreichten die beabsichtigte Wirkung. Freimüthiges Rechtsgefühl siegte, mochten die Richter wissen oder nicht, daß Napoleon einst die Portraits Heinrich IV. aus sämmtlichen Bilderladen hatte wegnehmen lassen. Nach kurzer Berathung wurde Müller frei gesprochen.

Hamburger Drangsale.

Sorgenvolle Blicke richtete jeder Wohlmeinende auf Hamburg in dem verhängnißreichen Jahre. Seitdem die Stadt der Ehre genoß zu den „guten“ des Französischen Kaiserthums zu gehören (19. December 1810), wurde ihre Lage immer bedenklicher; der bereits gelähmte Handel stockte mehr und mehr; nichts als Hemmnisse und Verzögerungen. Zuverlässige Häuser von anerkannter Rechtlichkeit mußten ihre Zahlungen einstellen; Fabriken geriethen in Verfall, eine Menge Arbeiter-Familien ins tiefste Elend. Alle städtischen Einkünfte floßen in den kaiserlichen Schatz; man war außer Stand die Staatsschuld zu zahlen. Das Waisenhaus wurde umgeschaffen zur Caserne. Unglückliche Ereignisse, wie die Welt-Geschichte deren wenige kennt, reihten sich eines an das andere.

Hamburger Befreundete unterließen nicht, mir fortdauernd Nachrichten zu ertheilen über den Stand der Dinge.

Von Paris traf ein Heer habsüchtiger Beamten ein, darunter Abenteurer, alte Jakobiner, „Freiheitsraser“. Alle erlaubten sich die schamlosesten, schrecklichsten Prellereien, nicht wenige waren bestechlich. Die „*ours du nord*“ sollten belehrt werden, was „*administrer*“ heiße; eine Regierung voll von Kunstgriffen, eine Verwaltung zumal thätig im Anordnen des vollständigsten Späherei-Systems. Ohne Unterlaß willkürliche, eigenmächtige Verhaftungen; an Pferd-

Schweife gebunden schleiften Gendarmen Gefangene, deren Schuld sehr oft keineswegs erwiesen; fürchterliche Gerechtigkeit übte das eingesetzte Prévôtal-Gericht.

Dieses Alles geschah unter der Statthalterschaft eines der, an Napoleons Kriege und Siege gewohnten, Marschälle, des Fürsten von Eckmühl.

Man schilderte mir Davoust — er zählte damals dreiundvierzig Jahre — untersetzt und wohlbeleibt, dick und rund, das Haupt kahl, spärliche Haare an den Schläfen herabhängend. Fast immer verriethen die Augen Geringschätzung, höhnische Ruhe, Menschen-Verachtung — Züge, welche ein großes Vorbild eingeprägt hatte. Auch kündigte Davoust — seit den Italienischen Feldzügen mit unauflöslichen Banden gefesselt an Napoleon — den Hamburgern sich nicht allein ernst und strenge an, voll Wuth und Zorn, höchst unverschämt stieß er die Worte aus:

„*Je suis dévoué de corps et d'âme à mon Empereur, je vous jugerai d'après votre dévouement pour lui. La plupart des hommes de lettres allemands sont des libellistes; je ne les ferai pas mourir, mais je les chasserai. Je ne m'inquiète pas de l'amour des hommes pourvu qu'ils me craignent.*“

Als das Jahr 1812 den Krieg mit Rußland herbeiführte, begannen Hamburgs Bürger leichter zu athmen, sie lebten neu auf. In des Herzens Freude mögen Manche längst gekannte, wenigstens geahnte Gesinnungen verrathen haben. Kein Wunder, daß die Sachführer kaiserlicher Gewalt zu noch ernstern Maßregeln schritten.

Die Moskauer Katastrophe konnte nicht Geheimniß bleiben. Eine furchtbare Nemesis war im Anzug. Den, durch wohl berechnete Heer-Bewegungen und durch Unbilden nordischen Klima's besiegten, Feind trieben die Russen vor sich her. Als in Hamburg die hochwichtige Nachricht erscholl: Kosacken seien nicht fern, da war für französische Behörden jeder Art keine Zeit zum Verweilen. Das zum Kriegswesen gehörende, das Regierungs- und Verwaltungs-Personal, alle beschleunigten ihre Abreise. Mit Jubel, mit Freuden-Geschrei wurden Tettenborn und seine Schaar begrüßt. Man schmückte die Stadt so glänzend als möglich aus, veranstaltete Festlichkeiten,

frischen Blumenstrauß vor der Brust. Zu einem festlichen weihte er den Abend des Geburtstages der geflüchteten Königin Louise. Oeffentlich den Tag zu feiern, war verboten. Die begeisterten Zuschauer erkannten die Deutung der Blumen. Mit einem Beifall-Sturm begrüßten sie ihren Liebling und wollten, im Uebermaße erregter Gefühle, den Vorhang nicht sinken sehen. Der feindliche Stadt-Befehlshaber erkannte über den General-Director achtundvierzigstündige Haft. Als Wechsler Mordfuß im „Vater von ungefähr“ zuerst wieder auftretend, begrüßte der Mime das Publikum mit den Worten:

„Nehmen Sie es nicht übel, ich habe nicht eher kommen können“.

Größte Heiterkeit, stürmisches Beifall-Klatschen!

Als Künstler nicht allein, auch als Mensch und Deutschen Vaterlands-Freund, mußte man Iffland ehren, schätzen, lieben, den Mann von Erfahrung und Kenntniß und von bezaubernder Beredsamkeit.

„Sie vergessen,“ schrieb er mir am 13. December, dem Tage nachdem er aus Hanau geschieden — „wie viel ich Ihnen, für einen von Freundschaft und lebendiger Liebe erhöhten, Aufenthalt schuldig bin und so herzlich und willig verdanke!

„Sagen Sie Madame B...... d*, daß ich auf Eins! ihrer Mädchenzeit mich erinnert, und sie im rosa Pelz, der ihr sehr schön ließ, vor mir umherwandeln sehe. — Es sind liebe Leute, die ganze Familie! — Grüßen Sie Alle! Alle haben mir Liebe bewiesen.

„Lassen Sie doch, ich bitte, in dortiger Hof-Apotheke von beikommendem Recepte, für den Dienstag Mittag, die Portion vierfach für mich bereiten. Diese Arznei habe ich nirgend so gut bekommen, als in Hanau.“

„Grüße von uns allen, Ihrer lieben Frau. Von Herzen

Ihr

Iffland.“

Aus Berlin erhielt ich später, unter dem 15. Januar 1813 verfaßt, folgende Zuschrift:

---

* Eine Jugend-Bekanntschaft aus den Jahren, wo Iffland in Mannheim weilte.

des Wütherichs. Seine Züge trugen das Gepräge gewaltthätigen Ungestüms und der hinterlistigen Verschlagenheit eines Wilden.

Wiederholte Versuche des Feindes auf Wilhelmsburg zu landen — eine der größten unter den Elbe-Inseln — wurden glücklich abgeschlagen. Endlich trug die Uebermacht den Sieg davon. Dänische Truppen, welche die Stadt vertheidigen halfen, fielen ab; Schweden, als Verbündete in Eilmärschen nahend, erhielten Gegenbefehl; der muthig-kühne Tettenborn war mit seinen Kosacken wieder vorgedrungen, allein Hamburg konnte er nicht erreichen. Am Morgen des 30. Mai rückten zehntausend Franzosen ein; als die Nacht herankam, mußte die Stadt beleuchtet werden, um die Rückkehr des Fürsten von Eckmühl zu feiern. Mit schonungsloser Strenge verlangte der Marschall, daß Sophie Schröder nun mit französischer Cocarde erscheinen sollte. Dem von Vaterlandsliebe, von edlem Bürgerstolz erfüllten Herzen der Künstlerin erschien die Forderung unmöglich; sie mußte sich zwar der Gewalt fügen, verließ aber am folgenden Tage Hamburg, um nie mehr der dasigen Bühne anzugehören.

Vandamme — dessen soldatische Beredsamkeit aus den Schreckenstagen der französischen Revolution stammte, überfiel den Magistrat mit tobendem Wortsturm und gerieth in solche Heftigkeit, daß seine rauhe, hohle Stimme fast unverständlich blieb. Die Fäuste ballend, mit den Füßen stampfend schrie er voll ungezogenen Hochmuths:

„*Vous dites, que la canaille a excité la révolte. C'est vous qui êtes la canaille et les mutins, car la populace a toujours les yeux sur les principaux du peuple; elle les suit quand ils sont échauffés. Vous aviez cidevant la réputation de savoir bien calculer, d'avoir de l'honneur et d'être laborieux: vous avez souillé cette réputation de vos ancêtres par votre révolte contre le plus grand des monarques, vous qui n'êtes qu'une poignée d'hommes contre le maître de quarante millions d'hommes: votre honte passera donc jusqu'à vos derniers descendants. L'empereur est votre juge, c'est lui qui prononcera sur votre châtiment. Si je commendais, moi, toutes vos têtes tomberaient.*“

Ein Stern voll Huld und Milde,
Von Keinem je geseh'n,
Entsandte seine Strahlen
Und sanfte Lüfte weh'n.

Und schlägt auch bald die Stunde,
Die ihn uns muß entzieh'n,
Wird uns sein Bild doch nimmer
Aus tiefster Brust entflieh'n.

O, ließ er uns zurücke,
Im dankbar stillen Thal,
Wenn er sich von uns wendet
Noch einen Hoffnungsstrahl;

Daß nicht zum letzten Male
Sein freundlich Aug' uns lacht;
Noch oft, wie heute, werde
Ihm unser Gruß gebracht.

Wo Hoffnung grünt, verstummen
Die Wehmuth und der Schmerz;
Treu sind die Sterne alle,
Treu, wie ein liebend Herz."

Schnell waren die mit dem großen Mimen verbrachten Tage erhöhten Genusses dahin geschwunden; ich sah mich wieder mannigfachen Berufs-Abtheilungen des allergewöhnlichsten Schaffens und Treibens zugeführt.

Dem Großherzog — welcher bereits früher mündlich und schriftlich durch mich über das unterrichtet worden, was in Hanau sich zutragen dürfte, denn Karl von Dalberg gehörte nicht zu den Fürsten, nicht zu den Geschäftsmännern, die da vermeinen, Musen-Freundschaft sei der sogenannten praktischen Tüchtigkeit feindlich — verfehlte ich nicht, vom Erfolg Bericht zu erstatten. Ich meldete: daß Iffland's Wunsch gemäß eine Hälfte des Ueberschusses den Erben Schiller's übergeben, die andere unsern Predigern zugestellt werde, um solche unter nothleidende Familien zu vertheilen. Es gefiel meinem gnädigsten Herrn, in sinnreicher Kürze mir zu erwiedern:

„Werthester Geheimer Rath!

„*Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!*

Ihr Freund

Fulda, den 20. December 1812.

Carl.“

Aus Weimar lief folgender Brief ein:

„Es ist eine meiner ersten Beschäftigungen in diesem begonnenen Jahre, die ich mit Freude erfulle, Ihnen und einer Gesellschaft meinen Dank auszudrucken, die ihre Kräfte und Talente zu dem Zwecke anwendet, das geliebte, heilige Andenken meines Freundes zu feiern, und mir dadurch den Trost geben, die Gewißheit nähren zu dürfen, daß seine Nation, die er so ehrte, für die er so gern seine besten Kräfte aufgeopfert hätte, dies Streben noch ehrt, und in seinen Kindern auch gern die Gefühle des Dankes und der Ergebenheit erhalten mag.“

„Erlauben Sie mir im Namen meiner Kinder diesen Dank auszusprechen, und bitte ich Sie versichert zu sein, daß ich inniger und tiefer fühle, als ich es auszusprechen vermag.“

„Darf ich Sie bitten, es über sich zu nehmen, der ganzen verehrten Gesellschaft meine Gefühle auszudrücken und von meiner Dankbarkeit, wie von meiner Hochachtung sich selbst zu versichern.

Ihre ergebenste

Weimar, den 1. Januar 1813.

Charlotte von Schiller,
geborne von Lengefeld.

Das nächste Jahr zerriß das schön geknüpfte Band. Ich verlor einen würdigen, mir unvergeßlichen Freund. Geistreich und gemüthvoll, wie Iffland war, hatte er mir durch seinen Charakter nicht weniger Achtung eingeflößt, als durch sein seltenes Talent.

Sehr gut kenne ich den herabsetzenden Ton, welchen sich ästhetischer Hochmuth über den großen Mimen als Theater-Dichter erlaubte. Wohl ohne zu wissen, was sie thaten, stimmten nicht Wenige in Verdammung des früher von Vielen Geschätzten ein. Jugend huldigt der Jugend, die Zeit huldigt der Zeit — die Raupach'sche Schule beurtheilt die Talente der Gegenwart. — — Sollte man, um dieser und jener Mängel willen, Iffland's ganze Art und Kunst herabsetzen? Ist's ein gerechter Tadel, daß moralische Zwecke ihn leiteten? daß er gewisse Stände auf der Bühne erscheinen läßt? daß bürgerliche und häusliche Verhältnisse vorgeführt, die Erscheinungen des Lebens mit

Einst durchwandelte er eine enge Straße, hinter ihm her schritten fröhlichen Muthes einige französische Voltigeurs. Um sich Platz zu verschaffen, schlugen sie den Alten, der ihnen unbekannt war, sanft auf den Rücken. „Schlagt man nur zu, Jungens“, murmelte Blücher, „ich schlag' Euch schon 'mal wieder!“

Wer theilte nicht die Begeisterung des für Deutschlands Befreiung glühenden Arndt, des Sängers:

„Was ist des deutschen Vaterland?“

Ihm gelang es, das Herz Deutschlands zu treffen.

Körner, mit seiner aufopfernden Vaterlands-Liebe, er — der in glücklichen Verhältnissen lebte und noch glücklichern entgegensah — dürstend nach Kriegesthaten, war an die Spitze der waffenfrohen, todesverachtenden Jugend getreten. Er hatte sie entflammt durch seine Lieder, durch sein:

„Du Schwert an meiner Linken.“

und:

„Louise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Louise sei das Losungswort zur Rache!“

In schwärmerische Bewegung, in patriotischen Geistessturm versetzte Körner die Gemüther zahlloser Zeitgenossen. Eine schöne Erscheinung, die bald dahin war. „Ein reicher Frühling, dem kein Herbst gegeben.“ — Der ungestüm Verwegene stürzte beim ersten Begegnen auf den Feind; durch vier Kugeln getroffen, sank er todt vom Pferde.

„Ein Kranz ruht mit dem Schwerte,
Des Kriegers Lust,
Auf kalter Brust
In stiller kühler Erde.“

Körner war ein allerdings durch die Zeit-Umstände besonders gehobener lyrischer Dichter, zum dramatischen fehlte ihm nur die Weihe poetischer Selbstständigkeit, besonders was seine Trauerspiele angeht, die wahrhaft innere Anschauung der Welt und ihrer Geschichte, deren getreuer Spiegel die Bühne sein muß.

Breslau und Berlin wurden Ausgangs-Puncte, Heerde des Befreiungs-Krieges. Alles flammte von Eifer; Jeder verlangte Waffen und Kampf. Durch ganz Nord-Deutschland mußten, aus

der Spannung der Gemüther, heftige Bewegungen hervorbrechen. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin war einer der ersten Fürsten, welcher das Bundes-Verhältniß mit Napoleon aufgab.

Vergleichungen der Deutschen mit andern Völkern mußte bis dahin nur die peinlichsten Gefühle erwecken.

Napoleon hatte ausgesprochen:

„Dépayser l'esprit allemand, ce qui est le premier bût de ma politique ......“

und es war ihm nicht mißlungen, Deutschland sich selbst zu entfremden. Das „Reich“ längst dahin, nur in überlieferter, verblaßter Vorstellung noch bestehend. Seine Fürsten um Sklavenketten buhlend. Das Volk voll ehrlicher, argloser Gutmüthigkeit, aber morsch, ohne Kraft, durch Dünkel, Habsucht, Neid und Unverstand, tausendfältig in sich selbst entzweit, aufgelöst durch Trägheit und Erschlaffung und so dem übermächtigen Feinde Preis gegeben von der Vorsehung; dieses Volk — gedehmüthigt, gedrückt, mit Füßen getreten — verspottet, verhöhnt, dem Bösen verschrieben — entwaffnet, oder gegen sich selbst gehetzt zum Streite — — dieses Volk, ein entnervter gebundener Riese, erstand mit einem, alle Ketten fielen ab von ihm, böser Verblendung gleich. Waffenfreudige Bewegung, thätige Begeisterung aller Stände. Deutschland erhob sich, um das verhaßte Joch der Fremd-Herrschaft abzuschütteln, um langjährige Schande abzuwaschen, um zu kämpfen gegen Französische Tyrannei. Glorreich erstand es aus dem Grabe alten Ruhmes. Bald wendete sich die Lage der Dinge; Schlag auf Schlag folgte. Früher war Napoleon Alles zugestürzt, jetzt fiel Alles von ihm ab. Die freche Gewalt fand ihr Ziel.

„Alle für des Vaterlandes Ehre
Eine Wehr, Ein Sinn, ein Herz voll Flammen,
Schlagt in einer That geweiht zusammen.“

Rußlands Heere allein würden den gordischen Knoten nicht gelöst haben, die Franzosen niemals über den Rhein zurückgeworfen, Napoleons Riesenmacht nicht zerstört.

Alle Hoffnungen zu friedsamer Ausgleichung der Welthändel scheiterten. Das ernste Streben Oesterreichs, zu vermitteln, den Zustand der Dinge in Europa zu sichern, blieb fruchtlos. Napoleon wies, auf's höchste entrüstet, die durch Metternich gestellten Forderungen zurück. Er wollte weder die preußische Monarchie wieder herstellen, noch den Rheinbund auflösen, und eben so wenig eine der andern Bedingungen eingehen, als „seine siegreiche Armee, mit umgekehrtem Gewehr hinter dem Rhein und über die Alpen heimführen".

Endlich sagte sich Oesterreich los von dem Unheil bringenden Heuchelkrieg und nahm eine ernste Stellung an. Am 12. August erklärte Kaiser Franz, daß er dem Bündnisse Rußlands und Preussens beitrete, dem Krieg gegen Frankreich sich anschließe. Durch Armee-Befehl erlassen zu Braunau, verkündete die Krone Baiern ihren Entschluß, Theil zu nehmen am Kampfe für Europa's Freiheit. England — das, bewegt durch großartige, auf Unabhängigkeit begründete, Politik oft versuchte, das Uebergewicht der Französischen Macht in ein Gleichgewicht zu bringen — England und Schweden erklärten offen ihre Verbindung mit Rußland. Ein Land Europa's erhob sich nach dem andern gegen den eisernen Druck von Napoleons Herrscherstab.

So wurde die Wiedergeburt bezweckt und herbeigeführt.

Den 15. August war Napoleon beschäftigt mit Besichtigung von Vertheidigungs-Anstalten längs der Elbe-Ufer bei Dresden. — An diesem Tage befand ich mich auf einer geologischen Fuß-Wanderung im Odenwalde.

Hatte ich früher, so oft der Weg mich durch Babenhausen führte, der Schicksale gedenken müssen, welche die alte Stadt im siebenzehnten Jahrhundert betroffen, dieses mal lag der Anlaß zu solchen Erinnerungen gedoppelt nahe: Krieg und Kriegs-Geschrei an der Tages-Ordnung. Einst war der Ort eine nicht ganz unbedeutende Feste; ein Umstand, der für die Einwohner manche verhängnißvolle Ereignisse herbeiführte.

Im nämlichen Jahre, wo, wie meine Leser wissen, Hanau so sehr bedrängt wurde, 1635, schlossen sechs Regimenter Kaiserlicher Babenhausen ringsum ein. Von Pflichttreue erfüllt, trotzte eine kleine

Schaar schwedischer Helden der Uebermacht. Die Besatzung bestand aus einer Compagnie Fußvolk und sechzig Mann zu Pferd; Geschütz und andern Kriegs-Bedarf hatte man nicht in zureichender Menge, zuletzt nur noch vier Pfund Pulver. Fünf Wochen dauerte die Beschießung. Einen dreimal wiederholten Sturm der Belagerer, welcher sie schwere Opfer kostete, schlugen die tapfern Schweden ab. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sah der Feind sich genöthigt, das Feld zu räumen. Den Babenhäusern, die in stets wachsenden Sorgen gewesen, wie die Sache enden werde, blieb nur die Erinnerung an gemeinschaftlich überstandene Gefahr.

Zu Erbach wurde der Rittersaal besucht, bekannt durch die Sammlung von Rüstungen und Waffen berühmter und berüchtigter Streiter. Auch italische und andere Kunstschätze nahmen die Beachtung in Anspruch. In diesem Raum, dessen hohe Fenster durch merkwürdige Glas-Malereien verziert sind, glaubt man sich versetzt in die Tage des Mittelalters. Beim nicht weit entlegenen Eulbach, einem Jagdschlosse des Grafen von Erbach mitten im Walde, hatte, wenige Wochen zuvor, das jährliche große Volksfest statt gefunden, zu dem Tausende aus der Nähe und Ferne wallfahrteten. Heidelberger Musensöhne fühlten sich besonders angezogen zu Lust-Wanderungen nach dem „Eulbacher Markt“. An sechs verschiedenen Orten im Freien wurde getanzt und Abends der Park beleuchtet; so ließ ich mir erzählen.

Als ich eine Höhe überschritt zwischen Eulbach und Amorbach, vernahm man plötzlich kriegerischen Klang, fortwährendes Kanoniren nach allen Seiten, fern und näher. Es war der Tag, wo vor vierundvierzig Jahren zu Ajaccio auf Corsica der Mann geboren wurde, welcher sich an der Franzosen Spitze stellte. Wie im ganzen Kaiserreiche, so in den Rheinbund-Staaten, beging man den „Napoleonstag“ mit Gepränge. — Daß diese Feier die letzte sein würde, ahnten nicht viele.

In Amorbach unterließ ich nicht, dem kunstsinnigen Fürsten von Leiningen aufzuwarten. Mir wurde die Vergünstigung, dessen Privat-Theater besuchen zu dürfen. Man gab Mehul's „Geheimniß“ und „zwei Worte im Walde“ von Daleirac.

„Bei der Erinnerung schaudert mein Geist,
ab kehrt er sich trauernd:
Dennoch beginn' ich das Wort."

Während eines Waffenstillstandes war **Napoleon**, Tag und Nacht reisend, in Frankreich gewesen. Als er wieder zur Armee sich begab, rief, vom Söller des „Deutschen Hauses" in Mainz, **Marie Louise**, mit wehendem Tuche und thränendem Auge, ihrem Gemahl den Scheidegruß zu. Schweren Herzens sah sie ihn ziehen in diesen Kampf; dunkle Gedanken, Vorahnungen eines unglücklichen Ausganges, schienen den Geist der Monarchin zu erfüllen. — —

Alle Kriegs-Unbilden erfuhr man seit sieben Jahren zu Hanau in überlästiger Fülle. Aber noch hatte unser Ohr den Schlachten-Donner nicht vernommen, noch waren die Felder ungetränkt von Blut. Da umfaßten uns, unerwartet, schnell, mit wilder Gewalt, Schrecknisse, die bis dahin schonend vorübergezogen. Wir hatten des Entsetzlichen nicht genug erlebt.

Monate vor **Napoleons** Todestag in Deutschland, vor dem Völkerkampfe bei Leipzig, lag ein französischer General, für längere Tage, als Einquartierung in meinem Hause. Der Name thut nichts zur Sache; nur der wohlgebaute, starke, breitschulterige Mann blieb mir im Gedächtniß; ein Säbelhieb gab seinem Gesichte etwas Schreckhaftes.

Große Karten vom Kriegs-Schauplatz hingen in meinem Arbeits-Zimmer. Die wichtigsten Stellungen beider Heere hatte ich durch Stecknadeln mit schwarzen und rothen Siegellack-Knöpfchen angemerkt. Ein großer rother Knopf ließ **Napoleons** Hauptquartier erkennen. Der General, ein Kriegsmann von scharfem Verstand und gutem Urtheil, dem ich nachrühmen muß, daß er — neben einem kleinen Anstrich von Wildheit — sich höchst bescheiden benahm, Züge von Wohlwollen und guter Laune verrathend, besuchte mich oft in meinem Arbeits-Zimmer, um hier seine Cigarre zu verdampfen. Er empfand wahre Freude, zu einem Hausherrn gekommen zu sein, der Französisch sprach.

Einst stand er — dem's nicht zur Last fiel mit Uebermuth nur von Siegen zu sprechen — lange im Beschauen der Karten vertieft. Nachdenkend senkte er mehr und mehr den Kopf.

„*Cela ne va pas bien*", sagte mein Gast, „*cela va finir tantôt. — Savez Vous, ou il faut placer notre grand quartier général?*"

Ich erwiederte, daß mir kein Urtheil zustehe, er, als General, müsse es besser wissen und ich dankbar jede Belehrung entgegennehmen.

„*C'est là!*" Mit den Worten steckte der, im Kriegs-Handwerke gut Erfahrene, die größte der roth bezeichneten Nadeln mitten in den Ocean. Rasch sich umwendend fügte er zähneknirschend hinzu:

„*Eh bien, on ne meurt qu'une fois.*"

Wer denkt nicht mit mir an das boshafte Wortspiel des berühmten Komikers Brunet. Als die Kunde nach Paris kam, daß ein Flammen-Meer sich in der alten Czaaren-Stadt gewälzt und alles sich zu Napoleons Unglück gewendet, als man die Trauer-Botschaft von den Ereignissen am morastigen Berezina-Ufer vernahm, als die große Armee eine „retrograde" Bewegung nach der andern machte — in jener verhängnißvollen Zeit hatte Brunet auf dem „*Théâtre de Vaudeville*" einen Gärtner darzustellen. Ein Mädchen kommt, Blumensträuße zu erkaufen; da sagt der Gärtner, mit höchst sauerem Lächeln, kopfschüttelnd und die Achseln zuckend:

„*Hélas! — Que voulez Vous, ma cher enfant, que je fasse? Mes grenadiers sont gelés, mes lauriers sont flétris, je n'ai que quelques mauvaises pensées à Vous offrir.*"

> *Mort de ma vie!* Dahin ist alles, alles!
> Verachtung sitzt und ew'ge Schande höhnend
> In unsern Federbüschen. *O méchante fortune! —*
> Lauft nicht davon!
>
> Shakespeare.

So waren der Sommer, der Herbst vergangen, schon rauschten Wolken von Wandervögeln dahin, die Zeit lag nicht fern, wo sich October und November scheiden, wo der Wälder Laub ein Spiel der Winde wird. Näher und näher kam der Kriegssturm unserer fried-

Vive Henri quatre,
Vive ce roi vaillant.

Es lag etwas Wahres darin und unverkennbar blieb der Eindruck. Die Richter, welche bis dahin ernst und schweigend sich verhalten, flüsterten mit einander; deutlich hörte ich den einen sagen:

„*C'est bien! — Ma foi il a raison.*"

Wir erreichten die beabsichtigte Wirkung. Freimüthiges Rechtsgefühl siegte, mochten die Richter wissen oder nicht, daß Napoleon einst die Portraits Heinrich IV. aus sämmtlichen Bilderladen hatte wegnehmen lassen. Nach kurzer Berathung wurde Müller frei gesprochen.

Hamburger Drangsale.

Sorgenvolle Blicke richtete jeder Wohlmeinende auf Hamburg in dem verhängnißreichen Jahre. Seitdem die Stadt der Ehre genoß zu den „guten" des Französischen Kaiserthums zu gehören (19. December 1810), wurde ihre Lage immer bedenklicher; der bereits gelähmte Handel stockte mehr und mehr; nichts als Hemmnisse und Verzögerungen. Zuverlässige Häuser von anerkannter Rechtlichkeit mußten ihre Zahlungen einstellen; Fabriken geriethen in Verfall, eine Menge Arbeiter-Familien ins tiefste Elend. Alle städtischen Einkünfte floßen in den kaiserlichen Schatz; man war außer Stand die Staatsschuld zu zahlen. Das Waisenhaus wurde umgeschaffen zur Caserne. Unglückliche Ereignisse, wie die Welt-Geschichte deren wenige kennt, reihten sich eines an das andere.

Hamburger Befreundete unterließen nicht, mir fortdauernd Nachrichten zu ertheilen über den Stand der Dinge.

Von Paris traf ein Heer habsüchtiger Beamten ein, darunter Abenteurer, alte Jakobiner, „Freiheitsraser". Alle erlaubten sich die schamlosesten, schrecklichsten Prellereien, nicht wenige waren bestechlich. Die „*ours du nord*" sollten belehrt werden, was „*administrer*" heiße; eine Regierung voll von Kunstgriffen, eine Verwaltung zumal thätig im Anordnen des vollständigsten Späherei-Systems. Ohne Unterlaß willkürliche, eigenmächtige Verhaftungen; an Pferd-

Schweife gebunden schleiften Gendarmen Gefangene, deren Schuld sehr oft keineswegs erwiesen; fürchterliche Gerechtigkeit übte das eingesetzte Prévôtal-Gericht.

Dieses Alles geschah unter der Statthalterschaft eines der, an Napoleons Kriege und Siege gewohnten, Marschälle, des Fürsten von Eckmühl.

Man schilderte mir Davoust — er zählte damals dreiundvierzig Jahre — untersetzt und wohlbeleibt, dick und rund, das Haupt kahl, spärliche Haare an den Schläfen herabhängend. Fast immer verriethen die Augen Geringschätzung, höhnische Ruhe, Menschen-Verachtung — Züge, welche ein großes Vorbild eingeprägt hatte. Auch kündigte Davoust — seit den Italienischen Feldzügen mit unauflöslichen Banden gefesselt an Napoleon — den Hamburgern sich nicht allein ernst und strenge an, voll Wuth und Zorn, höchst unverschämt stieß er die Worte aus:

„*Je suis dévoué de corps et d'âme à mon Empereur, je vous jugerai d'après votre dévouement pour lui. La plupart des hommes de lettres allemands sont des libellistes; je ne les ferai pas mourir, mais je les chasserai. Je ne m'inquiète pas de l'amour des hommes pourvu qu'ils me craignent.*“

Als das Jahr 1812 den Krieg mit Rußland herbeiführte, begannen Hamburgs Bürger leichter zu athmen, sie lebten neu auf. In des Herzens Freude mögen Manche längst gekannte, wenigstens geahnte Gesinnungen verrathen haben. Kein Wunder, daß die Sachführer kaiserlicher Gewalt zu noch ernstern Maßregeln schritten.

Die Moskauer Katastrophe konnte nicht Geheimniß bleiben. Eine furchtbare Nemesis war im Anzug. Den, durch wohl berechnete Heer-Bewegungen und durch Unbilden nordischen Klima's besiegten, Feind trieben die Russen vor sich her. Als in Hamburg die hochwichtige Nachricht erscholl: Kosacken seien nicht fern, da war für französische Behörden jeder Art keine Zeit zum Verweilen. Das zum Kriegswesen gehörende, das Regierungs- und Verwaltungs-Personal, alle beschleunigten ihre Abreise. Mit Jubel, mit Freuden-Geschrei wurden Tettenborn und seine Schaar begrüßt. Man schmückte die Stadt so glänzend als möglich aus, veranstaltete Festlichkeiten,

Vollständiger offenbarte sich mit jedem Tage das Verderben der Franzosen. Laplace, der berühmte und gefeierte Mathematiker, hatte sich einen gewaltigen Rechnungs-Fehler zu Schulden kommen lassen und Beweise geliefert, daß er schlechter Weltkenner gewesen. In seiner „*Exposition du système du Monde*" sagte Laplace noch im Jahre 1813:

„*Grace au génie de Napoleon, l'Europe entière ne formera bientôt qu'une immense famille, unie par la même religion, le même code des lois et les mêmes mesures.*"

Bescheidener war die „Mainzer Zeitung", als sie 1806 mit dürren Worten erklärte: „es gäbe kein Deutschland mehr".

Das Haupt-Verdienst der ruhmvollen Tage bei Leipzig gebührt unstreitig Blücher. Der gewaltige Kriegsheld brachte indessen bei einem Mittagsmahl, welches Fürst Schwarzenberg einige Jahre später in Karlsbad gab, den treffenden Trinkspruch aus:

„Auf das Wohl des Feldherrn, der drei Monarchen in seinem Haupt-Quartier hatte, und dennoch den Feind schlug."

Obwohl bei diesen Monarchen, wie bei allen Befehlshabern, tüchtigster Wille vorherrschte, auch das Heer beseelt war vom trefflichsten Geiste, so ist dankbar anzuerkennen, daß Schwarzenberg, der gewandte Staatsmann, das richtige Feingefühl besaß, jenen Einklang der Gesinnungen lebendig zu erhalten.

Aus allen Erscheinungen, wie wir sie in Hanau gesehen, wollten Viele den Schluß ziehen: es werde das Franzosen-Heer seinen Heimweg durch unsere Gegend nehmen. Konnte das aufsteigende Kriegs-Ungewitter, der niedergerissenen Festungs-Werke ungeachtet, furchtbar über Hanau sich entladen? Waren nicht Ereignisse zu besorgen, jenen ähnlich wie solche über der sächsischen Königstadt verhängt gewesen?

Wiederholt mußte ich die vertraulichen Mittheilungen eines mir befreundeten Dresdeners lesen; durch sie erfuhr ich alle Einzelnheiten der Schreckenstage.

„Als französische Ingenieurs unsere Brücke ausmaßen", so hieß es im letzten Briefe, „fingen wir an zu fürchten für unsern Liebling. Ein Officier, der im dritten Pfei-

ler aufgraben ließ, wurde durch schnell herbeigeeiltes Volk mißhandelt. Unter dröhnendem Jubel-Geschrei warf man Schaufeln und Hacken seiner Leute über's Eisen-Geländer in den Strom. Um Ruhe zu schaffen, bivouaquirten nun Truppen auf der Brücke. In der Stadt schwieg der Sturm nicht, denn ungeachtet der stärksten stets hin- und herziehenden Streifwachen flogen öfter Steine in die Fenster des Brühl'schen Palastes; hier hatte der feindliche Befehlshaber sich einquartiert. Ernster gestalteten sich die Vorbereitungen zum Sprengen, als Davoust, der Herzog von Auerstädt, mit seinem Corps eintraf. Aus dem Erz-Gebirge ließ man Bergleute herbeiholen und Schacht-artige Vertiefungen ausweiten. Eines Abends wurden sämmtliche Verwundete und Kranke aus der Neustadt in die Altstadt geschafft; die letzte Hoffnung schwand. Jeder, dem es an Freiheit, Zeit und Geld nicht fehlte, entfloh der bevorstehenden Gräuel-Scene; hochaufgepackte Wagen rollten zu allen Thoren hinaus. In den Frühstunden nächsten Morgens große Bestürzung, bleiche Sorge auf jeder Stirn. Von Haus zu Haus ließ der Befehlshaber ansagen: nach dem ersten Signalschuß hätte man sich in die Wohnungen zurückzuziehen. Beim zweiten Signalschuß wichen auch die Soldaten von der Spreng-Grube; verödet stand die Brücke. Jetzt nahte der furchtbare Augenblick: die dritte Kanone donnerte und mit dumpfem Krachen sanken zwei Bogen und ein Pfeiler zusammen. Mächtige Dampf- und Feuer-Säulen loderten empor; die aufsteigende Sonne beleuchtete das grausenhafte Schauspiel. Stolzen Hauptes nahm Davoust sein Zerstörungs-Werk in Augenschein und zog sodann mit der Heerschaar davon. Ganz Dresden glich einem Trauerhause. Jede Verbindung zwischen Alt- und Neustadt war aufgehoben, bis endlich die Franzosen Alt-Dresden räumten, die ersten Russen unter endlosem Hurrah- und Vivat-Ruf erschienen und alles einen neuen Umschwung erlitt."

In Hanau harrte man mit gespannter Erwartung der Dinge die da kommen sollten und glaubte an das Wünschenswerthe. Den Nachrichten sah man mit Ungeduld, nicht ohne Befürchtnisse entgegen, erfreuliche wurden gierig verschlungen. Vom Morgen bis zum Abend herrschte im Gesellschafts-Haus der Notabeln starker Tabaks-Qualm. Die „*Assemblée*", der Mittelpunct fashionabler Welt, war zu keiner Tagesstunde unbesucht. In verabredeten Vereinen, bei lebhafter Unterhaltung verbrachte man die Stunden. Unsere Stadt war indessen wenig geeignet, um Begebenheiten früh zu erfahren. Wir, gleichgesinnte Freunde und ich, bedienten uns deßhalb zweibeiniger Telegraphen: ein wohl unterrichteter Vertrauter in Frankfurt — N . . . . . g, einer der beliebtesten dortigen Aerzte, geistreich, sehr geschickt und den Leuten angehörend, die alles wußten — sendete täglich

Man erzählte, zwischen Davoust und Vandamme sei es zu heftigem Wortwechsel gekommen. Letzterer — verrufen um seiner Härte willen, wegen gänzlich vernachlässigter Mannszucht und der Erpressungen, die er sich überall gestattete — bestand auf Plünderung und wollte die Rädelsführer niederhauen lassen.

Mit welchem Erstaunen vernahm man Napoleon's Erlaß: Hamburg solle, binnen vier Wochen, achtundvierzig Millionen Franken Kriegssteuer bezahlen. Stille Trauer, Verzweiflung herrschte in der Stadt. Fruchtlos blieben Gegen-Vorstellungen, wie solche in jeder Weise versucht worden. Davoust erklärte:

„*L'empereur vous a imposé cette punition. Je n'en rabattrai pas un sou, et Vous verrez bien que je saurai le trouver.*“

Wie zu denken ging die gesetzte Frist vorüber, ohne daß auch nur ein Drittheil der geforderten Summe herbeigeschafft werden konnte. Ich vermeide etwas zu sagen über die abscheulichen, gräuelvollen Zwangs-Maßregeln, welche nun die Sieger ergriffen; unerschöpflich erwiesen sie sich an Mitteln Geld zu erpressen.

Kriegs-Zustand war ausgesprochen. Sehr ernstlich ließ Davoust an weiterer Ausdehnung der Festungs-Werke arbeiten. Gendarmen geleiteten, Tag für Tag, Bürger jedes Standes und Alters zu Frohndiensten. Der Befehlshaber, in dessen Ohr des Volkes Jammer nicht drang, spottete mit brüllenartigem Lachen der Hamburger in ihrem Unglück.

„*Jusqu'à présent j'ai montré de la douceur; mais si j'entends parler de quelque nouvelle révolte, je vous punirai d'une manière terrible: dites cela à vos concitoyens.*“

So lautete Davoust's Abschieds-Gruß an die Umstehenden, als er, inmitten des Augusts, mit vierzigtausend Mann nach dem Mecklenburgischen aufbrach. Nur wenige Wochen vergingen, so wurde er zurückgedrängt und begann sein Wirken damit, daß er die öffentlichen Kassen wegnehmen ließ. Bald war Hamburg eingeschlossen und jeden Tag sah man der Belagerung entgegen. Als gräßliches Vorzeichen soldatischer Schreckens-Maßregeln, erging an alle Bewohner der Befehl, sich auf sechs Monate mit Lebensmitteln zu versehen, oder die Stadt zu verlassen.

Napoleon's Entsagung erklärte der Fürst von Eckmühl für eine alberne Erfindung.

„*L'empereur, mon maître, ne m'enverrai pas ses ordres par des officiers russes, aussi je me refuse à ouvrir toute espèce de dépêche à cet égard.*“

Walmodens und Benningsen's Heerhaufen waren nicht stark genug, eine Belagerung zu unternehmen, so hielten sich die Franzosen bis zum Mai 1814 in Hamburg. Endlich räumte Davoust auf Befehl König Ludwig XVIII. die Stadt und Russen zogen ein.

Erhebung Preußens.

Die Geschichte ist die Schule der Fürsten. Ihnen kommt es zu, sich durch die Fehler verflossener Jahrhunderte belehren zu lassen, um ähnliche zu vermeiden.

Friedrich II.

Grenzenlosen Haß hegte der Franzosen-Herrscher gegen Preußen. In geschichtlichen Werken über diesen Zeit-Abschnitt findet man die bezeichnendsten Züge. Endlich rüttelte der schmählich unterjochte Staat an seinen Banden, das fest umgarnte Preußen raffte sich empor aus Napoleonischer Knechtung, aus schmachvoller tiefster Erniedrigung, zum hohen volksthümlichen Aufschwung des Freiheits-Krieges. Zuerst rief der König Freiwillige, sodann — ein Feuerzeichen für ganz Deutschland — „sein Volk“ unter die Waffen gegen den Mächtigen, gegen den Gewaltigen, welchen bis dahin das Glück getragen, dessen Ruhm die Welt durchflogen hatte. Friedrich Wilhelm fand „sein Volk“ so begeistert, so ausdauernd, wie er erwartet. Selbst die vom Preußen-Staate Losgerissenen, die fremden Herrschern und fremden Einrichtungen Ueberantworteten, erwiesen in Liebe und Treue, daß sie nur enger vereinigt geblieben mit dem alten, leidenden Vaterlande. — — Wie glanzvoll bewährte sich eine Vorhersagung Blücher's. Zur Zeit der Unglücks-Tage Preußens sah man zu Berlin den Helden öfter in bürgerlicher Kleidung: schwarzer Frack, runder Hut, Seiden-Strümpfe und leichte Schuhe.

„Nichts davon! Nein, nein, nein! Ich sage Ihnen nein! Ich will nichts davon hören. In meinem Glauben ans Schicksal bin ich — fast ein Türke. Aller dieser voreiligen, unnützen Sorgen wollen wir uns entschlagen. — Ich glaube Ihnen nicht, so wahr ich Karl heiße!"

Man wußte, daß wenn diese Aeußerung gefallen, nichts mehr zu machen sei; sie wollte so viel sagen, als: ein Dalberg hält Wort.

Dem Großherzog gingen die Gedanken durcheinander. Er verhüllte sich das Gesicht mit den Händen und versank in hinbrütendes Träumen, indem er einen Gedanken zu verfolgen schien.

Leicht erregbar war der Fürst, aber auch leicht wieder ruhig werdend. So heftig anfangs sein Zorn, niemals dauerte er lange. Bald sah ich ihn mildgesinnter, ja es schien, als sei der alte würdige Mann selbst beschämt über sein zürnendes Eifern, über die harten Worte, welche er gesprochen. Er entließ mich gnädig und freundlich.

Wie war ich erschüttert! So tief bewegt hatte ich den Großherzog nie gesehen.

Die Warnungen seines Vertrauens-Mannes, der ihm den einzigen Ausweg zeigte, wies der Fürst ebenfalls standhaft zurück, jedem Rathe widerstrebend. Albini's Eifer wurde verkannt, für unzweckmäßig, für sonderbar und rasch erklärt.

Des, mit diplomatischen Feinheiten sehr wohl bekannten, Ministers Vorschlag war: er wolle ins Haupt-Quartier der Verbündeten sich begeben, um zu unterhandeln, und wenn nicht Alles retten, dennoch einen Theil — wenigstens das Fürstenthum Aschaffenburg; dieß sei zu Ehren seines Herrn unerläßlich. Die Zukunft würde, müsse es ihm ernst verweisen, wenn er nicht diesen Schritt wage. Das sei ihm heilige Pflicht, sagte er in dem geraden, unternehmenden Sinn, welchen man an ihm kannte. Mir hatte mein Chef die Ehre zugedacht, ihn zu begleiten.

Es möge dahin gestellt bleiben, welcher Erfolg erzielt worden wäre, so viel steht fest, daß die verbündeten Mächte dem Minister Albini einen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste dadurch gaben, daß sie, nach Eroberung des Großherzogthums — Oktober 1813 — ihm den Vorsitz bei dem für das Land angeordneten Verwal-

tungs-Rath übertrugen. — — Herzog Karl August von Sachsen war in großer Besorgniß, wie er von Alexander würde aufgenommen werden; der Kaiser behandelte ihn durchaus wohlwollend.

Karl von Dalberg verließ Aschaffenburg, um — in den Sturz Napoleons verwickelt — nie dahin zurückzukehren. Mit männlichem Muthe duldete er, der in bedeutungsvoller Zeit so große Schicksale bestanden, was zu ändern in seinem Vermögen nicht war; er ließ sich das Unvermeidliche gefallen. Achtbare Gewährsmänner, die den Fürsten nicht lange vor seinem Tode zu Regensburg besuchten, fanden ihn sehr heiter und seine politische Laufbahn mit aller Wärme vertheidigend.

Viele Jahre verflossen, seit der edle Dalberg dahin geschieden. Mir, ich sage dieß mit Stolz und Bewußtsein, bleibt sein Bild immer rein. Wehmüthige Dankbarkeit begleitet seinen Namen in meiner Seele. Ich empfand für ihn die höchste Verehrung, mit unwandelbarer Treue und Ergebenheit hieng ich ihm an.

Sit illi terra levis!

Sein Andenken wird fortleben und mit den Jahren mehr und mehr hervorleuchten.

Daß zwischen Oesterreich und Baiern ein Vertrag zu Stande gekommen, war längst kein Geheimniß mehr. Den 26. Oktober erfuhr man mit Bestimmtheit, daß ein Theil der Oesterreichisch-Baierischen Armee von Würzburg aus nach Aschaffenburg sich bewege. Die wenigen, in und um Hanau noch befindlichen Truppen, etwa sechshundert Mann meist Cavallerie, aber zum Theil unberitten, blieben die Nacht hindurch unter den Waffen. In verschiedenen Richtungen wurden Vedetten ausgestellt. Der französische Stadt-Commandant verlegte sein „Haupt-Quartier“ nach Hochstadt, ein Dorf seitwärts der Frankfurter Straße, eine Stunde von Hanau.

Den 27. Oktober Abends sieben Uhr riefen Trompeten die Cavallerie zusammen. Große Unruhe auf öffentlichen Plätzen, in allen Straßen. Indessen sah man die Unmöglichkeit der Gegenwehr ein, und glaubte an Abzug der Truppen während der Nacht. Eine Mei-

nung, welche dadurch viel an Wahrscheinlichkeit gewann, daß gegen acht Uhr von Haus zu Haus angesagt wurde: um eilf Uhr würde Allarm geblasen, Niemand brauche sich jedoch deshalb zu ängstigen, es sei nur um ein Zusammenrufen der Reiter zu thun, die gegen Mitternacht der Hananer Bürgergarde die Wachen übergeben und sodann ruhig abziehen würden.

Bei Jedermann war die Erwartung auf's Höchste gestiegen. Aengstlich fragend rannten die Menschen hin und zurück. Hoffnungen oder Befürchtungen von der nächsten Zukunft boten die einzigen Gegenstände tiefer Gespräche. Die gewaltsamsten Erfolge standen noch bevor.

Um neun Uhr sandte mir der Minister durch seinen Kammerdiener ein Hand-Briefchen, die, unterm Siegel des Vertrauens mitgetheilte, Nachricht enthaltend, „daß General Wrede mit seiner Heeresmacht ohne Verzug in Aschaffenburg einrücken werde, daß die Vorposten nur wenige Stunden entfernt seien, wir folglich während der Nacht, spätestens am nächsten Morgen, Neuigkeiten erwarten dürften".

Ich erhielt diese Kunde in der „*Assemblée*" und säumte nicht mich sofort nach Haus zu begeben. Auf dem Heimwege, Sturm und Regen flogen durch die Straßen, redeten mich zwei französische Officiere an, um wegen ihres Quartier-Billets zurecht gewiesen zu werden. Beim Laternen-Schein machte ich die — unter solchen Umständen doppelt unangenehme Entdeckung, daß ich der Wirth sei. Einige hingeworfene Worte, in Erwiederung der an mich, über die Nähe des Feindes, gerichteten Fragen, genügten, wie ich geahnt, bei den Kriegsmännern Bedenken zu erregen. Gefangen genommen zu werden, hatten dieselben nicht Lust, obwohl — für die erhaltene Warnung verbindlichst dankend — meine aufgedrungenen Gäste sehr freimüthig erklärten, daß für sie, als der Polnischen Legion angehörend, zwischen Gefangenschaft und Rhein-Uebergang kein Unterschied sei. In größter Hast genoßen meine neuen Bekannten einige Gläser Wein und etwas kalten Braten. So spät es auch war, sie verschafften sich noch eine Gelegenheit nach Frankfurt.

Eine Zeitlang hörte man den einförmigen Tritt hin und wieder die Straßen durchkreuzender Patrouillen, den dumpfen Anruf des

qui-vive der Wachtposten. Bald erschallte kein Laut mehr; tiefe, ängstliche Stille, eine Grabesruhe herrschte in der Stadt.

Der Schlaf war kurz; in freudig banger Erwartung, in ungeduld'ger Hoffnung verbrachte man die Nacht. Vor sechs Uhr verließen die letzten Franzosen Hanau, und als der finstere Herbst-Morgen zu dämmern begann — 28. October — schallten Trompeten. Etwa hundert Baierische Chevauxlegers rückten ein, geführt vom Oberst von Krach, einem vorzüglich geachteten, tüchtigen Officier, dessen Tapferkeit und Unerschrockenheit in der Gefahr man kannte. Sie postirten sich auf dem Markt, dem Hauptplatze Hanau's. Schon hatte sich Volk versammelt. Man jauchzte den Deutschen Kriegern entgegen, den Helden-Schaaren Maximilian Josephs; man empfing sie mit Jubelruf, wie im Triumph; Mützen und Hüte wurden geschwenkt; Bekannte und Unbekannte umarmten einander, beglückwünschten sich. Ich fehlte nicht, redete sofort den Obersten an, versicherte ihn, daß im Augenblicke kein Feind in der Stadt sei, wenigstens kein solcher, der an Widerstand denken könne. Ich bat, er und seine Kameraden möchten bei mir, in dem, nur wenige Schritte entfernten, Gesellschafts-Hause Kaffe einnehmen. Krach sah ein, daß mein Antrag, nach dem Ritt in der kalten, feuchten October-Nacht, nicht wohl zurückzuweisen sei. Er ließ seine Reiter absitzen, denen ebenfalls Speise und Trank gespendet und ausgetheilt wurden; Mann und Roß waren ermüdet, eine Folge der Eilmärsche, in denen sich die Armee bewegt hatte. Nur einige Patrouillen durchstreiften die Straßen, auch wurde, nach meinen über Einzelnheiten der Gegend gegebenen Aufschlüssen, und auf meinen Rath, eine Brücke abgeworfen.

Im Posthause nahm man den General St. Andree gefangen nebst zwei Obersten. Mehrere Officiere und Employés, die sich verspätet hatten, wurden eingebracht.

Bald erhielten die Baiern Verstärkung durch drei oder vier Schwadronen Chevauxlegers. Man besetzte die Kinzigbrücke.

Beim Frühstück machte mich Krach mit seinen Officieren bekannt und nannte mir unter andern den Rittmeister Prinzen Ludwig von Waldeck, einen Neffen des Königs.

Es dauerte keine halbe Stunde, so kam die Meldung: eine feindliche Infanterie-Colonne sei im Anzug. Schon früher hatte mir der Oberst vertraulich gesagt, sein Erscheinen wäre mehr als eine Art Ueberrumpelung anzusehen, er werde das Fußvolk kaum erwarten können, das für ihn zur Unterstützung eintreffen solle. Auf jene Nachricht nun, raunte mir der Reiterführer ins Ohr, nur für Augenblicke wollte er versuchen, sich zu halten, ich möchte auf dem Marktplatze nicht weilen, es könne mir Gefahr drohen. Mit seinen Officieren eilte der Oberst aus dem Saal, aus dem Hause. Alle schwangen sich auf ihre Pferde und sprengten der Vorstadt zu, dem Feinde entgegen.

Ich machte mich unter dem ersten besten Vorwand aus dem Staub, und eilte durch Nebenstraßen, längs den Häusern, hastigen Schrittes, indem ich nicht schlenderte, sondern mehr rannte als lief, meiner Wohnung zu. Jetzt wurde es auch in und um Hanau blutiger Ernst. In der Ferne hörte man bereits Schüsse. Sorgenvoll lauschend und spähend hinter Fenster-Gittern und Vorhängen, sahen wir, wie einzelne Reiter mit vorgeschobenen Französischen Tirailleuren plänkelnd, tödtlich getroffen niederstürzten von ihren Rossen. Fechtend zogen sich die Baiern zurück, um die Stadt zu verlassen.

Das Finanzkammer-Gebäude, in unmittelbarster Nähe meiner Wohnung, war zum Lazareth verwendet worden, und seit Wochen schon mit Nerven-kranken Franzosen angefüllt. Ich sah, wie man einen schwer verwundeten Baierischen Officier, der von zwei Reitern unterstützt, auf seinem Pferde schwankte, in jenes Hospital geleitete. Mich jammerte der Krieger; für ihn war da an kein leibliches Unterkommen zu denken. In solchem Zustande unter Nerven-Kranken!

Wagen und gewinnen, dacht' ich, und säumte keinen Augenblick, unbekümmert um die Folgen. Ich eilte hinüber, um in meinem Hause Unterkunft anzubieten. Wie groß war mein Erstaunen, den Prinzen von Waldeck zu finden, der vor nicht einer halben Stunde mit mir gefrühstückt hatte. Ich empfand das herzlichste Mitleid. Gleich darauf erschien ein Wachtmeister mit vier Chevauxlegers, gesendet vom Obersten von Krach, um seinen Rittmeister ins nächste Dorf zu geleiten.

Die Umstände des Augenblicks mußten bestimmen, welcher Entschluß vorzuziehen. Den Verwundeten so vielen möglichen Zufällen preis zu geben, wäre unverantwortlich, verwegen gewesen. Dazu kam die kalte, verständige Erklärung des Arztes, daß bei der, zwar nicht lebensgefährlichen, aber dennoch sehr bedenklichen Verletzung, jede einigermaßen bedeutende Anstrengung tödtlich werden könne. Das Hinüberschaffen in meine Wohnung war leicht ausführbar, nur galt es rasch und entschlossen zu handeln.

Der Prinz, voll unbezwingbaren Jugendmuthes, schwankte anfangs sehr. Nichts machte ihm mehr quälende Besorgniß, als der Gedanke, gefangen genommen werden zu können. Wiederholt erklärte er: ein ehrlicher Soldaten-Tod würde ihm willkommener sein; lieber wolle er sich niederhauen lassen, als solchen Schimpf ertragen. Endlich mußte er sich fügen; die Gründe waren zu einleuchtend. Ich gab die entschiedenste Versicherung, daß er bei mir nichts zu wagen habe, daß er meines treuesten, beharrlichsten Eifers gewiß sein könne, daß er mich als wahren verlässigen Freund betrachten dürfe. — — Es gelang, meine Zusage redlich zu lösen.

Mit der Bleifeder schrieb ich in flüchtiger Eile ein beruhigendes Wort an den Obersten und sendete damit den Wachtmeister zurück. Ungern verstand sich der pflichtgetreue Reiter dazu, dem ihm gewordenen Befehl nicht strenge Folge zu leisten, Beweise seiner Pünctlichkeit zu geben.

Eine mißliche Unternehmung, seltsam und verwegen ausgedacht, ein kühner Streich; aber der Augenblick zeigte sich günstig. Es war ein seltsam glücklicher Zufall, ein Wunder, daß die Fortschaffung unseres Verwundeten, durch vertraute Männer aus der Nachbarschaft, nicht ohne Mühe, mit unglaublicher Schnelligkeit und so gut wie unbemerkt vollführt wurde. Zehn Minuten später lag der Prinz, nothdürftig verbunden, im Bette meines Gastzimmers.

Den Haus-Bewohnern, allen die um die Sache wußten, wurde das strengste, tiefste Schweigen geboten. Auch traf ich außerdem alle räthlich scheinenden Maßregeln. — Dennoch hatte — eine abscheuliche Bosheit, eine freche That, die mich tief erschütterte — der Verrath nicht ganz geschlafen, das Geheimniß war keineswegs auf's Treueste

handschriftliche Bülletins durch Eilboten. Zur gesetzten Stunde fanden sich die „Verschworenen“ ein, mein Haus war der Zusammenkunfts-Ort. Die Bülletins wurden gelesen, jeder brachte seine Nachrichten mit, seine Vermuthungen, seine Sorgen. Auch durch meinen Vetter Karl Godeffroy — damals Beisitzer im Staatsrathe zu Paris, später Geschäftsträger der Hanseestädte am Berliner Hofe — erfuhr ich besonders wichtige Dinge. In den ersten October-Tagen war er aus der französischen Hauptstadt zu Napoleon gesendet worden; auf der Hin- und Herreise unterließ er nicht, mich in Hanau zu begrüßen, und nach seinen Mittheilungen schieden wir, die Befreundeten, getroster von einander.

Im Publikum herrschte über das Vordringen der Baiern noch immer tiefes Schweigen. Ich — wußte, wie es sich verhielt, und daß sehr bald entschieden werden mußte, ob wir in Hanau vor oder hinter unsern Feinden lägen. Minister von Albini hatte, auf ausdrückliches Begehren französischer Behörden, die damals wieder ihren Sitz in Frankfurt aufgeschlagen, eine sehr strenge (?!) „Musterung“ österreichischer Blätter verordnet, namentlich des „unangenehmen“ Beobachters. Ich wurde zum Censor bestellt. „Uns beiden soll und darf nichts entgehen“, sagte mein Vorgesetzter mir ins Ohr.

„Bei schwierigen Unternehmungen muß man sich nur bemühen, die Hindernisse eines nach dem andern zu überwinden und sich nicht davon abschrecken lassen, daß sie groß und in großer Menge sind.“
Sülly.

Als das Großherzogthum, unter gewissen Umständen, seiner Auflösung entgegen zu gehen schien, ließ mich Albini zu sich entbieten:

„Sie sollen mein Vertrauter sein, in Verhältnissen und Begebenheiten, die mich seit einigen Tagen tief erschüttern. Wir sind unter uns und ich kann mich vertraulich aussprechen. Mit dem Sturz der Kaiser-Herrschaft, den ich lange vorhergesehen, aber so plötzlich nicht erwartete, kann — wird das Großherzogthum fallen.“

So begann die Unterredung. Der Minister — welcher für redliche Zwecke nie andere als redliche Mittel wählte — wünschte, ich sollte, bei erster günstiger Gelegenheit, unserm Herrn „auf den Zahn fühlen“, ihm, wenn es möglich, das Ergebniß gemeinsamer politischer Erwägungen „unterbreiten“. Jedes Wort, was gesprochen werde, so gebot mein Chef, hätte ich mir genau zu merken, damit er wisse, wie der Faden weiter fortzuspinnen sei.

Schwer fiel es in manchen Dingen, den Großherzog zu überzeugen, wenigstens umzustimmen. Die blendende Gewalt vorgefaßter Meinungen, wußte der Fürst keineswegs immer zu bekämpfen; seine Beharrlichkeit, seine Festigkeit steigerte sich bis zu einer Art Heroismus.

Es war in Aschaffenburg, wo die neuesten Tages-Ereignisse zur Sprache kamen. Ich erlaubte mir anderer Ansicht zu sein, als mein gnädigster Herr. Ohne Scheu wagte ich einigen Zweifel auszusprechen, mit allem Nachdruck unbestechlicher Wahrheitsliebe; ich äußerte Zweifel darüber, daß Napoleons Panier noch zu vielen Siegen wehen werde.

Der Großherzog sah mich mit zweifelhaften Augen an; er faßte mich mit seinen Blicken, als wollte er mir die verborgensten Gedanken aus der Seele lesen. Eine Minuten-lange Pause, die das Gefühl eines ganzen Zeitraums ausdrückte.

„Auch Sie haben übertriebene Befürchtnisse, auch Sie erliegen dem Wahn, auch Sie sind der Meinung verfallen, es werde der Stern des Riesengeistes untergehen! Sein baldiger Sturz scheint Ihnen sogar gewiß. Muß ich wieder solche unglückliche Worte, solche Unheil bringende Reden hören!“

So sagte der Fürst, mit mißbilligendem Kopfschütteln, indem er auf einen Augenblick sich wegwendete, sodann, in der wunderlichen Reizbarkeit seines beweglichen Gemüthes, heftig, gleichsam angstvoll:

„Ich denke nicht so! Ich nicht!“

Ich bat um geneigtes Gehör und wollte versuchen, Besorgnisse und Gefühle anzudeuten, die jene Aeußerung heraufbeschworen hatten. Aber mein gnädigster Herr unterbrach mich:

„Nichts davon! Nein, nein, nein! Ich sage Ihnen nein! Ich will nichts davon hören. In meinem Glauben ans Schicksal bin ich — fast ein Türke. Aller dieser voreiligen, unnützen Sorgen wollen wir uns entschlagen. — Ich glaube Ihnen nicht, so wahr ich Karl heiße!“

Man wußte, daß wenn diese Aeußerung gefallen, nichts mehr zu machen sei; sie wollte so viel sagen, als: ein Dalberg hält Wort.

Dem Großherzog gingen die Gedanken durcheinander. Er verhüllte sich das Gesicht mit den Händen und versank in hinbrütendes Träumen, indem er einen Gedanken zu verfolgen schien.

Leicht erregbar war der Fürst, aber auch leicht wieder ruhig werdend. So heftig anfangs sein Zorn, niemals dauerte er lange. Bald sah ich ihn mildgesinnter, ja es schien, als sei der alte würdige Mann selbst beschämt über sein zürnendes Eifern, über die harten Worte, welche er gesprochen. Er entließ mich gnädig und freundlich.

Wie war ich erschüttert! So tief bewegt hatte ich den Großherzog nie gesehen.

Die Warnungen seines Vertrauens-Mannes, der ihm den einzigen Ausweg zeigte, wies der Fürst ebenfalls standhaft zurück, jedem Rathe widerstrebend. Albini's Eifer wurde verkannt, für unzweckmäßig, für sonderbar und rasch erklärt.

Des, mit diplomatischen Feinheiten sehr wohl bekannten, Ministers Vorschlag war: er wolle ins Haupt-Quartier der Verbündeten sich begeben, um zu unterhandeln, und wenn nicht Alles retten, dennoch einen Theil — wenigstens das Fürstenthum Aschaffenburg; dieß sei zu Ehren seines Herrn unerläßlich. Die Zukunft würde, müsse es ihm ernst verweisen, wenn er nicht diesen Schritt wage. Das sei ihm heilige Pflicht, sagte er in dem geraden, unternehmenden Sinn, welchen man an ihm kannte. Mir hatte mein Chef die Ehre zugedacht, ihn zu begleiten.

Es möge dahin gestellt bleiben, welcher Erfolg erzielt worden wäre, so viel steht fest, daß die verbündeten Mächte dem Minister Albini einen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste dadurch gaben, daß sie, nach Eroberung des Großherzogthums — Oktober 1813 — ihm den Vorsitz bei dem für das Land angeordneten Verwal-

tungs-Rath übertrugen. — — Herzog Karl August von Sachsen war in großer Besorgniß, wie er von Alexander würde aufgenommen werden; der Kaiser behandelte ihn durchaus wohlwollend.

Karl von Dalberg verließ Aschaffenburg, um — in den Sturz Napoleons verwickelt — nie dahin zurückzukehren. Mit männlichem Muthe duldete er, der in bedeutungsvoller Zeit so große Schicksale bestanden, was zu ändern in seinem Vermögen nicht war; er ließ sich das Unvermeidliche gefallen. Achtbare Gewährsmänner, die den Fürsten nicht lange vor seinem Tode zu Regensburg besuchten, fanden ihn sehr heiter und seine politische Laufbahn mit aller Wärme vertheidigend.

Viele Jahre verflossen, seit der edle Dalberg dahin geschieden. Mir, ich sage dieß mit Stolz und Bewußtsein, bleibt sein Bild immer rein. Wehmüthige Dankbarkeit begleitet seinen Namen in meiner Seele. Ich empfand für ihn die höchste Verehrung, mit unwandelbarer Treue und Ergebenheit hieng ich ihm an.

Sit illi terra levis!

Sein Andenken wird fortleben und mit den Jahren mehr und mehr hervorleuchten.

Daß zwischen Oesterreich und Baiern ein Vertrag zu Stande gekommen, war längst kein Geheimniß mehr. Den 26. Oktober erfuhr man mit Bestimmtheit, daß ein Theil der Oesterreichisch-Baierischen Armee von Würzburg aus nach Aschaffenburg sich bewege. Die wenigen, in und um Hanau noch befindlichen Truppen, etwa sechshundert Mann meist Cavallerie, aber zum Theil unberitten, blieben die Nacht hindurch unter den Waffen. In verschiedenen Richtungen wurden Vedetten ausgestellt. Der französische Stadt-Commandant verlegte sein „Haupt-Quartier“ nach Hochstadt, ein Dorf seitwärts der Frankfurter Straße, eine Stunde von Hanau.

Den 27. Oktober Abends sieben Uhr riefen Trompeten die Cavallerie zusammen. Große Unruhe auf öffentlichen Plätzen, in allen Straßen. Indessen sah man die Unmöglichkeit der Gegenwehr ein, und glaubte an Abzug der Truppen während der Nacht. Eine Mei-

nung, welche dadurch viel an Wahrscheinlichkeit gewann, daß gegen acht Uhr von Haus zu Haus angesagt wurde: um eilf Uhr würde Allarm geblasen, Niemand brauche sich jedoch deshalb zu ängstigen, es sei nur um ein Zusammenrufen der Reiter zu thun, die gegen Mitternacht der Hanauer Bürgergarde die Wachen übergeben und sodann ruhig abziehen würden.

Bei Jedermann war die Erwartung auf's Höchste gestiegen. Aengstlich fragend rannten die Menschen hin und zurück. Hoffnungen oder Befürchtungen von der nächsten Zukunft boten die einzigen Gegenstände tiefer Gespräche. Die gewaltsamsten Erfolge standen noch bevor.

Um neun Uhr sandte mir der Minister durch seinen Kammerdiener ein Hand-Briefchen, die, unterm Siegel des Vertrauens mitgetheilte, Nachricht enthaltend, „daß General Wrede mit seiner Heeresmacht ohne Verzug in Aschaffenburg einrücken werde, daß die Vorposten nur wenige Stunden entfernt seien, wir folglich während der Nacht, spätestens am nächsten Morgen, Neuigkeiten erwarten dürften".

Ich erhielt diese Kunde in der „*Assemblée*" und säumte nicht mich sofort nach Haus zu begeben. Auf dem Heimwege, Sturm und Regen flogen durch die Straßen, redeten mich zwei französische Officiere an, um wegen ihres Quartier-Billets zurecht gewiesen zu werden. Beim Laternen-Schein machte ich die — unter solchen Umständen doppelt unangenehme Entdeckung, daß ich der Wirth sei. Einige hingeworfene Worte, in Erwiederung der an mich, über die Nähe des Feindes, gerichteten Fragen, genügten, wie ich geahnt, bei den Kriegsmännern Bedenken zu erregen. Gefangen genommen zu werden, hatten dieselben nicht Lust, obwohl — für die erhaltene Warnung verbindlichst dankend — meine aufgedrungenen Gäste sehr freimüthig erklärten, daß für sie, als der Polnischen Legion angehörend, zwischen Gefangenschaft und Rhein-Uebergang kein Unterschied sei. In größter Hast genoßen meine neuen Bekannten einige Gläser Wein und etwas kalten Braten. So spät es auch war, sie verschafften sich noch eine Gelegenheit nach Frankfurt.

Eine Zeitlang hörte man den einförmigen Tritt hin und wieder die Straßen durchkreuzender Patrouillen, den dumpfen Anruf des

qui-vive der Wachtposten. Bald erschallte kein Laut mehr; tiefe, ängstliche Stille, eine Grabesruhe herrschte in der Stadt.

Der Schlaf war kurz; in freudig banger Erwartung, in ungeduld'ger Hoffnung verbrachte man die Nacht. Vor sechs Uhr verließen die letzten Franzosen Hanau, und als der finstere Herbst-Morgen zu dämmern begann — 28. October — schallten Trompeten. Etwa hundert Baierische Chevauxlegers rückten ein, geführt vom Oberst von Krach, einem vorzüglich geachteten, tüchtigen Officier, dessen Tapferkeit und Unerschrockenheit in der Gefahr man kannte. Sie postirten sich auf dem Markt, dem Hauptplatze Hanau's. Schon hatte sich Volk versammelt. Man jauchzte den Deutschen Kriegern entgegen, den Helden-Schaaren Maximilian Josephs; man empfing sie mit Jubelruf, wie im Triumph; Mützen und Hüte wurden geschwenkt; Bekannte und Unbekannte umarmten einander, beglückwünschten sich. Ich fehlte nicht, redete sofort den Obersten an, versicherte ihn, daß im Augenblicke kein Feind in der Stadt sei, wenigstens kein solcher, der an Widerstand denken könne. Ich bat, er und seine Kameraden möchten bei mir, in dem, nur wenige Schritte entfernten, Gesellschafts-Hause Kaffe einnehmen. Krach sah ein, daß mein Antrag, nach dem Ritt in der kalten, feuchten October-Nacht, nicht wohl zurückzuweisen sei. Er ließ seine Reiter absitzen, denen ebenfalls Speise und Trank gespendet und ausgetheilt wurden; Mann und Roß waren ermüdet, eine Folge der Eilmärsche, in denen sich die Armee bewegt hatte. Nur einige Patrouillen durchstreiften die Straßen, auch wurde, nach meinen über Einzelnheiten der Gegend gegebenen Aufschlüssen, und auf meinen Rath, eine Brücke abgeworfen.

Im Posthause nahm man den General St. Andree gefangen nebst zwei Obersten. Mehrere Officiere und Employés, die sich verspätet hatten, wurden eingebracht.

Bald erhielten die Baiern Verstärkung durch drei oder vier Schwadronen Chevauxlegers. Man besetzte die Kinzigbrücke.

Beim Frühstück machte mich Krach mit seinen Officieren bekannt und nannte mir unter andern den Rittmeister Prinzen Ludwig von Waldeck, einen Neffen des Königs.

Es dauerte keine halbe Stunde, so kam die Meldung: eine feindliche Infanterie-Colonne sei im Anzug. Schon früher hatte mir der Oberst vertraulich gesagt, sein Erscheinen wäre mehr als eine Art Ueberrumpelung anzusehen, er werde das Fußvolk kaum erwarten können, das für ihn zur Unterstützung eintreffen solle. Auf jene Nachricht nun, raunte mir der Reiterführer ins Ohr, nur für Augenblicke wollte er versuchen, sich zu halten, ich möchte auf dem Marktplatze nicht weilen, es könne mir Gefahr drohen. Mit seinen Officieren eilte der Oberst aus dem Saal, aus dem Hause. Alle schwangen sich auf ihre Pferde und sprengten der Vorstadt zu, dem Feinde entgegen.

Ich machte mich unter dem ersten besten Vorwand aus dem Staub, und eilte durch Nebenstraßen, längs den Häusern, hastigen Schrittes, indem ich nicht schlenderte, sondern mehr rannte als lief, meiner Wohnung zu. Jetzt wurde es auch in und um Hanau blutiger Ernst. In der Ferne hörte man bereits Schüsse. Sorgenvoll lauschend und spähend hinter Fenster-Gittern und Vorhängen, sahen wir, wie einzelne Reiter mit vorgeschobenen Französischen Tirailleuren plänkelnd, tödtlich getroffen niederstürzten von ihren Rossen. Fechtend zogen sich die Baiern zurück, um die Stadt zu verlassen.

Das Finanzkammer-Gebäude, in unmittelbarster Nähe meiner Wohnung, war zum Lazareth verwendet worden, und seit Wochen schon mit Nerven-kranken Franzosen angefüllt. Ich sah, wie man einen schwer verwundeten Baierischen Officier, der von zwei Reitern unterstützt, auf seinem Pferde schwankte, in jenes Hospital geleitete. Mich jammerte der Krieger; für ihn war da an kein leibliches Unterkommen zu denken. In solchem Zustande unter Nerven-Kranken!

Wagen und gewinnen, dacht' ich, und säumte keinen Augenblick, unbekümmert um die Folgen. Ich eilte hinüber, um in meinem Hause Unterkunft anzubieten. Wie groß war mein Erstaunen, den Prinzen von Waldeck zu finden, der vor nicht einer halben Stunde mit mir gefrühstückt hatte. Ich empfand das herzlichste Mitleid. Gleich darauf erschien ein Wachtmeister mit vier Chevauxlegers, gesendet vom Obersten von Krach, um seinen Rittmeister ins nächste Dorf zu geleiten.

Die Umstände des Augenblicks mußten bestimmen, welcher Entschluß vorzuziehen. Den Verwundeten so vielen möglichen Zufällen preis zu geben, wäre unverantwortlich, verwegen gewesen. Dazu kam die kalte, verständige Erklärung des Arztes, daß bei der, zwar nicht lebensgefährlichen, aber dennoch sehr bedenklichen Verletzung, jede einigermaßen bedeutende Anstrengung tödtlich werden könne. Das Hinüberschaffen in meine Wohnung war leicht ausführbar, nur galt es rasch und entschlossen zu handeln.

Der Prinz, voll unbezwingbaren Jugendmuthes, schwankte anfangs sehr. Nichts machte ihm mehr quälende Besorgniß, als der Gedanke, gefangen genommen werden zu können. Wiederholt erklärte er: ein ehrlicher Soldaten-Tod würde ihm willkommener sein; lieber wolle er sich niederhauen lassen, als solchen Schimpf ertragen. Endlich mußte er sich fügen; die Gründe waren zu einleuchtend. Ich gab die entschiedenste Versicherung, daß er bei mir nichts zu wagen habe, daß er meines treuesten, beharrlichsten Eifers gewiß sein könne, daß er mich als wahren verlässigen Freund betrachten dürfe. — — Es gelang, meine Zusage redlich zu lösen.

Mit der Bleifeder schrieb ich in flüchtiger Eile ein beruhigendes Wort an den Obersten und sendete damit den Wachtmeister zurück. Ungern verstand sich der pflichtgetreue Reiter dazu, dem ihm gewordenen Befehl nicht strenge Folge zu leisten, Beweise seiner Pünctlichkeit zu geben.

Eine mißliche Unternehmung, seltsam und verwegen ausgedacht, ein kühner Streich; aber der Augenblick zeigte sich günstig. Es war ein seltsam glücklicher Zufall, ein Wunder, daß die Fortschaffung unseres Verwundeten, durch vertraute Männer aus der Nachbarschaft, nicht ohne Mühe, mit unglaublicher Schnelligkeit und so gut wie unbemerkt vollführt wurde. Zehn Minuten später lag der Prinz, nothdürftig verbunden, im Bette meines Gastzimmers.

Den Haus-Bewohnern, allen die um die Sache wußten, wurde das strengste, tiefste Schweigen geboten. Auch traf ich außerdem alle räthlich scheinenden Maßregeln. — Dennoch hatte — eine abscheuliche Bosheit, eine freche That, die mich tief erschütterte — der Verrath nicht ganz geschlafen, das Geheimniß war keineswegs auf's Treueste

bewahrt worden. Mein Verdacht bestätigte sich bei späterer Nachfrage; ich erfuhr, daß Franzosen auf dem Quartier-Amte gewesen waren, um zu erforschen, in welchem Hause ein schwer verwundeter „hoher“ Baierischer Officier Unterkunft gefunden.

Gegen Mittag erhielten die Baiern Verstärkung durch die übrigen Schwadronen des Cheveauxleger-Regiments. Sogleich drangen sie wieder vor, warfen die Franzosen aus der Stadt und stellten sich jenseits der Kinzig-Brücke, auf der Heerstraße nach Gellnhausen, dem Feinde entgegen. Es wurde anhaltend geplänkelt. Um ein Uhr rückten die Generale Graf von Rechberg und von Viereck ein mit zwei Reiter-Regimentern und einer Batterie Artillerie. Bald vernahm man einzelne Kanonen-Schüsse.

Nun stand es gut. Mir war ein Stein vom Herzen gehoben, für den Augenblick wenigstens. Ich und wir Alle athmeten auf aus tiefer beängstigter Brust, erschöpft von Erlebnissen und Anstrengungen der letzten Stunden, wo jede Minute das Schlimmste zu fürchten war.

Aussagen gefangener Französischer Militärs über den Weg, den ihre Armee einschlagen dürfte, stimmten keineswegs vollkommen mit einander; jedoch liefen sie im Ganzen darauf hinaus, daß Napoleon vor mehreren Tagen schon in Erfurt gewesen sei. Mit seinen Garden, in Begleitung von mehr wie dreißig Fackelträgern, war er Morgens gegen vier Uhr eingetroffen.

Der Tag ging hin, der Abend nahte heran und noch immer fehlte die Baierische Infanterie. Fortdauernd rückten die Franzosen in starken Colonnen heran, und verursachten durch das Feuer ihrer Tirailleurs nicht unbedeutenden Schaden. Graf Rechberg räumte die Stadt. Er nahm eine Stellung auf der Straße nach Aschaffenburg.

Dämmerung war eingetreten. Zum nicht Freundlichen der Jahreszeit gesellte sich das Unheimliche einer furchtbaren Gegenwart und die sorgenreiche Aussicht in ungewisse Zukunft. — Zweifach schaudervoll ist solche Stimmung bei einbrechender Nacht. Grabesstille herrschte in den meisten Straßen. Die Bewohner hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen; in peinlicher Spannung, betäubt sahen sie dem kommenden Augenblicke entgegen. Bei dem erschütterten

Gemüthe konnte der Schlummer nur kurz sein, unterbrochen durch qualvolle schreckliche Träume.

Das äußere Thor der Kinzig-Brücke war von der Hanauer Bürgergarde besetzt worden. Ohne Unterlaß zogen Französische Truppen vorüber, der Richtung nach Frankfurt folgend. Speisen und Getränke wurden verabreicht, jedoch nur durch das verschlossen gehaltene Gatter. Hunderte, von Hunger und Müdigkeit erschöpfte Krieger machten den Vorschlag, sich zu ergeben, wenn man sie in der Stadt aufnehmen wolle.

Ein berauschter Officier, von rohem ungeschlachtem Wesen, ein Teufel, Mensch nur in Geberden, bahnte sich mit vier seiner Husaren den Weg durch Säbelhiebe. Er sprengte, kühn wie ihn sein Zustand machte, durch die Vorstadt bis auf den Neustädter Markt, tobte, fluchte, drohte Hanau beschießen zu lassen, fieng Händel mit zaghaften Bürgern an, denen die Hauptwache vertraut worden, und eilte endlich auf dieselbe lärmende Weise wieder der Kinzig-Brücke zu.

Die Bügergarde flüchtete — was den von Entsetzen Ergriffenen nicht zu verargen — ins kleine Wachthaus. Alle Lichter wurden ausgelöscht. Die Husaren hieben die Fenster ein, und von ihnen herbeigerufene Infanteristen versuchten mit wilder Heftigkeit, die Thüren zu erbrechen. Unaufhörlich schrie, brüllte der Unhold von Kriegsheld, voll grenzenloser Wuth und Tücke:

„*Mes amis, mettez le feu au corps de garde et brulez moi cette garde nationale avec leur chef, ce sont des bougres*“.

Ohne Barmherzigkeit wäre das Ruchlose geschehen; mit Schrecken und Bangen wurden die Worte vernommen; aber ein glücklicher Zufall waltete. Einige schwer verwundete Franzosen hatten die Wachtstube gleichfalls zu ihrem Zufluchts-Orte gewählt. Ihrem treuherzigen Zureden, ihrem Bitten, ihrem Angst-Geschrei gelang es endlich, die stürmenden Cameraden zu beruhigen.

Um acht Uhr Abends führte Major Horn vier Compagnien Baierischer Scharfschützen in die Stadt. Ohne Zeitverlust, in größter Stille, ließ er sämmtliche Thore besetzen. In den vor der Kinzig-Brücke gelegenen Häusern, hatten sich Franzosen in Menge gewaltsam einquartiert, Nachzügler vorbei defilirter Colonnen. Von diesen wurden über fünfhundert Mann gefangen genommen und eingebracht.

Jetzt rückten noch mehrere Tausend Mann Baierischer Infanterie und Cavallerie ein. Sie bivouaquirten in der Stadt, so wie auf freien Plätzen in nächster Umgebung. Neue, unsern Augen durchaus fremde Scenen; voll Erstaunen waren die Hanauer über den ungewohnten Anblick. Nach allen Seiten brannten Wachtfeuer von Soldaten umlagert. Bürger und Bürgerinnen strömten herbei, um den Kriegern Wein und Speisen zu reichen.

Die geahnte Schreckens-Nacht ging ruhig und still vorüber; nichts unterbrach das tiefe Schweigen. Der Schlaf war kurz und nicht erquickend.

Während sich dieses bei uns ereignete, war am 26. Oktober in Schlüchtern — dem ersten Städtchen auf Hanauischem Gebiet an der großen Heerstraße von Leipzig nach Frankfurt — ein Theil der Avantgarde Napoleons angelangt, und den folgenden Tag der Truppen-Durchzug so stark, daß man, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, den ganzen Weg von Soldaten mit und ohne Waffen bedeckt sah.

Zu einer erschreckenden Furchtbarkeit vergrößerten sich die Gerüchte. Zahllose Kanonen, Munitions- und Bagage-Wagen kamen durch Schlüchtern. Schon quartierten sich die Truppen militärisch ein; noch fehlten jedoch die Lebensmittel nicht; redlicher Wille, thätiger Eifer boten, was zu bieten war, und so kamen keine Gewaltthätigkeiten vor.

Fünfzehntausend Mann bivouaquirten zu Schlüchtern und in der Runde um die Stadt. Gegen eilf Uhr sprengte ein Adjutant des Marschals St. Cyr athemlos, eilig und erschrocken in's Städtchen.

Er brachte Nachrichten von größter Wichtigkeit: nur eine Stunde seien die Kosaken entfernt, er selbst wäre von diesen wunderbarlichen, hier zu Lande lange nicht gesehenen Reitern verwundet worden.

Eine Hiobspost nach der andern; ringsum Krieg in allen Ecken.

Noch in derselben Nacht, und in überstürzender Eile, allgemeiner Aufbruch nach Gelnhausen. Die Schlüchterner athmeten leichter, dem Himmel dankend, daß es nicht schlimmer abgelaufen.

Am Morgen des 28. Oktober — mithin zur nämlichen Zeit, wo in Hanau die ersten Baiern erschienen — sah man Oesterreichische und Baierische Cavallerie und Infanterie über die Höhen unfern Schlüchtern ziehen. Um sieben Uhr zeigten sich die ersten Kosaken und nicht lange darauf das ganze fliegende Corps von Czernitschef und Orloff-Denisow, darunter auch Oesterreichische und Preußische Reiter. Diese führten viele gefangene Franzosen mit sich, welche ihnen zu Fuß in vollem Trabe folgen mußten.

Oberhalb Schlüchtern wurde auf der Heerstraße ein Verhau von Bäumen angelegt, um den Rückzug der „großen" Französischen Armee zu hemmen. Unaufhaltsam drang diese indessen vor. Alle Wohnungen in Schlüchtern nebst deren Umgebungen nahmen die Soldaten gewaltsam ein. Vier Tage hindurch dauerte der Rückzug. Im Städtchen wurde geplündert, auch brach an mehreren Orten Feuer aus. In höchste Noth gerieth man bei dem Gerüchte, sämmtliche Lebensmittel seien aufgezehrt.

Zwischen drei und vier Uhr Nachmittags kam Napoleon an. Mit eigener Vorsicht hatte man, zum Aufenthalts-Ort für ihn, nach einem feuerfesten Gebäude geforscht. Das Kloster wurde gewählt. Im Hof, in den anstoßenden Gärten und auf nahen Wiesen, bezogen bärtige Helden der Kaiser-Garde ihr Bivouac. Mit werkthätigem Geschicke, wie solches im Felde bald erworben wird, wendeten sie Alles an, um die Nacht so erträglich als möglich zu verbringen. Kaum konnte indessen der Soldat eine Stelle am Feuer finden, wo ihm der Wind nicht die Flamme in's Gesicht trieb. Viele hatten die Röcke abgelegt, um sich besser zu wärmen.

Die Gesammt-Masse der Truppen in Schlüchtern, sowie in nachbarlichen Dörfern dürfte sechzigtausend Mann betragen haben.

In den Umgebungen der kaiserlichen Wohnung herrschte die größte Ruhe; hier war kein wildes Gedränge. Der Fürst von Neufchatel ging ab und zu. Er und Caulincourt speisten mit Napoleon. Für das übrige zahlreiche Gefolge waren in andern Zimmern des Klosters, auch in nahen Häusern Tafeln bereitet.

Einem mir sehr werthen Freunde, dem Professor Hasselmann zu Schlüchtern, verdankte ich seiner Zeit die vorhergehenden wie die folgenden Mittheilungen. Treu und unbefangen berichtete er mir die Ereignisse, wie er sie sah und wie sie ihm kund geworden.

Der Kaiser ließ seinen Wirth — meinen Freund, der Lehrer am Schlüchterner Gymnasium war — zu sich bescheiden und unterhielt sich lange mit ihm.

Aeußerlich gelassen und furchtlos, ohne Bitterkeit, aber auch ohne Spur von freundlichem Wesen, fragte Napoleon — von dem einst Friedrich I., König von Württemberg (ich will sagen der Kurfürst, denn damals trug der Monarch noch keine Krone), nach einer vierstündigen Besprechung unter vier Augen und bei verschlossenen Thüren, äußerte: es sei ihm, seit Friedrich dem Großen, Niemand vorgekommen von solcher Beredsamkeit, von solcher „*tournure d'esprit*“, alle Fragen und Einreden auf Antworten so entschieden und geistreich, hervorstechendes Talent und ungeheueren Blick offenbarend — der Kaiser, sage ich, fragte, indem er mit verschränkten Armen vor dem Lehrer stand:

„Welche Stelle begleiten Sie? — Lesen Sie Messe? — Wie lange ist das Kloster aufgehoben? — Sind Sie ein Ideolog? — Wie viel Besoldung erhalten Sie, und woher beziehen Sie solche?

Hasselmann's Antwort war, daß der geringe Gehalt nicht zureiche für ihn und seine Familie, er sich daher durch Erziehung junger Leute Geld verdienen müsse.

Nun wollte der Kaiser — was meinem Freunde bei dieser Gelegenheit äußerst merkwürdig scheinen mußte — über die Zahl der Zöglinge, über Lehr-Gegenstände u. s. w. unterrichtet sein. — Sodann folgten weitere Fragen:

„Ist das Volk mit dem Fürsten zufrieden? Ich sollt's doch meinen.“

„O ja — aber —"

„Das ist mir ein verzweifeltes aber!"

„Es kommt mir nicht zu —"

„Antworten Sie ohne Zögern, ohne Rücksicht" — sagte Napoleon mit scharfem Nachdruck.

„Das Volk wünscht allgemein den Frieden."

„Gut, aber nun frage ich: ob das Volk den jetzigen oder den vorigen Fürsten lieber wünscht?"

„Sire" — gab der Professor, obwohl etwas befangen, zur Antwort — „ich rede freimüthig und es ist die lautere Wahrheit was ich sage: die allgemeine Stimmung ist für den vorigen Fürsten."

Der Kaiser blieb eine Zeitlang in Gedanken versunken, dann wendete er sich zum Herzog von Vicenza, welcher ehrfurchtsvoll sein Haupt beugte, und fragte, gleichsam voll Verwunderung und unwillig, mit flüchtigem argwöhnischem Seitenblick: „Hat das Volk etwa mehr Abgaben? Wie?" Caulincourt zuckte die Achseln, als wüßte er nichts.

Nach den Worten: „es wird Alles gut, sehr gut werden," verlangte der Kaiser weitere Auskunft über die Zahl der am Morgen durchgekommenen Kosaken; über den Inhalt der neuesten Zeitungen, namentlich den Marsch der Baiern betreffend; über die Zeit, wann die letzten Franzosen von Schlüchtern aufgebrochen seien u. s. w.

Jetzt begann es zu dunkeln. Napoleon entließ seinen Wirth und befahl, daß der Postmeister sofort zu ihm gebracht werden solle.

Nun hatte sich aber der „expedirende" Postmeister, der dem Andringen nicht länger zu widerstehen vermochte, bereits „selbst expedirt". Er war verschollen und suchte im väterlichen Hause zu R...... Ruhe und Erholung von den Strapatzen der letzten Tage und für so manchen eingeerndeten Rippenstoß. Statt seiner erschien ein anderer Postbeamter, der über den Zustand der Straße nach Gelnhausen Auskunft zu geben hatte.

Den 29. Oktober, frühe zwischen sieben und acht Uhr, verließ der Kaiser Schlüchtern. Er reiste mit eigenen Pferden, von zwei reitenden Postillons begleitet.

Knüpfen wir nun den vorhin abgerissenen Faden wieder an, uns den Begebenheiten zuwendend, welche in und um Hanau statt gefunden.

Den 29. October Morgens kam eine Colonne Franzosen, etwa viertausend Mann, von Gelnhausen angezogen. Schon gegen acht Uhr zeigte sich ihre Infanterie und Cavallerie diesseit des Lamboy-Waldes. In der Richtung eilten die Baiern dem Feinde entgegen, außerdem schickte man ihm, über Wilhelmsbad und über die Lamboy-Brücke, Truppen in Flanken und Rücken.

In den auf der Nord- und Nordost-Seite von Hanau gelegenen Häusern, ließ sich der Kampfplatz überschauen. Alle Thürme, alle Bodenfenster füllten sich mit Neugierigen. Die Franzosen hatten nur zwei Kanonen. Eine derselben brachte der erste baierische Schuß zum Schweigen, darauf nahm man beide im Sturm und das Gefecht war zu Ende. Gegen eilf Uhr sahen wir Gefangene in Menge einbringen.

Um Mittag kam der kommandirende Feldherr, Graf von Wrede, mit seinem Generalstab. Er verlegte das Haupt-Quartier ins Schloß. Auch die Generale Czernitschef und Orloff mit ihren Kosaken trafen in der Nähe von Hanau ein. Diese Truppen hatten, beim Rückzuge der Französischen Armee, gleichsam Napoleons Avantgarde gebildet.

Mehrere Regimenter Oesterreichischer Grenadiere zogen mit klingendem Spiele und mit fliegenden Fahnen in die Stadt. Die ganze Armee sammelte sich in und um Hanau. Den übrigen Theil des Tages blieb es ruhig. Wir vernahmen weiter nichts Beängstigendes. Die unter den anwesenden höhern Militär-Personen herrschende Regsamkeit, sowie das Wegbringen der Gefangenen, ließen jedoch muthmaßen, daß man am Vorabend großer Ereignisse lebe.

Die Nacht war bereits eingebrochen, als ich schleunigst zum Minister von Albini beschieden wurde. In der Regel veranstaltete ich Alles so, daß unerwartete Befehle mich nie lange suchen durften. Ich eilte dem Rufe zu genügen. General Wrede hatte sechsunddreißigtausend Flaschen Wein aus dem Schloßkeller zur Vertheilung unter die Soldaten begehrt. Ich erhielt Aufträge, das Weitere besorgen

zu lassen. Zunächst stellte ich mich dem Baierischen Feldherrn vor. Von höchstem Interesse mußte es für mich sein, den Helden zu sehen, welchem das Heer mit allgemeinem Vertrauen, mit wahrer Liebe zugethan war, zu dem seine Soldaten aufblickten, wie zu einer Oriflamme. Wrede — eine hohe, schöne Gestalt, von Achtung gebietendem Aeußern, der Ernst des Kriegers in jedem Zuge — empfing mich besonders freundlich und verwies mich zunächst an den Grafen Rechberg, den Chef seines Generalstabes. Bei diesem fand ich Gelegenheit, die Stärke der französischen Armee zur Sprache zu bringen. Ich sagte ihm, daß mir zufällig Nachricht geworden, es zähle jenes Heer noch immer über sechzigtausend streitbare Männer, meist Kern-Truppen, namentlich die Kaisergarde, unter der Cavallerie befänden sich die aus Spanien zurückgekommenen Regimenter, besonders Curassiere u. s. w. Graf Rechberg hörte mir aufmerksam zu und erwiederte: „ja, ja, es dürfte sich so verhalten, auch bei uns liefen ähnliche Berichte ein. Wir wissen, mit welcher Macht wir es zu thun haben werden.“

Um bei der Wein-Abgabe aus dem Keller sowohl, als beim Transport der Fässer und Fäßchen vor die Thore jeder Störung begegnen zu können, hatte ich mir vom Oesterreichischen Stadt-Commandant die Ermächtigung ausgewirkt, einen Officier und fünfzig Mann von den auf dem Markt bivouaquirenden Grenadieren verlangen zu dürfen. Mit dieser Sauvegarde zog ich zunächst nach meinem Hause, um ein Abendbrod einzunehmen, wobei der Officier mein Gast war; seinen Soldaten, die sich vor der Thüre aufgestellt, wurde ein Imbiß und Wein gereicht. Bald verbreitete sich die Sage: meine Wohnung wäre von einer starken Truppen-Abtheilung besetzt, ich selbst in Haft u. s. w. Eine zahlreiche Menschen-Menge versammelte sich und wich nicht eher, bis Lösung des Räthsels erfolgte.

Napoleon hatte unterdessen mit dem Kern seines Heeres den Rückzug fortgesetzt. Durch Gelnhausen drängten sich seit mehreren Tagen die Franzosen in dichten Haufen. Alle Wohnungen waren in Schenken umgewandelt; zu zwanzig und dreißig kamen die Soldaten,

In den Umgebungen der kaiserlichen Wohnung herrschte die größte Ruhe; hier war kein wildes Gedränge. Der Fürst von Neufchatel ging ab und zu. Er und Caulincourt speisten mit Napoleon. Für das übrige zahlreiche Gefolge waren in andern Zimmern des Klosters, auch in nahen Häusern Tafeln bereitet.

Einem mir sehr werthen Freunde, dem Professor Hasselmann zu Schlüchtern, verdankte ich seiner Zeit die vorhergehenden wie die folgenden Mittheilungen. Treu und unbefangen berichtete er mir die Ereignisse, wie er sie sah und wie sie ihm kund geworden.

Der Kaiser ließ seinen Wirth — meinen Freund, der Lehrer am Schlüchterner Gymnasium war — zu sich bescheiden und unterhielt sich lange mit ihm.

Aeußerlich gelassen und furchtlos, ohne Bitterkeit, aber auch ohne Spur von freundlichem Wesen, fragte Napoleon — von dem einst Friedrich I., König von Württemberg (ich will sagen der Kurfürst, denn damals trug der Monarch noch keine Krone), nach einer vierstündigen Besprechung unter vier Augen und bei verschlossenen Thüren, äußerte: es sei ihm, seit Friedrich dem Großen, Niemand vorgekommen von solcher Beredsamkeit, von solcher *„tournure d'esprit"*, alle Fragen und Einreden auf Antworten so entschieden und geistreich, hervorstechendes Talent und ungeheueren Blick offenbarend — der Kaiser, sage ich, fragte, indem er mit verschränkten Armen vor dem Lehrer stand:

„Welche Stelle begleiten Sie? — Lesen Sie Messe? — Wie lange ist das Kloster aufgehoben? — Sind Sie ein Ideolog? — Wie viel Besoldung erhalten Sie, und woher beziehen Sie solche?

Hasselmann's Antwort war, daß der geringe Gehalt nicht zureiche für ihn und seine Familie, er sich daher durch Erziehung junger Leute Geld verdienen müsse.

Nun wollte der Kaiser — was meinem Freunde bei dieser Gelegenheit äußerst merkwürdig scheinen mußte — über die Zahl der Zöglinge, über Lehr-Gegenstände u. s. w. unterrichtet sein. — Sodann folgten weitere Fragen:

„Ist das Volk mit dem Fürsten zufrieden? Ich sollt's doch meinen."

„O ja — aber —“

„Das ist mir ein verzweifeltes aber!“

„Es kommt mir nicht zu —“

„Antworten Sie ohne Zögern, ohne Rücksicht“ — sagte Napoleon mit scharfem Nachdruck.

„Das Volk wünscht allgemein den Frieden.“

„Gut, aber nun frage ich: ob das Volk den jetzigen oder den vorigen Fürsten lieber wünscht?“

„Sire“ — gab der Professor, obwohl etwas befangen, zur Antwort — „ich rede freimüthig und es ist die lautere Wahrheit was ich sage: die allgemeine Stimmung ist für den vorigen Fürsten.“

Der Kaiser blieb eine Zeitlang in Gedanken versunken, dann wendete er sich zum Herzog von Vicenza, welcher ehrfurchtsvoll sein Haupt beugte, und fragte, gleichsam voll Verwunderung und unwillig, mit flüchtigem argwöhnischem Seitenblick: „Hat das Volk etwa mehr Abgaben? Wie?“ Caulincourt zuckte die Achseln, als wüßte er nichts.

Nach den Worten: „es wird Alles gut, sehr gut werden,“ verlangte der Kaiser weitere Auskunft über die Zahl der am Morgen durchgekommenen Kosaken; über den Inhalt der neuesten Zeitungen, namentlich den Marsch der Baiern betreffend; über die Zeit, wann die letzten Franzosen von Schlüchtern aufgebrochen seien u. s. w.

Jetzt begann es zu dunkeln. Napoleon entließ seinen Wirth und befahl, daß der Postmeister sofort zu ihm gebracht werden solle.

Nun hatte sich aber der „expedirende“ Postmeister, der dem Andringen nicht länger zu widerstehen vermochte, bereits „selbst expedirt“. Er war verschollen und suchte im väterlichen Hause zu R...... Ruhe und Erholung von den Strapatzen der letzten Tage und für so manchen eingeerndeten Rippenstoß. Statt seiner erschien ein anderer Postbeamter, der über den Zustand der Straße nach Gelnhausen Auskunft zu geben hatte.

Den 29. Oktober, frühe zwischen sieben und acht Uhr, verließ der Kaiser Schlüchtern. Er reiste mit eigenen Pferden, von zwei reitenden Postillons begleitet.

„Ihre Absicht", so heißt es, „ist schwer zu erreichen, und wirklich erreicht, macht „sie gehässig. Die Geschichte einer Schlacht gleicht der eines Balles. Einige mögen „sich wohl aller der kleinen Begebenheiten entsinnen, aus denen das große Ergebniß „von Gewinn oder Verlust hervorgegangen; aber keiner vermag sich genau die Folge „der Augenblicke zu vergegenwärtigen, wie sich solche zugetragen; und dennoch ent„scheidet dieses über deren Werth und Wichtigkeit. Sodann geben Fehler, oder „unrechtes Benehmen Einiger, Andern Gelegenheit sich auszuzeichnen, oder führen „auch wirklichen Verlust herbei. So kann man keine wahre Geschichte schreiben, ohne „wenigstens eines Theiles jener Fehler, jener Verluste zu gedenken."

Vor Allem dürfte es am Orte sein, mich wegen meiner Beobachtungs-Stelle zu rechtfertigen.

Das Haus, welches ich in Hanau bewohnte, lag, in geradester Richtung, nicht eine halbe Stunde vom Kampfplatze. Zwei Dachfenster waren meine Schaupuncte. Genauer und ruhiger konnte man hier das Gefecht mit ansehen, als, in solcher Nähe, die Umstände Nicht-Streitenden es gewöhnlich vergönnen. Einem Panorama gleich, lag der größte Theil des Feldes vor mir, wo die furchtbare Thätigkeit herrschte, das mit Blut getränkt worden. Mit freiem Auge erkannte ich, obwohl ein grauer stürmischer Himmel grollte, den dunkeln Saum des Lamboy-Waldes *, den schauerlichen Hintergrund des lebenden Schlachtstückes. Ich hörte, von Minute zu Minute heftiger, das Rollen des Kanonen-Donners, ich sah die Dampf-Auswürfe und vernahm das ihnen folgende Knallen der Geschütze, ich unterschied auf's deutlichste das Knattern des Gewehr-Feuers. Französische Kugeln, Staub aufwerfend, schlugen in die Reihen der Baiern und Oesterreicher.

Das mir neue Schauspiel zog mich an; es gewährte eine Art ganz eigenen Genusses. Unablässig war mein Auge auf die Kampf-Erscheinungen gelenkt. Von der Macht des Eindrucks auf die Sinne wurde das moralische Gefühl augenblicklich bezwungen. Ich fand eine Art Lust an Dingen, die mich später nur innig betrüben konnten.

---

* Eine Erinnerung aus dem dreißigjährigen Kriege; nach dem Oesterreichischen Heerführer, General Lamboy, erhielt der Wald seinen Namen.

An diesem Tage sprengten Kosaken in unsere Stadt und wurden mit lautestem Jubel begrüßt. Nur aus Reise-Berichten konnte man bis dahin die Gastfreunde vom Ural und Caucasus, nur auf Bilderbogen hatte man dieselben gesehen und war gewohnt, von ihnen schreckliche Geschichten in Menge, lächerliche Märchen zu hören. Zuerst kamen einzelne, sodann erschienen sie Truppweise. Alles drängte sich mit gespannter Neugierde die todesmuthigen Krieger zu sehen, diese hohen, stämmigen, kraftvollen Gestalten. Vom ersten Erstaunen erholt, beeilten sich meine Mitbürger, die Ankömmlinge reichlich zu versorgen mit Trank und Speise. Bald machten Geschichtchen die Runde vom treuherzigen Wesen der langbärtigen Reiter, von deren Frohsinn und Rechtlichkeit.

Krieg ist ein Wagen, den der Teufel lenket;
Wer drinnen sitzt, weiß nicht, wohin er fährt,
Nicht, ob in fremde, ob in eigne Saaten.
Müllner.

Um acht Uhr Morgens brach Napoleon aus dem Schlosse zu Langenselbold auf, und genau zur nämlichen Stunde erfolgte der Angriff der Franzosen auf die Deutschen Vorposten in der Gegend von Rückingen, ein Dorf jenseit des Lamboy-Waldes. Hier stand die Division Lamotte. Man schlug sich mit gegenseitiger Tapferkeit. Endlich mußten die braven Baiern der überlegenen Macht weichen und sich in die Schlacht-Linie zurückziehen.

Der rechte Flügel der Oesterreichisch-Baierischen Armee, ein Theil der Division Beckers, stand auf beiden Kinzig-Ufern. Hinter der Lamboy-Brücke befand sich Oesterreichische Infanterie. Das Centrum — die andere Hälfte der Divisionen Beckers, eine Oesterreichische Division und die Division Lamotte — nahm den Raum ein zwischen dem rechten Kinzig-Ufer und der großen Heerstraße nach Gelnhausen; man hatte die Vorderseite des Lamboy-Waldes im Angesicht. Der linke Flügel, meist Kavallerie, war, in kleinen auf einander folgenden Abtheilungen, zur linken Seite der Gelnhäuser Landstraße gestellt, und im Rücken, auf der nach Friedberg führenden

Chaussee, hielten Kosaken. Die Reserve befand sich auf dem Rodenbacher Hochwege jenseit der Kinzig. Die inneren Stadt-Plätze waren durch eine Oesterreichische Grenadier-Brigade besetzt.

Um zehn Uhr begann das Gefecht mit einer lebhaften Kanonade auf der Straße nach Gelnhausen. Bald erschien am Saum des Lamboy-Waldes die Hauptmacht der Franzosen. Die dicht zusammen gedrängten Massen entwickelten sich nicht sogleich. Man beobachtete einander gegenseitig, fortwährend wurden Kanonen-Kugeln gewechselt. Gegen Mittag fieng der Kampf im Centrum an. Immer furchtbarer und stärker, fast ohne Zwischenräume hallte Kanonen-Donner. Schon konnte man in der Stadt deutlich das Zischen der Kugeln hören. Zu wiederholten Malen drangen die Franzosen aus dem Lamboy-Walde, stets wurden sie mit großem Verluste zurückgeworfen. Indessen setzten sie die Angriffe mit unerschütterlichem Muthe fort. Aus der Hartnäckigkeit des Gefechtes ließ sich auf Gegenwart der Kaiser-Garde schließen.

Wrede fand sich veranlaßt, das Centrum zu verstärken. In Hanau wußte Niemand, wie die ehrenen Schlacht-Würfel gefallen. In den Straßen war Alles Leben und Bewegung; das Kriegs-Getümmel hatte den höchsten Grad erreicht. In fest geschlossenen Reihen und Gliedern, in gleichem Schritt, mit fliegenden Fahnen, mit klingendem Spiele, wogten große Infanterie-Züge hin und her. Unter Trommel-Wirbel eilten jubelnde Schaaren, wohlgemuth den blutigen Lorbeer zu erwerben.

So blieb die Lage der Dinge bis gegen drei Uhr Nachmittags. Da schlug das Kriegsglück um. Die Franzosen, Kavallerie der Garde, brachen in dichten Massen hervor. Unter dem fürchterlichsten Kanonenfeuer der, ihnen gerade entgegen stehenden, Baierischen Haupt-Batterie stellten sie sich, mit unglaublicher Geschwindigkeit auf, in drei Reihen hintereinander. Die erste Reihe stürzte sich auf die Deutsche Kavallerie, machte jedoch eine Seiten-Bewegung, und warf sich nun, von Baierischen Cheveauxlegers verfolgt, in die Infanterie des verbündeten Heeres. Während des Kavallerie-Angriffes, fast im nämlichen Augenblicke, wo die Französische Reiterei sich in Schlacht-Ordnung gestellt, hatte man in deren Rücken eine Zwölfpfündner

Batterie aufgefahren. Diese fieng an zu spielen und gerade da, als die Französischen Reiter nach ihrem ersten Angriff von den Baiern verfolgt wurden. Der ganze linke Flügel der Oesterreichisch-Baierischen Armee war nun dem schrecklichsten Kugelregen ausgesetzt, er mußte weichen und nahm seinen Weg über die Kinzigbrücke zur Stadt herein. Die Franzosen rückten näher. Rings um Hanau erhob sich der Kampf, fürchterlich rollte der Geschützes-Donner. In der Stadt entstand eine nicht zu schildernde Bewegung. Alle Straßen waren mit Kriegern bedeckt. Tobende Massen des sonst so tapfern Heeres drängten sich gewaltsam den Thoren zu. Jede Ordnung, jede Zucht schien für den Augenblick aufgelöst; ein wildes Getümmel, ein chaotisches Gewirre, das sich selbst zu zerstören drohte.

Ohne Unterlaß wurden Todte, Sterbende, schwer Verwundete und Verstümmelte auf Wagen gebracht in das, wie man weiß zum Hospital eingerichtete, Kammer-Gebäude in unmittelbarster Nähe meines Hauses. Wie oft haftete der Blick auf den Leidenden, das schmerzlichste Mitgefühl wurde rege, das Blut gerann mir im Herzen.

Dem Eindringen der Franzosen sah man von einem Augenblick zum andern entgegen; ein Kampf in den Straßen war zu fürchten. Die rath- und hilflos herumstehenden Bürger, die Gruppen von Einwohnern, welche nicht lange zuvor sich sorgenvoll beriethen, stäubten auseinander.

Auf dem Neustädter Markte weilten noch immer die Oesterreichischen Grenadiere, denen von Umwohnenden an Speisen und Getränken das Beste dargereicht worden. Auf dem Rathhause befand sich ihr General. Zu diesem eilte sein Sohn, ein zarter Jüngling, der ohne Zweifel zum Erstenmale Zeuge eines Kriegs-Getümmels war. Aengstlich bekümmert sagte er: „Vater, unsere Leute fliehen“. „Ruhig Knabe“, erwiederte der alte Krieger lächelnd, indem er dem Sohne auf die Achseln klopfte, „meine Grenadiere stehen“.

Während sich dieses auf dem linken Flügel des Wrede'schen Heeres zutrug und im Stadt-Innern, trat auch das Centrum des Heeres seinen Rückzug über die Lamboy-Brücke an, in der Richtung der Aschaffenburger Straße. Die Brücke war schmal, das Gedränge

groß, das Holz-Geländer leistete nur geringen Widerstand, so fand mancher brave Krieger seinen Tod in den tiefen Fluthen der Kinzig.

Indessen wurde es ruhiger in Hanau. Dumpfer Ernst, stille Trauer herrschte. Niemand ahnte, daß wir erst am Vorabend schauervoller Schreckens-Scenen seien, daß wir den ärgsten Kampf noch zu bestehen hätten.

Mitternacht war vorüber. Gegen zwei Uhr schreckte uns, aus abenteuerlichen und verworrenen Träumen, Kanonen-Donner auf; im halben Anzuge auf dem Bette liegend, schlummerten wir ein nach der Erschöpfung qualvoller Stunden. Unaufhörlich zitterten die Fenster von Geschützes-Salven; Schuß fiel auf Schuß. Jetzt erdröhnte das Haus von einem dumpfen, furchtbar zerschmetternden Schlage. Angst und Sorge bemächtigten sich mehr als je unseres Gemüthes; wir geriethen in wahre Verwirrung. Ernstlich mußte man an eine, einigermaßen sichernde Zufluchts-Stätte denken. Wir wählten einen gewölbten, feuerfesten und zureichend geräumigen Keller, jenen, in welchem die Wein-Vorräthe lagen. In Eile wurde für die nothwendigsten Nahrungsmittel, Brod und Kartoffeln, Sorge getragen.

Es galt Besonnenheit in diesen entscheidenden, gefahrvollen Augenblicken, in dieser fürchterlichen Ungewißheit. Aeußerst mißlich wurde die Lage des verwundeten Prinzen im obern Stocke, der fast mehr litt, als er ertragen konnte; hier durfte er nicht bleiben; wir mußten Alles wagen. Ohne zu zaudern, trugen wir ihn, in Wollen-Decken gewickelt, hinunter in den Keller auf ein bereitetes Ruhebett. Und es war in der That hohe Zeit gewesen, denn gar nicht lange weilten wir in unserm Versteck, da erschütterte der gewaltigste Kanonen-Donner die Luft und pflanzte sich sausend fort durch den Wiederhall. In rascher Folge kreuzten sich die vernichtenden Geschoße in der Luft; feuerige Streifen durchfurchten den rabenschwarzen Himmel. Mit einem Feuer-Regen wurden Vor- und Altstadt aus schwerem Geschütz übergossen. Granaten schlugen ein mit zerschmetternder Kraft; sie zündeten, lichterlohe Flammen entstiegen den brennenden

Häusern, wirbelnd erhoben sich glühende Rauchwolken. Ein fürchterliches Nachtstück! Ein gräßliches Schauspiel! Feuer-Rufen, Hülfs-Geschrei, Wimmern der Verwundeten, Klagetöne Schutz-Suchender.

Da wurde die Klingel meiner Hausthüre ängstlich stark angezogen und wiederholt in den kleinsten Pausen. Es hieß Muth gefaßt. Jeder Gefahr Trotz bietend, mit Todes-Verachtung, eilte ich hinauf aus dem Keller und zur Stelle. Nur eine Minute lauschte ich. Ein Schrei der Noth ertönte von der geöffneten Thür. Unwillkürlich stieß der Anblick mein Auge zurück. Mich überfiel ein Grauen. Vor mir lag, in bedauernswürdigem Zustand, eine dunkle Gestalt, scheinbar mit zerrissenen Gliedern, ein Mensch, einer Leiche gleich ausgestreckt. Mit Entsetzen, mit dem schmerzlichsten Gefühl vernahm ich die, krampfhaft ungestüm, aber dennoch im flehenden Tone ausgestoßenen Worte des unter größter Anstrengung sich Aufrichtenden.

„Sie sind ein edler deutscher Mann — mein Camerad, Prinz Waldeck — ich weiß es — fand bei Ihnen wohlwollende Aufnahme, Obdach, Schutz — nehmen Sie auch mich auf — ich gehöre zu den Schlachtopfern des blutigen Tages — das Haus, in welches man mich getragen — steht in Flammen — zu Ihnen ließ ich mich bringen —“

Mit stets gesteigerter Theilnahme, mit innigstem Mitleid, hatte ich zugehört.

„Um's Himmelswillen keine Worte,“ rief ich, vom Gefühl überwältigt, „wie können Sie zweifeln? Jede Minute droht Gefahr. Herein, herein!“

Es war der Rittmeister von Heiligenstein; er diente mit dem Prinzen in einem und demselben Regiment. Ohne Zögern wurde der Verwundete — er hatte schon im Anfang des Treffens einen Fuß verloren — in's Haus und in unsern Keller gebracht.

Bald lernte ich in H. einen freien, offenen, edlen, feuerigen Mann kennen.

Meine Leute ließen durch die schmale Thüre eines der Thorflügel der großen Einfahrt auch baierische Soldaten ein. Sie hatten sich hinweggeschlichen aus dem Hospital. Dieses war bereits so angefüllt, daß Verwundete, Kranke und bis zum Tode Ermüdete dicht neben einander auf dem Boden lagen, denen man nicht helfen, sie nicht erquicken konnte. Nach und nach wuchs die Zahl der Baiern, welche

Chaussee, hielten Kosaken. Die Reserve befand sich auf dem Rodenbacher Hochwege jenseit der Kinzig. Die inneren Stadt-Plätze waren durch eine Oesterreichische Grenadier-Brigade besetzt.

Um zehn Uhr begann das Gefecht mit einer lebhaften Kanonade auf der Straße nach Gelnhausen. Bald erschien am Saum des Lamboy-Waldes die Hauptmacht der Franzosen. Die dicht zusammen gedrängten Massen entwickelten sich nicht sogleich. Man beobachtete einander gegenseitig, fortwährend wurden Kanonen-Kugeln gewechselt. Gegen Mittag fieng der Kampf im Centrum an. Immer furchtbarer und stärker, fast ohne Zwischenräume hallte Kanonen-Donner. Schon konnte man in der Stadt deutlich das Zischen der Kugeln hören. Zu wiederholten Malen drangen die Franzosen aus dem Lamboy-Walde, stets wurden sie mit großem Verluste zurückgeworfen. Indessen setzten sie die Angriffe mit unerschütterlichem Muthe fort. Aus der Hartnäckigkeit des Gefechtes ließ sich auf Gegenwart der Kaiser-Garde schließen.

Wrede fand sich veranlaßt, das Centrum zu verstärken. In Hanau wußte Niemand, wie die ehrenen Schlacht-Würfel gefallen. In den Straßen war Alles Leben und Bewegung; das Kriegs-Getümmel hatte den höchsten Grad erreicht. In fest geschlossenen Reihen und Gliedern, in gleichem Schritt, mit fliegenden Fahnen, mit klingendem Spiele, wogten große Infanterie-Züge hin und her. Unter Trommel-Wirbel eilten jubelnde Schaaren, wohlgemuth den blutigen Lorbeer zu erwerben.

So blieb die Lage der Dinge bis gegen drei Uhr Nachmittags. Da schlug das Kriegsglück um. Die Franzosen, Kavallerie der Garde, brachen in dichten Massen hervor. Unter dem fürchterlichsten Kanonenfeuer der, ihnen gerade entgegen stehenden, Baierischen Haupt-Batterie stellten sie sich, mit unglaublicher Geschwindigkeit auf, in drei Reihen hintereinander. Die erste Reihe stürzte sich auf die Deutsche Kavallerie, machte jedoch eine Seiten-Bewegung, und warf sich nun, von Baierischen Cheveauxlegers verfolgt, in die Infanterie des verbündeten Heeres. Während des Kavallerie-Angriffes, fast im nämlichen Augenblicke, wo die Französische Reiterei sich in Schlacht-Ordnung gestellt, hatte man in deren Rücken eine Zwölfpfündner

Batterie aufgefahren. Diese fieng an zu spielen und gerade da, als die Französischen Reiter nach ihrem ersten Angriff von den Baiern verfolgt wurden. Der ganze linke Flügel der Oesterreichisch-Baierischen Armee war nun dem schrecklichsten Kugelregen ausgesetzt, er mußte weichen und nahm seinen Weg über die Kinzigbrücke zur Stadt herein. Die Franzosen rückten näher. Rings um Hanau erhob sich der Kampf, fürchterlich rollte der Geschützes-Donner. In der Stadt entstand eine nicht zu schildernde Bewegung. Alle Straßen waren mit Kriegern bedeckt. Tobende Massen des sonst so tapfern Heeres drängten sich gewaltsam den Thoren zu. Jede Ordnung, jede Zucht schien für den Augenblick aufgelöst; ein wildes Getümmel, ein chaotisches Gewirre, das sich selbst zu zerstören drohte.

Ohne Unterlaß wurden Todte, Sterbende, schwer Verwundete und Verstümmelte auf Wagen gebracht in das, wie man weiß zum Hospital eingerichtete, Kammer-Gebäude in unmittelbarster Nähe meines Hauses. Wie oft haftete der Blick auf den Leidenden, das schmerzlichste Mitgefühl wurde rege, das Blut gerann mir im Herzen.

Dem Eindringen der Franzosen sah man von einem Augenblick zum andern entgegen; ein Kampf in den Straßen war zu fürchten. Die rath- und hilflos herumstehenden Bürger, die Gruppen von Einwohnern, welche nicht lange zuvor sich sorgenvoll beriethen, stäubten auseinander.

Auf dem Neustädter Markte weilten noch immer die Oesterreichischen Grenadiere, denen von Umwohnenden an Speisen und Getränken das Beste dargereicht worden. Auf dem Rathhause befand sich ihr General. Zu diesem eilte sein Sohn, ein zarter Jüngling, der ohne Zweifel zum Erstenmale Zeuge eines Kriegs-Getümmels war. Aengstlich bekümmert sagte er: „Vater, unsere Leute fliehen“. „Ruhig Knabe“, erwiederte der alte Krieger lächelnd, indem er dem Sohne auf die Achseln klopfte, „meine Grenadiere stehen“.

Während sich dieses auf dem linken Flügel des Wrede'schen Heeres zutrug und im Stadt-Innern, trat auch das Centrum des Heeres seinen Rückzug über die Lamboy-Brücke an, in der Richtung der Aschaffenburger Straße. Die Brücke war schmal, das Gedränge

Verfügungen traf und mit dem Herzog von Vicenza sich unterhielt, plötzlich eine Granate neben beiden in den Graben am Wege schlug. Der Kaiser und sein Begleiter sprachen ruhig fort. Glücklicher Weise hatte sich die Kugel in die Erde vergraben und sprang nicht.

Am 31. Oktober Morgens erschien einer von Napoleon's Adjutanten in Hanau, um dem Präfecten zu bedeuten: sein Gebieter wundere sich, ihn und den Municipalrath noch nicht gesehen zu haben. Der Kaiser erwarte, daß ihm die Ehrfurcht der Stadt bezeugt werde. Man entschuldigte sich damit, daß die Anwesenheit Seiner Majestät nicht zur Kenntniß der Behörden gekommen wäre.

Der Präfect, sein General-Sekretär und ein Präfectur-Rath mußten, begleitet vom Adjutanten und von einigen Gendarmen, die Wanderung nach dem Lamboywalde antreten. Sie fanden die Gelnhäuser Heerstraße mit Franzosen bedeckt, die auf dem Rückzuge begriffen waren. Ganze Massen schritten, Mann an Mann gedrängt, in dichten Haufen einher, ohne Ordnung, ohne irgend eine bestimmte Absonderung.

Auf einem Feldstuhl von rothem Saffian saß der Kaiser zwischen zwei blau ausgeschlagenen Zelten, in deren Mitte ein Wachtfeuer brannte. Man weiß, daß wenn er mit den Truppen bivouaquirte, sich, neben seinem eigenen Zelt, stets ein zweites befand, für die Arbeit auf's sorgfältigste eingerichtet. Im letzten ein großer Tisch, darauf die besten Karten des jedesmaligen Kriegs-Schauplatzes ausgebreitet.

Napoleon trug einen schlichten grauen Ueberrock; der bekannte Hut hatte die Form verloren. Die Haltung verrieth aufgeregte Stimmung, innere Qual, Seelenschmerz; grimmiger Ernst war auf dem Gesichte geschrieben.

Marschälle, Generäle und Große des Hofes umgaben zunächst den Kaiser. Diese schloß ein Kreis von Offizieren mit gezogenen Degen ein, weiter vorwärts Schildwachen der alten Garde.

Mit mißtrauischen Augen die ihm Vorgestellten messend, sagte Napoleon, gespannt und aufgeregt: „Sie sind der Präfect von Hanau? Das ist die schlechteste Stadt in Deutschland. Sie hat mir von neuem den gerechtesten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Mit

Hurrah-Geschrei und Vivat-Rufen haben die Bürger Oesterreicher und Baiern begrüßt. Wohl weiß ich, daß ich die Hanauer nicht zwingen kann, meine Franzosen zu lieben; aber ich meine, Klugheits-Princip wäre, es mehr mit Frankreich zu halten, als mit Rußland; jener Staat liegt näher, und vermag darum leichter Schutz und Hülfe zu leisten. Zur Strafe ließ ich in vergangener Nacht Hanau mit Granaten begrüßen. Hat das Feuer viel Schaden gethan?"

Man schilderte die Verwüstung, welche Folge des Beschießens gewesen.

„Es war mein Wille," fuhr der Kaiser fort, „die Hälfte der Stadt zu verbrennen." *

Der Präfect stellte vor, wie gastfreundlich Hanau seit sieben Jahren die Krieger Frankreichs aufgenommen, mit welcher Ergebenheit die Stadt zahllose Lasten getragen, vom Kriegs-Geschick ihr zugeführt. Er bat den Kaiser, auf den Ausspruch irgend eines der anwesenden Marschälle, der mit den Hanauer Verhältnissen näher bekannt, sich beziehen zu dürfen.

„Augereau!" rief Napoleon, nachdem er einige Augenblicke wie in Gedanken versunken geblieben.

Mit ehrfurchtvoller Verbeugung trat der Marschall näher.

„Sie haben dieses Land noch kürzlich gouvernirt, was können Sie mir über die Einwohner der Stadt sagen?"

Lange und mit Wärme sprach Augereau für die Hanauer. Er lobte namentlich die Rechtlichkeit, den Eifer der Behörden.

Hier unterbrach ihn der Kaiser: *„C'est bon; je sais que les magistrats sont de braves gens; mais trop faibles — la bourgeoisie est de la canaille."* Er fügte noch hinzu, daß Hanau jetzt unter dem Joche der Kosaken bleiben möge; ändere die Stadt ihr Betragen nicht, führe sie fort in ihren widersetzlichen Gesinnungen, so werde er sie seiner Zeit zu züchtigen wissen. Oft hatte er Tabak genommen während dieser Rede.

---

* Noch an demselben Tage soll Napoleon in Frankfurt geäußert haben: die Züchtigung von Hanau wäre ihm leid, er sei durch unwahren Bericht getäuscht, hintergangen worden.

bei mir Zuflucht suchten, bis zu dreißig und drüber an. Wir brachten sie in abgelegenen Stuben und in der Remise so gut als möglich unter.

Niemand kam zur Ruhe in dieser Nacht. Im Keller wagte Keiner die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu lassen. An Schlaf war nicht zu denken, die furchtbarsten Traumbilder schreckten das hinsinkende Haupt schnell wieder auf. Wir harrten in ängstlicher Spannung und Erwartung, in unbeschreiblicher peinvoller Beklommenheit, in tödtlichster Unruhe, jeden Augenblick todesbedroht. So oft eine Thüre heftig zugeschlagen wurde, fuhr man zusammen und wähnte, einen fernen Kanonenschuß zu hören. Wir waren so schweigsam, daß ganze Viertelstunden lautloser Stille eintraten. Endlich versank man in einen Zustand halben Wachens und Schlafens, Folge des Kampfes zwischen höchster Geistes-Aufregung und abspannender körperlicher, fieberhafter Anstrengung. Was hatte man zu fürchten, was mußte man fürchten! — Fest und innig blieb nur unser Vertrauen zu Gott.

Eine ewige Dauer hatte diese Nacht; die entsetzlichste meines Lebens. Unendlich beglückend, beseligend war das Gefühl, als der ängstlich ersehnte Morgen anbrach, ohne daß Einem von uns ein weiteres Leid geschehen. Wie freuten wir uns der Rettung.

Mit scheuen Blicken, ohne neuen Muth, ohne frische Zuversicht, schlichen die Bürger aus ihren Wohnungen hervor. Die öffentlichen Plätze, die Straßen waren frei von Truppen. Gegen acht Uhr erfuhr man endlich mit Gewißheit, daß Wrede, zur Schonung der Stadt, die österreichische Besatzung herausgezogen hatte. Im Sturmschritt, unter heftigem Gewehrfeuer rückten Franzosen ein. Sie durchzogen brennende Straßen. Die zum Löschen herbeigeeilten Einwohner entflohen; Vieles, was hätte gerettet werden können, mußte den Flammen Preis gegeben bleiben.

Ehe ich weiter erzähle, was wir in Hanau erlebten, möge eine Episode hier Platz finden, die ich aus sehr glaubwürdigem Munde habe.

Am 30. October in der Mittagstunde erschienen drei Husaren der Kaiser-Garde im Dorfe Langen-Diebach, jenseits des Lamboywaldes. Sie bedeuteten dem Schultheiß, daß er ihnen sofort zu Napoleon folgen müsse.

Der Mann weigerte sich. Er habe, sagte er, die Plünderung seines Hauses zu fürchten, wenn dasselbe von ihm verlassen werde. Zwei der Reiter erboten sich, als Schutzwache zu bleiben, der dritte begleitete den Schultheiß zum Kaiser. Dieser saß unter einem Baume auf einem Gebund Stroh am Wachtfeuer, das er häufig selbst unterhielt. Vor ihm lagen Landkarten ausgebreitet, in den Händen hatte er einen Taschen-Atlas und ein Fernrohr.

Napoleon fragte nach der Entfernung mehrerer Orte der Umgegend. Besonders wichtig für ihn schien es, darüber die genaueste Auskunft zu erhalten: ob man bei Hanau vorbei könne, ohne der großen Heerstraße zu folgen.

Bis tief in den Wald hinein mußte der Schultheiß den Kaiser begleiten, welcher auf einem kleinen weißen Pferde ritt und von Zeit zu Zeit ein Liedchen pfiff.

Als der Führer, dem Caulincourt zum Dollmetscher gedient, nach fünf Stunden entlassen wurde, wagte er die Bitte um eine Sauvegarde für sein Dorf. Napoleon antwortete nicht. Erst nachdem das Gesuch wiederholt worden, sagte er finstern Blickes: „Lefèbvre hat die nöthigen Befehle, er wird für Alles gesorgt haben.“

Der Schultheiß fand sein heimathliches Dorf rein ausgeplündert, selbst die eigene Hütte war von den beiden, als Schutzwache zurückgebliebenen, Husaren geleert worden.

Vom Lamboywalde aus hatte der Kaiser die Schlacht befehligt; er verbrachte daselbst die Nacht im Bivouac. Man erfuhr nachher, daß als Napoleon, von Besorglichen umgeben, hin- und herschritt,

Verfügungen traf und mit dem Herzog von Vicenza sich unterhielt, plötzlich eine Granate neben beiden in den Graben am Wege schlug. Der Kaiser und sein Begleiter sprachen ruhig fort. Glücklicher Weise hatte sich die Kugel in die Erde vergraben und sprang nicht.

Am 31. Oktober Morgens erschien einer von Napoleon's Adjutanten in Hanau, um dem Präfecten zu bedeuten: sein Gebieter wundere sich, ihn und den Municipalrath noch nicht gesehen zu haben. Der Kaiser erwarte, daß ihm die Ehrfurcht der Stadt bezeugt werde. Man entschuldigte sich damit, daß die Anwesenheit Seiner Majestät nicht zur Kenntniß der Behörden gekommen wäre.

Der Präfect, sein General-Sekretär und ein Präfectur-Rath mußten, begleitet vom Adjutanten und von einigen Gendarmen, die Wanderung nach dem Lamboywalde antreten. Sie fanden die Gelnhäuser Heerstraße mit Franzosen bedeckt, die auf dem Rückzuge begriffen waren. Ganze Massen schritten, Mann an Mann gedrängt, in dichten Haufen einher, ohne Ordnung, ohne irgend eine bestimmte Absonderung.

Auf einem Feldstuhl von rothem Saffian saß der Kaiser zwischen zwei blau ausgeschlagenen Zelten, in deren Mitte ein Wachtfeuer braunte. Man weiß, daß wenn er mit den Truppen bivouaquirte, sich, neben seinem eigenen Zelt, stets ein zweites befand, für die Arbeit auf's sorgfältigste eingerichtet. Im letzten ein großer Tisch, darauf die besten Karten des jedesmaligen Kriegs-Schauplatzes ausgebreitet.

Napoleon trug einen schlichten grauen Ueberrock; der bekannte Hut hatte die Form verloren. Die Haltung verrieth aufgeregte Stimmung, innere Qual, Seelenschmerz; grimmiger Ernst war auf dem Gesichte geschrieben.

Marschälle, Generäle und Große des Hofes umgaben zunächst den Kaiser. Diese schloß ein Kreis von Offizieren mit gezogenen Degen ein, weiter vorwärts Schildwachen der alten Garde.

Mit mißtrauischen Augen die ihm Vorgestellten messend, sagte Napoleon, gespannt und aufgeregt: „Sie sind der Präfect von Hanau? Das ist die schlechteste Stadt in Deutschland. Sie hat mir von neuem den gerechtesten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Mit

Hurrah-Geschrei und Vivat-Rufen haben die Bürger Oesterreicher und Baiern begrüßt. Wohl weiß ich, daß ich die Hanauer nicht zwingen kann, meine Franzosen zu lieben; aber ich meine, Klugheits-Princip wäre, es mehr mit Frankreich zu halten, als mit Rußland; jener Staat liegt näher, und vermag darum leichter Schutz und Hülfe zu leisten. Zur Strafe ließ ich in vergangener Nacht Hanau mit Granaten begrüßen. Hat das Feuer viel Schaden gethan?"

Man schilderte die Verwüstung, welche Folge des Beschießens gewesen.

„Es war mein Wille," fuhr der Kaiser fort, „die Hälfte der Stadt zu verbrennen." *

Der Präfect stellte vor, wie gastfreundlich Hanau seit sieben Jahren die Krieger Frankreichs aufgenommen, mit welcher Ergebenheit die Stadt zahllose Lasten getragen, vom Kriegs-Geschick ihr zugeführt. Er bat den Kaiser, auf den Ausspruch irgend eines der anwesenden Marschälle, der mit den Hanauer Verhältnissen näher bekannt, sich beziehen zu dürfen.

„Augereau!" rief Napoleon, nachdem er einige Augenblicke wie in Gedanken versunken geblieben.

Mit ehrfurchtvoller Verbeugung trat der Marschall näher.

„Sie haben dieses Land noch kürzlich gouvernirt, was können Sie mir über die Einwohner der Stadt sagen?"

Lange und mit Wärme sprach Augereau für die Hanauer. Er lobte namentlich die Rechtlichkeit, den Eifer der Behörden.

Hier unterbrach ihn der Kaiser: *„C'est bon; je sais que les magistrats sont de braves gens; mais trop faibles — la bourgeoisie est de la canaille."* Er fügte noch hinzu, daß Hanau jetzt unter dem Joche der Kosaken bleiben möge; ändere die Stadt ihr Betragen nicht, führe sie fort in ihren widersetzlichen Gesinnungen, so werde er sie seiner Zeit zu züchtigen wissen. Oft hatte er Tabak genommen während dieser Rede.

---

* Noch an demselben Tage soll Napoleon in Frankfurt geäußert haben: die Züchtigung von Hanau wäre ihm leid, er sei durch unwahren Bericht getäuscht, hintergangen worden.

an herumziehendes, heimathloses Soldaten-Leben, wußten sie das empfängliche Gemüth nicht zu verläugnen. — Wir sahen uns nicht wieder. Vielleicht ruhten sie bald nach dem Abzug mit ihren Mannen unter den Todten.

Wer war froher, als ich? Aus den trübsten Besorgnissen, aus quälender Ungewißheit, befreit von schwerer Angst! Was für einer Gefahr waren wir entgangen! Drohend hatte das Unglück über unsern Häuptern geschwebt und auf welche wunderbare Weise erfolgte Rettung! Meine Leser wissen, daß das Logenwesen mich im Allgemeinen nicht besonders befriedigte; ich gestand es offen und ehrlich. Hier aber leistete das Maurerthum so wesentliche, so hochwichtige Dienste, daß ich weit entfernt bin, Jemand abrathen zu wollen, in den Orden zu treten.

Sorglichst verschloß und verwahrte ich die Hausthüre durch Riegel und rief hochentzückt, laut jubelnd meinen im Keller Geborgenen zu: „die Rettung ist gelungen! wir sind erlöst und auf recht wunderbarliche Art.“ — Wechsel von Bestürzung und Freude. Welch ein willkommener Bote war ich!

Unvergessen bleibe eine schöne That, ein Zug weiblichen Zartsinns und reinsten Tiefgefühls.

Bei Gefechten in Straßen nach der Schlacht fiel ein baierischer Officier. Seine Kampf-Genossen, mit treuer Anhänglichkeit ihm ergeben, gruben ein Grab unfern des Nürnberger Thores. Als man sich anschickte, die Leiche hinabzusenken in die Gruft, da nahte, sittsam und schüchtern, Verlegenheit im Blick, ein weibliches Wesen von gefälligem Aeußern. Ihr weißes Taschentuch breitete wehmuthsvoll die Jungfrau über des Kriegers Angesicht, wie zum Schutz gegen Berührung rauher Erde. Schnell zog sich das schlichte Bürgermädchen wieder zurück und verschwand bescheiden unter der Menge.

Ergriffen waren alle Umstehenden, keiner blieb kalt und gefühllos. — Meine Leser wollen sich nicht täuschen; von näheren Beziehungen, von einem Liebes-Verständniß konnte keine Rede sein. Ich vergaß den Namen der Jungfrau, entsinne mich jedoch gar wohl, daß kein Mackel an ihrem sittlichen Charakter haftete.

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.

Schiller.

Nicht lange mehr dauerte der Zustand der Gefahr und der Angst. Der Augenblick der Erlösung kam. Freudiger Schrecken!

Unter mörderischem Feuer, unter furchtbarem Hurrah erstürmten Oesterreichische Grenadiere und Jäger das Nürnberger Thor. Die Eroberung von Hanau war das Werk weniger Minuten. In gedrängten Colonnen durchzogen die Verbündeten die Stadt, der Kinzigbrücke zu. Man schlug sich am Ausgange der Vorstadt. Noch hatten die Franzosen die Brücke besetzt und jenseits derselben sich in Massen aufgestellt, auch am Bruchköbeler Wege Haubitzen aufgeführt. Der heldenmüthige Wrede, welcher beim Sturme stets voraus gewesen, und an der Spitze der Grenadiere mit edler Kühnheit gefochten hatte, fiel durch einen Flintenschuß in den Unterleib tödtlich verwundet. Mit Leichen war die Brücke bedeckt. Die Franzosen warfen einen Hagel von Haubitzen in die Vorstadt, und im Augenblicke stand sie zur Hälfte in Flammen. Im Sturm rückten die Baiern vor, Rache heischend für den Fall ihres Führers. Sie nahmen die Brücke und Oesterreichische Husaren setzten durch die Kinzig. Jetzt ergriffen die Franzosen die Flucht. Bei ihrem Rückzuge mußte ein Schneidermeister, zart gebaut und von sanftem Gemüth, — man denke sich den Schrecken, die Bestürzung — als Wegweiser dienen. Ein Chasseur hatte sich seiner bemächtigt und ihn vor's Thor seinem General zugeführt, der über mancherlei Gegenstände Auskunft verlangte, ohne befriedigende Antwort erhalten zu können. Dringend bat der Schneider, zu Frau und Kindern zurückkehren zu dürfen. Endlich erklärte der Mann, er könne vor Hunger nicht weiter gehen.

verworrene Stimmen und Tritte, Gerassel von Waffen. Behutsam, mit äußerster Vorsicht durch Spalten der geschlossenen Fensterladen hinausschauend mit sorglichem Blick, gewahrte ich, starr vor Erstaunen und Entsetzen, höchst verdächtige Ankömmlinge; ich sah mein Haus umstellt von einer nicht unbeträchtlichen Abtheilung Französischer Soldaten. Offenbar war es verrathen worden, daß Baiern dahin geflüchtet, noch darin verborgen seien. Abscheulich!

Was zu thun? – Im Innersten fühlte ich mich bewegt; meine Pulse klopften stärker. Sogleich erblickte ich die ganze Gefahr. Ein kalter Schauer überlief mich. Im ersten Augenblicke gab ich meine Gäste verloren und trat erschrocken zurück. Schnell faßte ich mich jedoch, öffnete die Thüre und suchte so viel immer möglich unbefangen zu erscheinen.

Beide Führer der Truppen-Abtheilung traten zu mir heran und erklärten: sie wären gesendet, feindliche Officiere in diesem Hause aufzuspüren und mit sich zu nehmen. Trotzigen Angesichtes richteten sie die Worte an mich:

„Bedenken Sie, was Sie thun, was Sie auf's Spiel setzen. Verstellen Sie sich nicht, wir wissen Alles."

Dabei wiesen die Krieger mit ihren Degenspitzen auf blutige Leinwand in einer Ecke des Vorplatzes. – Der Rittmeister von Heiligenstein hatte, etwa eine halbe Stunde früher, heftige Schmerzen gelitten, unter den Händen des Wundarztes; es war ihm, auf dem Sorgenstuhl in meinem Arbeitszimmer, ein Bein abgenommen worden und die Dienstboten konnten nicht schnell genug aufräumen.

Läugnen wäre vergeblich gewesen. Betroffen, zu wenig geübt in Künsten des Truges — die Gluth stieg mir in's Gesicht und dieß sprach verrätherischer, als mein Mund bis dahin es gethan — ließ ich mich dennoch nicht aus der Fassung bringen. Ohne Rückhalt, aber mit geheimem Beben, entdeckte ich, daß einige tödtlich Verwundete bei mir Zuflucht gesucht und gefunden.

Einmal das Geheimniß verrathen, hoffte ich, dem Vertrauen Bahn gebrochen zu haben. Herzlich, aber dringend bat ich, die Officiere möchten Männer unbeachtet lassen, deren Zustand ein solcher sei, daß sie als Feinde nie wieder gefährlich würden, so schwach, daß die-

selben nicht an Krücken sich bewegen, lebend vielleicht kaum hundert Schritte fortgeschleift werden könnten. Menschlichkeit, Ehrgefühl .....

„Auch wir kennen die Gesetze der Ehre“ — unterbrach mich Einer, indem Beide, kopfschüttelnd, die Achseln zuckend, sich bedenkliche Blicke zuwarfen.

„Uns kommt weiter nichts zu,“ sagte der Andere, „als dem Befehle des Commandanten zu gehorchen.“

Nun wollten sie sich anschicken, das unbeugsame Gesetz des Dienstes geltend zu machen, das heißt Haussuchung vorzunehmen.

Bei der entschlossenen Gemüthsart der Leute erschien dieß nicht als leere Drohung. Da — weiß der Himmel, wie ich auf den Gedanken kam, aber es gibt wundersame Fügungen im Leben und ich betrachte die Sache nur als Gunst des Augenblickes — begrüßte ich die Officiere mit dem Freimaurer-Zeichen. Das wirkte wie ein Zauber. Mit offenen Armen kamen die Krieger mir entgegen und überhäuften mich mit Liebkosungen, so hoch waren sie erfreut, einen „Bruder“ in mir gefunden zu haben.

Unerwartete Hülfe in größter Noth! Ein Hoffnungs-Strahl umleuchtete mich. Schnell rief ich nach Wein, der auch den Soldaten in reichlichem Maaße gespendet wurde.

Ein Gespräch entspann sich. Wir plauderten von diesem und von jenem, von der Maurerei versteht sich vor Allem, sodann von der Schlacht und von manchen Tages-Ereignissen. Endlich hielt ich es an der Zeit, die frühere Bitte zu wiederholen. Vor einem üblen Ausgang war mir nicht mehr bange. In ihrer Begeisterung blieben meine neuen Freunde nicht theilnahmlos. Zwar sahen sich beide Krieger mit einiger Verlegenheit an, aber bald nickte Einer dem Andern zutraulich. Gewonnenes Spiel!

Horch! der Oesterreicher Sturmmarsch näher und näher; immer wilder und kampffreudiger die Musik. Jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen. „Macht Euch auf, lieben Brüder, Ihr dürft nicht länger säumen.“ So sagte ich und gestehe, daß ich keineswegs ohne Rührung Abschied nahm von den wackern Kriegern. Rauh, aber ehrlich und im Grunde herzensgut, seit frühen Jahren gewöhnt

Mit dem Herrschenden und Bewegenden seines Wesens schritt Napoleon in's Zelt zurück.

Caulincourt nahm das Wort. Er verlangte Nachrichten über die Stärke des feindlichen Heeres. Er wollte die Namen der in der Schlacht verwundeten höheren Offiziere wissen, besonders ob Wrede darunter sei. Um Bericht zu erstatten, begab er sich sodann in's kaiserliche Zelt.

Napoleon trat wieder heraus. Nachlässig lehnte er sich auf den Feldstuhl; Caulincourt setzte seine Fragen in deutscher Sprache fort; sie mußten, dem ertheilten Befehl gemäß, deutsch beantwortet werden. Genauere Nachrichten über den Stand der verbündeten Armee verlangte man zu hören.

Ein Adjutant sprengte heran mit der Meldung: Frankfurt sei von Oesterreichern und Baiern besetzt. — Rasch erwiederte der Kaiser, indem er sich die Hände rieb: „*Tant mieux! — Berthier!*"

Der Prinz von Neufchatel — eine kleine gedrängte Gestalt, mit strengem, fast mürrischem Gesicht, eine in sich gekehrte traurige Haltung, stillen Gram und schweigende Mißbilligung wußte er nicht ganz zu verbergen — erhielt die Ordre: es solle sogleich eine Division vorwärts marschiren.

Ehe der Präfect und seine Begleiter nach Hanau zurückkehrten, bat ersterer den Groß-Stallmeister, die Stadt der Gnade Seiner Majestät empfehlen zu wollen. Ein Wunsch, den Caulincourt auf freundlichste Weise erfüllte. Napoleon schwieg und machte die verabschiedende Hand-Bewegung.

Ich brächte nicht noch eine Nacht so zu,
Gält' es auch eine Welt beglückter Tage!
So voll grauser Schrecken war die Zeit.

Shakespeare
(Richard III.)

Auf der Ostseite unserer Stadt schlug man sich noch immer. An der Kinzigbrücke zogen Franzosen in gedrängten Massen vorüber, theils der großen Heerstraße nach Frankfurt folgend, theils schlugen sie den Seitenweg über Wilhelmsbad und Hochstadt ein.

Zwei französische Regimenter, meist aus Italienern bestehend, hielten Hanau besetzt. Sie sperrten die Nürnberger Straße durch eine Wagenburg. Ausgehungerte Soldaten trieben sich überall herum und begingen manchen Frevel; namentlich waren polnische Lanzenreiter in dieser Hinsicht sehr thätig. Viele Officiere und die ohne Unterlaß patrouillirenden Gendarmen bemühten sich, den Unordnungen Einhalt zu thun; ihren erstlichen Maßregeln hat manches Haus seine Rettung zu danken. Ein General hieb einen plündernden Soldaten auf der Stelle zusammen. Aber der Mangel an Dienst-Gehorsam, wie solcher in der Regel bei Heeren zu finden, die auf dem Rückzuge begriffen sind, fehlte auch hier nicht. Einer von Macdonald's Adjutanten wurde in der Vorstadt mißhandelt, als er vom Plündern abhalten wollte.

Gegen drei Uhr Nachmittags zeigte sich in der Linie der Verbündeten auf dem Schlachtfelde eine mehr als gewöhnliche Bewegung. Man sah einige Heerhaufen sich ordnend, die Artillerie vorrückend; kein Zweifel, es galt einen Angriff auf die Stadt.

„Es klopft in der That! Wenn einer Höllen-Pförtner wäre, müßt' er den Schlüssel oft umzudrehen haben. — Klopf! Klopf! Klopf! Wer ist da in Belzebub's Namen?“

Pförtner in Macbeth.

Mit jeder Minute, wie das Kriegs-Geräusch näher und näher kam, wuchs der tolle Lärm. Wir waren wieder in den Keller geflüchtet, und weilten in dem düstern Raume, erfüllt von Ahnungen unglücklicher Begebenheiten.

In diesem entscheidenden Augenblicke hörte man Getöse, gleich darauf an der Hausthüre starkes Pochen, dann wurden immer lauter und lauter wild heftige Kolben-Stöße und Schläge dagegen geführt, als sei es auf ihre Zertrümmerung abgesehen. Neue Sorgen; die Meinigen schrieen vor Schreck. An sonderbare Abenteuer schon gewöhnt, wagte ich mich, rasch entschlossen, denn an Berathen und Ueberlegen war nicht zu denken, zur Stelle. Ich hörte Getümmel,

an herumziehendes, heimathloses Soldaten-Leben, wußten sie das empfängliche Gemüth nicht zu verläugnen. — Wir sahen uns nicht wieder. Vielleicht ruhten sie bald nach dem Abzug mit ihren Mannen unter den Todten.

Wer war froher, als ich? Aus den trübsten Besorgnissen, aus quälender Ungewißheit, befreit von schwerer Angst! Was für einer Gefahr waren wir entgangen! Drohend hatte das Unglück über unsern Häuptern geschwebt und auf welche wunderbare Weise erfolgte Rettung! Meine Leser wissen, daß das Logenwesen mich im Allgemeinen nicht besonders befriedigte; ich gestand es offen und ehrlich. Hier aber leistete das Maurerthum so wesentliche, so hochwichtige Dienste, daß ich weit entfernt bin, Jemand abrathen zu wollen, in den Orden zu treten.

Sorglichst verschloß und verwahrte ich die Hausthüre durch Riegel und rief hochentzückt, laut jubelnd meinen im Keller Geborgenen zu: „die Rettung ist gelungen! wir sind erlöst und auf recht wunderbarliche Art.“ — Wechsel von Bestürzung und Freude. Welch ein willkommener Bote war ich!

Unvergessen bleibe eine schöne That, ein Zug weiblichen Zartsinns und reinsten Tiefgefühls.

Bei Gefechten in Straßen nach der Schlacht fiel ein baierischer Officier. Seine Kampf-Genossen, mit treuer Anhänglichkeit ihm ergeben, gruben ein Grab unfern des Nürnberger Thores. Als man sich anschickte, die Leiche hinabzusenken in die Gruft, da nahte, sittsam und schüchtern, Verlegenheit im Blick, ein weibliches Wesen von gefälligem Aeußern. Ihr weißes Taschentuch breitete wehmuthsvoll die Jungfrau über des Kriegers Angesicht, wie zum Schutz gegen Berührung rauher Erde. Schnell zog sich das schlichte Bürgermädchen wieder zurück und verschwand bescheiden unter der Menge.

Ergriffen waren alle Umstehenden, keiner blieb kalt und gefühllos. — Meine Leser wollen sich nicht täuschen; von näheren Beziehungen, von einem Liebes-Verständniß konnte keine Rede sein. Ich vergaß den Namen der Jungfrau, entsinne mich jedoch gar wohl, daß kein Mackel an ihrem sittlichen Charakter haftete.

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.

Schiller.

Nicht lange mehr dauerte der Zustand der Gefahr und der Angst. Der Augenblick der Erlösung kam. Freudiger Schrecken!

Unter mörderischem Feuer, unter furchtbarem Hurrah erstürmten Oesterreichische Grenadiere und Jäger das Nürnberger Thor. Die Eroberung von Hanau war das Werk weniger Minuten. In gedrängten Colonnen durchzogen die Verbündeten die Stadt, der Kinzigbrücke zu. Man schlug sich am Ausgange der Vorstadt. Noch hatten die Franzosen die Brücke besetzt und jenseits derselben sich in Massen aufgestellt, auch am Bruchköbeler Wege Haubitzen aufgeführt. Der heldenmüthige Wrede, welcher beim Sturme stets voraus gewesen, und an der Spitze der Grenadiere mit edler Kühnheit gefochten hatte, fiel durch einen Flintenschuß in den Unterleib tödtlich verwundet. Mit Leichen war die Brücke bedeckt. Die Franzosen warfen einen Hagel von Haubitzen in die Vorstadt, und im Augenblicke stand sie zur Hälfte in Flammen. Im Sturm rückten die Baiern vor, Rache heischend für den Fall ihres Führers. Sie nahmen die Brücke und Oesterreichische Husaren setzten durch die Kinzig. Jetzt ergriffen die Franzosen die Flucht. Bei ihrem Rückzuge mußte ein Schneidermeister, zart gebaut und von sanftem Gemüth, — man denke sich den Schrecken, die Bestürzung — als Wegweiser dienen. Ein Chasseur hatte sich seiner bemächtigt und ihn vor's Thor seinem General zugeführt, der über mancherlei Gegenstände Auskunft verlangte, ohne befriedigende Antwort erhalten zu können. Dringend bat der Schneider, zu Frau und Kindern zurückkehren zu dürfen. Endlich erklärte der Mann, er könne vor Hunger nicht weiter gehen.

Da zog einer der Adjutanten des Generals ein Stück Kuchen aus der Tasche, theilte dieses mit dem unfreiwilligen Boten, und erlaubte ihm sodann, seine Familie aufzusuchen. Als nun der Schneider durch die Fasanerie der Heimath und den Lieben zueilen wollte, fiel er abermals einer Abtheilung Franzosen in die Hände, mußte diese eine Strecke Weges geleiten, und da er der neuen Gefahr entgangen war, fingen ihn Kosaken auf, und bedienten sich seiner zum Boten nach Hanau.

Das Feuer in der Vorstadt nahm mehr und mehr überhand und bald brannte es auch im Innern von Hanau an verschiedenen Orten. Der Augenblick war fürchterlich! Ungeheueres Geschrei durchtobte alle Straßen, die Luft brannte blutig roth. Die Bangigkeit der redlichen Bürger stieg von Minute zu Minute. Dumpfe Verzweiflung. Jeder Athemzug Vernichtung, jeder Schritt ein Tod.

Indessen hatte die Nacht längst ihre Fittige über die unglückvolle Stadt gebreitet, welche zum Schauplatz blutiger Gefechte auserkoren gewesen.

Nach allen den heftigen Erschütterungen, hatten wir sehr wenig oder nicht geruht. Zwar glaubte man geborgen zu sein vor einem Bombardement, und gab sich dem Schlummer hin; aber nach den fürchterlichen Erfahrungen der vergangenen Nacht bebte Jeder, so oft eine Stubenthüre zugeschlagen wurde, und wähnte von Neuem Kanonen-Donner zu hören. Es war ein wüster Schlaf, der die Glieder mehr lähmte. Eine furchtbare Länge hatten die Stunden der Nacht.

Als der Schlachten-Lärm ausgetobt hatte, war es still und geheimnißvoll geworden in den Straßen. Als der Morgen kam, standen hier und da kleine Gruppen beisammen, mit angstvollen Gesichtern. Niemand ging seinen Geschäften nach.

Unter klingendem Spiele, mit fliegenden Fahnen, zog Nachmittags das ganze Oesterreichisch-Baierische Heer durch Hanau. Alles bewegte sich vorwärts.

Jetzt erst konnte man sorgloseren Blickes hinüber schauen in die

Zukunft, die drohende Gefahr war vorbei, beendigt das Peinvolle unserer Lage. Wir sahen uns nicht mehr abgeschieden von der Außenwelt, mit unsern Verbindungen auf das Weichbild der Stadt beschränkt. Freudenthränen glänzten in allen Augen. Jeder Händedruck war beredt. Freunde, Bekannte, Fremde stürzten sich in die Arme, wünschten einander Glück zum wiedererlangten Lebens-Gewinn! Mit heißem Danke blickten wir empor zum Beherrscher der Welten.

Frankfurt hatte die bisherige Französische Besatzung in der Nacht vom 29. auf den 30. October verlassen. Während man sich bei Hanau schlug, rückten, unter dem Zujauchzen der freudig bewegten Menge, baierische Chevauxlegers über die Sachsenhäuser Brücke in die alte Reichsstadt. Bald kamen auch einige tausend Mann baierischer Infanterie, und Abends stellten sich Kosaken ein. Man wähnte den Vortrapp des großen verbündeten Heeres zu sehen. Allein in der folgenden Nacht zogen sich alle die Truppen auf's linke Flußufer, und Morgens gegen eilf Uhr erschien Französische Kavallerie. Sie führte Scharfschützen mit sich, die sofort nach der Mainbrücke eilten. Es begann eine Kanonade, welche bis zum nächsten Tage anhielt. Sachsenhausen wurde aus drei Batterien beschossen; der Ort litt jedoch nicht viel.

Im dankbaren Angedenken der Frankfurter sollte eine fürstliche Begünstigung fortleben; sie sollten nie vergessen, daß durch die, vom Großherzog verordnete, Abtragung der Festungs-Werke ihrer Stadt eine Belagerung erspart worden; diese war wohl unvermeidlich, wenn der Ort nach der Leipziger Schlacht noch geschlossen gewesen.

Keineswegs dürften die Juli-Tage des Jahres 1796 dem Gedächtniß aller Bewohner entschwunden sein. Nach wiederholten Aufforderungen Kleber's, Befehlshaber eines französischen Heerhaufens, die Oesterreicher sollten abziehen, wurde die Stadt, von der Bornheimer Haide aus, mit Haubitzen beschossen. Bald erfuhr man des Feuers entsetzliche Macht: Brand an mehreren Stellen,

besonders in der Judenstraße. Die Uebergabe machte den mißlichen Verhältnissen ein Ende.

Festungswesen hat stets etwas von lähmender Einförmigkeit; es verbreiten die Werke, sind solche auch noch so großartig, Oede und gewisse Trostlosigkeit. Jetzt ist Frankfurt eine wahre reichsstädtische Schöne, umgeben von anmuthigen englischen Gärten, wo Paläste sich an Paläste drängen. Der unnützen hohen Wälle, der finstern Stein-Thore, der beengenden Mauern entkleidet, erlangte die Stadt ein freudigeres Ansehen und durch Ausfüllung der Gräben wurden die bedeutendsten Räume gewonnen. Einer meiner längst dahingeschiedenen Freunde, der kunstsinnige Senator Guiollett, entwarf, mit größter Freiheit und Einsicht, die ersten Plane zu den reizenden, herrlichen Anlagen und leitete deren meisterhafte Ausführung bis zu seinem Tode. Ihm gebührt das Verdienst, diese blühenden und duftenden Lust-Gehege geschaffen zu haben, welche sich, im Bunde mit dem Mainufer, um die ganze Stadt schlängeln. — — Jahrzehnde später setzten die Bürger Frankfurts dem Stifter und Begründer jener Anlagen ein Ehren-Denkmal. Aus dem Atelier des sehr geachteten Künstlers von Launitz ging die kolossale Büste Guiolletts sprechend ähnlich hervor.

Bald nach der dem Hanauer Präfecten im Lamboywalde ertheilten Audienz, setzte sich Napoleon mit seinen Garden in Bewegung. Unweit der Stadt beugte er aus von der großen Heerstraße und schlug einen Seitenweg über Wilhelmsbad ein.

In Frankfurt war das Bethmam'sche Gartenhaus zur Aufnahme des Kaisers schleunigst in Stand gesetzt worden. Er langte gegen drei Uhr an.

Der commandirende Ober-Officier am Hanauer Thor — ein sehr achtbarer Frankfurter Bürger — mußte einem Adjutanten zu Napoleon folgen. Er fand diesen umgeben von einigen, mißtrauische Seitenblicke werfenden, Marschällen, an einem Wachtfeuer stehend. Der größte Theil der Unterhaltung waren viele und schnelle Fragen: über den Stand der Oesterreichischen und Baierischen

Truppen; über deren Stärke und Anführer; über die Lage der Frankfurter und ihr seitheriges Betragen. Ferner Erkundigungen den Fürsten Primas betreffend, den König von Westphalen, den Herzog von Nassau und andere Rheinbund-Fürsten. Auch die militärischen Stellungen der Gegend kamen zur Sprache, Aufführung der französischen Soldaten, Verpflegung Kranker und Verwundeter u. s. w.

Die eben so besonnenen als freimüthigen Aeußerungen des Frankfurters machten unverkennbar einen günstigen Eindruck beim Kaiser. Er sagte unter anderm, mit Beziehung auf die Schlacht bei Hanau:

„*Wrede est bien un comte, mais pas un géneral de ma façon.*"

(Und dennoch war es Napoleon, welcher, vier Jahre früher, den Baierischen Feldherrn für seine Verdienste um die Unterwerfung Tirols zum Französischen Reichsgrafen ernannt hatte.)

Auch gegen die Abgeordneten der Stadt, welche, den Präfecten an ihrer Spitze, aufwarteten, äußerte Napoleon, daß er mit dem Benehmen Frankfurts, besonders was seine kranken und verwundeten Soldaten angehe, zufrieden sei. Man solle sich ferner klug betragen und nie vergessen, daß er ein naher Nachbar, nur acht Stunden entfernt wäre. Er schien übrigens gut gelaunt und sprach zuletzt mit Sachkenntniß und Einsicht vom Handel und von Handels-Verhältnissen.

Montag den 1. November, Mittags um ein Uhr, erfolgte die Abreise des Kaisers nach Mainz; Deutschland sah er nicht wieder.

Erzählungen von Kriegs-Begebenheiten, namentlich von Schlachten, sind selten genau übereinstimmend, neben romantischen Bildern finden sich Uebertreibungen, Unwahrheiten und Ausschmückungen mit falschen Zahlen. Die Ursachen liegen nicht fern. Schlagende Beweise erhielten wir in Hanau davon, wie gut man es im „großen" Hauptquartier verstand, Siege zu schildern, gefallsüchtige, großartig lügnerische Bülletins zu erfinden, diese prahlerischen Krieges- und Sieges-Berichte, womit Frankreich gefüttert wurde.

„Le régiment Jordis a été entièrement détruit, les Uhlans du Prince de Schwarzenberg n'existent plus.“

So las ich am 1. November in dem, Tags zuvor durch das *„Journal de Francfort“* veröffentlichten *„Bulletin“* über die Schlacht bei Hanau. Und im nämlichen Augenblicke zog mit schmetternder Musik unter meinen Fenstern das schöne Regiment tapferer Lanzenreiter dahin, welchem sein Dasein abgesprochen worden. In demselben *„Bulletin“* wurde ferner gesagt:

„Au seul aspect de la vieille garde les Autrichiens et les Bavarois fuirent épouvantés. L'ennemi a eu six généraux tués ou blessés. Sa perte a été d'environ 10,000 tués, blessés ou prisonniers; la notre n'est que 400 tués ou blessés.“

Es sind dieses einige der Denkmale, in welcher Art und Weise die berüchtigte „Feld-Zeitung“ von den Thaten ihrer *„grande armée“* der Welt Kunde ertheilte. Ein sehr würdiges Seitenstück lieferte Chateaubriand in seinen: *„Mémoires d'outre-tombe“*. Dieser Schriftsteller, einer der ausgezeichnetsten seiner Nation, sagt, von der Schlacht bei Hanau redend:

„Wrede a été renverseé par les seuls gardes-d'honneur; quelque conscrits, déja vétérans, lui passent sur le ventre.“ (!!??)

Wahr ist, daß die Baiern, meist junge, im Waffen-Gebrauch wenig geübte Krieger, einer überlegenen Mehrzahl alter Französischer Kern-Truppen tapfern Widerstand geleistet.

Uebermächtige Gewalt Napoleons war es, die im allzu blutigen Streite siegte, in der Schlacht, die so viele Tausende von Opfern gefordert. Mit einem Muthe sonder gleichen stellte sich Wrede dem Feinde entgegen. Ob dieß nicht besser jenseit des Lamboywaldes geschehen wäre, als diesseits, mögen Kriegs-Verständige entscheiden. Bekannt ist, daß dem Kaiser, dessen so geübtem Scharfblick nichts entging, das Antlitz vor Vergnügen glänzte, als er den Wertheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen — unbesetzt fand. Voll Behagens rieb er sich die Hände und sagte:

„Eh bien, que veut donc ce Monsieur de Wrede? — Il est dupé!“

Leicht ist's allerdings, nach dem Verlauf der Begebenheiten einem Feldherrn darzuthun, wie er besser und entschiedener hätte handeln können; zur Zeit des Handelns aber liegen keineswegs immer alle Bestimmungs-Gründe vor. Wer wird Wrede nicht nach-

rühmen — ihm, dem der Befehl geworden, „bei Hanau den Franzosen den Weg zu verlegen“ – wer wird ihm nicht nachrühmen, sage ich, daß er mit unglaublicher Schnelle zum Untermain hinabeilte — in sechs Tagen über fünfunddreißig Meilen zurücklegend, daß er und seine Krieger muthig dem Feinde entgegentraten und mit bewundernswerther Tapferkeit überlegene Streitkräfte bekämpfte? War sein Rath nicht gut, vom Inn geradesten Weges bis gegen den Rhein vorzubringen, Mainz und Straßburg zu nehmen, und das Franzosen-Heer gänzlich aufzureiben? Widerlegt dieser Vorschlag nicht die Schmährede: der Baierische General habe große Hingebung für Napoleon gezeigt? Mag Wrede als Feldherr sich diese und jene Fehler haben zu Schulden kommen lassen, vom Standpuncte der Politik aus erwarb er gerechte Ansprüche auf Lob: mit der ganzen Macht, die ihm gegeben, suchte er den Durchbruch der Franzosen nach dem Rhein hin zu hindern.

Wanderung auf dem Schlachtfelde.

Als die Gefechte beendigt, wurden Verwundete beider Heere auf dem Kampfplatze gefunden und von hülfreicher Hand zur Stadt gebracht. Versprengte Franzosen irrten in Wäldern umher; entblößt von allen Nahrungsmitteln war ihr Zustand der erbärmlichste; einzeln fand man sie, in Gesellschaft von Hunden und von krächzendem Raub-Geflügel, auf umgekommenen Pferden liegend, sich ersättigend an deren Fleisch. Ein Theil jener Unglücklichen suchte Zuflucht in den, von ihren Bewohnern verlassenen, Häusern vor der Kinzigbrücke; durch Genuß von Rüben und Erdäpfeln fristeten sie ihr Leben.

Ein Graus war's zu sehen, wie, Tag für Tag, Leichname zu Dutzenden aus den Fenstern des zweiten Stockes von dem, mein Haus begrenzenden, überfüllten Militär-Hospital auf Wagen heruntergestürzt und zum Friedhof gebracht wurden.

Außerhalb Hanau leitete jeder Schritt zu Spuren der Verwüstung, zu Bildern des Jammers; die Gärten zerstört, des Landmanns

Tausendstimmiger Volks-Jubel begrüßte **Franz**, als derselbe am Fenster erschien.

Ein artiges *qui pro quo* ereignete sich; wie denn so häufig im Leben, neben tiefstem Ernst, Lächerliches einherschreitet.

Aus dem Jahre 1807 kennen meine Leser den *„premier consul de la ville de Hanau"*. Er verfehlte nicht, bei dieser Gelegenheit abermals schlagende Beweise von seltsamer Begriffs-Verwirrung zu geben. Mit unruhiger Thätigkeit hatte sich der „Regierende", im Schweiß gebadet, vorgedrängt durch den Menschen-Schwarm, erhob seine Stimme und schrie zu wiederholten Malen: „Hoch Kaiser Leopold!", wobei er den Hut schwenkte und tiefe Kratzfüße machte. Möglich, daß der sonst beispiellos nüchterne Mann sich mit einem Gläschen über die Gebühr erheitert hatte und in einer Art Unschulds-Zustand war. Nahe Stehende wiesen ihn zurecht, wegen seines großen Irrthums. Umsonst, nichts benahm dem betagten Faselhans den Muth. Auf den Fußspitzen sich erhebend, fuhr er fort mit Leidenschaft zu schreien, sein dickes rundes Gesicht glühte vor Zorn. Endlich schritt man zum letzten Mittel: mit sanfter Gewalt wurde dem Bürgermeister der Mund geschlossen. — Auf mehrere Tage gewährte die Geschichte den Hanauern Stoff zur Unterhaltung. „Es gibt doch einfältige Leute in der Welt," soll der Rathschreiber gesagt haben.

Der Monarch in seiner einfachen, harmlosen Persönlichkeit, war so gnädig, sich, mild und gütig, schlicht und wahr, zu wiederholten Malen mit mir zu unterhalten. Jedes Wort trug das Gepräge des Biedersinnes, der Treuherzigkeit, des Wohlwollens. Er sprach, ruhig stehend, ernst und ungeziert, zumal über Krieg und Kriegesnoth. Seine Reden bleiben mir unvergeßlich.

„Ihre Stadt hat viel gelitten, sie ist übel mitgenommen worden. Wie Manche wird der Krieg in Armuth gestürzt haben. Ich kenne das, ich bin mit den Leiden des Krieges, mit seinen Verheerungen vertraut geworden. Nun haben S'halter auch gesehen, was ein Schlachtfeld für ein entsetzlicher Anblick ist."

„Majestät, wir Hanauer verlebten die ersten Stunden und Tage in einem Taumel, so daß wir die Gefahr mitunter erst gewahr wurden, als sie beinahe schon vorübergegangen war."

„Aber das ist nicht löblich, das ist nicht recht, daß nicht alle Leichen auf d'Seite geschafft worden sind. Noch Viele sah ich unbegraben liegen; das hat etwas Grauenhaftes."

Ich wagte entschuldigend die Einrede: man sei mit Begraben der Gefallenen unablässig beschäftigt, nun lägen aber, wie ich mich selbst überzeugt, an Stellen, wo der Kampf besonders heftig gewüthet, am Eingange des Waldes, und zu beiden Seiten der Heerstraße, die Leichen sehr gehäuft. Die Franzosen müßten übrigens, in der Nacht vom 30. auf den 31. October, viele ihrer Todten beerdigt haben; davon zeugten frische Grabhügel mit Kreuzen und Buschwerk, wie man sie nicht selten fände.

„Möglich, kann sein," fuhr der Kaiser fort, „aber ich will das nicht, es könnte schlimme Folgen für die Gegend haben. Behüt' mich Gott, das will ich nicht. Ich werd's schon machen. Ich habe den ......* abgeschickt, um alsobald Sorge zu tragen. Ich sehe, ich kam zur rechten Zeit und man wird's mir danken."

Ich wurde veranlaßt, mancher Einzelnheiten von Erlebnissen der letzten Tage zu erzählen. So unter Anderm, wie ein Regiment Grenzer bei meinem Hause vorübergezogen, herzhaft, mit lustig klingender Feld-Musik, als das Treffen schon begonnen, wie ich mir sagen lassen, daß dieses Regiment sich besonders gut geschlagen und im mörderischsten Feuer gewesen sei, daß es selbstständig einen glänzenden Angriff gemacht.

„Brave Leute, meine Grenzer, ich kenn' se wohl" — war des Monarchen Antwort.

Er entließ mich am späten Abend und geruhte zuletzt noch tröstend zu sagen:

„Fürchten's nichts weiter. S'wird besser werden, s'wird nicht so viel Unheil mehr über die Welt kommen. Der unglückselige Krieg ist bald zu Ende. Deutschland wird, vom fremden Joche erlöst, für viele Jahre einer gesicherten Ruhe genießen, aller Segnungen des Friedens, nur im Frieden kann das Glück der Völker gedeihen. Der Wohlstand wird wieder aufblühen." Sodann mit dem Ausdruck

---

* Name des Adjutanten, den ich vergaß mir anzumerken.

großer Ruhe und Güte, unter huldvoller Hand-Bewegung: „Ruhen 's aus.“

„Alles, was an Kaiser Franz erinnert und etwas Charakteristisches aus seinem Leben hervorhebt, ist Eigenthum des deutschen Volkes und darf nicht verloren gehen.“

Der Kaiser übernachtete in Hanau und begab sich am nächsten Morgen, ganz in der Stille, prunklos, ohne militärische Escorte, und indem er alle Ehren-Bezeugungen zu entfernen gesucht, nach Frankfurt ins große Haupt-Quartier. Hier fanden sich die hohen Verbündeten zusammen, nach so vielen herrlichen Waffenthaten und glänzenden Siegen.

Wie sehr Kaiser Franz den berühmten Staatsmann, den Freiherrn von Albini schätzte — welchem schon Joseph der Zweite, mit dem er in unmittelbarster Geschäfts-Berührung gewesen, sein Vertrauen schenkte — geht daraus hervor, daß mein Gönner den Vorsitz erhielt in dem durch die verbündeten Mächte für Verwaltung des eroberten Großherzogthums Frankfurt angeordneten Ministerialrath. Später trat Albini in Oesterreichische Dienste und wurde zum ersten bevollmächtigten Gesandten am Bundestage ernannt.

Maximilian Joseph in Hanau.

Unmittelber nach Kaiser Franz traf der König von Baiern ein. Er begab sich zu den siegreichen hohen Verbündeten nach Frankfurt, weilte jedoch in unserer Stadt, um Wrede zu sehen. Auch mein Haus beglückte der Monarch mit seiner allerhöchsten Gegenwart. Unvergeßlich bleiben mir die Worte, womit es dem König gefiel, mich zu begrüßen; wenn ich deren hier gedenke, geschieht es nicht aus Eitelkeit, nicht um mich zu rühmen.

„Sie haben mich zu Ihrem Schuldner gemacht, durch die Gastfreundschaft, welche Sie ausgeübt,“ sagte Maximilian Joseph in der huldvollen, liebenswürdigen Weise, mit dem heitern Humor und der geradsinnigen Unbefangenheit, die ihm aller Herzen gewinnen mußte. „Ich bin in Kenntniß gesetzt“, diese Rede war theils an

mich gerichtet, theils an die, den König begleitenden, höheren Militär-Personen, „daß es Ihnen gelungen, schwer verwundete Officiere und Soldaten meiner Armee, die während der Schlacht eine Zufluchtsstätte in Ihrem Hause gesucht und gefunden, verborgen zu halten, so daß sie den Nachforschungen wiederholt eindringender Feinde entgingen und keiner gefangen genommen wurde. In dieser schwierigen Lage haben Sie gezeigt, was der Geist vermag, wenn das Herz ihm beisteht. Sie haben frischen Muth, die größte Unverzagtheit bewiesen, was nicht Jedem gegeben. Sie vergönnten meinen Kriegern großmüthige Hülfe und ächt freundschaftliche Theilnahme.“

„Majestät,“ — erlaubte ich mir zu entgegnen — „ich strebte, meine Pflicht zu erfüllen, und mit meinem Muthe darf ich mich nicht brüsten. Während der letzten Tage drangen die Unfälle so auf mich ein, ich sah den Tod bei so manchen gefahrvollen und furchtbaren Auftritten in der Nähe, daß ich gewissermaßen unempfindlich werden mußte gegen seine Schrecken. — Wir, die Meinen und ich, bedauern nur aufrichtig, daß, was uns so sehr am Herzen lag, die Pflege nicht immer in dem Grade sorgfältig sein konnte, wie wir gewünscht.“

„Keine Worte, ich weiß Alles; Frohberg* hat mir nichts verschwiegen. Wer so viele Gäste hatte, wie Sie, kann nicht jeden Becher bis an den Rand füllen. Mein Neffe ist mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelt worden, die man sich nur wünschen kann. — Wen haben Sie, außer Waldeck, von meinen verwundeten Officieren im Hause?“

„Den Rittmeister von Heiligenstein, zu Euerer Majestät Befehl.“

„Führen Sie mich zuerst zu Heiligenstein, sodann zu Waldeck.“

Eine ernste Strafpredigt, die ich Wort für Wort mit anhören durfte, hielt der König seinem Neffen, dem er besonders wohlwollte. Es war rührend, wie er sich des Wiedersehens freute. Mit absichtlich

* Einer von den königlichen Adjutanten, welcher, unmittelbar nach der Schlacht, mehrere Tage bei mir einquartiert war.

großer Ruhe und Güte, unter huldvoller Hand-Bewegung: „Ruhen 's aus."

„Alles, was an Kaiser Franz erinnert und etwas Charakteristisches aus seinem Leben hervorhebt, ist Eigenthum des deutschen Volkes und darf nicht verloren gehen."

Der Kaiser übernachtete in Hanau und begab sich am nächsten Morgen, ganz in der Stille, prunklos, ohne militärische Escorte, und indem er alle Ehren-Bezeugungen zu entfernen gesucht, nach Frankfurt ins große Haupt-Quartier. Hier fanden sich die hohen Verbündeten zusammen, nach so vielen herrlichen Waffenthaten und glänzenden Siegen.

Wie sehr Kaiser Franz den berühmten Staatsmann, den Freiherrn von Albini schätzte — welchem schon Joseph der Zweite, mit dem er in unmittelbarster Geschäfts-Berührung gewesen, sein Vertrauen schenkte — geht daraus hervor, daß mein Gönner den Vorsitz erhielt in dem durch die verbündeten Mächte für Verwaltung des eroberten Großherzogthums Frankfurt angeordneten Ministerialrath. Später trat Albini in Oesterreichische Dienste und wurde zum ersten bevollmächtigten Gesandten am Bundestage ernannt.

Maximilian Joseph in Hanau.

Unmittelbar nach Kaiser Franz traf der König von Baiern ein. Er begab sich zu den siegreichen hohen Verbündeten nach Frankfurt, weilte jedoch in unserer Stadt, um Wrede zu sehen. Auch mein Haus beglückte der Monarch mit seiner allerhöchsten Gegenwart. Unvergeßlich bleiben mir die Worte, womit es dem König gefiel, mich zu begrüßen; wenn ich deren hier gedenke, geschieht es nicht aus Eitelkeit, nicht um mich zu rühmen.

„Sie haben mich zu Ihrem Schuldner gemacht, durch die Gastfreundschaft, welche Sie ausgeübt," sagte Maximilian Joseph in der huldvollen, liebenswürdigen Weise, mit dem heitern Humor und der geradsinnigen Unbefangenheit, die ihm aller Herzen gewinnen mußte. „Ich bin in Kenntniß gesetzt", diese Rede war theils an

mich gerichtet, theils an die, den König begleitenden, höheren Militär-Personen, „daß es Ihnen gelungen, schwer verwundete Officiere und Soldaten meiner Armee, die während der Schlacht eine Zufluchtsstätte in Ihrem Hause gesucht und gefunden, verborgen zu halten, so daß sie den Nachforschungen wiederholt eindringender Feinde entgingen und keiner gefangen genommen wurde. In dieser schwierigen Lage haben Sie gezeigt, was der Geist vermag, wenn das Herz ihm beisteht. Sie haben frischen Muth, die größte Unverzagtheit bewiesen, was nicht Jedem gegeben. Sie vergönnten meinen Kriegern großmüthige Hülfe und ächt freundschaftliche Theilnahme."

„Majestät," — erlaubte ich mir zu entgegnen — „ich strebte, meine Pflicht zu erfüllen, und mit meinem Muthe darf ich mich nicht brüsten. Während der letzten Tage drangen die Unfälle so auf mich ein, ich sah den Tod bei so manchen gefahrvollen und furchtbaren Auftritten in der Nähe, daß ich gewissermaßen unempfindlich werden mußte gegen seine Schrecken. — Wir, die Meinen und ich, bedauern nur aufrichtig, daß, was uns so sehr am Herzen lag, die Pflege nicht immer in dem Grade sorgfältig sein konnte, wie wir gewünscht."

„Keine Worte, ich weiß Alles; Frohberg* hat mir nichts verschwiegen. Wer so viele Gäste hatte, wie Sie, kann nicht jeden Becher bis an den Rand füllen. Mein Neffe ist mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelt worden, die man sich nur wünschen kann. — Wen haben Sie, außer Waldeck, von meinen verwundeten Officieren im Hause?"

„Den Rittmeister von Heiligenstein, zu Euerer Majestät Befehl."

„Führen Sie mich zuerst zu Heiligenstein, sodann zu Waldeck."

Eine ernste Strafpredigt, die ich Wort für Wort mit anhören durfte, hielt der König seinem Neffen, dem er besonders wohlwollte. Es war rührend, wie er sich des Wiedersehens freute. Mit absichtlich

* Einer von den königlichen Adjutanten, welcher, unmittelbar nach der Schlacht, mehrere Tage bei mir einquartiert war.

Hoffnung gibt. Mit den aufrichtigsten Wünschen und in der sehnlichsten Erwartung

Weimar, den 10. November 1813.

Göthe."

„Indem ich noch zweifle, ob mein Schreiben vom 10. dieses Monats bei Ihnen angelangt, und ob ich bald Nachricht von Ihrem Befinden erhalten werde, so ereignete sich eine sehr glückliche Gelegenheit, Gegenwärtiges an Sie gelangen zu lassen.

Wenn in der jetzigen Zeit eine den allgemeinen Wünschen so sehr gemäße Umwälzung uns bedrängt und theilweise vernichtet, so daß der Verstand sich vergebens anstrengt, um auszusinnen, wie hieraus eine neue Gestaltung der Dinge sich ergeben möchte; so kann nichts tröstender sein, als die Gegenwart solcher Personen, die auf den obersten Stufen des irdischen Daseins, der höchsten Bildung theilhaft geworden, deren Eigenschaften uns die tröstliche Versicherung einflößen, daß Vernunft und Menschlichkeit die Oberhand behalten und ein klarer Sinn das vorübergehende Chaos bald wieder regeln werde.

Der Frau Herzogin von Oldenburg Kaiserliche Hoheit haben, als ich von meinen Verhältnissen in der Main-Gegend sprach, und wegen der Verbundenen in Hanau einige Besorgniß äußerte, gnädigst geruht, dieses Blatt übernehmen zu wollen, um es Ihnen einhändigen zu lassen, und, wenn es die Umstände erlauben, Sie selbst zu sprechen. Da ich in diesem Fall gar wohl von mir auf Sie schließen kann, so wüßte ich nichts zu Ihrer Beruhigung und Aufrichtung in dem gegenwärtigen Augenblicke wirksameres, das Ihnen das Glück zuwenden könnte, als sich persönlich von den Vorzügen einer Dame zu überzeugen, die durch Worte und Beschreibung nicht zu schildern sind; ich erbitte mir dagegen Ihre wohlwollende Theilnahme und Mittheilung.

Unter besten Wünschen

Weimar, den 16. November 1813.

Göthe."

Ein Russischer Feldarzt in der Klemme.

Ein neues Abenteuer und nebenbei ein merkwürdiger Vorfall.

„Mir drohe höchst Unangenehmes", ließ der Oberst der Hanauer Bürgergarde sagen durch einen seiner Adjutanten, „er könne im Augenblicke sein Bureau nicht verlassen, ich möchte deßhalb schleunigst mich bei ihm einfinden; es handle sich um wichtige Dinge".

Ein Russischer Ober-Feldarzt, so erzählte man mir, habe das Militär-Hospital besehen, die Räume zu beschränkt gefunden und erklärt, es müßten sofort vier Nachbarhäuser geleert werden.

Unter den Wohnungen, wovon die Rede, war auch die meinige. Der Oberst machte die dringendsten Vorstellungen, bedeutete dem Feldarzt, er erlaube sich gewaltsame Eingriffe in's Privat-Eigenthum, in meinem Hause namentlich lägen überdieß zwei tödtlich verwundete baierische Officiere.

Darauf der Feldarzt — was fast unglaublich klingt — das kümmere ihn wenig, er würde die Officiere mit dem Besitzer des Hauses hinauswerfen lassen. Im höchsten Grade anmaßend, hochfahrend, wie in bethörter Wuth, drohte der Mann mit diesem und jenem, wenn bis zum nächsten Tage, wo er von Frankfurt wiederkehre, seine Befehle nicht pünctlich vollzogen seien.

„Nichts weiter?" entgegnete ich, mit aller Fassung, dem Obersten und griff nach meinem Hut, „auf die Gefahr hin — je toller, je besser."

„Die Sache beunruhigt Sie gar nicht, mir gilt solche als sehr bedenklich. Ahnen Sie nichts Unheilbringendes? — Kann ich vielleicht . . ."

„Ueberlassen Sie mir Alles," war die Antwort, „schwere Zeiten habe ich erlebt, Ungeheueres, und werde mir auch jetzt helfen, so gut ich kann. Das Schicksal, hoffe ich, wird abermals zu meinen Gunsten entscheiden, mich und meine Gäste keinem — Zufall preisgeben."

Mit meinem Plan war ich bereits im Reinen.

Ich eilte nach Haus, erzählte dem Prinzen von Waldeck was ich gehört und bat um einige Zeilen an seinen Oheim, den König von Baiern. Ich selbst schrieb ausführlich an den Grafen Frohberg,

Hoffnung gibt. Mit den aufrichtigsten Wünschen und in der sehnlichsten Erwartung

Weimar, den 10. November 1813.

Göthe.“

„Indem ich noch zweifle, ob mein Schreiben vom 10. dieses Monats bei Ihnen angelangt, und ob ich bald Nachricht von Ihrem Befinden erhalten werde, so ereignete sich eine sehr glückliche Gelegenheit, Gegenwärtiges an Sie gelangen zu lassen.

Wenn in der jetzigen Zeit eine den allgemeinen Wünschen so sehr gemäße Umwälzung uns bedrängt und theilweise vernichtet, so daß der Verstand sich vergebens anstrengt, um auszusinnen, wie hieraus eine neue Gestaltung der Dinge sich ergeben möchte; so kann nichts tröstender sein, als die Gegenwart solcher Personen, die auf den obersten Stufen des irdischen Daseins, der höchsten Bildung theilhaft geworden, deren Eigenschaften uns die tröstliche Versicherung einflößen, daß Vernunft und Menschlichkeit die Oberhand behalten und ein klarer Sinn das vorübergehende Chaos bald wieder regeln werde.

Der Frau Herzogin von Oldenburg Kaiserliche Hoheit haben, als ich von meinen Verhältnissen in der Main-Gegend sprach, und wegen der Verbundenen in Hanau einige Besorgniß äußerte, gnädigst geruht, dieses Blatt übernehmen zu wollen, um es Ihnen einhändigen zu lassen, und, wenn es die Umstände erlauben, Sie selbst zu sprechen. Da ich in diesem Fall gar wohl von mir auf Sie schließen kann, so wüßte ich nichts zu Ihrer Beruhigung und Aufrichtung in dem gegenwärtigen Augenblicke wirksameres, das Ihnen das Glück zuwenden könnte, als sich persönlich von den Vorzügen einer Dame zu überzeugen, die durch Worte und Beschreibung nicht zu schildern sind; ich erbitte mir dagegen Ihre wohlwollende Theilnahme und Mittheilung.

Unter besten Wünschen

Weimar, den 16. November 1813.

Göthe.“

Ein Russischer Feldarzt in der Klemme.

Ein neues Abenteuer und nebenbei ein merkwürdiger Vorfall.

„Mir drohe höchst Unangenehmes“, ließ der Oberst der Hanauer Bürgergarde sagen durch einen seiner Adjutanten, „er könne im Augenblicke sein Bureau nicht verlassen, ich möchte deßhalb schleunigst mich bei ihm einfinden; es handle sich um wichtige Dinge“.

Ein Russischer Ober-Feldarzt, so erzählte man mir, habe das Militär-Hospital besehen, die Räume zu beschränkt gefunden und erklärt, es müßten sofort vier Nachbarhäuser geleert werden.

Unter den Wohnungen, wovon die Rede, war auch die meinige. Der Oberst machte die dringendsten Vorstellungen, bedeutete dem Feldarzt, er erlaube sich gewaltsame Eingriffe in's Privat-Eigenthum, in meinem Hause namentlich lägen überdieß zwei tödtlich verwundete baierische Officiere.

Darauf der Feldarzt — was fast unglaublich klingt — das kümmere ihn wenig, er würde die Officiere mit dem Besitzer des Hauses hinauswerfen lassen. Im höchsten Grade anmaßend, hochfahrend, wie in bethörter Wuth, drohte der Mann mit diesem und jenem, wenn bis zum nächsten Tage, wo er von Frankfurt wiederkehre, seine Befehle nicht pünctlich vollzogen seien.

„Nichts weiter?“ entgegnete ich, mit aller Fassung, dem Obersten und griff nach meinem Hut, „auf die Gefahr hin — je toller, je besser.“

„Die Sache beunruhigt Sie gar nicht, mir gilt solche als sehr bedenklich. Ahnen Sie nichts Unheilbringendes? — Kann ich vielleicht . . .“

„Ueberlassen Sie mir Alles,“ war die Antwort, „schwere Zeiten habe ich erlebt, Ungeheueres, und werde mir auch jetzt helfen, so gut ich kann. Das Schicksal, hoffe ich, wird abermals zu meinen Gunsten entscheiden, mich und meine Gäste keinem — Zufall preisgeben.“

Mit meinem Plan war ich bereits im Reinen.

Ich eilte nach Haus, erzählte dem Prinzen von Waldeck was ich gehört und bat um einige Zeilen an seinen Oheim, den König von Baiern. Ich selbst schrieb ausführlich an den Grafen Frohberg,

das Glück zu Theil, der hohen Frau meine Ehrfurcht bezeigen zu können. Dagegen durfte ich den Minister von Albini zum Kaiser begleiten. Der körperlich schöne, stattliche, kräftig gebaute Monarch zeigte, im natürlichen Ausdrucke seines ganzen einnehmenden Wesens, die Menschenfreundlichkeit, die anmuthvolle Offenheit, welche Alle gepriesen, denen es vergönnt gewesen, ihm zu nahen. Ich sah ihn — in dem seltene Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes sich vereinigten — in der ganzen Würde eines Herrschers; sein Betragen war edel, seine Rede zweckmäßig. Wie viele Züge aus des Monarchen Leben tauchten in meiner Erinnerung auf, als ich jetzt ihm gegenüber stand.

Es gab eine Zeit, wo die Bewunderung von Napoleon's glänzenden Eigenschaften den Czaar auf dessen Seite gelenkt. So wird man sich erinnern, daß beim Congresse zu Erfurt, als Talma, im Trauerspiel „*La mort de César*“, die Worte sagte:

„*L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux!*“

Alexander sich, mit der ihm eigenthümlichen Anmuth, zu Napoleon wendete, dessen Hand ergriff, drückte und sprach: „Das ist ein Vers, der sich auf mich bezieht.“

Bei jeder Gelegenheit zeigte Rußlands Kaiser das vortrefflichste Herz; nur mit Wehmuth wurden eigene Gefühle den Geboten von Staats- und Welt-Klugheit zum Opfer gebracht. Nie erwies er sich unsicher und schwankend, nie unterlag er jener Schwäche, die nachgibt und nichts zu wagen versteht, und von persönlichem Muth kennt man nicht wenige Beweise; so begab er sich, in der Schlacht bei Groß-Görschen, ohne alle Noth plötzlich in's heftigste Feuer; Graf Wittgenstein, welcher das Ober-Commando führte, war immer nur damit beschäftigt, ihn wieder glücklich aus der Gefahr zu bringen.

Es galt ihm ernstlich, den wilden Sturm zu bändigen, welcher Europa zu verwüsten drohte, als Napoleon, 1812, gen Norden zog. Alexander berief den Minister von Stein; durch seinen Rath wollte er sich unterstützt sehen. Eine bessere Wahl konnte nicht leicht getroffen werden. Stein, Alles lebhaft und rasch, aber mit verständigster Einsicht erfassend, schnell im Entschluß, war der Mann der That, Wirken seines Feuergeistes Lust; er wußte auszuführen, Hemm-

„Um so mehr bin ich überrascht — wenn der Feldarzt —“

„Dieß ist der Mensch,“ sagte der Officier mit einem Blick der Verachtung auf seinen Begleiter, den ich nie vergessen werde, und indem er den Kopf seitwärts wendete, „von Ihrem Ausspruch hängt sein Schicksal ab. Beharren Sie auf Ihrer Klage, so wird er seiner verdienten Strafe nicht entgehen. Allerdings seine Schuld. Es dürfte ihm ein hartes Loos beschieden sein. Des Kaisers Majestät sind höchst erzürnt —“

„Ich erlaubte mir nur die Bitte um Schutz für mein Eigenthum, die schwer verwundeten Baierischen Officiere, welche ich aufgenommen —“

„Das sonst so milde Wesen des Monarchen,“ fuhr der Adjutant in kältester Gelassenheit fort, „kennt in Fällen, wie dieser, unbeugsame Strenge.“

„Weit entfernt, mich rächen zu wollen, bedauere ich — — aber Vorwürfe verdiene ich keine, ich trage nicht die Schuld, und wenn Sie sonst keinen Rath wissen —“

„Wir wollen nicht länger lästig sein.“

Mit diesen Worten verließ mich der Officier, der Feldarzt folgte. Schweigend und regungslos hatte sich der „Mann des Jammers“ verhalten, nicht den Muth gehabt, auch nur eine Sylbe zu reden, nur einen Laut vorzubringen; bald war er roth geworden, bald blaß wie eine Leiche, wohl mehr aus Verdruß und Furcht, als aus Schaam.

Gerne hätte ich, dem Taugenichts die Strafe zu ersparen, weiter mit dem Adjutanten verkehrt, um vielleicht irgend ein Mittel zu ersinnen — aber ich ward abgerufen, um mit meinem Vorgesetzten zum Russischen Kaiser, der so eben eingetroffen, mich zu begeben.

Rußlands Kaiser in Hanau.

Alexander, der Hochgewaltige, dem Helden einer alten Sage aus alter Zeit vergleichbar, hatte am 5. November seinen Triumph-Einzug in Frankfurt gehalten. Es fügte sich, daß der Monarch gleichzeitig mit der Frau Herzogin von Oldenburg im Schlosse zu Hanau nebst einem glänzenden Gefolge eintraf. So wurde mir leider! nicht

das Glück zu Theil, der hohen Frau meine Ehrfurcht bezeigen zu können. Dagegen durfte ich den Minister von Albini zum Kaiser begleiten. Der körperlich schöne, stattliche, kräftig gebaute Monarch zeigte, im natürlichen Ausdrucke seines ganzen einnehmenden Wesens, die Menschenfreundlichkeit, die anmuthvolle Offenheit, welche Alle gepriesen, denen es vergönnt gewesen, ihm zu nahen. Ich sah ihn — in dem seltene Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes sich vereinigten — in der ganzen Würde eines Herrschers; sein Betragen war edel, seine Rede zweckmäßig. Wie viele Züge aus des Monarchen Leben tauchten in meiner Erinnerung auf, als ich jetzt ihm gegenüber stand.

Es gab eine Zeit, wo die Bewunderung von Napoleon's glänzenden Eigenschaften den Czaar auf dessen Seite gelenkt. So wird man sich erinnern, daß beim Congresse zu Erfurt, als Talma, im Trauerspiel „*La mort de César*", die Worte sagte:

„*L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux!*"

Alexander sich, mit der ihm eigenthümlichen Anmuth, zu Napoleon wendete, dessen Hand ergriff, drückte und sprach: „Das ist ein Vers, der sich auf mich bezieht."

Bei jeder Gelegenheit zeigte Rußlands Kaiser das vortrefflichste Herz; nur mit Wehmuth wurden eigene Gefühle den Geboten von Staats- und Welt-Klugheit zum Opfer gebracht. Nie erwies er sich unsicher und schwankend, nie unterlag er jener Schwäche, die nachgibt und nichts zu wagen versteht, und von persönlichem Muth kennt man nicht wenige Beweise; so begab er sich, in der Schlacht bei Groß-Görschen, ohne alle Noth plötzlich in's heftigste Feuer; Graf Wittgenstein, welcher das Ober-Commando führte, war immer nur damit beschäftigt, ihn wieder glücklich aus der Gefahr zu bringen.

Es galt ihm ernstlich, den wilden Sturm zu bändigen, welcher Europa zu verwüsten drohte, als Napoleon, 1812, gen Norden zog. Alexander berief den Minister von Stein; durch seinen Rath wollte er sich unterstützt sehen. Eine bessere Wahl konnte nicht leicht getroffen werden. Stein, Alles lebhaft und rasch, aber mit verständigster Einsicht erfassend, schnell im Entschluß, war der Mann der That, Wirken seines Feuergeistes Lust; er wußte auszuführen, Hemm-

nisse stürmisch umzustürzen in mittelalterlichem Rittersinn. Möglich, daß der Monarch gewisse Vorhersagungen nicht aus dem Gedächtnisse verlor, die, ehe der Tilsiter Friede abgeschlossen wurde, der bieder freimüthige Stein sich gestattet haben soll. Redlich, mit kluger Festigkeit, half er jetzt alle Berechnungen des Kaisers der Franzosen vereiteln.

Als der ängstlich erwartete Adjutant den Bericht aus Kutusow's Hauptquartier brachte, fragte Alexander hastig: ob es wahr, daß die alte Hauptstadt in Feindes-Händen sei? und wie er hörte: Moskau läge in Schutt, da wurde er tief betrübt, Thränen entquollen seinen Augen.

Eine verwegene Riesenthat, wie die Welt-Geschichte keine andere kennt; aber das wahre Kraftmittel in entsetzlichster Krise: Am 14. September zog Napoleon ein in Moskau. Nacht war's geworden, da brach Feuer aus und griff schnell mehr und mehr um sich. Beobachtend stand der Kaiser den 16. Morgens auf einer Terrasse, plötzlich drängten und wälzten sich, lodernd und zischend, Flammen-Wirbel gegen ihn. Nachdem Mortier Befehl erhalten, die alte Czaaren-Burg in die Luft zu sprengen, schwang sich sein Gebieter auf's Pferd und entwich der wilden, grauenvollen Erscheinung.

Wer Urheber des Brandes gewesen, welcher, einer neuen Morgenröthe gleich, über Deutschland geleuchtet? diese Frage gehört einigermaßen unter die geschichtlichen Räthsel; wir stellen uns die Lösung nicht zur Aufgabe, selbst wenn hier der Ort dafür wäre. Daß der Brand den Franzosen zuzuschreiben, ist sicher unbegründet; Niemand schenkte dem damals verbreiteten Gerücht Glauben. Als man, höchst überflüssiger Weise, in Berlin den vormaligen Gouverneur der alten Hauptstadt des russischen Reiches ausforschen wollte: wer die Katastrophe veranlaßt? da war des Geistes-starken und höchst gewandten Grafen Rostopschin Antwort: auf Treue und Glauben vermöge er zu versichern, selbst sein Kaiser habe ihn nicht darnach gefragt, um so weniger sei er irgend Jemand eine Antwort schuldig. Dagegen erzählte man sich, in gewissen Privat-Kreisen habe er dennoch das Geheimniß offenbart und unverhohlen der That sich gerühmt. Andere beschuldigen Rostopschin, er habe jeden Falles dem

Zerstörungs-Werke die Hand geliehen, den Brand herbeigeführt, durch Verkündigungen abgefaßt im Volksgeiste; denn wohl lag in der Russen Gesinnung der Gedanke, Moskau eher in Flammen aufgehen, als, zur Schmach des Vaterlandes, die Stadt in Feindes Händen zu sehen. Dazu kommt das Oeffnen der Gefängnisse und der Umstand, daß der Graf sein, außerhalb den Mauern gelegenes, Landhaus anzünden ließ. In der Schrift: „*Vérité sur l'incendie de Moscou**" stellt Rostopschin unbedingt jede Mitwirkung in Abrede.

Sei dem wie ihm wolle, mag der Monarch absichtlich Näheres nicht haben wissen wollen, um des Strafens überhoben zu sein, so viel steht fest, daß er großen Schmerz empfand bei der Kunde. Stellte auch Alexander, vom Beginn des Krieges an, die Möglichkeit einer Preisgabe beider Hauptstädte keineswegs in Abrede, so konnte dennoch deren Zerstörung nicht damit gemeint sein.

Ein Adjutant wagte, bei der Gelegenheit, in feueriger Rede die Bemerkung: man kenne beim Heere, das nicht einen Augenblick im Muth und in der Ausdauer nachgelassen, nur eine Furcht, der Monarch möchte Frieden schließen in seiner Milde und Herzensgüte. Huldreich und vertraulich, erwiederte der Kaiser: solche Sorge sei unnöthig, er wäre entschieden für die Fortsetzung des Krieges und nichts werde ihn davon abbringen. Jetzt fielen die stark betonten Worte: „Napoleon oder ich, ich oder Napoleon! Für uns Beide ist nicht Raum." — Ein innerer Groll, der später zu unversöhnlichem Haß sich steigerte. Alexander's Beharrlichkeit im entscheidenden Augenblicke, hat man die Wendung des Geschickes von Europa zuzuschreiben. Den Minister von Stein sah man nie kühner und muthiger sein Haupt erheben, als nach der Katastrophe von Moskau, und nachdem die Schlacht von Borodino geschlagen war. In Petersburg wurden die gewichtigsten Stimmen für Frieden lauter und lauter; die Züge des kräftigen Staatsmannes aber verriethen nur Heiterkeit, vor Eifer und Eile glänzten, funkelten, blitzten seine Augen.

---

* *Paris*, 1824.

In Hanau äußerte Kaiser Alexander gegen den Minister von Albini seine große Zufriedenheit über die wesentlichen Dienste, welche Wrede neuerlich der gemeinsamen Sache gebracht, und erkundigte sich theilnehmend nach dem Befinden des Generals, der die neue Allianz durch sein Blut besiegelte. Er setze, fügte er hinzu, alles Vertrauen auf die Operationen des Feldherrn und auf dessen Gesinnungen, und hoffe, es werde derselbe bald zu weiteren glücklichen Fortschritten der verbündeten Heere wieder kräftig mitwirken können.

Zwölf Jahre später hatte die Welt einen großen Todesfall zu beweinen. Beziehungen außerordentlicher Art, den gewöhnlichen Umständen beim Scheiden eines Monarchen sich zugesellend, traten ein, als Alexander starb; sie ergaben sich aus Verknüpfungen wichtigster Welt-Ereignisse mit der edelsten Persönlichkeit.

Audienz beim Minister von Stein.

Ich wage nichts, wo Pflicht und Recht mich schützen.
Wieland.

Meine Stellung als General-Domaine-Inspector veranlaßte den Statthalter des noch nicht aufgelösten Großherzogthums Frankfurt — wie bekannt begleitete Albini diesen Posten — mich zum Freiherrn von Stein zu senden, um dessen Befehle zu vernehmen.

Als die Schlacht bei Leipzig geschlagen war und die drei Großmächte sich anschickten, zu kräftiger Fortsetzung des Freiheits-Kampfes, mit ihrem vereinigten Heere einzudringen in Frankreich, da handelte sich's um Geldmittel. Hülfsquellen sollten die eroberten Länder werden. Man bestellte für diese eine „Central-Verwaltung", Stein kam an deren Spitze. Die gemeinschaftliche Kriegskasse befand sich in Frankfurt.

Alle Rheinbund-Staaten, welche erst nach der Leipziger Schlacht zur Coalition getreten, waren jener Behörde untergeordnet. Kaum bedarf's der Bemerkung, daß dieser Gedanke von Stein ausging. Er fühlte sich davon auf's lebhafteste durchdrungen; aber bei ihm lag die Absicht im Hintergrunde: „der gesammten deutschen Klein-

Staaterei ein Ende zu machen," von der er zu sagen pflegte, „sie wäre durch Spinnen-Gewebe verbunden." Ihre Zeit schien ihm vorüber, und innerer und äußerer Sicherheit Deutschlands willen andere Anordnungen und Einrichtungen unbedingt nothwendig. Abgesehen von der Menge kostspieliger Regierungen, vermißte Stein — gewiß Viele mit ihm — bei Kleinstaaten jede innere Kraft; stets blieben sie angewiesen auf Hülfe mächtiger Nachbarn, manche konnten nicht dazu gelangen, die verschiedenartigen Theile, aus denen sie bestanden, zu einem einhelligen Ganzen zu verschmelzen u. s. w. Alles wahr, aber Bedenkliches und Mißliches hatte der Plan, nicht ohne gewichtige Einreden war derselbe auszuführen, gegen ihn lehnte sich das Interesse Vieler auf; er scheiterte am Widerwillen kleiner Fürsten, sich von der Ober-Herrschaft loszusagen; in ihrer Sinnesweise konnten und wollten sie sich nicht der Central-Verwaltung unterordnen, nicht von dieser abhängig sein. Mehrere hatten, in Folge bestehender Verwandtschafts-Bande, von einer oder der andern Großmacht bereits verheißende Zusagen erhalten. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß Stein Verdruß hatte. Er stieß auf Hindernisse, die allerdings zu erwarten gewesen. Lebhafter Aerger ward ihm beschieden, der, nach seiner Ueberzeugung, in Kleinstaaten neue Keime zur Zwietracht und Schwäche des Vaterlandes sah. Bei einer Berathung, der Angelegenheit wegen gepflogen, wo viel hin und her gestritten wurde, machte Kaiser Alexander, vielleicht nur um etwas zu sagen, huldreich, heiter, vertraulich scherzend, den Minister aufmerksam, daß er das Fortbestehen kleiner Staaten schon aus dem Grunde wünsche, um für seine Großfürstinnen passende Verbindungen zu finden, um sie angemessen versorgen zu können. — Gegen solchen Grund ließ sich eigentlich nichts einwenden. Stein blickte den Monarchen erstaunt an und, wie's Gewohnheit bei ihm war, erwiederte er, ohne zu zögern, kalt und kurz angebunden, offen und ehrlich, aber frei: halten zu Gnaden, Majestät, dieß Geheimniß kannte ich freilich nicht, wußte nicht, daß Sie beabsichtigen, aus Deutschland eine russische Stuterei zu machen. — Indessen — wie Sie befehlen. — — — Was der edle Geist im Zorn geredet, in Natur-Abneigung und Widerwillen — Eigenheiten aller Feuerköpfe — wird ihm nichts

rauben von der Achtung des Jahrhunderts. Stein, mit seinen sanguinischen Hoffnungen, war eine zermalmende Kraft — — mitunter gelingt es nur gewandten politischen Taschenspielern, Wahrheiten Geltung zu verschaffen.

So standen die Sachen und meine Leser wissen nun, wie ich zur Ehre der Bekanntschaft eines der ausgezeichnetsten Zeitgenossen gelangte, des „strengen, ernsten Mannes," welcher so mächtigen und heilbringenden Einfluß auf Deutschland ausgeübt.

Der Zufall wollte, daß ich in Frankfurt, wo der Minister weilte, mit dem Obersten von H..... zusammentraf, den gleiche Absichten dahin geführt. Er bat mich, als wir mit einander dem Hotel zuschritten, das Stein bewohnte, ihm den Vortritt zu lassen; ich hielt mir dagegen aus, durch ihn gemeldet zu werden. Der Diener schien sehr geneigt, meinen Freund abweisend zu bescheiden. Ziemlich trocken erklärte er: es dürfe Niemand vorgelassen werden, Excellenz wollten allein sein, wären mit Geschäften überladen, könnten nicht empfangen u. s. w. Indessen gelangte der Oberst dennoch zum Ziel. Die Audienz dauerte wenige Minuten, und deutlich hörte ich — ohne zu lauschen, denn die Thüre des Vorzimmers war nur angelehnt — als meiner gedacht wurde, die Worte:

„General-Domaine-Inspector? — Was will er?" — Stein schien in mißlaunischer Stimmung, denn er sprach in hartem Tone, mit vornehmer Kälte. „Ich bin sehr beschäftigt. — Nun lassen Sie ihn immerhin kommen, aber sagen Sie Ihrem Freunde, er — störe mich, er habe kurz zu sein."

Die Rede brachte mich keineswegs aus der Fassung, aber sie blieb mir in treuem Gedächtniß.

Ich sagte dem Mann des Fessel-losen, eisernen Willens, mit dem für's Wohl der Menschheit glühenden Herzen: es sei einer der schönsten Augenblicke meines Lebens, wo ich, auf befreitem deutschem Boden, dem edelsten Deutschen, dem muthigen Vorkämpfer für Freiheit und Recht, meine treueste Verehrung darbringen dürfe.

Es war dieß keineswegs eine eingelernte, herkömmliche Redensart, sondern der herzlichste Erguß meiner Gefühle, der Ausdruck innigster Ueberzeugung. Das entging auch Stein nicht; die Be-

geisterung, womit ich sprach, war keine gemachte, und so mußten meine Worte desto reiner anklingen. Er, der anfangs gleichgültig nach mir hingesehen, mir mit unruhiger, ungeduldiger Aufmerksamkeit zugehört, ließ seinen durchdringenden Blick, aus dem kühne Herrscher-Gewalt leuchtete, aufmerksam prüfend an mir herabgleiten, die in düstre Falten gezogene Stirne entwölkte sich allmählig. Nach augenblicklicher Pause folgte die Frage:

„Sind Sie General-Domaine-Inspector?“

„Zu Euerer Excellenz Befehl.“

„Derselbe Leonhard, von dem wir mehrere, in's Gebiet der Mineralogie einschlagende Werke besitzen, die mir keineswegs fremd geblieben?“

Bejahende Verbeugung.

„Wollen Sie nicht einen Stuhl nehmen. Wir werden Einiges zu bereden haben,“ sagte der Minister, der bis jetzt, mit der Linken an dem Sopha angelehnt, gestanden.

Nach und nach wurde seine Miene milder; die großen Augen, in denen Feuer, Ausdruck, Willensstärke lebten, zeigten sich weniger herrisch.

Stein verlangte eine gedrängte Uebersicht der Domainen des Großherzogthums, ihrer Erträge und der darauf haftenden Lasten.

Ferner wurde ich beauftragt, den Versuch zu machen, einige Anstände auszugleichen, die, wegen der Nauheimer Salz-Vorräthe, zwischen den verbündeten Mächten und dem Kurfürsten von Hessen sich erhoben hatten.

Stein's Fragen waren, offen gesagt, mitunter verfänglich; besonnen und klar mußte man sein, wenn man vor ihm stand.

In Frankfurt, wo der Krieg so vieles hingeführt, war ein unerhörter Menschen-Zusammenfluß. In Straßen, zumal auf der Zeil und auf dem Roßmarkt, Bewegung, Leben, ein angenehmes Gewühl; froh wogte das Volk auf und nieder, Glück strahlte auf allen Gesichtern. Niedere und Hohe, Minister und Fürsten sahen in die Morgenröthe einer neuen Zeit. Inmitten des kriegerischen Treibens eine

Menge glänzender Uniformen aller Art, Kaiser und Könige, Prinzen und ruhmreiche Generale, Männer und Kämpfer, die Thaten ausgeübt; am merkwürdigsten und auffallendsten Oesterreicher mit den hechtblauen Röcken und den rothen Beinkleidern. — Ein ergreifendes, überwältigendes Schauspiel reihte sich an das andere. Bunter belebt war die „alte Reichsstadt“ wohl nie gewesen.

Der Kurfürst von Hessen kehrt zurück in seine Staaten.

Aus Prag, wo er als Vertriebener gelebt, traf der Kurfürst von Hessen ein. Zur ehrerbietigen Begrüßung sendete Albini den Staatsrath Borries, den Präfecten von Auer und mich ab. Aus eigener Macht und Vollkommenheit, um dem, von ihnen fast vergötterten „Herrn“ ihre devotesten Gesinnungen an den Tag zu legen, fand sich eine Schaar alter Hanauer Beamten ein, namentlich solche, die „vernachlässigt“ zu sein wähnten; man pflegte sie, aus Gründen, welche im nächsten Verfolg zur Sprache kommen, als „Siebenschläfer“ zu bezeichnen. Voll von Schwächen, Irrthümern und Anmaßungen, galt ihnen Heilighaltung gewohnter Förmlichkeiten als Höchstes. Den gewaltigen Umschwung der Begebenheiten vergessend, blickten sie nur auf Vergangenes zurück, auf alten Ruhm, auf verblichene Größe und beteten deren Glanz an.

Die Audienz war kurz. Der greise Fürst sprach sich mild, treuherzig, huldvoll aus, nichts weniger als stolz oder zurückstoßend. Er hatte beinahe für jeden Einzelnen, der von früher her Bekannten, in alt gewohnter submissester Stellung ihn Umgebenden, ein freundliches Wort.

Ehe der Kurfürst uns beurlaubte, übersah er noch einmal den Kreis und sagte sodann:

„Welcher von Ihnen ist Herr Leonhard?“

Unerschrocken, mit geradem Blick und freier Stirn, trat ich vor, der ich, voll zögernden Mißtrauens, mich im Hintergrunde verhalten.

Einen vielsagenden Blick warf der „Herr“ auf mich.

„Bleiben Sie, ich habe mit Ihnen zu reden.“

Als wir allein waren, wendete er sich, verbindlich lächelnd, mit den Worten mir zu:

„Mein Bruder, der Landgraf Friedrich, der, wie ich weiß, oft molestirt worden, ist sehr für Sie portirt, ganz charmirt, ganz enchantirt von Ihnen. Er hat mir wiederholt Ihre Honneteté gerühmt, wie Sie sich seiner Apanage auf's Beste angenommen. Es war mir angenehm, das zu hören, und ich danke für diese Attention. Was mich besonders touchirte, das war, daß mir der Landgraf sagte, Sie hätten nicht wenige Obstacles zu bekämpfen gehabt und sich mitunter selbst exponirt. Nun, Sie sollen das nicht regrettiren. Sie hatten die beste Intention. Freilich reussirte die Sache nicht."

Es war das erste Mal, daß ich meinen ehemaligen Landesherrn, der es nun wieder geworden — reden hörte; früher wurde es mir nie vergönnt, ihm zu nahen. Ich kann nicht läugnen, etwas Zutrauenvolles lag in seinem Wesen, das mich anzog. — — In dem Augenblicke tauchten, seltsam genug, Erinnerungen ganz eigener Art in mir auf. Unwillkürlich mußte ich daran denken, wie, vor vielen Jahren, ich den gnädigsten Herrn Tag für Tag zu sehen Gelegenheit gehabt. Es fiel in die Zeit, da er noch als Erbprinz in Hanau weilte. Eine große Wassernoth kam über die Stadt. Von Main und Kinzig wurde, mit wenigen Ausnahmen, Alles überschwemmt. Zimmerleute bauten eine Holzbrücke vom Schlosse bis zur „weißen Schlange", der Wohnung einer gewissen Dame. Die Brücke berührte mein elterliches Haus, und regelmäßig überschritt solche der Erbprinz in gesetzten Stunden, um seiner Freundin, der Frau von L . . . . l, Besuche abzustatten.

Ehe ich fortfahre, über dieses, mir in jeder Beziehung merkwürdigen Zusammensein zu berichten, erachte ich es für angemessen, Einiges einzuschalten.

Der Kurfürst galt, und mit Grund, in mehr als einer Hinsicht für einen Herrn von vortrefflichen Eigenschaften. Man kannte ihn als Ordnungs-liebend, thätig, gerecht, zwar voll Gefühl für seine Würde, für Anciennität und Standes-Ordnung, für Abgeregeltes

und Gravitätisches, aber frei von Ausbrüchen der Laune und der Willkür. Großartigen Geschmack in der Architektonik besaß dieser Fürst; unter mehreren ihm vorgelegten Entwürfen wählte er immer, sicher und schnell, den im reinsten, edelsten Styl ausgearbeiteten. Ebenso war er besonders glücklich in Garten-Anlagen.

Das Nachtheiligste blieb, daß der Kurfürst — was allerdings nun, bei einem hochbejahrten Greise, weniger auffallend — mit dem Zeitgeiste nicht fortgegangen, daß er, einem früheren Jahrhundert angehörend, außer der Zeit stand. So erklärte es sich, daß ihm jetzt, wo er nach Vertreibung des Feindes zurückgekehrt in seine Staaten, befangen in altherkömmlichen, verrosteten Regeln, hergebrachten Gewohnheiten und absolutistischen Gedanken zu sehr ergeben, Herstellung des Alten als unerläßlich, als Höchstes, Wichtigstes galt. Gleich einem in Starrsucht Verfallenen, der beim Erwachen mit dem nämlichen Worte fortzufahren pflegt, das ihm zuletzt im Munde erstarb, wähnte man die, unter französischer Ober-Herrschaft verbrachten sieben Jahre als Schlaf ansehen, den Faden da wieder anknüpfen zu können, wo derselbe abgerissen wurde. So Manches, was die „gute alte Zeit", bereits vor der „Normal-Epoche von 1806", als verknöchert und unpassend, als drückend erkannt, sollte, nach landesüblichem Gebrauch, rücksichtslos wieder eingeführt, ja was seit zwanzig und seit hundert Jahren bestanden, sollte festgehalten, selbst wieder zurückgerufen werden.

Ein solches Beginnen wollte sich nicht recht schicken. Im gelindesten Falle mußten Mißverständnisse, Gefühle des Unbehagens eintreten: Zeiten, Verhältnisse, Menschen hatten sich mächtig verändert. An Blößen, die man sich gab, an Ungereimtheiten und lächerlichen Auftritten konnte es nicht fehlen und fehlte es nicht. Nur einer Thatsache zu gedenken. Hanau war eine Festung, wenigstens eine „Art Festung" gewesen, bis zum Jahre 1806, wo Napoleon verfügte: „*la place sera rasée comme ma main.*" Die Wälle wurden niedergerissen, geschleift. Jedes Kind in Hanau wußte, daß über tausend Landleute mit dieser Arbeit Monate lang beschäftigt gewesen. Das Zeughaus leerte man gründlichst, führte alle Kanonen, bis auf die letzte, nach Mainz. Demungeachtet ertheilte das Kriegs-Mini-

gleichsam sich schiebend, einen „Queergang". Der Spiegel verrieth den Grund der Entrüstung: sein Haarzopf fehlte noch! Dieser Mangel, dieser Unterlassungs-Fehler sollte verborgen werden. — Der Kurfürst, welcher, was zu seinen Schwächen und Seltsamkeiten gehörte, ein bis zur Leidenschaft gesteigertes Wohlgefallen für Haupt-Zierden, wie die besagte, hegte, mußte, aus guten Gründen, selbst einen falschen Zopf führen.

Man denke sich meine Bestürzung! Wie mir zu Muthe gewesen! Ich gestehe, dieser, mir bisher fremd gebliebene, gewiß nur Wenigen bekannte, Umstand setzte mich in nicht geringe Verwunderung. Mir fiel ein, was Molière den Harpagon sagen läßt:

Rangez cela adroitement du côté de la muraille, et présentez toujours le devant au monde.

Man halte eine Einschaltung zu gut, die den Zöpfen gilt. Wie unendlich viel gaben diese „Reglementsmäßigen" von neuem zu reden, in der Zeit, welche uns beschäftigt. Anekdoten ohne Zahl machten die Runde; einige wenige glaube ich den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen und schmeichle mir, auch meine Leserinnen werden das Mitzutheilende nicht ungünstig entgegennehmen.

Der Herzog von ***, berühmt um der oft beißenden Scherzworte willen, die ihm stets zu Gebot standen, rief seiner, bereits im Reisewagen befindlichen Gemahlin — sie begab sich nach Kassel, um ihren zurückgekehrten Vater zu begrüßen und zu beglückwünschen — die Worte zu: „lege mich dem erlauchten Herrn zu Füßen, aber, ich muß dringend bitten, lege mich auf den Rücken, damit der Gnädigste nicht sieht, daß der Zopf mir fehlt."

Das Garde-Regiment der Residenz war wieder zur Einzwängung des Hauptheeres gebracht worden; forthin, wandellos schien man der Ueberzeugung zu leben: die lästigen Beschwerden machten es allein aus. Nun hatten Einige so krause, übermüthige, eigensinnige Wolle unter dem Nacken, daß kein stark zu bewickelnder Zopf daraus hervorwachsen konnte, ja sie gestattete nicht einmal Anlage eines falschen; Andere besaßen so gut wie gar keine Haare, hier war das Zierrath nur auf noch schwierigere Weise anzubringen. So kam

es, daß Officiere zumal sich dadurch aus der Noth halfen, daß künstliche „Haarstränge“ theils am Czako befestigt wurden, theils am Rockkragen.

„Heraus!“ rief die Wache am Wilhelmshöher Thor, denn ein hoher Russischer General ritt vorüber. Hauptmann und Lieutenant traten mit ihrer Mannschaft in's Gewehr. Der Russe hielt sein Pferd an und lachte unaufhaltsam. Einmal um das andere schlug er die Hände vor der Brust zusammen indem er rief: „Ich kann nicht mehr, es sticht mir 's Herz ab!“

Der Hesse — Hauptmann M.......d, einer meiner Bekannten, aus dessen Munde ich die Sache habe — fühlte sich, wie leicht zu denken, gekränkt, verletzt, empört. Erklärung verlangend, was er verschuldet, weshalb er solchen Hohn verdient, trat er zum General.

Auf's freundlichste reichte dieser ihm die Hand.

„Verzeihen Sie, lieber Camerad, es war mir nicht möglich — Sie — Sie haben ja gar zwei Zöpfe — entledigen Sie sich doch wenigstens der einen Fessel!“

Und lachend ritt er weiter.

Hauptmann und Lieutenant trugen nämlich „Falsche“, der Eine am Rockkragen, der Andere am Czako; in der Eile fand ein Mißgriff statt.

Unwillkürlich muß ich, indem ich dieses niederschreibe, an jenen Irländer denken, von dessen entschiedenster Abneigung, von dessen wahrem Widerwillen vor Zöpfen man sich so viel erzählt.

Campbell — so hieß der unbescholtene Sonderling, seines Zeichens ein Gerber — hatte, in englischem Dienst, den Feldzug am Silberstrome mitgemacht und blieb hier zurück, siedelte sich an, um, einförmig und friedlich, seinem Gewerbe zu leben.

Als der Unabhängigkeits-Krieg ausbrach, erlangte unser Mann eine Wichtigkeit, wie gesunder Sinn, Thatkraft und Muth solche, unter gegebenen Umständen, zuweilen leicht finden.

Campbell's Wirken war und blieb ein zerstörendes, jedoch höchst unschuldiger Art. Fielen ihm, im Kampf mit den Paraguayern, Gefangene in die Hände, so versagte er sich nie den Genuß, ihnen sofort die Zöpfe abzuschneiden.

Wie Minister sich ihrer Portefeuille, Herrscher ihrer Krone nicht entwöhnen können, beharrte Campbell fest und unerschütterlich auf jenem seltsamen Brauch. Als Befehlshaber versah er später das Richteramt in einer Stadt. Ein bezopfter Sünder wurde vorgeführt. In heftigster Aufregung erhob sich der Richter. Die Wuth übernahm ihn. Er faßte den Unglücklichen bei den Haaren, blickte ihn durchbohrend an und rief, mit kräftigster Stimme, indem er sein gewaltiges Messer zog:

„Du hättest verdient, den Kopf zu verlieren."

Plötzlich aber erlangte Campbell seine Besonnenheit wieder. Den Zopf des bleichen, athemlosen Menschen schnitt er ab und mit den Worten: „Scher' dich zum Teufel!" ließ er ihn laufen, ohne sich weiter zu kümmern um sein Thun oder Lassen.

Mit dem, was in der Audienz, die nahezu zwei Stunden dauerte, verhandelt wurde, will ich meinen Lesern keineswegs zur Last fallen. Ich füge nur bei, daß ich meinen Vortrag begonnen mit den Worten: Aufrichtigkeit bin ich Euerer Königlichen Hoheit schuldig, auch müssen Sie mir gestatten, umständlich Alles auseinander zu setzen, was nothwendig ist, um Höchstihnen vollkommen verständlich zu werden.

Bald nickte der Kurfürst, bald schüttelte er mit dem Kopf, je nachdem Stolz oder Zweifel seine Gedanken beherrschten. Als ich mich beurlaubte, geruhte der gnädigste Herr zu äußern: er wünsche mich bei sich zu behalten, er wolle mich brauchen, ich werde ihm nach Kassel zu folgen haben. Und es schien diese Rede keine nur hingeworfene.

Eine Thatsache ist nicht schweigsam zu übergehen.

Der Freiherr von Albini hatte mich ermächtigt: „wenn nach ihm gefragt werde, wenn Näheres über ihn zur Sprache käme," in seinem Namen zu erklären: „daß er nicht abgeneigt, in kurfürstliche Dienste zu treten". Ein Gedanke, mir aus der Seele geschrieben. So viel ich wußte, hatte der Fürst Niemand, auf den er eigentlich vertrauen konnte. Menschen ohne Welt-Verstand umgaben ihn; Menschen, bebend vor jeder entschlossenen That, mit zaghaften Schritten halb vorwärts, halb rückwärts tretend; nachbetende Creaturen, die,

dem gewohnten, bequemen Schlendrian verfallen, nichts begriffen, was groß war, weil ihr Fußmaß nur an's Kleine reichte, bei denen Verschollenes, Gebräuche aus vergangener Zeit sich fortgepflanzt, wie steife Schnürleiber seit Jahrhunderten von Müttern auf Töchter verpflanzt werden. — Ist einer unter den Kurhessischen Ministern jener Zeit, dessen Namen die Geschichte kennt?

Die erwünschte Gelegenheit bot sich dar. Aus vollster Ueberzeugung sprach ich das Lob meines Gönners, an dem ich mit so großer Treue hing, den ich mit schwärmerischer Dankbarkeit verehrte — das Lob eines erfahrenen Staatsmannes, der stets den Weg des Rechtes, der Wahrheit und der Ehre gewandelt. Ein Pilot, wie Albini, wäre eine nicht zu berechenbare Wohlthat für das so schwach gelenkte Kurhessische Staatsschiff. Im Vergleich zu ihm, ließ sich von gewissen andern Ministern sagen, was Hamlet in der Scene mit seiner Mutter, der Königin, von dem ihm aufgedrungenen Stiefvater sagt. — Gott sei mein Zeuge: ich meinte es ehrlich mit dem Lande, das ich so feuerig liebte.

Der Kurfürst schien die Sache ganz annehmbar zu finden. Eine Estafete holte Albini von Hanau herbei. Die Unterredung war von langer Dauer. — Erst Tags darauf fiel es dem „Herrn“ ein — oder richtiger, man hatte ihm den Einfall beigebracht — daß ein unabwendbares Hinderniß obwalte: Albini sei Katholik, und nach hergebrachter Sitte .... Also auch bei Ministern ein allein selig machender Glaube!

Wo der Kurfürst selbstständig handelte, ohne Inhalt-lose, nichtige, leere, fremdartige Einflüsterungen, pflegte er meist ein sehr richtiges Gefühl zu zeigen. Dieß möge folgender Zug darthun — obwohl in eine etwas spätere Zeit fallend, gedenke ich seiner hier.

Im Jahr 1815 wurde der 18. Oktober, das „Fest der Deutschen“, in Hessen mit rührender Feierlichkeit begangen, mit ehrlich gemeintem Jubel; denn das Volk handelte aus freiem Triebe, die Regierung hatte weder angeordnet, noch verboten. Bei dieser Gelegenheit bewies der Kurfürst in schöner Art, welch' lebhaften Theil er an den Gefühlen seiner Unterthanen nahm.

Mit anbrechender Nacht schwebte, auf der katholischen Kirche zu

Kassel, weit aufwärts in die Luft ragend, das Landwehr-Kreuz in herrlich glänzendem Lichte. Andächtige Stille herrschte unter der Menge. Eine Rakete war das Zeichen, fünfundzwanzig Kanonenschüsse folgten, alle Glocken läuteten. In der Runde des Horizontes brannten Feuer bei jedem Dorfe. Ein Zug, Bürgergarde und Fackelträger, bewegte sich langsamen Schrittes die Bellevüe-Straße herauf. Wie freudig war man überrascht, als, nahe an der Wohnung des Kurfürsten, nach dem mit Herzlichkeit gebrachten Lebehoch, ein geschmackvolles Leuchtbild erschien mit der Inschrift:

„Heil meinem Volke."

Vivat! und ungeheure Heiterkeit!
Einzug, Huldigung, Gewerb und Stände,
Reden ohne Zahl und Ende,
Glaube, Liebe, Hoffnung — Transparente. —
C. F. Scherenberg.

Wenige Tage später hielten Kurfürst und Kurprinz ihren Einzug in die gute Stadt Hanau. Jubel und Frohlocken vieler Getreuen, endloses Vivat-Geschrei. Glocken-Klang von allen Thürmen. Geistlichkeit und Beamte jeder Art zogen huldigend entgegen. Fröhlich wirbelten die Trommeln der Bürgergarde, Gewehre wurden präsentirt, Fahnen geschwenkt, junge Bursche thaten Freudenschüsse in die Luft mit großen Pistolen. Am Triumph-Bogen harrte, reich bebändert und geschmückt, die liebe Unschuld, holde Kinder, Paar an Paar, Mädchen mit frommen, niedergeschlagenen Augen in weiß gewaschenen Gewändern, Blumen-Gewinde und Kränze im Haar, Körbchen voll duftender frischer Blüthen in den Händen. Man hielt angenehme Reden, überreichte Gedichte als Festgabe.

Dazwischen, als drolligste Episode, der Hanswurst Löffler. — Wer kannte den Mann nicht? Vielleicht ist sein Andenken noch nicht gänzlich vertilgt. Im hessischen Kriegsdienste ergraut, das getreueste Abbild verklungener Tage, erschien jetzt Löffler, einem Wiederkömmling gleich. Ihn, der den Eid gehalten, schmückte, an diesem hohen Tage, die etwas verrauchte, altfränkische Garde-Uniform; das abgängige dreispitzige Hütchen mit ausgezackter Tresse; ein Zopf, der

sieben verhängnißvolle Jahre überdauert, fehlte nicht. — Keine Athleten-Gestalt, eher etwas Ladstock-artiges, aber von übergewöhnlichem Wuchs, mehr als eine halbe Elle jeden Mittelgroßen überragend; das Gesicht vermagert.

Am Worte Hanswurst dürfen meine Leser nichts Bedenkliches finden. Was dieses ganz allein angenommene Epitheton betrifft, so verhält sich die Sache so: einst war Kassel Löffler's Garnison, allein die Urlaubs-Monate weilte er in Hanau und gab sich, bei Kirchweihen, bei einem oder dem andern Mummenschanz u. s. w., zur lustigen Person her. Alt und Jung bezeichnete ihn, im Gegensatze anderer Gleichnamiger, als den Hanswurst Löffler.

Mit ängstlicher Eile rannte unser Mann, dem schüchterne Zurückhaltung fremd, um die erlaubte Freude auszudrücken, unaufhaltsam hin und her. Ohne Wünsche auszusprechen, erschien er, gegen seine Gewohnheit, bewundernswürdig nüchtern, überall, wenn auch nur auf Augenblicke, jetzt sehr ungeziemend inmitten weißer Jungfrauen auftauchend, dann wieder durch die schwarze Obrigkeit hindurch sich Bahn brechend.

Lächeln und unaufhaltsames Lachen unter den Zuschauern; ich — glaubte von einem Traume mich geneckt, so, ich läugne es nicht, fühlte ich von Staunen mich bewegt. Angenehme Eindrücke machte der abenteuerliche Hergang, der übergroße Spaß nicht.

Niemand wirkte dem Unwesen entgegen; Löffler handelte nach Herzenstrieben und im Vollgefühl seiner Verdienste. Er unterließ nicht, von Zeit zu Zeit, einem Wahrzeichen, einem schützenden Banner gleich, den Zopf emporzurecken. Wohl kannte der Schlaukopf die Bedeutung solchen Symbols; als Freipaß galt es ihm, auch blieb die landesherrliche Stirne heiter, man wollte selbst einen höchst flüchtigen Gruß bemerkt haben.

Unter Festlichkeiten verging der Tag.

Wie hatte sich, hinsichtlich meiner, Alles geändert! Der Fürst — in Frankfurt mild, freundlich, wohlwollend, liebenswürdig in seiner Art — ließ mich unbeachtet, als hätte er mich nie gesehen, streifte

Kassel, weit aufwärts in die Luft ragend, das Landwehr-Kreuz in herrlich glänzendem Lichte. Andächtige Stille herrschte unter der Menge. Eine Rakete war das Zeichen, fünfundzwanzig Kanonenschüsse folgten, alle Glocken läuteten. In der Runde des Horizontes brannten Feuer bei jedem Dorfe. Ein Zug, Bürgergarde und Fackelträger, bewegte sich langsamen Schrittes die Bellevüe-Straße herauf. Wie freudig war man überrascht, als, nahe an der Wohnung des Kurfürsten, nach dem mit Herzlichkeit gebrachten Lebehoch, ein geschmackvolles Leuchtbild erschien mit der Inschrift:

„Heil meinem Volke.“

Vivat! und ungeheure Heiterkeit!
Einzug, Huldigung, Gewerb und Stände,
Reden ohne Zahl und Ende,
Glaube, Liebe, Hoffnung — Transparente. —
C. F. Scherenberg.

Wenige Tage später hielten Kurfürst und Kurprinz ihren Einzug in die gute Stadt Hanau. Jubel und Frohlocken vieler Getreuen, endloses Vivat-Geschrei. Glocken-Klang von allen Thürmen. Geistlichkeit und Beamte jeder Art zogen huldigend entgegen. Fröhlich wirbelten die Trommeln der Bürgergarde, Gewehre wurden präsentirt, Fahnen geschwenkt, junge Bursche thaten Freudenschüsse in die Luft mit großen Pistolen. Am Triumph-Bogen harrte, reich bebändert und geschmückt, die liebe Unschuld, holde Kinder, Paar an Paar, Mädchen mit frommen, niedergeschlagenen Augen in weiß gewaschenen Gewändern, Blumen-Gewinde und Kränze im Haar, Körbchen voll duftender frischer Blüthen in den Händen. Man hielt angenehme Reden, überreichte Gedichte als Festgabe.

Dazwischen, als drolligste Episode, der Hanswurst Löffler. — Wer kannte den Mann nicht? Vielleicht ist sein Andenken noch nicht gänzlich vertilgt. Im hessischen Kriegsdienste ergraut, das getreueste Abbild verklungener Tage, erschien jetzt Löffler, einem Wiederkömmling gleich. Ihn, der den Eid gehalten, schmückte, an diesem hohen Tage, die etwas verrauchte, altfränkische Garde-Uniform; das abgängige dreispitzige Hütchen mit ausgezackter Tresse; ein Zopf, der

sieben verhängnißvolle Jahre überdauert, fehlte nicht. — Keine Athleten-Gestalt, eher etwas Ladstock-artiges, aber von übergewöhnlichem Wuchs, mehr als eine halbe Elle jeden Mittelgroßen überragend; das Gesicht vermagert.

Am Worte Hanswurst dürfen meine Leser nichts Bedenkliches finden. Was dieses ganz allein angenommene Epitheton betrifft, so verhält sich die Sache so: einst war Kassel Löffler's Garnison, allein die Urlaubs-Monate weilte er in Hanau und gab sich, bei Kirchweihen, bei einem oder dem andern Mummenschanz u. s. w., zur lustigen Person her. Alt und Jung bezeichnete ihn, im Gegensatze anderer Gleichnamiger, als den Hanswurst Löffler.

Mit ängstlicher Eile rannte unser Mann, dem schüchterne Zurückhaltung fremd, um die erlaubte Freude auszudrücken, unaufhaltsam hih und her. Ohne Wünsche auszusprechen, erschien er, gegen seine Gewohnheit, bewundernswürdig nüchtern, überall, wenn auch nur auf Augenblicke, jetzt sehr ungeziemend inmitten weißer Jungfrauen auftauchend, dann wieder durch die schwarze Obrigkeit hindurch sich Bahn brechend.

Lächeln und unaufhaltsames Lachen unter den Zuschauern; ich — glaubte von einem Traume mich geneckt, so, ich läugne es nicht, fühlte ich von Staunen mich bewegt. Angenehme Eindrücke machte der abenteuerliche Hergang, der übergroße Spaß nicht.

Niemand wirkte dem Unwesen entgegen; Löffler handelte nach Herzenstrieben und im Vollgefühl seiner Verdienste. Er unterließ nicht, von Zeit zu Zeit, einem Wahrzeichen, einem schützenden Banner gleich, den Zopf emporzurecken. Wohl kannte der Schlaukopf die Bedeutung solchen Symbols; als Freipaß galt es ihm, auch blieb die landesherrliche Stirne heiter, man wollte selbst einen höchst flüchtigen Gruß bemerkt haben.

Unter Festlichkeiten verging der Tag.

Wie hatte sich, hinsichtlich meiner, Alles geändert! Der Fürst — in Frankfurt mild, freundlich, wohlwollend, liebenswürdig in seiner Art — ließ mich unbeachtet, als hätte er mich nie gesehen, streifte

Kassel, weit aufwärts in die Luft ragend, das Landwehr-Kreuz in herrlich glänzendem Lichte. Andächtige Stille herrschte unter der Menge. Eine Rakete war das Zeichen, fünfundzwanzig Kanonenschüsse folgten, alle Glocken läuteten. In der Runde des Horizontes brannten Feuer bei jedem Dorfe. Ein Zug, Bürgergarde und Fackelträger, bewegte sich langsamen Schrittes die Bellevüe-Straße herauf. Wie freudig war man überrascht, als, nahe an der Wohnung des Kurfürsten, nach dem mit Herzlichkeit gebrachten Lebehoch, ein geschmackvolles Leuchtbild erschien mit der Inschrift:

„Heil meinem Volke."

Vivat! und ungeheure Heiterkeit!
Einzug, Huldigung, Gewerb und Stände,
Reden ohne Zahl und Ende,
Glaube, Liebe, Hoffnung — Transparente. —
C. F. Scherenberg.

Wenige Tage später hielten Kurfürst und Kurprinz ihren Einzug in die gute Stadt Hanau. Jubel und Frohlocken vieler Getreuen, endloses Vivat-Geschrei. Glocken-Klang von allen Thürmen. Geistlichkeit und Beamte jeder Art zogen huldigend entgegen. Fröhlich wirbelten die Trommeln der Bürgergarde, Gewehre wurden präsentirt, Fahnen geschwenkt, junge Bursche thaten Freudenschüsse in die Luft mit großen Pistolen. Am Triumph-Bogen harrte, reich bebändert und geschmückt, die liebe Unschuld, holde Kinder, Paar an Paar, Mädchen mit frommen, niedergeschlagenen Augen in weiß gewaschenen Gewändern, Blumen-Gewinde und Kränze im Haar, Körbchen voll duftender frischer Blüthen in den Händen. Man hielt angenehme Reden, überreichte Gedichte als Festgabe.

Dazwischen, als drolligste Episode, der Hanswurst Löffler. — Wer kannte den Mann nicht? Vielleicht ist sein Andenken noch nicht gänzlich vertilgt. Im hessischen Kriegsdienste ergraut, das getreueste Abbild verklungener Tage, erschien jetzt Löffler, einem Wiederkömmling gleich. Ihn, der den Eid gehalten, schmückte, an diesem hohen Tage, die etwas verrauchte, altfränkische Garde-Uniform; das abgängige dreispitzige Hütchen mit ausgezackter Tresse; ein Zopf, der

sieben verhängnißvolle Jahre überdauert, fehlte nicht. — Keine Athleten-Gestalt, eher etwas Ladstock-artiges, aber von übergewöhnlichem Wuchs, mehr als eine halbe Elle jeden Mittelgroßen überragend; das Gesicht vermagert.

Am Worte Hanswurst dürfen meine Leser nichts Bedenkliches finden. Was dieses ganz allein angenommene Epitheton betrifft, so verhält sich die Sache so: einst war Kassel Löffler's Garnison, allein die Urlaubs-Monate weilte er in Hanau und gab sich, bei Kirchweihen, bei einem oder dem andern Mummenschanz u. s. w., zur lustigen Person her. Alt und Jung bezeichnete ihn, im Gegensatze anderer Gleichnamiger, als den Hanswurst Löffler.

Mit ängstlicher Eile rannte unser Mann, dem schüchterne Zurückhaltung fremd, um die erlaubte Freude auszudrücken, unaufhaltsam hin und her. Ohne Wünsche auszusprechen, erschien er, gegen seine Gewohnheit, bewundernswürdig nüchtern, überall, wenn auch nur auf Augenblicke, jetzt sehr ungeziemend inmitten weißer Jungfrauen auftauchend, dann wieder durch die schwarze Obrigkeit hindurch sich Bahn brechend.

Lächeln und unaufhaltsames Lachen unter den Zuschauern; ich — glaubte von einem Traume mich geneckt, so, ich läugne es nicht, fühlte ich von Staunen mich bewegt. Angenehme Eindrücke machte der abenteuerliche Hergang, der übergroße Spaß nicht.

Niemand wirkte dem Unwesen entgegen; Löffler handelte nach Herzenstrieben und im Vollgefühl seiner Verdienste. Er unterließ nicht, von Zeit zu Zeit, einem Wahrzeichen, einem schützenden Banner gleich, den Zopf emporzurecken. Wohl kannte der Schlaukopf die Bedeutung solchen Symbols; als Freipaß galt es ihm, auch blieb die landesherrliche Stirne heiter, man wollte selbst einen höchst flüchtigen Gruß bemerkt haben.

Unter Festlichkeiten verging der Tag.

Wie hatte sich, hinsichtlich meiner, Alles geändert! Der Fürst — in Frankfurt mild, freundlich, wohlwollend, liebenswürdig in seiner Art — ließ mich unbeachtet, als hätte er mich nie gesehen, streifte

länglichkeit hinreichend dargethan und nur verschollene Gebräuche kannten. Mit unbeschreiblicher Verachtung blickte ich auf den Mann — welchem an der Wiege nichts von einer Minister-Würde gesungen worden.

Wie ein Verbrecher stand der — Scheinheilige da, keines Wortes mächtig. Zornigen Angesichtes verließ ich ihn mit den Worten: Pöbel-Lästerung sei mir gleichgültig — nicht Jeder, der Verse machen könne, nicht jeder Dichtungs-Beflissene wäre ein Sänger.

Doch genug. Epigramme auf Minister haben nur Kraft und Wirkung, so lange sie mächtig; später gleichen dieselben Bemerkungen über das Wetter abgelaufener Jahre. — — Schon in den ersten Tagen nach jenem Auftritte wurde es ruhiger in mir, ich fand mich selbst wieder, vielmehr ich hatte mich noch nie verloren. Bald war ich mit mir eins darüber, was zu thun sei in der Sache: dem labyrinthischen Menschen-Gewebe wollte ich mich entziehen, dem Gewaltstoße des mir bereiteten Schicksals nicht unterliegen.

„Die Dummen hab' ich ausgelacht,
Auf Böse losgeschlagen,
Und so mir manchen Feind gemacht,
— Ei nun — ich lernt' es tragen."

Die vom Minister von Stein gestellte Aufgabe — meine Leser wissen, was ich meine — ließ sich leicht und schnell lösen, sie kam mir sogar erwünscht. Der vollständigste Stoff befand sich in meinen Händen. Ich hatte geahnt, daß, von einer oder der andern Seite, Forderungen solcher Art stattfinden müßten. Und was Tabellen- und Etats-Wesen anging, so war ich ganz auf meinem Felde; ich darf sagen, daß ich darin eine Art Ruf erlangt, ja daß ich in Artikeln, wie diese, „berühmt" geworden; zudem befanden sich, unter den Schön-Schreibern auf meinem Bureau, einige Künstler. Nach wenigen Tagen konnte ich dem Minister ein Quartblatt überreichen, welches, mit höchster Sorgfalt ausgeführt, alle Nachweisungen über die Domainen des Großherzogthums Frankfurt enthielt.

Mit nicht zu verkennendem Wohlgefallen ruhte Stein's Auge lange auf der Arbeit. „Was kann ich für Sie thun?", sagte er, als

ich von ihm schied. — Es soll im Verfolg die Rede sein von der Bitte, welche ich vortrug.

Je öfter ich den Mann gesehen, bei welchem Geist und Gesinnung gleich tüchtig, dessen ganzes Dasein auf Erweckung von Volksthümlichkeit und Thatkraft gerichtet, den Mißgeschicke nicht beugten, der durch das Glück nicht verwöhnt worden, um so mehr wurde ich begeistert für ihn, um so höher steigerte sich meine Verehrung; bei dem Allem aber lag eine Art zermalmender Gewalt in seinem Wesen; ein Ungestüm, das fast drohte, sich selbst zu verzehren.

Einmal führte das Gespräch, ich weiß wahrlich nicht wie, auf die Verfassungs-Frage.

„Deutschlands Ehre nach außen will ich, Einheit, Frieden und Wohlstand im Innern. Als Mittel dazu gilt mir: eine gemäßigte monarchische Gewalt, verbesserter Staats-Haushalt und gesicherte Rechtspflege durch Einführung repräsentirender Stände. Für Handlungen der Willkür sollen Fürsten und ihre Räthe unter Vormundschaft stehen. Theilnahme an Angelegenheiten des Ganzen führt zu sittlicher und geistiger Ausbildung der Völker. Die Bürger müssen um Verwaltung ihres Gemeindewesens sich bekümmern dürfen, ihren Vertretern das Recht der Mitberathung zustehen beim Einführen neuer Gesetze und Steuern. Nur auf diese Weise lassen sich Mißbräuche verhüten und Gewaltthätigkeiten aufdecken. — Volksliebe ist die festeste Stütze fürstlicher Sicherheit, fürstlichen Ruhmes."

So ungefähr sprach Stein und sah mich dabei unverwandt ernst und starr an.

Man kann denken, daß ich keine Meinung aussprechen wollte, nicht wagte zu urtheilen, um vielleicht in diesem oder jenem der Ueberzeugung eines Mannes entgegen zu treten, dessen großer und reiner Charakter erhaben über jedem Zweifel war. Aber lebhaft bewegten sich Gedanken über das Gehörte in meiner Seele und auf der Heimfahrt nach Hanau hielt ich folgendes Selbstgespräch.

Sollte das Bedürfniß des Kammerwesens, verfochten von so manchen, ja von vielen bedeutenden Männern, ein so großes sein, daß es auch im Volke wurzelt? Mir scheint der Nutzen des Parlamentarischen im Allgemeinen kein sehr in die Augen springender.

noch möglich sein, sich Durchlaucht dem Herzog, blos in Beziehung auf Ihr naturfreundliches Verhältniß zu unsern Jenaischen Instituten, darzustellen, so würde dieses wenigstens eine gute Einleitung sein.

Mich zu geneigtem Andenken mit der Versicherung gefühlter Hochachtung bestens empfehlend."

Weimar, den 1. December 1813.

„Wollte Ihnen schuldigst vermelden, daß ich Ihre beiden Briefe richtig erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen habe, daß es Ihnen, wenigstens nach dem Verhältnisse der Zeit, leidlich ergangen. Möge das was folgt gleichfalls zu ertragen sein, und die Hoffnung, erwünschte Zustände daraus entspringen zu sehen, sich immer mehr beleben und begründen.

Haben Sie die Güte, mir den Aufsatz, welchen Sie ankündigen, baldigst zu senden, er betrifft einen sehr interessanten Punct, über den eine gründliche und geistreiche Belehrung höchst wünschenswerth ist.

Ich habe mich in diesen letzten, so trüben als zerstreuten, Tagen auch wieder mit Geognosie beschäftigt, besonders aber was ich seit mehreren Jahren, in Böhmen und Sachsen, die Zinn-Formation betreffend, zusammengebracht, endlich geordnet und eine Darstellung dieser so wichtigen Urepoche versucht.

Aus obgedachten zwei Ländern habe ich so ziemlich Alles beisammen, aus England dagegen sehr wenig. Irre ich nicht, so liegt bei Ihrer Societät manchmal ein Vorrath von Stuffen zu Tausch und Verkauf; wäre darunter etwas, das für mich unterrichtend sein könnte, so wollte gebeten haben, mir davon einige Nachricht zu ertheilen.

Stehen Sie schon mit dem Doctor Stolze zu Außig in Verhältniß? Es ist ein vorzüglicher Mann auch im Geologischen und Mineralogischen. Die Zeit ist jetzt zwar allzu unruhig, um sich dorthin in Rapport zu setzen, und doch ist man jetzt am ersten geneigt, sich mit braven Männern zu verbinden.

So viel für diesmal mit der Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung.

Weimar, den 3. December. 1813.

„Ihre große Thätigkeit bewundere ich immer wieder auf's Neue und freue mich, daß Sie solche auch in gegenwärtiger Zeit fortsetzen und die neu entstehenden Verhältnisse zum Vortheil der Wissenschaft zu benutzen denken.

Mögen Sie bei einer Absendung nach England meiner Wünsche gedenken und mir eine, das geognostische Sein des Zinnsteins belegende Suite verschaffen, so werde ich es dankbar erkennen. Es hat aber keine Eile damit; denn ich pflege diese Studien als eine Unterlage meiner übrigen Zustände und als einen Zufluchts-Winkel in böser Zeit zu betrachten.

Die Uebersicht, welche Sie mir über das schöne Reich der Edelsteine gegeben, ist mir höchst interessant und die vierte Abtheilung: über die aufgeschwemmten Gebirge läßt uns die mannigfaltigsten Aufschlüsse hoffen; denn freilich sind alle Seifenwerke, sowie die Flußbette, nur Hinweisungen auf nähere oder fernere Fundgruben, welche auszuforschen dem scharfsinnigen Beobachter empfohlen ist.

Mögen Sie mir den benannten französischen Catalog auf einige Zeit mittheilen, so werde ich Ihnen auch dadurch Belehrung und Vergnügen schuldig. Mein Sohn, welcher das Glück hat, Ihnen Gegenwärtiges zu überreichen, und den ich zu geneigter Aufnahme bestens empfehle, könnte auf seiner Rückreise das Paket mitnehmen. Die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl hinzufügend."

Weimar, den 30. December 1813.

Göthe.

„Zieh' vorüber, o Vergangenheit,
Die im Schattenlande lebt und blühet!
Zieht vorüber, Geister, und entfliehet —
Sing' uns des Jahrhunderts Lied, o Zeit."

Wer hätte nicht, in des Bedeutung-schweren Jahres letzter feierlicher Stunde, beim ersten Klang der stillen Mitternacht, mit gedoppeltem Ernste die Summe öffentlicher Zustände überrechnet und die Wechselfälle eigener Schicksale? Für Viele eine sehr ernste Musterung, durchwebt mit Tausenden lebensfrischer Empfindungen, mit Freudentaumel.

noch möglich sein, sich Durchlaucht dem Herzog, blos in Beziehung auf Ihr naturfreundliches Verhältniß zu unsern Jenaischen Instituten, darzustellen, so würde dieses wenigstens eine gute Einleitung sein.

Mich zu geneigtem Andenken mit der Versicherung gefühlter Hochachtung bestens empfehlend."

Weimar, den 1. December 1813.

„Wollte Ihnen schuldigst vermelden, daß ich Ihre beiden Briefe richtig erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen habe, daß es Ihnen, wenigstens nach dem Verhältnisse der Zeit, leidlich ergangen. Möge das was folgt gleichfalls zu ertragen sein, und die Hoffnung, erwünschte Zustände daraus entspringen zu sehen, sich immer mehr beleben und begründen.

Haben Sie die Güte, mir den Aufsatz, welchen Sie ankündigen, baldigst zu senden, er betrifft einen sehr interessanten Punct, über den eine gründliche und geistreiche Belehrung höchst wünschenswerth ist.

Ich habe mich in diesen letzten, so trüben als zerstreuten, Tagen auch wieder mit Geognosie beschäftigt, besonders aber was ich seit mehreren Jahren, in Böhmen und Sachsen, die Zinn-Formation betreffend, zusammengebracht, endlich geordnet und eine Darstellung dieser so wichtigen Urepoche versucht.

Aus obgedachten zwei Ländern habe ich so ziemlich Alles beisammen, aus England dagegen sehr wenig. Irre ich nicht, so liegt bei Ihrer Societät manchmal ein Vorrath von Stuffen zu Tausch und Verkauf; wäre darunter etwas, das für mich unterrichtend sein könnte, so wollte gebeten haben, mir davon einige Nachricht zu ertheilen.

Stehen Sie schon mit dem Doctor Stolze zu Außig in Verhältniß? Es ist ein vorzüglicher Mann auch im Geologischen und Mineralogischen. Die Zeit ist jetzt zwar allzu unruhig, um sich dorthin in Rapport zu setzen, und doch ist man jetzt am ersten geneigt, sich mit braven Männern zu verbinden.

So viel für diesmal mit der Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung.

Weimar, den 3. December. 1813.

„Ihre große Thätigkeit bewundere ich immer wieder auf's Neue und freue mich, daß Sie solche auch in gegenwärtiger Zeit fortsetzen und die neu entstehenden Verhältnisse zum Vortheil der Wissenschaft zu benutzen denken.

Mögen Sie bei einer Absendung nach England meiner Wünsche gedenken und mir eine, das geognostische Sein des Zinnsteins belegende Suite verschaffen, so werde ich es dankbar erkennen. Es hat aber keine Eile damit; denn ich pflege diese Studien als eine Unterlage meiner übrigen Zustände und als einen Zufluchts-Winkel in böser Zeit zu betrachten.

Die Uebersicht, welche Sie mir über das schöne Reich der Edelsteine gegeben, ist mir höchst interessant und die vierte Abtheilung: über die aufgeschwemmten Gebirge läßt uns die mannigfaltigsten Aufschlüsse hoffen; denn freilich sind alle Seifenwerke, sowie die Flußbette, nur Hinweisungen auf nähere oder fernere Fundgruben, welche auszuforschen dem scharfsinnigen Beobachter empfohlen ist.

Mögen Sie mir den benannten französischen Catalog auf einige Zeit mittheilen, so werde ich Ihnen auch dadurch Belehrung und Vergnügen schuldig. Mein Sohn, welcher das Glück hat, Ihnen Gegenwärtiges zu überreichen, und den ich zu geneigter Aufnahme bestens empfehle, könnte auf seiner Rückreise das Paket mitnehmen. Die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl hinzufügend."

Weimar, den 30. December 1813.

Göthe.

„Zieh' vorüber, o Vergangenheit,
Die im Schattenlande lebt und blühet!
Zieht vorüber, Geister, und entfliehet —
Sing' uns des Jahrhunderts Lied, o Zeit."

Wer hätte nicht, in des Bedeutung-schweren Jahres letzter feierlicher Stunde, beim ersten Klang der stillen Mitternacht, mit gedoppeltem Ernste die Summe öffentlicher Zustände überrechnet und die Wechselfälle eigener Schicksale? Für Viele eine sehr ernste Musterung, durchwebt mit Tausenden lebensfrischer Empfindungen, mit Freudentaumel.

Unter dem 8. Februar schrieb Göthe:

„Bei der gegenwärtigen Sendung habe ich für manches zu danken; vor allem aber will ich meinen Sohn entschuldigen, der auf seiner Rückreise nicht, wie er gewünscht, wieder aufwarten können. Der längere Aufenthalt in Frankfurt nöthigte zur Eile.

Die übersendeten Exemplare der, so bestimmten als lebhaften Beschreibung des in der Zeitgeschichte so wichtigen Augenblickes * habe ich sogleich an die Behörden abgegeben. Durchlaucht dem Herzog ist das seinige ins Feld gefolgt. Der Dank unserer vortrefflichen Erbprinzeß Hoheit folgt hiebei, und wird Ihnen selbst zur trüben Stunde viel Freude machen.

Die beiden Bände Ihrer, immer gleich interessanten Zeitschrift haben wieder alte Lieblings-Gedanken in mir aufgeregt, wovon ich wenigstens etwas erwähne. Erfreulich ist es mir, daß ich in mehreren Aufsätzen solche Ueberzeugungen finde, die sich auch bei mir nach vieljährigen Beobachtungen und mannigfaltigem Nachdenken festgesetzt haben. Man war bisher in geologischen Fällen in dem Nachtheil, daß man mit der herrschenden Meinung controvertiren mußte; und wer mag das gern und was hilft es? Streiten mag ich im Wissenschaftlichen nicht leicht, dagegen assentire ich sehr gerne.

Mehr sage ich nicht für diesmal und behalte mir vor, nächstens umständlicher zu sein.

Wenn Sie in Ihrer Lage, so unangenehm sie auch ist, zusehen und temporisiren können, so billige ich das sehr. — Ihre Angelegenheiten werde ich nicht außer Augen lassen, es sei nun von Restitution, Restauration oder Translocation die Frage. In diesen ernsten Zeiten haben wir uns alle in Geduld zu fassen.

Mich zu geneigtem Andenken empfehlend.“

N. S. Noch eine Frage, um deren gütige Beantwortung ich bitte. Es steht hier ein kleines, ganz neu zusammengestelltes Mineralien-Kabinet von 263 Nummern zu verkaufen. Die Stücke sind nicht von gleicher Größe, aber durchaus frisch und instructiv. In der Sammlung findet man alle bedeutenden Mineralkörper, Erd- und

---

* Darstellung der Schlacht bei Hanau.

Steinarten, Salze, Inflammabilien und Metalle, die seltensten ausgenommen und solche, die sich nur chemisch darstellen lassen. Das Ganze ist zu pädagogischem Zwecke eingerichtet und mit einem Katalog versehen, der auch den Gebrauch dieser verschiedenen anorganischen Natur-Producte darlegt. Käufer und Verkäufer der Sammlung stehen in einem solchen Verhältniß, daß dieser keinen Preis machen will, und jener gerne das Billige zahlen möchte. Sie haben in diesen Dingen so viel Erfahrung, daß Sie mir ja wohl ungefähr sagen können, was man, ohne zu sehr abzuirren, vorschlagen dürfte.

Verzeihung und gütige Gewährung!"

Schlacht-Bericht.

Wahrheit gegen Freund und Feind.
Schiller.

Lebhafte Theilnahme erweckte der Bericht eines „Augenzeugen" über die Schlacht bei Hanau *. Nach vierzehn Tagen mußte er zum Zweitenmal abgedruckt werden; sehr bald übertrug man denselben ins Englische.

Außer amtliche Thätigkeit gesetzt, stockten die gewöhnlichen Geschäfte, und so hatte ich vollkommenste Muse, den Bewegungen jener denkwürdigen Tage sorgsam zu folgen, die Ergebnisse in ihren Einzelnheiten aufzufassen. Um den Zeitgenossen ein getreues Bild darzubieten, um das Andenken den Nachkommen mit strenger Wahrheits-Liebe aufzubewahren, begab ich mich an die verschiedensten Orte und Stellen um Hanau, und in der Richtung von Fuld bis Gelnhausen und Schlüchtern. Ich sah, ich ließ mir Alles erzählen, was glaubwürdige Freunde wußten.

Ueberraschend, höchlich erfreuend, war der Besuch zweier der verständigsten Kriegsmänner, deren Namen von großer Bedeutung, unvergeßlich in der Geschichte. Der Russische General-Lieutenant Jomini und der Preußische General-Major von Ziethen, beide in unscheinbaren Civil-Kleidern, traten unerwartet in mein Zimmer.

* Geschichtliche Darstellung der Schlacht bei Hanau am 30. Oktober 1813.

Unter dem 8. Februar schrieb Göthe:

„Bei der gegenwärtigen Sendung habe ich für manches zu danken; vor allem aber will ich meinen Sohn entschuldigen, der auf seiner Rückreise nicht, wie er gewünscht, wieder aufwarten können. Der längere Aufenthalt in Frankfurt nöthigte zur Eile.

Die übersendeten Exemplare der, so bestimmten als lebhaften Beschreibung des in der Zeitgeschichte so wichtigen Augenblickes * habe ich sogleich an die Behörden abgegeben. Durchlaucht dem Herzog ist das seinige ins Feld gefolgt. Der Dank unserer vortrefflichen Erbprinzeß Hoheit folgt hiebei, und wird Ihnen selbst zur trüben Stunde viel Freude machen.

Die beiden Bände Ihrer, immer gleich interessanten Zeitschrift haben wieder alte Lieblings-Gedanken in mir aufgeregt, wovon ich wenigstens etwas erwähne. Erfreulich ist es mir, daß ich in mehreren Aufsätzen solche Ueberzeugungen finde, die sich auch bei mir nach vieljährigen Beobachtungen und mannigfaltigem Nachdenken festgesetzt haben. Man war bisher in geologischen Fällen in dem Nachtheil, daß man mit der herrschenden Meinung controvertiren mußte; und wer mag das gern und was hilft es? Streiten mag ich im Wissenschaftlichen nicht leicht, dagegen assentire ich sehr gerne.

Mehr sage ich nicht für diesmal und behalte mir vor, nächstens umständlicher zu sein.

Wenn Sie in Ihrer Lage, so unangenehm sie auch ist, zusehen und temporisiren können, so billige ich das sehr. — Ihre Angelegenheiten werde ich nicht außer Augen lassen, es sei nun von Restitution, Restauration oder Translocation die Frage. In diesen ernsten Zeiten haben wir uns alle in Geduld zu fassen.

Mich zu geneigtem Andenken empfehlend."

N. S. Noch eine Frage, um deren gütige Beantwortung ich bitte. Es steht hier ein kleines, ganz neu zusammengestelltes Mineralien-Kabinet von 263 Nummern zu verkaufen. Die Stücke sind nicht von gleicher Größe, aber durchaus frisch und instructiv. In der Sammlung findet man alle bedeutenden Mineralkörper, Erd- und

* Darstellung der Schlacht bei Hanau.

Steinarten, Salze, Inflammabilien und Metalle, die seltensten ausgenommen und solche, die sich nur chemisch darstellen lassen. Das Ganze ist zu pädagogischem Zwecke eingerichtet und mit einem Katalog versehen, der auch den Gebrauch dieser verschiedenen anorganischen Natur-Producte darlegt. Käufer und Verkäufer der Sammlung stehen in einem solchen Verhältniß, daß dieser keinen Preis machen will, und jener gerne das Billige zahlen möchte. Sie haben in diesen Dingen so viel Erfahrung, daß Sie mir ja wohl ungefähr sagen können, was man, ohne zu sehr abzuirren, vorschlagen dürfte.

Verzeihung und gütige Gewährung!"

Schlacht-Bericht.

Wahrheit gegen Freund und Feind.
Schiller.

Lebhafte Theilnahme erweckte der Bericht eines „Augenzeugen" über die Schlacht bei Hanau *. Nach vierzehn Tagen mußte er zum Zweitenmal abgedruckt werden; sehr bald übertrug man denselben ins Englische.

Außer amtliche Thätigkeit gesetzt, stockten die gewöhnlichen Geschäfte, und so hatte ich vollkommenste Muse, den Bewegungen jener denkwürdigen Tage sorgsam zu folgen, die Ergebnisse in ihren Einzelnheiten aufzufassen. Um den Zeitgenossen ein getreues Bild darzubieten, um das Andenken den Nachkommen mit strenger Wahrheits-Liebe aufzubewahren, begab ich mich an die verschiedensten Orte und Stellen um Hanau, und in der Richtung von Fuld bis Gelnhausen und Schlüchtern. Ich sah, ich ließ mir Alles erzählen, was glaubwürdige Freunde wußten.

Ueberraschend, höchlich erfreuend, war der Besuch zweier der verständigsten Kriegsmänner, deren Namen von großer Bedeutung, unvergeßlich in der Geschichte. Der Russische General-Lieutenant Jomini und der Preußische General-Major von Ziethen, beide in unscheinbaren Civil-Kleidern, traten unerwartet in mein Zimmer.

---

* Geschichtliche Darstellung der Schlacht bei Hanau am 30. Oktober 1813.

Vergessen darf ich nicht eines, in seiner Art einzigen Gastmahles zu gedenken, welches um diese Zeit von mir veranstaltet wurde. Das Geschichtchen, welches bei mir einen bleibenden Eindruck hinterließ, gehört hierher.

Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken kam, zu meiner Einquartirung, dem baierischen Rittmeister — es wurde seiner gedacht und die Leser erinnern sich, daß er in der Schlacht um ein Bein gekommen — noch zwei Tischgenossen von bedauernswürdiger Glieder-Unvollständigkeit zu laden: einen Oesterreicher und einen Franzosen. Jener, Uhlanen-Major, stark, groß, von einnehmender Gesichtsbildung, hatte beide Füße verloren; diesem, einem gemüthlichen Gascogner, Infanterie-Hauptmann, war nur ein Arm und ein Fuß übrig geblieben. Beide hatte ich bis dahin nicht persönlich gekannt, aber Vieles zu ihren Gunsten gehört; in Einem, wie in dem Anderen fand ich gebildete, bescheidene Männer, von feiner Haltung. Herzlich hieß ich sie willkommen.

Wir saßen beisammen in friedlichster Eintracht. Am Tisch war die Unterhaltung sehr lebhaft, und obwohl, was kaum der Bemerkung bedarf, das Treffen nach seinen Einzelnheiten besprochen wurde, kein verletzendes Wort, nicht die geringste Anspielung. Jeder that Bescheid, als ich den Trinkspruch ausbrachte: „auf's Wohl aller braven Krieger!"

Austritt aus Hessischem Staatsdienst.

> Glück und Recht
> Geh'n selten Hand in Hand, das letzte steht
> Zu fest, das erstere ist zu flüchtig.
>
> Houwald.

Mein Schicksal in Kurhessen erachtete ich für immer gegeben. Was die Umstände Günstiges oder Ungünstiges darbieten konnten, ich hatte mein Heil anderwärts zu suchen. Der entscheidende Schritt wurde gethan, ich reichte meine Entlassung ein.

Allerdings konnte ich, gestützt auf die sehr entschiedenen Beschlüsse des Wiener Congresses, mit allem Recht, eine Anstellung ver-

langen, meinen Dienst-Verhältnissen entsprechend, oder den vollen Gehalt als Pension; aber ich verschmähte es, jenen zu ertrotzen und war zu stolz, um im fünfunddreißigsten Jahre mich abfinden zu lassen mit einem „Gnadensolde". Wer meinen regen Geist und meine Thatkraft, mit einem Worte: mich persönlich kannte, muß das sehr glaubhaft finden.

Zu jener Zeit weilte vorübergehend in Hanau die Kurprinzessin Auguste, einer der schönsten Frauen-Charaktere, die ich im Leben getroffen, vor deren einfacher Herzensgüte und Seelenfülle Jeder die größte Achtung hatte. Mir war das Glück, daß die Preußische Königstochter meinem Geschicke ihre Theilnahme zuwendete; sie, deren ganzes Wesen und Wirken segensreich gewesen, ließ mich zu sich entbieten.

Nur mit innigster Verehrung kann ich von dieser Krone deutscher Frauen reden. So viel Geist, mit einer so unendlich großen Sanftmuth; reinste Herzensgüte, wohlthuendste Milde, reich an glänzenden Eigenschaften, voll edlen Eifers für Wissenschaft und Kunst.

Die Kurprinzessin, deren Verhältnisse leider, wie bekannt, nicht immer die glücklichsten waren, welche bittere Lebens-Erfahrungen gemacht, widmete dem Lande mit uneigennütziger, Aufopferungs-voller Hingebung stets die lebendigsten Wünsche. Mit jenem unbeschreiblichen, unvergeßlichen Ausdrucke innigster Güte in Auge und Stimme, sagte die hohe Frau, sie hätte von Schritten gehört, die ich gethan, aber sie wünsche, mich in Hessen zu behalten, Hessen dürfe mich nicht verlieren. Ihrem wohlwollenden, versöhnenden Charakter gemäß, erklärte sie sich bereit, meine Sache zu vermitteln. Die hohe Frau versprach dies im gütigsten Tone.

„Eine Vorstellung von Ihnen ist nöthig," schrieb mir nicht lange nachher die Fürstin aus Kassel. „Ich habe mit dem Kurfürsten gesprochen und mit seinen Ministern, alles ist in Ordnung. Sie können sich versichert halten, daß nicht unbillige, vielmehr gerechte Ansprüche, wie Sie solche machen, erfüllt werden."

In einem Ehrfurcht-voll-vertraulichen Schreiben legte ich der hohen Frau meinen tief gefühlten Dank zu Füßen — aber, ich war

nicht demüthig genug, oder, wenn man will, zu eitel, um beim Kurfürsten, oder bei seinen Ministern Versuche irgend einer Art zu machen. „Der aufrichtigste Freund ist die vergangene Zeit" — Worte eines Dichters, der mir nicht gegenwärtig. Damals folgte ich meinem Pflichtgefühl und würde wieder so handeln, wäre der Schritt noch einmal zu thun.

Als ich, mehr wie dreißig Jahre später, die „Kurfürstin" im Wilhelmsbad bei Hanau wieder sah, war mir ihr Gesundheitszustand keineswegs besonders bedenklich erschienen, auch sprach sie sehr guten Muthes von einer Reise nach Heidelberg fürs folgende Jahr von ihr beabsichtigt. Sie freute sich, meine Sammlungen zu sehen, und ich sollte das Glück haben, ihr die denkwürdigsten geologischen Phänomene der Gegend zu zeigen. Mit Wärme urtheilte sie über meine populären Vorlesungen; nur der erste Band war ihr bekannt und mir wurde die Vergünstigung, die übrigen Bände der hohen Frau einsenden zu dürfen. — — Desto schmerzlicher traf mich die plötzliche Nachricht des Todes einer erhabenen Fürstin, der ich für immer durch die Bande aufrichtigster Verehrung und Dankbarkeit mich verpflichtet fühlte.

Die Prinzessin Caroline von Hessen, geschmückt mit seltenen Vorzügen des Geistes und des Herzens, zartsinnig und gemüthvoll gleich der edlen Mutter, übersandte mir, als Vermächtniß der Verklärten einen Ring begleitet von nachstehenden Zeilen.

„Mein lieber Geheimerath.

Mit dem Ordnen der Papiere meiner verewigten Mutter beschäftigt, finde ich Ihren Brief, den sie nicht lange vor ihrer letzten Krankheit erhielt. Er begleitete die Bücher, die Sie ihr in Wilhelmsbad versprochen und über die sie sich sehr freute. Leider ist es mir durch die Vorsehung auferlegt, Dank und Antwort zu sagen, was ihr, der geliebten Mutter, nicht mehr vergönnt war. So erlauben Sie denn, daß meine Schwester, die Herzogin von Sachsen-Meiningen und ich Ihnen das kleine Andenken zusenden, welches unsere theuere Mutter für Sie erwählt hatte. Als solches, denke ich, wird es Ihnen lieb und werth sein, und uns wird es beglücken,

wenn Sie sich beim Tragen desselben der Mutter und der Töchter erinnern wollen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verbleibe ich

Ihre ergebene

Kassel, den 20. November 1841.

Caroline, Pr. v. H."

Zunächst ist einiger Briefe aus Weimar zu gedenken.

„Ihre verschiedenen gefälligen Schreiben habe ich bisher zu beantworten unterlassen, weil ich täglich hoffte, das angekündigte Kästchen Mineralien, wovon auch schon der Frachtbrief in meinen Händen ist, werde endlich ankommen. Bei wiederholten Nachfragen in Eisenach habe ich nun so viel erfahren können, daß es von dort abgegangen sei, und also in Gotha oder Erfurt liegen geblieben. Ich habe deßhalb zuletzt für gerathen gehalten, jemand in Eisenach den entschiedenen Auftrag zu geben, den Fuhrmann Krause, wenn er nicht Rath schafft, allenfalls gerichtlich zu belangen, damit ich der mir bestimmten angenehmen Gabe endlich theilhaft werde.

Den Entschluß, daß Sie Ihre dortigen Verhältnisse auflösen würden, glaubte ich vorauszusehen. Es ist freilich traurig genug, aus dem Lästigen ins Unerträgliche zu gerathen. Sollten, unter solchen Umständen, die im Süden angeknüpften Beziehungen nicht reizend sein?

Ihre Kaiserliche Hoheit haben das Höchstdenselben zugedachte Exemplar Ihrer geschichtlichen Darstellung der Schlacht gnädig aufgenommen, und ich zweifle nicht, daß es zu fernerer Empfehlung und in der Folge zu irgend einer günstigen Wirkung Anlaß geben werde.

So viel für diesmal, der ich, mit den besten Wünschen mich zu freundlichem Andenken empfehle.

Weimar, den 26. April 1814.

Göthe."

„Ich säume nicht, Ihnen anzuzeigen, daß endlich, nach ernstlichen Forschungen, das Kästchen sich vorgefunden, und in meine

Hände gelangt ist. Die darin enthaltenen Mineralien, sämmtlich interessant, und fast sämmtlich mir neu, mehrere hatte ich gewünscht und durch allerlei Hindernisse nicht erhalten. Besonders nenne ich hier den glasigen Feldspath vom Drachenfels, der mir um so wünschenswerther war, als ich eine Zinne vom Cölner Dome besitze, welche aus eben demselben Gestein gebaut ist. Auch von den übrigen hätte ich manches zu gedenken, allein ich schränke mich ein, auf einen allgemeinen Dank, den ich im besonderen allzu oft wiederholen müßte.

Nun abermals eine Bitte, deren Erfüllung bisher mir durch mehrere Correspondenten nicht gewährt worden.

In einem alten Tagebuche finde ich unter dem Artikel Regensburg bemerkt: Ein wunderbar Gestein wird hier verarbeitet zu Werkstücken, eine Art Todtliegendes, oder vielmehr eine Breccien-Art, die ich für ursprünglich erkenne. Es ist grünlich mit Quarz gemischt und finden sich große Stücke des festesten Jaspis darin, in welchem wieder kleine runde brecciirte Flecken vorhanden, so daß das Ganze der *Breccia d'Egitto* ähnlich. Das Gestein ist sehr hart.

Hiernach hab' ich mehrmals fragen lassen, aber Niemand wollte etwas davon wissen. Da ich aber solche Steine durch Steinhauer öffentlich auf der Straße habe zu Werkstücken verarbeiten sehen, so kann es doch keine Seltenheit sein. Vielleicht haben Sie einen kenntnißreichen und sorgsamen Correspondenten.

Durch meinen edlen Freund von Trebra wird meine Sammlung zur Zinn-Formation immer vollständiger. Er sandte mir nun auch eine sehr instruktive Suite von Ehrenfriedersdorf. Es ist sehr auffallend, wie die Natur, auf so vielen benachbarten Puncten, bei denselben Elementen, ebendenselben Stoffen, immer mit der Form gewechselt. Es ist zwar dieses im ganzen Mineralreich zu bemerken, mir aber hier, bei dieser, auf viele Meilen disseminirten, gleichzeitigen Formation auffallend und bequem zu betrachten.

Ich eile zu schließen, ob ich gleich noch manches auf verschiedene Ihrer gütigen Zuschriften zu erwiedern hätte und empfehle mich zu geneigtem Andenken.

Weimar, den 9. Mai 1814.

Göthe.

„Verzeihen Sie, wenn ich so lange eine Antwort schuldig geblieben; ich habe die letzten vier Wochen in großem Drange und mancherlei Unruhen verlebt; jetzt eile ich, wegen eines Freundes, der seinen Zustand zu verändern denkt*, folgendes zu äußern.

Die Hoffnung in unsern Gegenden angestellt zu werden, dürfte man nicht aufgeben; nur möchte der Zeitpunkt der Erfüllung noch nicht gekommen sein. Unser gnädigster Herr ist noch nicht von der Armee zurück und wird sich bei seiner Durchreise nach Wien nur wenig Tage hier aufhalten. Sind jene großen Angelegenheiten entschieden, läßt sich der neue Zustand übersehen, dann würde ich jenem Freunde rathen, sich persönlich darzustellen und vielleicht ergäbe sich günstiger Erfolg.

So viel habe ich vorläufig melden, mich wegen der Versäumniß nochmals entschuldigen und mich zu geneigtem Andenken empfehlen wollen.

Weimar, den 1. Juli 1814.

Göthe.

Erich Thomas Svedenstierna.

„Das Leben ist ein Wechselspiel von Bildern,
Bald ernst, bald froh, bald fromm und bald verwegen,
Ob Farben sie, ob Worte, Töne schildern,
Wie vielgestaltig sie vor Dir sich regen,
Wie kurz du lebst, dein Glück und deine Qual,
Sind, bunt und grau, doch nur ein Bildersaal."

Um diese Zeit begann mein Verkehr mit einem Mann von hohem Verdienst, in gleicher Weise geistreich, kenntnißvoll, liebenswürdig, mit Svedenstierna, dem die bedeutenden schwedischen Eisen- und Kobaltwerke untergeordnet waren. Welcher Glücksfall mich in genaue Verhältnisse mit ihm brachte, vermag ich nicht zu sagen, wohl

---

* Der vor mehreren Jahren in Weimar verstorbene Ober-Baudirektor Coudray; zu jener Zeit war der Ehrenmann Baurath zu Fulda, sehnte sich hinweg aus kurhessischem Dienste und hatte meine Empfehlung gewünscht.

aber, daß seine Briefe stets anzogen und erfreuten, daß mir Austausch von Vertrauen besonders wohl that; einen erprobten Freund hatte ich gefunden, und immer blieb er sich gleich.

Getreu seiner Zusage machte mich Svedenstierna bekannt mit sämmtlichen Neuigkeiten, die sich, im mineralogischen Bereiche, in Scandinavien ergaben, berichtete über Substanzen durch Berzelius, Gahn, Hisinger, Ekeberg und Andere zerlegt. Gegenseitig versorgten wir uns mit Mineral-Producten unserer Heimathlande; ihm verdankt meine Sammlung gar manche Vorkommnisse früherer Zeiten, welche zu Seltenheiten geworden. — Nicht unbesprochen blieb das Wichtigste der Tages-Politik.

In Theorie und Praxis des Hüttenwesens auf's Gründlichste bewandert, leitete mein Freund mit glücklichem Erfolg die Roheisen- und Stabeisen-Bereitung in mehreren Bergwerks-Bezirken. Reich an Erfahrungen, in Schweden erworben, sowie auf Reisen in Frankreich, England und Schottland, verdankte man ihm viele wesentliche Verbesserungen. Rasch und behend, von schnellem aber richtigem Blick, in allem was er unternahm, wußte der gediegene Fachmann stets bewährten Rath.

Svedenstierna gehörte zum Adel-Stand; aber er scherzte selbst über den höchst bescheidenen Stammbaum, der sich aufweisen ließ, machte aus der Herkunft kein Geheimniß, stellte nie in Abrede, daß sein Urgroßvater nur ein schlichter Landmann gewesen. Als Beweis folgende Stelle aus einem der Briefe; diese Mittheilung, welche die Beachtung meiner Leser wohl verdient, wurde durch besondere Gründe veranlaßt.

„Je suis de la caste des nobles, mais je compte peu de quartiers, car mon bisaïeul était né paysan et fut annobli par Ulrique Éleonore, la soeur de Charles XII.; non parce que de huit fils il en eurent trois, qui, le fusil à l'épaule, accompagnaient Charles à Pultawa; pour y être fait prisonniers et promenés en Siberie pendant sept ans, d'où ils retournaient sans autre moyens que leur propre intelligence et hardiesse. Mon bisaïeul ne fut pas fait noble non plus parce qu'il avait sacrifié des grandes sommes à l'appui de sa patrie: mais parce que lui et quelques autres braves gens convinrent de s'opposer

à l'aristocratie qui allait s'établir sous le nom de „Monarchie libre" après la mort de Charles XII. Il fallait donc capituler avec ces braves et la noblesse ne trouvant un meilleur moyen, reussit de les adopter parmi elle."

Svedenstierna war Weltmann, bewegte sich viel und mit großer geistiger Gewandtheit in höheren Kreisen der Hauptstadt, stets seltene Urtheils-Schärfe darthuend. Mit dem gesammten schwedischen Adel unterhielt er die bedeutendsten Verbindungen und genoß ausgezeichnetes Ansehen.

Um sein chemisches Wissen zu erweitern, weilte mein Stockholmer Freund längere Zeit in Paris; demungeachtet bemerkte er gleich in einem der ersten Briefe:

„Vous pouvez toujours continuer Votre correspondance en allemand; mais Vous me permettrez de Vous répondre en mauvais français; car Vous auriez bien plus de peine à me comprendre, si je voudrais m'essayer en Votre langue."

Höchst bescheiden heißt es in einem der folgenden Schreiben:

„La minéralogie n'est pour moi qu'un passe-temps agréable, purement accessoire au travail du fer, des finances et de l'économie, qui sont les objets principaux, qui m'occupent en général."

„Si je me suis oublié en donnant des notices sur les minéralogistes de mon pays, c'est parce que j'en suis par pur accident et par la grace des autres. J'avais commencé à etudier la minéralogie dans la seule vue, d'en tirer profit pour des opérations métallurgiques et surtout pour le traitement des minérais de fer, auquel j'avais dévoué la plus grande partie de mon temps. C'est dans cette vue seule, que j'avais commencé à me former une collection. Le hazard m'a fait decouvrir le Spinelle d'Aker et le corindon de la Laponie. Celà m'a encouragé à augmenter ma collection et le gout pour cette partie m'a entrainé au déla des bornes de mon premier plan. Mais pour Vous dire la verité, je n'ai rien fait pour la science, si Vous ne mettez pas en compte des notices donnés à Vous et à quelques autres minéralogistes des decouvertes faites dans mon pays par des per-*

* Für besondere Zwecke war dies auf meinen Wunsch geschehen.

sonnes, qui n'écrivaient pas eux mêmes, ou bien qui écrivent en Suédois. En peu de mots, le collecteur et le télégraphe minéralogiste, qui a l'honneur de Vous écrire présentement, est si peu minéralogiste, qu'il en a honte, et qu'il se trouve très embarassé des compliments, qu'il reçoit de temps en temps de ses amis minéralogistes."

Zu verschiedenen Malen hatte ich Svedenstierna geneckt, darüber, daß in Schweden das geologische Studium mehr oder weniger vernachlässigt werde. Seine Antwort lautete: die Ursache liege im Mangel einer, dem neuesten Wissenschafts-Stande entsprechenden Sammlung, nach welcher gelehrt werden könne, die, Behufs von Vergleichung in Fällen des Zweifels dieser oder jener Art, Jedem zugänglich wäre. Für mich, der ich meinem Freunde so sehr verpflichtet mich fühlte, war es nicht schwierig und eine wahre Freude, jene Lücke zu ergänzen. Bald wanderte, in mehreren Kisten, eine geologische Sammlung als freundschaftliche Gabe nach Stockholm; ich hatte selbst die Wahl der Stücke getroffen und ein beschreibendes Verzeichniß beigefügt. Nicht lange darauf meldete Svedenstierna: Das Geschenk sei für ihn zu kostbar, er habe das Ganze, in meinem Namen, einer Unterrichts-Anstalt überlassen.

Der Kronprinz, in dessen unmittelbare Nähe Svedenstiernas Stellung ihn oft brachte, hörte von der Sache und verlangte die Sammlung zu sehen. Im nächsten Briefe hieß es:

„*Le Prince royal — qui aime les sciences et ne manque jamais a donner de l'attention à tout ce qui puisse être utile à son pays — témoigna sa satisfaction. Le lendemain, que notre ami Berzelius et moi etions invités à diner chez le Prince, il est entré avec nous en plusieurs détails à ce sujet, n'oubliant pas ce qu'il désirait faire pour Vous.*"

Durch den Geschäftsträger der Krone in Hamburg wurde mir nach wenigen Monaten die Kunde: ich hätte den Wasa-Orden erhalten. Svedenstierna schrieb:

„*Je me suis trouvé à la cour, pour remercier notre bon prince de Vous avoir fait nommer chevalier de l'ordre de Wasa. C'était grande cour après diner et il a eu la complaisance de me parler*

le troisième en ordre. Je crois vraiment que c'est à Votre envoi et à Votre zèle pour la science minéralogique et sa propagation chez nous, que je suis redevable en partie du bon accueil que je rencontre toujours auprès de ce grand homme, que nous aimons également tous deux, et que la Scandinavie adore à juste titre."

Meine Leser wissen nun, wie es kam, daß ich einer außerordentlichen Gunst gewürdigt, daß ich mit einem Ehrenzeichen geschmückt wurde, womit man in Schweden jene belohnt, die sich um Beförderung von Künsten, Gewerben und Ackerbau verdient gemacht. Das Wort Wasa bedeutet eine Garbe, und ist zugleich Familien-Name und Wappen des adeligen Geschlechtes, aus welchem Gustav I., im Jahre 1523, den Thron Schwedens bestieg.

Mit Erstaunen, mit wärmster, innigster Theilnahme vernahm ich nach Jahren die Kunde, daß ein trauriges Geschick meinen Freund Svedenstierna seinem Vaterlande entriß, dem Kreise Aller, welche ihn gekannt und geschätzt.

R. Z. Becker.

So schmachten Redliche in finstern Kerkerschlünden,
  Die Unschuld trifft des Richters Beil.
Mich rissest du aus meiner stillen Zelle,
  Der Wissenschaft und Kunst geweiht,
Mit Mordgewalt hinweg zur schauervollen Schwelle
  Des Altars der Gerechtigkeit —
Ein schuldlos Opfer, deinem feigen Grimm
  Zur Weide, floß mein redlich Blut:
Besiegte nicht den Trug der Wahrheit feste Stimme,
  Und zähmte Furcht nicht deine Wuth.
So letze Dich nun an des Kerkers Plagen,
  Der Kinder Weh', der Gattin Qual!
Freu' Dich der Bosheit, die mir Hunderte von Tagen
  Des Wirkens für die Menschheit stahl!

Auf Birkenrinde geschrieben, in der Casematte Nr. IV. der Magdeburger Citadelle im März 1812. R. Z. Becker.

Eine übermüthige Verletzung des Völkerrechts fand in der Hofstadt eines deutschen Fürsten statt. Ohne Vorwissen und Willen

des Herzogs ließ ein französischer General zu Gotha einen der ehrenwerthesten deutschen Männer durch Waffen-Gewalt verhaften, und wie einen Verbrecher auf die Magdeburger Citadelle schleppen.

Eine That, welche das Gefühl tiefen Unwillens über fremden Despotismus, der auf Deutschland lastete, nur steigern konnte.

Meine Leser erinnern sich, daß ich, bei früheren Reisen in Thüringen, mir die Bekanntschaft und Freundschaft Rudolph Zacharias Becker's erworben. Viele Sorgen machte mir sein hartes Geschick. Wie es hieß, sollte er durch Aufsätze im „Allgemeinen Anzeiger" der französischen Regierung verdächtig geworden sein. Einige wollten wissen: er habe voll Hohn und Erbitterung glühenden Haß ausgesprochen gegen Napoleon. Man ahnte nicht einmal, in welchem Kerker der Biedermann schmachtete, so geheimnißvoll war die Frevelthat vollführt worden.

Wie entzückte mich die gute Nachricht von der endlichen Freilassung des werthen Freundes.

Als Napoleon, den neuen Feldzug zu eröffnen, im April 1813 durch Gotha kam, vermochte nichts die treue Gattin abzuwenden von dem Vorsatz, alles aufzubieten. Ein Bild trübster Wehmuth, flehend, die Arme ausgestreckt, drängte sie sich durch Volksmenge und durch abwehrende Gensdarmen bis zum kaiserlichen Wagen. Sie überreichte ihre Bittschrift, in dem Augenblicke aber verließen die Unglückliche ihre Kräfte. Schmerz, jahrelanges Leiden, getäuschte Hoffnungen, bittere Erfahrungen, erneuten sich in diesem Augenblicke der Entscheidung; von wechselnder Angst und Hoffnung erschöpft, sank die Aermste, einen durchdringenden Schrei ausstoßend und laut jammernd, zu Boden.

Der Kaiser warf einen flüchtigen Blick in das Papier und sagte ohne zu zögern mit beschwichtigenden Gebärden:

„Ah je sais ce que c'est."

Sodann dem anwesenden Herzog von Gotha sich zuwendend, ersuchte er diesen, der Frau die baldige Rückkehr ihres Mannes zu verkündigen.

Im Augenblicke erschallte ein allgemeiner Jubelruf: es lebe der Kaiser.

Napoleon, zum Wagen sich herauslehnend, richtete mit ruhiger, fast feierlicher Miene, jedoch nicht ohne Freundlichkeit, an die noch immer Zweifelnde die Worte:

„*Votre mari retournera, mais, dites-lui, qu'il soit plus sage à l'avenir et qu'il ne se mêle plus des affaires des puissances.*“

Und abermals rief die ganze versammelte Menge: es lebe der Kaiser!

Auf einer Erholungs-Reise durch die Main- und Rheinlande im Jahre 1814, besuchte mich Becker in Hanau. Willig fügte sich der theuere Freund unsern Bitten, um einen Bericht über seine Erlebnisse. Bis in die späte Nacht hörten wir, mit herzlichster, stets gesteigerter Theilnahme, nicht selten schaudernd, seiner Erzählung zu.

„Am frühen Morgen eines Novembertages im Jahre 1811,“ so begann Becker, „war ich, heiteren Sinnes, mit Arbeiten beschäftigt, nicht ahnend, welches Unglück mir bevorstand. Plötzlich drängten sich geharnischte Reiter in mein Zimmer. In abgebrochener, hastiger Weise erklärte der Anführer: er käme im Namen und auf Befehl des französischen Gouvernements, sich meiner Person und meiner Papiere zu bemächtigen, ich müsse ihm ohne Verzug folgen, sonst werde er Gewalt brauchen.“

„Es schwamm mir vor den Augen; mit wachsendem Entsetzen sah ich drei Polizei-Schergen, die mitgekommen, über Schreibpult und Tische herfallen. Rauhe Strenge des Anführers beeiferte die geschmeidigen Helfer zu erhöhter Thätigkeit. In heftigster Eile wurden sämmtliche Fächer durchsucht, Papiere und Briefe in mitgebrachte Koffer gepackt. Ungestüm wies man meine, wie es schien sehr überflüssigen, Fragen nach der Ursache dieses, mir unerklärbaren, harten, gewaltsamen Verfahrens zurück. Endlich folgte der Aufschluß: ich sei verhaftet auf des Kaisers Befehl. Nun erkannte ich das Entsetzliche.“

„Bei so bewandten Umständen mußte ich, im Vollgefühl meiner Unschuld, den bereit stehenden Wagen besteigen. Ich sah mein Haus nach allen Seiten umgeben von französischen Kürassieren, und, wie ich später erfuhr, waren selbst die Landstraßen nach Eisenach, Erfurt und Schmalkalden mit Militär besetzt. So furchtbare Zurüstungen!“

des Herzogs ließ ein französischer General zu Gotha einen der ehrenwerthesten deutschen Männer durch Waffen-Gewalt verhaften, und wie einen Verbrecher auf die Magdeburger Citadelle schleppen.

Eine That, welche das Gefühl tiefen Unwillens über fremden Despotismus, der auf Deutschland lastete, nur steigern konnte.

Meine Leser erinnern sich, daß ich, bei früheren Reisen in Thüringen, mir die Bekanntschaft und Freundschaft Rudolph Zacharias Becker's erworben. Viele Sorgen machte mir sein hartes Geschick. Wie es hieß, sollte er durch Aufsätze im „Allgemeinen Anzeiger“ der französischen Regierung verdächtig geworden sein. Einige wollten wissen: er habe voll Hohn und Erbitterung glühenden Haß ausgesprochen gegen Napoleon. Man ahnte nicht einmal, in welchem Kerker der Biedermann schmachtete, so geheimnißvoll war die Frevelthat vollführt worden.

Wie entzückte mich die gute Nachricht von der endlichen Freilassung des werthen Freundes.

Als Napoleon, den neuen Feldzug zu eröffnen, im April 1813 durch Gotha kam, vermochte nichts die treue Gattin abzuwenden von dem Vorsatz, alles aufzubieten. Ein Bild trübster Wehmuth, flehend, die Arme ausgestreckt, drängte sie sich durch Volksmenge und durch abwehrende Gensdarmen bis zum kaiserlichen Wagen. Sie überreichte ihre Bittschrift, in dem Augenblicke aber verließen die Unglückliche ihre Kräfte. Schmerz, jahrelanges Leiden, getäuschte Hoffnungen, bittere Erfahrungen, erneuten sich in diesem Augenblicke der Entscheidung; von wechselnder Angst und Hoffnung erschöpft, sank die Aermste, einen durchdringenden Schrei ausstoßend und laut jammernd, zu Boden.

Der Kaiser warf einen flüchtigen Blick in das Papier und sagte ohne zu zögern mit beschwichtigenden Gebärden:

„Ah je sais ce que c'est.“

Sodann dem anwesenden Herzog von Gotha sich zuwendend, ersuchte er diesen, der Frau die baldige Rückkehr ihres Mannes zu verkündigen.

Im Augenblicke erschallte ein allgemeiner Jubelruf: es lebe der Kaiser.

Napoleon, zum Wagen sich herauslehnend, richtete mit ruhiger, fast feierlicher Miene, jedoch nicht ohne Freundlichkeit, an die noch immer Zweifelnde die Worte:

„*Votre mari retournera, mais, dites-lui, qu'il soit plus sage à l'avenir et qu'il ne se mêle plus des affaires des puissances.*“

Und abermals rief die ganze versammelte Menge: es lebe der Kaiser!

Auf einer Erholungs-Reise durch die Main- und Rheinlande im Jahre 1814, besuchte mich Becker in Hanau. Willig fügte sich der theuere Freund unsern Bitten, um einen Bericht über seine Erlebnisse. Bis in die späte Nacht hörten wir, mit herzlichster, stets gesteigerter Theilnahme, nicht selten schaudernd, seiner Erzählung zu.

„Am frühen Morgen eines Novembertages im Jahre 1811,“ so begann Becker, „war ich, heiteren Sinnes, mit Arbeiten beschäftigt, nicht ahnend, welches Unglück mir bevorstand. Plötzlich drängten sich geharnischte Reiter in mein Zimmer. In abgebrochener, hastiger Weise erklärte der Anführer: er käme im Namen und auf Befehl des französischen Gouvernements, sich meiner Person und meiner Papiere zu bemächtigen, ich müsse ihm ohne Verzug folgen, sonst werde er Gewalt brauchen.“

„Es schwamm mir vor den Augen; mit wachsendem Entsetzen sah ich drei Polizei-Schergen, die mitgekommen, über Schreibpult und Tische herfallen. Rauhe Strenge des Anführers beeiferte die geschmeidigen Helfer zu erhöhter Thätigkeit. In heftigster Eile wurden sämmtliche Fächer durchsucht, Papiere und Briefe in mitgebrachte Koffer gepackt. Ungestüm wies man meine, wie es schien sehr überflüssigen, Fragen nach der Ursache dieses, mir unerklärbaren, harten, gewaltsamen Verfahrens zurück. Endlich folgte der Aufschluß: ich sei verhaftet auf des Kaisers Befehl. Nun erkannte ich das Entsetzliche.“

„Bei so bewandten Umständen mußte ich, im Vollgefühl meiner Unschuld, den bereit stehenden Wagen besteigen. Ich sah mein Haus nach allen Seiten umgeben von französischen Kürassieren, und, wie ich später erfuhr, waren selbst die Landstraßen nach Eisenach, Erfurt und Schmalkalden mit Militär besetzt. So furchtbare Zurüstungen!“

schenfreundliche Theilnahme bewiesen. Davoust, der Urheber meines Unglücks, wurde von ihnen mit Schimpfnamen und Verwünschungen belegt."

„Bittschriften, an Napoleon gerichtet, so wie an den Herzog von Auerstädt, der im Februar 1813 nach Magdeburg kam, blieben ohne Bescheid. Letzterer erwiederte auf eine dringende Verwendung des Herzogs von Gotha: *„c'est un auteur ténébreux et plein d'arrières pensées"*. Vertrauen und Hoffnung schwanden mehr und mehr; ich glaubte mich in die Klasse der *„Oubliés"* versetzt."

„Zu dieser Zeit erfolgte Befehl, alle Gefangenen von der Citadelle wegzubringen: mir wies man einen Kerker hinter dem Dome an, von außen und innen einer Räuberhöhle ähnlich, auch führte mich hier das Schicksal in unmittelbare Nähe von Banditen und Brandstiftern."

„Wann die Erlösungsstunde schlug, wem ich meine Freiheit danke, dies wißt Ihr, lieben Freunde, aus öffentlichen Blättern."

Freude strahlte aus Beckers ehrlichem Auge, wie er uns seine Empfindungen schilderte, als er zum erstenmale wieder den blauen Himmel mit der herrlichen Wölbung über sich gesehen.

Aus Weimar wurde mir abermals gute Kunde:

„Nunmehr, da alles dasjenige, was Sie mir zugedacht, außer dem Kästchen mit Mineralien, glücklich angekommen, so will ich, meinen besten Dank zusammenfassend, davon gehörige Meldung thun."

„Das Taschenbuch ist nicht allein an Bogenzahl gewachsen, sondern es ist auch zugleich gehaltreicher geworden. Die beiden ersten Aufsätze, die ich bis jetzt lesen konnte, haben einen vorzüglichen Werth. Es freut mich, daß unser Thüringer Waldgebirge, welches Vogt und Heim zu so schönen geognostischen Beobachtungen frühzeitig veranlaßte, immerfort jüngere Männer in seiner Nachbarschaft nährt und auffordert, bedeutende Beiträge zu liefern."

„Der Schlotheim'sche Aufsatz spricht mir ganz nach dem Sinne. Ich bin schon längst der Ueberzeugung, daß man bei Erklärung der verschiedenen Erdbildungen nur alsdann gewaltsame Revolutionen

zu Hülfe rufen muß, wenn man mit ruhigen Wirkungen, die denn doch der Natur am allergemäßesten sind, nicht mehr auskommen kann."

„Eben so belobe ich die Stelle in v. Hoff's Aufsatz, daß man nicht alles, was breccienartig scheint, für trümmerhaft halten solle. Gar manches sogenannte Todtliegende ist wirklich porphyrartig, das heißt, die in der Grundmasse enthaltenen, fremdartig scheinenden Theile haben sich vor oder bei der Solidescenz chemisch abgesondert, und eine mehr oder weniger deutliche Krystallisation, auch wohl eine Kugel-, Ei- oder Splitterform angenommen, deßwegen der atomistische Sinn so gern darin Geschiebe oder Bruchstücke sehen mag. Ich habe mit Sorgfalt für den Zweck eine solche Darstellung gesammelt und schon vor zwei Jahren über diesen Gegenstand einen Aufsatz zu dictiren angefangen, den ich für das Taschenbuch bestimmte. Allein er kam nicht gleich zu Stande und blieb nachher um so mehr liegen, als ich mit den herrschenden Meinungen gar nicht gern in Streit gerathen mag, denn so lange diese die Oberhand haben, spricht man doch nur in die Luft, besonders wenn man nicht eigentlich vom Metier ist. Schon früher hatte ich auf die scheinbaren Breccien hingedeutet, aber mir dadurch keinen sonderlichen Dank verdient. Um desto mehr freut es mich, wenn das, was ich für wahr halte, durch jüngere wohlunterrichtete und geistreiche Männer ausgesprochen und auf einem so schönen und gebahnten Weg verbreitet wird."

„Vielleicht gewinne ich Raum, den Aufsatz zu concentriren und abzuschließen."

„Der mitgetheilte Katalog ist wirklich höchst merkwürdig, das beschriebene Cabinet mag einen prächtigen Anblick gewähren und sehr belehrend sein, schon ist es die Beschreibung, an der mir die Freude, welche der Besitzer an seinen Sachen hat, so angenehm als wirksam erscheint, erfreulich zu lesen."

„Das Schreiben an Ihro Kaiserliche Hoheit habe zu überreichen ich nicht verfehlt; ein Andenken von dieser vortrefflichen Fürstin ist Ihnen gewiß höchst werth. Heute besitzen wir die beiden kaiserlichen Brüder, welche vielleicht eher als dieses Schreiben in Hanau anlangen."

„Und nun zum Schluß noch eine Bitte, die vielleicht wunderlich scheinen könnte, dürfte ich um das Recept der Dinte ersuchen, mit der Sie gewöhnlich schreiben; ihre immer gleiche Schwärze dient ihr zur besonderen Empfehlung."

„Mit aufrichtiger Theilnahme

Weimar, den 9. März 1814.

Göthe."

Volks-Bewaffnung.

Aus dieser Zeit stammt die hochwichtige Frage über Volksbewaffnung, und nicht lange hatte man den Frieden errungen, so wollten Viele die stehenden Heere ganz abgeschafft wissen. Patriotische Schönredner zumal und verkehrte Glückseligkeits-Prediger, denen in solch ernster Sache kein Urtheil zusteht, führten Wort und Feder. Jeder weiß, daß Heere in Friedens-Jahren unermeßlichen Aufwand kosten und leicht ist's gesagt: der Staatskasse müssen die Ausgaben gespart werden. Aber man darf sich nicht Träumereien und Nebelbildern hingeben, nicht in Täuschungen verfallen. Die Bande des Gehorsams würden sich bald lösen, fehlte gebietenden Behörden eine bewaffnete Macht, ein Heer, belebt von Zucht und Ordnung; von Söldner-Schaaren, geworben für den einzigen Zweck der Allein-Gewalt, ist keine Rede; auch darf sich's nicht handeln um absichtliches Hindern und Hemmen des Fortschreitens zum Bessern im Staatsleben.

Volks-Bewaffnung, das ist bekannt genug, kostet den Staat, im Vergleich zu Soldaten, sehr wenig, allein sie ist und bleibt unzureichend, ja es könnte dabei Alles auf's Spiel gesetzt werden. Nie dürften Landsturm und Bürgerwehr genügen. Letztere entspricht örtlichen Bedürfnissen und selbst in vorzüglichem Grade, vorausgesetzt, daß sie soldatischen Einrichtungen und Gebräuchen sich fügt; der Landsturm darf nur zur Ergänzung des Heeres dienen, dieses soll aus ihm hervorgehen. Vergebens alles Schwatzen, alles Markten und Rechten. Frankreich gab einen schlagenden Beweis gereifter Staats- und weltkluger Bildung dadurch, daß es, auch als Republik,

keineswegs sich begnügte mit National-Garden; das stehende Heer, dessen innere Nothwendigkeit man nie verkannte, wurde beibehalten. Der Geschichte fehlt's nicht an Beispielen. Von Vaterlands-Liebe, von Freiheits-Gefühl entflammte Völker, die sich zum Kampf erhe-ben, rohe Haufen, erfüllt mit wilder Schwärmerei, mit Meinungs-wüthiger Begeisterung, welche zu den Waffen griffen, unterlagen in jeder Schlacht der unwiderstehlichen Gewalt mit Umsicht geführter zuverlässiger Krieger-Schaaren, geübter, tüchtiger Streiter. Bei wohlgeschulten Heeren blieb der Erfolg nie lange zweifelhaft.

Ein Institut, wie der Landsturm, war zu neu, zu volksthümlich, um im Sinne einer Regierung zu liegen, wie die Kurhessische. Es geschah weiter nichts dafür, als was man den allgemeinen Verhältnissen nach thun mußte: die ersten Grundzüge wurden angegeben. Allein demungeachtet bildete sich der Landsturm in kurzer Zeit zweckmäßig und tüchtig aus. Mit rühmlichem Eifer, in ächt deutschem Sinn, widmeten sich Feldobersten, Hauptleute und andere Officiere den oft mühseligen und undankbaren Geschäften.

Mir erwies man, — das heißt das Volk — die Ehre, mich in die „Schutz-Deputation" zu wählen, diese ernannte mich zu ihrem Präsidenten und Feld-Obersten. Für den Kurfürsten lag kein Grund vor, mich nicht in jener Würde zu bestätigen.

Es wird sich sogleich ergeben, weßhalb ich der Sache gedenke.

Die Verbündeten in Paris.

Ganz allgemein war angenommen, Jeder des festen Glaubens, daß man Paris und in nicht gar langer Zeit erobern werde. Dennoch überraschte es mich freudigst, als Doctor S . . . . e, einer der Ad-jutanten beim Landsturm, in mein Arbeitszimmer stürzte, mit vor Vergnügen funkelnden Augen und flammendem Antlitz: „Haben Sie die Nachricht schon gehört? Die Nachricht von allerhöchstem Werth? Triumph! Die Schmach ist gerochen, der Sieg errungen, Babylon gefallen! Deutschlands Ehre ist hergestellt!"

„Was haben Sie? Was heißt das?"

„Wo die Lüge thronte und die Frechheit blendete, strahlen jetzt die hohen Sieger im ächten Glanze reiner Größe."

So verkündete der begeisterte Freund mir die Einnahme von Paris. Aus dem Munde von Courieren hatte er im Augenblicke vernommen, daß die verbündeten Heere am 31 März Morgens gegen zehn Uhr die französische Hauptstadt besetzt. Den 30. März 1813 erklärte Napoleon: von den constitutionsmäßig dem Reiche einverleibten Provinzen würde auch nicht ein Dorf abgetreten werden, selbst nicht, wenn die Höhen des Montmartre von feindlichen Armeen besetzt wären. Den 30. März 1814 capitulirte Paris, und gerade von der Seite des Montmartre war der Angriff erfolgt.

Mit leidenschaftlicher Freude drang der Adjutant in mich, ihn zu ermächtigen, Generalmarsch schlagen zu lassen. — Bald wirbelten unsere Trommeln. Aber längst war die Nachricht von Mund zu Mund gegangen, von Straße zu Straße. Sie hatte Hanau in freudigsten Aufruhr gebracht. Auf dem Markte, dem Sammelplatze des Landsturms, konnte man schwer durchkommen, Kopf an Kopf, ein Menschen-Gewimmel, eine wogende Menschenfluth. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter mit den Worten:

„Schwere Her, was machen Sie? Sie bringen mir die Leute aus allen Fugen!"

Es war der Regierungs-Präsident, mit dem ich übrigens sehr gut stand. Er pflegte jenen sonderbaren Ausruf zu wählen, wenn er Erstaunen, Verwunderung, Verlegenheit zu erkennen geben wollte, er gebrauchte die Worte in den verschiedensten Stimmungen und Ideen-Verbindungen. Pflicht-Gefühl, ängstliches Abwägen aller möglichen Verhältnisse, mein „unpolizeiliches" Verfahren, machten in diesem Augenblicke den überaus schätzbaren Mann kopfscheu.

„Sie haben Recht," sagte ich, „ich erlaubte mir zu handeln, ohne zuvor Ihre Beistimmung eingeholt zu haben, und Ehre, wem sie gebührt. Aber es ist ein so schöner, ein so großer Augenblick, im Freuden-Taumel vermochte ich nicht, den drängenden Wünschen zu widerstehen. Nehmen Sie dies freie Bekenntniß entgegen. Nun ist's einmal geschehen und ich fürchte nichts. Eine Aufregung, wie diese, ist keine gewaltsame, die Freude nicht wild fieberhaft, nur

eine rauschende, gefahrlose Siegesfeier. Wir begehen ein hohes Fest."

Uebrigens war mir bei der Gelegenheit keineswegs zu Muthe, als hätte ich irgend eine Art Buße zu thun. Der Präsident B......, kein fanatischer Rechthaber — und der nie vergaß, daß ich ihn vor wenigen Jahren dem Großherzog von Frankfurt zum Staatsrath empfohlen — ließ sich, ohne weitere Einrede, die Sache gefallen.

Hausknecht, ein befreundeter Prediger, allgemein beliebt, begabt mit der Macht des Wortes und des Wohllautes, dem immer eine Fülle und Gewandtheit der Rede zu Gebote stand, hatte auf meine Bitte sich eingefunden. Tiefe Stille herrschte, als er sein Haupt entblößend, begann:

„Laßt uns danken dem Allmächtigen! Das Recht ersteht — die Wahrheit kehrt zurück — die Freiheit ist der Erde wiedergegeben — von Neuem bindet sie der Glauben an den Himmel. Nicht der Habsucht, nicht des Stolzes wegen, oder um der Rachbegierde willen, zogen die Gewalt-habenden Monarchen das Schwert; nein, es galt einen übermüthigen Feind zu entwaffnen, Deutschlands Unabhängigkeit zu sichern, es galt Eigenthum, Gesetz und Heerd. So weit ein Gemüth Liebe faßt — so weit es die Menschheit Brüder nennt — fallen Alle in diesem Augenblicke dankbar und segnend nieder."

Der Prediger beugte die Knie, Jeder folgte seinem Beispiele, selbst der Regierungs-Präsident.

„Den gewaltigen Richter zu verehren, der uns diese glorreiche Stunde erleben ließ. Dank und Preis dem Höchsten, dem Ewigen! Ehre und unsterblichen Ruhm den hohen Verbündeten! Unverwelklicher Name den tapfern Kriegern! Muth, Treue Glauben der ganzen Welt!"

Den tiefsten Eindruck machten diese Worte auf die versammelte Menge. Nachdem der Geistliche den Segen gesprochen, erhoben wir uns. Ein Zeichen von mir, die Trommeln wirbelten. Schnell ordneten sich meine Mannen. Gefolgt von einem großen Volks-Haufen, durchzogen wir, unter Gesang kriegerischer Lieder, alle Straßen der Stadt. Nun gingen Lust und Jubel erst recht los.

Die Verbündeten waren in Paris.

Daß ihre heldenmüthigen Schaaren „mit Zittern und Zagen um sich blickend" eingerückt, konnte nur Chateaubriand schreiben — vielleicht, „*s'abandonnant au sentiment de l'orgueil national*," sogar glauben.

An der Spitze ihrer Garden, im Gefolge einzelner Abtheilungen österreichischer, bairischer und württembergischer Truppen, zogen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen feierlich ein in die Stadt. Man wähnte auf feindselige Stimmung gefaßt sein zu müssen. Allein schon bei der Barriere von Pantin empfing das in Haufen versammelte Volk die Verbündeten mit allgemeinster Freude, mit lautestem Jubel. Solche Aeußerungen hielten an durch die Straßen und steigerten sich zur Begeisterung, wie an der *Porte St. Martin* das Aufstecken weißer Cocarden statt fand. Plötzlich war aus dem dichtesten Gedränge der wiederholte Ruf zu hören:

„*à bas la statue!*“

Viele eilten nach dem Vendôme-Platz; es galt der Bildsäule Napoleons, diese sollte herabgestürzt werden. Es blieb indessen beim Bedecken mit einem weißen Tuche.

„*Ils font bien de me cacher leur honte!*“

soll der Kaiser gesagt haben, als er Kenntniß vom Hergang erhielt.

Pariser Blätter berichteten: die französische Akademie habe, zu ihrer öffentlichen Jahres-Sitzung, die Monarchen und die Generale des verbündeten Europa eingeladen. Eine zahlreiche glänzende Versammlung erwartete die Herrscher; zwei schmucklose Sessel standen für sie bereit. Als Baron Sacken, General-Gouverneur von Paris, in den Saal trat, brach der erste Beifallsturm aus. Ihm folgten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen. Ein wahrer Rausch der Begeisterung. Von allen Seiten ertönte der Ruf: Es lebe Alexander! Es lebe der König von Preußen! Es leben die Verbündeten!

Kaiser Alexander — den man in der Hauptstadt wahrhaft vergötterte, der, wo er sich blicken ließ, mit endlosem Jubel begrüßt wurde — sagte, in heiterster Stimmung zu einem seiner Vertrauens-Männer:

„*Nous voilà donc à Paris; voyez la persévérance qui a triomphé!*“

Ohne der überschäumenden Kraft, ohne der Helden-Natur Blüchers zu nahe zu treten, hatte der Monarch gegründete Rechte, das „beharrlich Standhafte“, die „nachdrückliche Ausdauer“ sich als Eigenthum anzumaßen. Im strengsten Wortsinne war es der Czaar,

welcher den Fürsten Schwarzenberg drängte, mit Blücher vereinigt, auf Paris vorzurücken. So wurde Napoleons jäher Fall herbeigeführt.

Die Ueberspannung, von der Revolution hervorgebracht, war das Unglück Frankreichs. Frühere und spätere Häuptlinge verstanden sich darauf, einen solchen Seelenzustand trefflich auszubeuten. Im Auslande hatten französische Heere Schlachten geschlagen, ehrenvolle, glänzende Siege erkämpft. Nie sah das Volk diese Triumphe mit eigenen Augen. Nur durch blind geladene Kanonen, in der Hauptstadt abgefeuert, und durch öffentliche Blätter hörte man davon. Im Auslande war die Nation groß, stolz, selbstständig geworden; übertriebene Anstrengungen der Revolution hatten die innere Kraft erschöpft. Mit dem hochtrabenden Bewußtsein verloren die Franzosen im Jahre 1814 das Vertrauen zu sich; ihre Heere waren Trümmer alten Ruhmes, die letzten Ueberbleibsel Waffen-fähiger Bevölkerung.

Wie bekannt, ist ein großer Theil der französischen Hauptstadt über ausgehöhlten Weitungen erbaut, schwebt gleichsam darüber. Es sind dies die berühmten Katakomben, unermeßliche unterirdische Steinbrüche aus früheren Jahren. Bei Napoleons Ankunft in Fontainebleau hatte ein Artillerie-Hauptmann den Befehl erhalten, alles vorhandene Pulver in die Katakomben schaffen zu lassen. Die Absicht war, beim Einzug der Verbündeten Paris in die Luft zu sprengen. Marchand — so hieß der Ehrenmann — statt dem Auftrag nachzukommen, machte den verbündeten Monarchen die Anzeige.

Um diese Zeit ergab sich eine Thatsache, geeignet, praktische Untauglichkeit oder ärmliche Chicanen-Sucht damaliger kurhessischer Minister — wenigstens der meisten unter ihnen — ins grellste Licht zu stellen. Daß das Wirken jener „Staatsmänner“, obwohl alles wie am Schnürchen gehen sollte, kein fruchtbringendes war, dafür ließen sich der Belege noch gar vielartige beibringen.

Im Sommer 1813 hatte mich mein gnädigster Herr, der Groß-

herzog, durch Estafette nach Aschaffenburg berufen. Es handelte sich um schleuniges Beibringen einer Summe von zwanzig tausend Gulden für die, durch französische Behörden wiederholt auf's dringendste begehrte Errichtung, oder vielmehr Erweiterung des Militär-Hospitals zu Philippsruhe unfern Hanau. Ich war sehr verlegen über die Mittel. Alle Kassen erschöpft durch Anstrengungen jeder Art, ja belastet mit Schulden; drückender Geldmangel in Folge immerwährender Kriege. Keinen andern Vorschlag wußte ich, als einen außerordentlichen Holzhieb in den Domanial-Wäldern. Nun konnte dieser aber erst nach Monaten vorgenommen werden und der zwanzig tausend Gulden bedurfte man in kürzester Frist.

Ich verwaltete die Domainen unter unmittelbarer Leitung des Großherzogs. Für den Fall, wovon die Rede, erbat ich mir von meinem Fürsten Erlaubniß, mit dem Finanz-Minister mich berathen zu dürfen. Wir kamen überein, daß man versuchen müsse, die Summe, um welche es sich handelte, als Darleihen zu erhalten, gegen Verpfändung des demnächst zu fällenden Holzes.

Vergebens jeder Schritt. Die Frankfurter Geldhändler zeigten sich bedenklicher, als ich erwartete. Sie waren zwar bereit zum Geschäft, aber nur gegen Privat-Bürgschaft.

Toussaint, ein mir befreundeter Hanauer Fabrik-Besitzer, der stets viel Patriotismus gezeigt, erbot sich von freien Stücken, die Wagniß mit mir zu theilen; unter gewissen Umständen, bei zweifelhaftem Ausgange der Kriegs-Verhältnisse ließ sich die Sache allerdings so betrachten.

Gegen unsere gemeinsame Bürgschaft borgten wir das Geld beim Hause Rothschild und erhielten von der zuständigen Behörde eine Anweisung auf den Holzschlag in bester Form.

Auf solche Art wurde dem Verlangen der Gewalthaber entsprochen und das Hospital eingerichtet.

Nach Wiederherstellung des Kurfürstenthums Hessen kam ich beim Ministerium ein: „Rückzahlung der dem Lande vorgestreckten Summe, oder Ermächtigung das Holz zu fällen," so lautete meine Bitte. Der naive Bescheid — er muß sich in den Archiven zu Kassel finden — war:

„Steht dem Suchen ein für allemal nicht zu willfahren."

Ich ließ mich nicht schrecken durch diese Verfügung, welche ohne Zweifel auf dem beliebten, allerdings höchst bequemen Grundsatze beruhte, in keine Liquidation der Kriegskosten irgend einer Art einzugeben. Glücklicher Weise — als hätte mir die Möglichkeit eines solchen Beschlusses geahnt — trug ich seiner Zeit dem Minister von Stein in Frankfurt den Fall vor. Der erfahrene und gerechte Staatsmann beruhigte mich vollkommen. Er ertheilte mir die entschiedene Zusage seiner kräftigsten Verwendung zur Förderung meiner Angelegenheit, ja er gab mir das Wort: ich solle und müsse befriedigt werden. Und diese Versicherung ging ihm von Herzen, denn er ermächtigte mich, sobald ich es für nöthig erachte, von dieser seiner Aeußerung jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Eine zweite Vorstellung richtete ich an das kurfürstliche Ministerium. Ich erklärte: wie schmerzhaft es in jeder Beziehung für mich wäre, bei den hohen Verbündeten als Kläger gegen seine Königliche Hoheit, den gnädigsten Landesherrn, aufzutreten. Daß ich der verheißenden Zusage des „großen" Stein erwähnte, versteht sich. Das fruchtete. Die umgehende Post brachte befriedigende Nachricht. Einer der Minister, W........, schrieb: es sei jener Bescheid ein — übereilter gewesen; nur acht Tage möchte ich mich gedulden. Der Ehrenmann — einer von den Ausnahmen — hielt Wort. Der Hanauer Finanzkammer in Hanau wurde befohlen, mir zwanzig tausend Gulden nebst Zinsen auszuzahlen.

Im Laufe des Sommers besuchte ich Schwalbach, nicht wegen gestörter Gesundheit, oder um diese zu pflegen: Minister von Albini hatte gesagt, er werde sich auf einige Wochen dahin begeben und den Wunsch geäußert, mich zu treffen. Er fügte hinzu, daß er Schwalbach vorzugsweise vor Ems gewählt, weil hier — wo, jedoch nur sehr vorübergehend, wie durch einen Zauberschlag ein glänzendes Leben sich aufrichte — der Garten so schmal sei, daß man Niemand ausweichen könne, und die Badewelt zu notabel, zu stolz, zu abgeschlossen, in Schwalbach habe er stets alles freier gefunden, ungezwungener.

*soirée du 19. Avril *, les plénipotentiaires furent sommés de partir sur-le-champ. Ils se mirent donc en route la même nuit pour Strasbourg. A peine etaient-ils sortis de Rastadt, que les hussards, a l'affût de leur proie, enveloppèrent les voitures; mais, oubliant leur consigne, ces soldats **, ivres pour la plupart, frappèrent les envoyés, sans distinction de personnes, du tranchant de leurs sabres, et laissèrent sur la place Bonnier et Roberjot. Jean Debry, blessé au bras et à la tête, se sauva par miracle, et alla au point du jour chercher un asile chez le ministre de Prusse.*"

Aecht deutsche Gesinnungen bewährend, erzählte Albini von den verschiedenen Scharmützeln, in denen „sein" Landsturm Vortheile errungen, von dem Rückzuge nach Seligenstadt, vom Hauptquartier in Aschaffenburg, besonders aber, und mit leuchtendem Auge, vom Ehrensäbel mit goldenem Griff, den ihm Kurfürst Friedrich Karl Joseph verliehen.

Minister von Reizenstein.

Mehr als ein guter Stern geleitete mich dieses Mal nach Schwalbach. Ein Umstand vor allen, macht mir den Aufenthalt unvergeßlich. Lange genährte Wünsche giengen in Erfüllung: schon den Tag nach meiner Ankunft wurde mir's vergönnt, einem der edelsten Männer unserer Zeit mich vorstellen zu dürfen, einer der hervorragendsten, merkwürdigsten Persönlichkeiten.

Wunderbare, bedeutungsvolle Fügung! Die Bekanntschaft mit dem Minister von Reizenstein — welchen Gesundheits-Rücksichten öfter dem Curort zuführten — hatten entschiedensten Einfluß auf meine Zukunft; sie wurde zum segensreichen Wendepunct meines Lebens. Der größte Theil an meinem glücklicheren Dasein gebührt dem Ehrenmann.

Viele Jahre wurde mir's beschieden, Reizenstein als Mensch,

* Es war am 28. April.

** An der Spitze soll nur ein Wachtmeister gestanden haben.

Gelehrten und Staatsdiener handeln zu sehen, beobachten zu können, seinen edlen Charakter, seine vielen und großen Eigenschaften zu bewundern. Oft wird der Verfolg mir Gelegenheit bieten, dessen zu gedenken.

Aufrichtige wohlmeinende Gesinnungen, warmes Rechtsgefühl beseelten den Minister. Er war durchaus vorurtheilsfrei, von seltener Gemüthstiefe, frei von Selbstsucht und Ehrgeiz, vielmehr bescheiden, anspruchlos, nicht gewohnt Schmeicheleien zu hören. Bis ans Ende seiner Tage blieb er mir freundlich gewogen, würdigte mich des Umgangs und des brieflichen Verkehrs, beehrte mich, in der vollen Bedeutung, des schmeichelhaftesten Vertrauens.

Mit angeborenem, überwiegendem Forschergeist, verband Reizenstein die ausgebreitetsten, gründlichsten Kenntnisse. Anhaltend beschäftigte ihn das Studium der Classiker; aber keine bedeutende schriftstellerische Zeit-Erscheinung, aus den mannigfaltigsten Zweigen, ließ sein feueriger, vorwärts strebender Sinn unbeachtet. Anmuthig und mit großer Sicherheit sprechend, war des Ministers Schreibart besonnen, edel und kräftig.

„Sie haben mir, durch die freundschaftliche Uebersendung der, von Ihnen in der feierlichen Versammlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München vorgetragenen, Abhandlung über Bedeutung und Stand der Mineralogie ein Geschenk gemacht, und durch die Bekanntschaft mit dieser gelehrten Darstellung ein Vergnügen gewährt, für das ich Ihnen den lebhaftesten Dank auszudrücken mir zur angenehmsten Pflicht rechne: Dem, der, wie solches bei mir, zu meinem schon oft lebhaft empfundenen Bedauern, der Fall ist, es in dieser so herrlichen und fruchtbaren, zugleich aber auch die umfassendsten Grundlagen voraussetzenden, Wissenschaft zu keiner, auch nur oberflächlich zu nennenden Kenntniß gebracht hat, ist es doppelt erfreulich, daß Sie der Bedürfnisse des, in einer solchen Stunde mehr als gewöhnlich gemischten, Auditorii eingedenk, dem Stoff sowohl als der Bearbeitung desselben eine solche Richtung zu geben wußten, die auch dem Profanen erlaubt, ihr zu folgen. Was mich insbesondere nächst der Geschichte der neuesten Schicksale dieser Wissenschaft, und den so reichhaltigen literarischen Notizen, am meisten angezogen hat, waren vorzüglich von Seite 59 an Ihre höchst belehrenden und merkwürdigen geognostischen Darstellungen. Dieser Zweig der Naturgeschichte hatte für mich von jeher einen ganz ausnehmenden Reiz, da er auf das Studium der alten Geschichte einen so wichtigen Einfluß ausübt. In dieser Hinsicht scheint mir die genaueste und sorgfältigste Untersuchung der, erst in der allerneuesten Zeit behaupteten, Entdeckung unzubezweifelnder Anthropolithen von der größten Wichtigkeit zu seyn. Sind die fossilen Gerippe von Guadeloupe mit solcher Treue, kalter und unbefangener Prü-

Couriere aufgefangen worden. Nicht zu läugnen ist, daß österreichische Vorposten Befehl erhielten: französischen Eilboten gewisse Briefschaften abzunehmen; früher war die Eröffnung geschehen: „nach wieder ausgebrochenem Kriege könne keine Sicherheit der Correspondenz statt finden“.

Mit Pässen, die Albini ausgestellt, reisten Bonnier-d'Arco und seine Genossen in der Nacht ab. Papiere von Wichtigkeit ließen sie in „sicheren“ Händen zurück. Dieses wurde erst später kund, übrigens wußte man, daß die Diplomaten der Republik mit einigen deutschen Fürstenhäusern brieflich verkehrt hatten, daß schriftliche Beweise vorhanden seien von einem zu begünstigenden Eingriff in die Reichs-Verfassung, von einer Umgestaltung derselben u. s. w.

Ueber das, was nun geschehen, über den „Gesandten-Mord“, sprach der Minister nur andeutend, ohne näher einzugehen auf Beweggründe und Umstände.

Ohne Zweifel waren einzelne Mächtige verwickelt in das höchst beklagenswerthe Ereigniß. Jenen verhängnißvollen Papieren galt es. Als andere Kunstgriffe mißlangen, wollte man sich durch gewaltthätiges Wegnehmen in deren Besitz bringen. Bei Geschäftsträgern — die Grenzen ihrer Sendung überschreitend bis zu feindlichen Handlungen gegen die sie empfangende Staats-Gewalt — hörten Vorrechte auf, Schirmbriefe erloschen; solche Diplomaten konnten als Hochverräther behandelt werden.

Auf Mord hatte es der Urheber gewiß nicht abgesehen; ein unerhörter Befehl, wie dieser, widerstreitet jedem Begriffe von Sittlichkeit und Tugend. Auch galt es nicht, Persönlichkeiten aus dem Wege zu räumen, nur um Beischaffung ihrer Papiere. Möglich, daß die Gesandten durch Gegenwehr ihr Unglück herbeigeführt. Bonnier und Roberjot fielen unter den Streichen von Szekler Husaren — oder von Unbekannten als solche vermummt.

Daß die Frevelthat veranlaßt worden durch die österreichische Regierung, ist ebenso unwahr, als daß Emigranten, oder das französische Directorium den Mord vollbringen ließen, in der Absicht, die Erbitterung gegen Oesterreich zu steigern. Trotz aller eingeleiteten Untersuchungen — namentlich angeordnet und eifrigst betrieben

vom Erzherzog **Karl** — waren die Urheber nicht zu ermitteln. Das Verbrechen blieb gehüllt in tiefes Dunkel und ohne weltgeschichtliche Folgen.

Wir fügen eine Mittheilung hinzu, welche den meisten Lesern wohl nicht unwillkommen sein dürfte; ist auch Alles, was sie bringt, keineswegs baare Münze.

„*En entrant en Souabe, Jourdan avait, déclaré Rastadt ville neutre, et donné au congrès une sauvegarde. Cette situation favorisait les desseins de la France, qui voulait détacher les princes de l'Empire de l'alliance de l'Autriche. Déjà la tournure des négociations promettait au Directoire un plein succès, quand la bataille de Stockach et la retraite de l'armée du Danube firent tout à coup pencher la balance du côté de l'Empereur. Dès lors le cabinet de Vienne prétendit aussi régler le sort du midi de l'Allemagne. Désirant connaître jusqu'à quel point les princes de l'Empire s'étaient avancés vis-à-vis du Directoire, il chargea le comte de Lehrbach, son ministre plénipotentiaire, d'aviser aux moyens de se procurer leur correspondance avec les négociateurs républicains. Celui-ci n'en trouva pas de plus sur, que de faire enlever les caisons de la legation française au moment de la rupture du congrès, et fut autorisé par sa cour à requérir du prince Charles les troupes nécessaires à ce coup de main. L'archiduc les refusa d'abord, objectant, que ses soldats ne devaient pas se mêler d'affaires diplomatiques; mais le comte de Lehrbach ayant exhibé de nouveaux ordres, l'archiduc fut obligé de mettre à sa disposition un détachement de hussards de Szekler. Le colonel de ce corps fut mis dans la confidence. L'officier, chargé de l'expédition, devait seulement enlever les caissons de la chancellerie, en extraire les papiers, et, par occassion, administrer la bastonnade à Jean Debry et à Bonnier, en punition de la hauteur qu'ils avaient mise dans leurs relations diplomatiques. Roberjot, ancien condisciple du ministre autrichien et lié d'amitié avec lui, avait été nominativement excepté de cette dernière mesure. Après le départ du comte de Lehrbach, qui alla attendre dans les environs le succès de ses manoeuvres, les hussards vinrent rôder autour de Rastadt. Le congrès se hâta de se dissoudre, et, dans la*

soirée du 19. Avril, les plénipotentiaires furent sommés de partir sur-le-champ. Ils se mirent donc en route la même nuit pour Strasbourg. A peine etaient-ils sortis de Rastadt, que les hussards, a l'affût de leur proie, enveloppèrent les voitures; mais, oubliant leur consigne, ces soldats**, ivres pour la plupart, frappèrent les envoyés, sans distinction de personnes, du tranchant de leurs sabres, et laissèrent sur la place Bonnier et Roberjot. Jean Debry, blessé au bras et à la tête, se sauva par miracle, et alla au point du jour chercher un asile chez le ministre de Prusse.*"

Aecht deutsche Gesinnungen bewährend, erzählte Albini von den verschiedenen Scharmützeln, in denen „sein" Landsturm Vortheile errungen, von dem Rückzuge nach Seligenstadt, vom Hauptquartier in Aschaffenburg, besonders aber, und mit leuchtendem Auge, vom Ehrensäbel mit goldenem Griff, den ihm Kurfürst Friedrich Karl Joseph verliehen.

Minister von Reizenstein.

Mehr als ein guter Stern geleitete mich dieses Mal nach Schwalbach. Ein Umstand vor allen, macht mir den Aufenthalt unvergeßlich. Lange genährte Wünsche giengen in Erfüllung: schon den Tag nach meiner Ankunft wurde mir's vergönnt, einem der edelsten Männer unserer Zeit mich vorstellen zu dürfen, einer der hervorragendsten, merkwürdigsten Persönlichkeiten.

Wunderbare, bedeutungsvolle Fügung! Die Bekanntschaft mit dem Minister von Reizenstein – welchen Gesundheits-Rücksichten öfter dem Curort zuführten – hatten entschiedensten Einfluß auf meine Zukunft; sie wurde zum segensreichen Wendepunct meines Lebens. Der größte Theil an meinem glücklicheren Dasein gebührt dem Ehrenmann.

Viele Jahre wurde mir's beschieden, Reizenstein als Mensch,

* Es war am 28. April.

** An der Spitze soll nur ein Wachtmeister gestanden haben.

Gelehrten und Staatsdiener handeln zu sehen, beobachten zu können, seinen edlen Charakter, seine vielen und großen Eigenschaften zu bewundern. Oft wird der Verfolg mir Gelegenheit bieten, dessen zu gedenken.

Aufrichtige wohlmeinende Gesinnungen, warmes Rechtsgefühl beseelten den Minister. Er war durchaus vorurtheilsfrei, von seltener Gemüthstiefe, frei von Selbstsucht und Ehrgeiz, vielmehr bescheiden, anspruchlos, nicht gewohnt Schmeicheleien zu hören. Bis ans Ende seiner Tage blieb er mir freundlich gewogen, würdigte mich des Umgangs und des brieflichen Verkehrs, beehrte mich, in der vollen Bedeutung, des schmeichelhaftesten Vertrauens.

Mit angeborenem, überwiegendem Forschergeist, verband Reizenstein die ausgebreitetsten, gründlichsten Kenntnisse. Anhaltend beschäftigte ihn das Studium der Classiker; aber keine bedeutende schriftstellerische Zeit-Erscheinung, aus den mannigfaltigsten Zweigen, ließ sein feueriger, vorwärts strebender Sinn unbeachtet. Anmuthig und mit großer Sicherheit sprechend, war des Ministers Schreibart besonnen, edel und kräftig.

„Sie haben mir, durch die freundschaftliche Uebersendung der, von Ihnen in der feierlichen Versammlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München vorgetragenen, Abhandlung über Bedeutung und Stand der Mineralogie ein Geschenk gemacht, und durch die Bekanntschaft mit dieser gelehrten Darstellung ein Vergnügen gewährt, für das ich Ihnen den lebhaftesten Dank auszudrücken mir zur angenehmsten Pflicht rechne: Dem, der, wie solches bei mir, zu meinem schon oft lebhaft empfundenen Bedauern, der Fall ist, es in dieser so herrlichen und fruchtbaren, zugleich aber auch die umfassendsten Grundlagen voraussetzenden, Wissenschaft zu keiner, auch nur oberflächlich zu nennenden Kenntniß gebracht hat, ist es doppelt erfreulich, daß Sie der Bedürfnisse des, in einer solchen Stunde mehr als gewöhnlich gemischten, Auditorii eingedenk, dem Stoff sowohl als der Bearbeitung desselben eine solche Richtung zu geben wußten, die auch dem Profanen erlaubt, ihr zu folgen. Was mich insbesondere nächst der Geschichte der neuesten Schicksale dieser Wissenschaft, und den so reichhaltigen literarischen Notizen, am meisten angezogen hat, waren vorzüglich von Seite 59 an Ihre höchst belehrenden und merkwürdigen geognostischen Darstellungen. Dieser Zweig der Naturgeschichte hatte für mich von jeher einen ganz ausnehmenden Reiz, da er auf das Studium der alten Geschichte einen so wichtigen Einfluß ausübt. In dieser Hinsicht scheint mir die genaueste und sorgfältigste Untersuchung der, erst in der allerneuesten Zeit behaupteten, Entdeckung unzubezweifelnder Anthropolithen von der größten Wichtigkeit zu seyn. Sind die fossilen Gerippe von Guadeloupe mit solcher Treue, kalter und unbefangener Prü-

fung untersucht worden und bieten sie solche bestimmte Charaktere dar, daß sich an keine Täuschung denken läßt? Vermag man mit einiger Bestimmtheit nachzuweisen: nicht wie alt überhaupt, sondern wie alt wenigstens sie sein müssen? Stimmen ihre Dimensionen mit denen unseres jetzigen, das heißt historischen Menschen-Geschlechtes überein, oder sind sie größer? Begünstigen, oder stürzen sie also diese oder jene Hypothesen über vorhistorische Riesen-Geschlechter? Kann man abnehmen, zu welcher Haupt-Race, ob sie zu Negern, zum Mongolischen Geschlechte u. s. w. gehörten? Alles Fragen, die nicht blos dem Geschichtforscher, sondern jedem nur halb cultivirten Menschen von dem höchsten Interesse sein müssen. Ich bin wirklich im Begriffe, mir den angezeigten Band der *philosophical transactions* holen zu lassen, und sehr begierig, welche Aufschlüsse ich darüber einstweilen finden werde.

Sehr einleuchtend scheinen Sie mir die, ehehin so ziemlich allgemein angenommene Meinung, nach welcher die, in Polar-Ländern gefundenen tropischen Pflanzen und Thiere durch Gewalt des Wassers dahin geschwemmt worden sein sollten, widerlegt zu haben. Bei der unläugbaren Unhaltbarkeit dieser Hypothese, schien mir — ich gestehe es — die Annahme einer Veränderung der Neigung der Erd-Achse noch am genügendsten. Es wird mich daher sehr freuen, durch das angezeigte Buch des Herrn Dr. Spix eines Besseren belehrt zu werden, und die Gründe, welche jene Annahme nicht ferner zulassen, erläutert zu finden.

Allein noch gar viel Anderes müßte ich ausheben, um den Eindruck zu schildern, den das Ganze, in dem das *utile dulci* so schön vereinigt ist, bei mir zurückgelassen hat. Er erhöhte noch — wo möglich, die Sehnsucht nach ihrem Besitze, den ich, wie Ihre hiesigen Freunde wissen, schon seit fünf Jahren unserer Ruperto Carolina zu verschaffen wünsche. Es wäre höchst traurig, wenn die Zurücksetzung der Wissenschaften, die nur durch fünfundzwanzig Jahre voll Leiden, Unruhe, und — was noch viel schlimmer war — Unsicherheit des Besitzes entschuldigt werden konnte, auch jetzt noch an der Tages-Ordnung bleiben sollte. Bereits haben einige Deutsche Regierungen angefangen, uns zu frohern Hoffnungen zu berechtigen: Auch wir dürfen und wollen nicht zurück bleiben und man beschäftigt sich in Karlsruhe schon seit sechs Monaten mit einem Plane, dessen Realisirung es möglich machen wird, diejenigen Lücken vollkommen befriedigend auszufüllen, die hier — und dieses hauptsächlich noch in dem Gebiete der naturhistorischen Wissenschaften — auf eine unangenehme Art bemerkbar sind. Wie ungemein es mich dann freuen würde, die Erfüllung meines alten Wunsches hoffen zu dürfen und Ihnen Anträge gemacht zu sehen, die Sie bestimmen dürften, den bereits schönen und achtbaren Kranz unserer Gelehrten zu vermehren, dieses zu versichern, wäre höchst überflüssig. Blos von diesem parteiischen Gesichtspuncte aus darf ich mir vielleicht beizusetzen erlauben, daß es mir nicht unangenehm sein würde zu hören, Sie befänden sich zwar — denn dieses wird in jedem Falle mein erster und wärmster Wunsch bleiben — bei vollkommenster Gesundheit, würden aber durch andere Rücksichten gleichwohl nicht abgeneigt erhalten, dem stillen Musensitze Heidelberg vor der geräuschvollen königlichen Residenz München den Vorzug zu geben.

Nehmen sie nochmals den lebhaftesten Ausdruck meiner innigen Erkenntlichkeit für Ihr gütiges Andenken."

Heidelberg, den 18. November 1816.

Reizenstein.

Als Beweis des früher Gesagten, gestattete ich mir diese Mittheilung; jeder andere Grund wäre unverzeihliche Anmaßung.

Ein Vertreter des Interesses der Wissenschaft im Badener Lande, vergönnte der Minister unserer Hochschule seine einflußreiche, thatkräftige Unterstützung, als er längst aufgehört hatte, Curator derselben zu seyn, blieb stets ihr guter Engel, ihr Schutzheiliger. Unzertrennlich verbunden blieb ihm die Ruperto-Carolina; an deren Glanz nahm er auch als Greis von ungeschwächter, rüstiger Geisteskraft den wärmsten Antheil.

Badens Fürstenhaus und dem Lande erwies Reizenstein, in seinem viel bewegten Leben, sich auf's treueste ergeben. Bewunderns-würdige diplomatische Tüchtigkeit und Gewandtheit waren ihm eigen, verbunden mit reichster Welt-Erfahrung und ungewöhnlicher praktischer Menschenkunde. Weltmann im schönsten, edelsten Sinn, besaß er einen schlauen Vorausblick, handelte vollkräftig und durchgreifend. In den verschiedenen Stadien Frankreichs, während der Republik und zur Zeit des Kaiserthumes, bewährte er sich als Gesandter in Paris, oft versehen mit unbedingter Vollmacht. Napoleon und Talleyrand mußten die Verdienste des Mannes erkennen*:

Für Badens Wohl, Selbstständigkeit und Ehre wirkte er männlich fest und beharrlich; dieses Ziel ohne Unterlaß im Auge, wurden die Mittel mit Einsicht und Erfolg gewählt.

Zu mehreren Malen zog sich Reizenstein zurück vom öffentlichen Schauplatz, aus dem Welt-Geräusch, und immer war es Heidelberg, dem er sich zuwendete. Schönheit der Gegend und inniger geistiger Wechsel-Verkehr mit Wissenschafts-Genossen zogen ihn nach der Musenstadt. Nicht selten trug sich's zu, daß er den Boden ministerieller Thätigkeit auf's Neue zu betreten bewogen wurde; selbst

* In Freiherrn von Reichlin-Malbegg's: „Paulus und seine Zeit", II. Band, S. 16 ff. finden sich interessante Belege.

andern Falle stelle sich der unermeßliche Raum, wenn die Trübe dicht, blaulich dar; ist sie weniger dicht, so nehme die Bläue an Tiefe zu, verliere sich ins Violblaue und endlich ins tiefste Schwarzblau.

Die prismatischen Versuche wurden angestellt und erläutert. Göthe schloß mit den Worten:

„Daß meine Ansichten über die Farbenlehre gute Wirkung gethan, freut mich. Die Herren mögen sich gebärden, wie sie wollen, aus der Geschichte der Physik bringen sie mein Buch wenigstens nicht heraus."

Wie mit seinen Gedichten ging es Göthe mit Entwickelungen natürlicher Phänomene.

Göthe's Forschungen im Bereiche der Natur-Wissenschaften allein hätten hingereicht, Gelehrten-Ruf und Ansehen, ja Ruhm und Stolz zu gründen. Sie tragen im Feuereifer, wie im vollkommen Wahren der Beobachtung, das Gepräge nicht gewöhnlichen Schwunges, den Hindernisse wohl augenblicklich zu hemmen, aber nicht zu unterdrücken vermochten.

Mathematik hatte der Dichter getrieben, aber er war nicht tief genug eingedrungen, um höhere Berechnungen auf seine Farbenlehre anwenden zu können, auch wollte er nichts zu schaffen haben mit zierlichen Formeln, mit sinnreichen Combinationen, wodurch Eingeweihte eine gewisse Zahl von Phänomenen verketten, welche sie gleichsam vorhersahen, und zwar mit solcher Schärfe, daß der Ausgangs-Punct, auf den jene Formeln und Combinationen sich stützen, zuletzt als Glaubens-Artikel gilt. Die Farbenlehre, eine Frucht langjährigen Nachdenkens, das Ergebniß ausdauernder, unverdrossener, mühevoller Anstrengungen, wurde von Gelehrten, von vielen Fachmännern namentlich, mit hoffärtigem Kaltsinn aufgenommen; Unwissende lasen das Buch nicht, ihnen galt solches als scientifisches Erzeugniß, obwohl algebraische Zeichen und Formeln fehlten, ohne welche Physiker eben so wenig der Gelehrten-Kaste sich beizählen dürfen, als es alten Aegyptern vergönnt gewesen, dem Allerheiligsten im Tempel zu nahen, ehe sie eingeweiht waren in der Bildersprache Geheimnisse. Zugegeben, daß Göthe's Farbenlehre in gar manchen Beziehungen Zweifeln unterworfen, Angriffen und Anfällen ausgesetzt ist, so wis-

sen wir dennoch aus dem Munde parteiloser Fachmänner*, daß das Werk neue Ansichten in Menge enthält, einen Schatz höchst interessanter Erfahrungen. Göthe, der Dichter, wiederholte sich in Göthe dem Naturforscher. Er war berechtigt zu sagen:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens gold'ner Baum."

Das Liebhaber-Theater in Hanau.

Die Hanauer Gesellschafts-Bühne hatte sich, ganz besonders durch Ifflands Theilnahme, durch sein wohlwollendes Urtheil, einigen Ruf erworben. Zu meinem Erstaunen sprach Göthe in Wiesbaden sehr entschieden den Wunsch aus: ich möge, während seiner Anwesenheit, auf einen dramatischen Abend bedacht sein, er wolle sich an unseren theatralischen Belustigungen erfreuen.

Vergebens meine besorglichen Minen, meine bescheidenen Einreden, umsonst die Vorstellungen, den gegenwärtigen Verfall des Privat-Theaters betreffend. Offen und ehrlich gestand ich: die erste Liebhaberin sei längst vermählt und eine glückliche Mutter; zärtlicher Vater und naiver Bursche wären, Hand in Hand, mit den reitenden hessischen Jägern gen Frankreich gezogen; der Charakterspieler und Darsteller alter Gecken, treulos und flüchtig, ohne Urlaub, auf unbestimmte Zeit verreist; unter den jetzt Wirkenden fehle gar Manchem noch die nöthige Bretter-Sicherheit; es dürfte schwer werden, das fast gescheiterte Wrack wieder zum segeln zu bringen. — Alles vergebens; Göthe beharrte auf seinem Begehren.

Wie lebhaft mein Wunsch gewesen, „die Geschwister", oder „die Mitschuldigen" zur Aufführung zu bringen, die Sache ließ sich nicht bewerkstelligen; unsere Kräfte waren zu beschränkt, auch hätte die Zeitkürze das Einstudiren kaum gestattet. In der Wiederholung wurden die meisten Stücke ganz andere, als sie im ersten Versuch

---

* Hierher zumal der Ausspruch Sorret's: *Bibliothèque universelle des sciences, belles-lettres et arts rédigée à Genève.* 1832. *T. II, p.* 133 *ect.*

fung untersucht worden und bieten sie solche bestimmte Charaktere dar, daß sich an keine Täuschung denken läßt? Vermag man mit einiger Bestimmtheit nachzuweisen: nicht wie alt überhaupt, sondern wie alt wenigstens sie sein müssen? Stimmen ihre Dimensionen mit denen unseres jetzigen, das heißt historischen Menschen-Geschlechtes überein, oder sind sie größer? Begünstigen, oder stürzen sie also diese oder jene Hypothesen über vorhistorische Riesen-Geschlechter? Kann man abnehmen, zu welcher Haupt-Race, ob sie zu Negern, zum Mongolischen Geschlechte u. s. w. gehörten? Alles Fragen, die nicht blos dem Geschichtforscher, sondern jedem nur halb cultivirten Menschen von dem höchsten Interesse sein müssen. Ich bin wirklich im Begriffe, mir den angezeigten Band der *philosophical transactions* holen zu lassen, und sehr begierig, welche Aufschlüsse ich darüber einstweilen finden werde.

Sehr einleuchtend scheinen Sie mir die, ehehin so ziemlich allgemein angenommene Meinung, nach welcher die, in Polar-Ländern gefundenen tropischen Pflanzen und Thiere durch Gewalt des Wassers dahin geschwemmt worden sein sollten, widerlegt zu haben. Bei der unläugbaren Unhaltbarkeit dieser Hypothese, schien mir — ich gestehe es — die Annahme einer Veränderung der Neigung der Erd-Achse noch am genügendsten. Es wird mich daher sehr freuen, durch das angezeigte Buch des Herrn Dr. Spix eines Besseren belehrt zu werden, und die Gründe, welche jene Annahme nicht ferner zulassen, erläutert zu finden.

Allein noch gar viel Anderes müßte ich ausheben, um den Eindruck zu schildern, den das Ganze, in dem das *utile dulci* so schön vereinigt ist, bei mir zurückgelassen hat. Er erhöhte noch — wo möglich, die Sehnsucht nach ihrem Besitze, den ich, wie Ihre hiesigen Freunde wissen, schon seit fünf Jahren unserer Ruperto Carolina zu verschaffen wünsche. Es wäre höchst traurig, wenn die Zurücksetzung der Wissenschaften, die nur durch fünfundzwanzig Jahre voll Leiden, Unruhe, und — was noch viel schlimmer war — Unsicherheit des Besitzes entschuldigt werden konnte, auch jetzt noch an der Tages-Ordnung bleiben sollte. Bereits haben einige Deutsche Regierungen angefangen, uns zu frohern Hoffnungen zu berechtigen: Auch wir dürfen und wollen nicht zurück bleiben und man beschäftigt sich in Karlsruhe schon seit sechs Monaten mit einem Plane, dessen Realisirung es möglich machen wird, diejenigen Lücken vollkommen befriedigend auszufüllen, die hier — und dieses hauptsächlich noch in dem Gebiete der naturhistorischen Wissenschaften — auf eine unangenehme Art bemerkbar sind. Wie ungemein es mich dann freuen würde, die Erfüllung meines alten Wunsches hoffen zu dürfen und Ihnen Anträge gemacht zu sehen, die Sie bestimmen dürften, den bereits schönen und achtbaren Kranz unserer Gelehrten zu vermehren, dieses zu versichern, wäre höchst überflüssig. Blos von diesem parteiischen Gesichtspuncte aus darf ich mir vielleicht beizusetzen erlauben, daß es mir nicht unangenehm sein würde zu hören, Sie befänden sich zwar — denn dieses wird in jedem Falle mein erster und wärmster Wunsch bleiben — bei vollkommenster Gesundheit, würden aber durch andere Rücksichten gleichwohl nicht abgeneigt erhalten, dem stillen Musensitze Heidelberg vor der geräuschvollen königlichen Residenz München den Vorzug zu geben.

Nehmen sie nochmals den lebhaftesten Ausdruck meiner innigen Erkenntlichkeit für Ihr gütiges Andenken."

Heidelberg, den 18. November 1816.

Reizenstein.

Als Beweis des früher Gesagten, gestattete ich mir diese Mittheilung; jeder andere Grund wäre unverzeihliche Anmaßung.

Ein Vertreter des Interesses der Wissenschaft im Badener Lande, vergönnte der Minister unserer Hochschule seine einflußreiche, thatkräftige Unterstützung, als er längst aufgehört hatte, Curator derselben zu seyn, blieb stets ihr guter Engel, ihr Schutzheiliger. Unzertrennlich verbunden blieb ihm die Ruperto-Carolina; an deren Glanz nahm er auch als Greis von ungeschwächter, rüstiger Geisteskraft den wärmsten Antheil.

Badens Fürstenhaus und dem Lande erwies Reizenstein, in seinem viel bewegten Leben, sich auf's treueste ergeben. Bewundernswürdige diplomatische Tüchtigkeit und Gewandtheit waren ihm eigen, verbunden mit reichster Welt-Erfahrung und ungewöhnlicher praktischer Menschenkunde. Weltmann im schönsten, edelsten Sinn, besaß er einen schlauen Vorausblick, handelte vollkräftig und durchgreifend. In den verschiedenen Stadien Frankreichs, während der Republik und zur Zeit des Kaiserthumes, bewährte er sich als Gesandter in Paris, oft versehen mit unbedingter Vollmacht. Napoleon und Talleyrand mußten die Verdienste des Mannes erkennen*:

Für Badens Wohl, Selbstständigkeit und Ehre wirkte er männlich fest und beharrlich; dieses Ziel ohne Unterlaß im Auge, wurden die Mittel mit Einsicht und Erfolg gewählt.

Zu mehreren Malen zog sich Reizenstein zurück vom öffentlichen Schauplatz, aus dem Welt-Geräusch, und immer war es Heidelberg, dem er sich zuwendete. Schönheit der Gegend und inniger geistiger Wechsel-Verkehr mit Wissenschafts-Genossen zogen ihn nach der Musenstadt. Nicht selten trug sich's zu, daß er den Boden ministerieller Thätigkeit auf's Neue zu betreten bewogen wurde; selbst

---

* In Freiherrn von Reichlin-Meldegg's: „Paulus und seine Zeit", II. Band, S. 16 ff. finden sich interessante Belege.

bei leidender Gesundheit war der erprobte Staatsmann stets bereit, wo die Pflicht es gebot.

An der Wirthstafel unterhielt uns öfter ein anspruchloser, höchst angenehmer alter Bekannter, „das Janchen von Amsterdam". Wie immer brachte der Tausendkünstler, neben recht artigen, auch seltene und auserlesene „Stücke" vor. Abstechend gegen viele vornehme Taschenspieler, wie ich solche zu sehen Gelegenheit gehabt, erfreute „Janchen", statt der langweiligen Phrasen, durch eine eigenthümlich trockene und dennoch bewegliche Manier. Der Mann besaß, neben frischer, seinen Zuschauer-Kreis stets belebender Scherzlaune, eine reiche Quelle nie versiegenden Witzes. Wehe dem, der sich erlaubte, den Alten zur Zielscheibe zu wählen.

Wie in frühern Jahren, wurden Ausflüge nach den in Trümmern liegenden Burgen Adolphseck und Hohenstein, so wie nach dem stillen, in Wäldern und zwischen Bergen versteckten, Schlangenbad nicht unterlassen.

Göthe in Wiesbaden.

Acht Tage hatte ich in Schwalbach geweilt, da brachte die Post mir Folgendes:

„Sie nicht in Hanau zu finden, war das erste Mißlingen meiner Reise, doch habe ich dankbar zu erkennen, wie Ihr Geschäftsführer sich treulich bestrebt, mir meinen Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen. Und so bin ich vorbereitet, das Ganze, was Ihnen das Dasein verdankt, besser zu übersehen und zu genießen, wenn ich das Glück habe Sie auf meiner Rückreise dort zu besuchen. Hier am Orte denke ich eine ernsthafte Badecur, von wenigstens vier Wochen, zu bestehen und mich in dieser Zeit nicht weit zu entfernen. Geschieht es ohne Ihre Unbequemlichkeit, so erfüllen Sie einen meiner schönsten

Wünsche, wenn ich Ihnen hier versichern kann, wie sehr ich Sie schätze.

Wiesbaden, den 1. August 1814.

Göthe."

Freudigst war ich überrascht und bewegt: ich sollte Göthe sehen! Männer von großem Namen verlieren nicht selten bei näherer Bekanntschaft. Wie verschieden war das, was ich fand bei meiner ersten Zusammenkunft mit dem Dichter-Fürsten, der uns Großes und Herrliches gebracht, die höchste, reinste Poesie, mit dem Manne, der durch Macht reichen, durchdringenden gewaltigen Geistes so unendlich hervorragte über seine Zeitgenossen.

Gespannt mit ganz eigenem Gefühl — was soll ich's in Abrede stellen, nicht ohne scheue Ehrfurcht überschritt ich die Schwelle des Allgefeierten.

Der Heros der Wissenschaft kam mir entgegen mit dem ihm eigegenen wahrhaft hohen Anstand, mit der edlen geistigen Vornehmheit, in gemessener, aber dennoch ungezwungener Haltung. Er begrüßte mich zutraulich, bequem und gütig, offen, frei und herzlich, mit der ihm gegebenen Leichtigkeit sich mitzutheilen, es sei schriftlich oder mündlich. Göthe reichte mir die Hand; nun fühlte ich mich nicht im geringsten weiter in Verlegenheit. Was ich gesagt, weiß ich nicht mehr, nur das blieb mir treu im Gedächtniß, daß er, in wohlgefälligster Weise, heitere, freundliche Worte an mich richtete.

Sehr bald belebte sich das Gespräch. Ich gestand Göthe, wie unendlich er mich ehren und beglücken würde, wenn es ihm gefiel, auf der Rückreise nach Weimar in Hanau bei mir einzukehren, mein Haus als das seine betrachten zu wollen. Das Erbieten wurde offenbar gern entgegengenommen, die Erfüllung meiner Wünsche jedoch bis zum Spatherbst hinausgeschoben. Seine heimathliche Gegend, die Main- und Rheinlande, hatte mein Gönner lange nicht gesehen, er wollte erfahren, was, nach so vielem Mißgeschick, sich daselbst befinde, bezüglich auf Kunst und Alterthum und die verwandte Wissenschaft, wie man zu erhalten, zu ordnen, zu vermehren, zu beleben, zu benutzen gedenke.

Bezaubert von der Persönlichkeit — die Erscheinung allein war

Beifall. Ich, der ich veranlaßt wurde, mit tieferem Blick ins Innere des Theaterwesens zu dringen, lasse mich nie irren. Mir gelten Lese-Proben für unerläßlich, damit Ausschweifungen vermieden, die Rollen nicht verfehlt, nicht ohne Leben, mit ächter Laune vorgetragen werden, mit Bewußtsein und Besonnenheit, nicht allzu feuerig und ungestüm, auch das Stoßende, Harte und Verrenkte in der Sprache vermieden werde, ebenso der Schwulst, zu dem sich junge Schauspieler so gern verlocken lassen, obwohl er dem ganzen Wesen theatralischer Darstellungen durchaus fremd ist und ungeziemend. Lese-Proben sind für die Meisten unerläßlich, um vom Geist ihrer Rollen durchdrungen zu werden, um die Herzens-Sprache hören zu lassen, nicht das Auswendig-Gelernte, um mit Kraft und Nachdruck reden zu können, ohne den Mund zu voll zu nehmen, ohne jene fürchterliche Deutlichkeit in der Aussprache, die durch Mark und Bein geht. In Lese-Proben kann man auf solche Fehler aufmerksam machen und Unarten verbannen."

Mitunter, fuhr ich fort, entsank wohl in Spiel-Proben das Buch der Hand des Souffleurs, wenn Mitgliedern das Gedächtniß versagte und sie sich nie weit hinweg wagten von seiner unglücklichen Behausung, während Andere, denen Auswendig-Lernen zu langweilig, noch kein Wort wußten, stets die Augen auf ihre Rollen geheftet, bald mit leichtem sorglosem Blick, ganz unbefangen, bald ziemlich betreten und kleinlaut, unter verlegenem Lächeln gestanden, daß sie nicht memorirt hätten. Aber selbst nach Proben, von denen meine Genossen behaupteten: „sie wären wie am Schnürchen gegangen", vermißte ich bei einzelnen Scenen die wahre Rundung, das frische, lebendige Zusammenspiel; noch bewegten sich die Gestalten nicht verständig und abgemessen durch einander, bald hier, bald da verdrängte oder verdunkelte Einer den Andern. Ich fühlte mich nicht recht gestimmt, bestieg kopfschüttelnd die Welt-darstellenden Bretter, besorgte ich, die veranstalteten Proben hätten noch Zweifel gelassen, daß das Stück in Scene gesetzt werden könnte. War ich nicht beschäftigt mit Einrichtungen, Verbesserungen und Rathgeben, mußte ich nicht nachsehen, ob alle Verwandelungen und Umkleidungen vorbereitet seien, so ging ich, hinter dem niedergelassenen Tuche, mit

untergeschlagenen Armen bedenklich auf und ab, stets befürchtend, in den Häuptern meiner Lieben könne irgend etwas sich regen, ein Unstern über der Vorstellung walten, so daß die Sache mißlänge. — Sobald der Vorhang fiel, lobten sich die Spielenden unter einander, das fehlte nicht.

Noch immer hörte Göthe mir zu. Seine Züge waren ruhig, freundlich, bald beobachtete er mich mit prüfendem Blick, bald lächelte er beistimmend. Und so wird man's begreiflich finden, daß ich meinen Bericht fortsetzte.

Ein dem „dramatischen Verein" wichtiger Tag sollte durch etwas Großes gefeiert werden, wo möglich durch ein Trauerspiel. Ich nannte „Kabale und Liebe". Ja, ja! rief einstimmig die Gesellschaft. Für Alle hatte der Vorschlag ganz eigenen Reiz, Alle erachteten die Darstellung des classischen Stückes für wünschenswerth und angemessen.

Im Vorbeigehen war zwar die Bemerkung gefallen: es müsse sich weit besser spielen in Stuart-Kragen und Puffen, wie im Alltags-Gewand. Ich erklärte mich jedoch sehr entschieden gegen solche Ideen. Abgesehen von Drangsalen, die, ungeachtet der Einsichten und praktischen Fähigkeiten, welche ich mir erworben, Decorationen machen würden, selbst wenn man, um Veränderungen des Theaters zu meiden, verschiedene Scenen in eine zöge, ferner Kleidungsstücke und Requisiten, Helme und Panzer, Schwerter und Hellebarden, abgesehen von diesen Hemmnissen, so überstieg das Personal der angedeuteten Ritterstücke unsere Kräfte, und ich habe, als die Täuschung störend, zwei Rollen in einer Hand nie geliebt, auch wenn die Darsteller sich noch so wundervoll zu schminken und zu verkleiden wußten.

Es blieb bei „Kabale und Liebe". Man war versammelt, berathschlagte, gründlich wurde die Vertheilung besprochen. Vielerlei gab's da zu bedenken. Wie schwer ließen sich die Damen zufrieden stellen. Alle Vorwürfe galten mir: ich sollte Gelingen oder Fehlschlagen verantworten. Nie hatte ich einseitig streng, nie rücksichtslos gehandelt, Jeder und Jedem es möglichst recht zu machen war und blieb mein Streben. Mit dehnendem, verdrießlichem Tone,

andern Falle stelle sich der unermeßliche Raum, wenn die Trübe dicht, blaulich dar; ist sie weniger dicht, so nehme die Bläue an Tiefe zu, verliere sich ins Violblaue und endlich ins tiefste Schwarzblau.

Die prismatischen Versuche wurden angestellt und erläutert. Göthe schloß mit den Worten:

„Daß meine Ansichten über die Farbenlehre gute Wirkung gethan, freut mich. Die Herren mögen sich gebärden, wie sie wollen, aus der Geschichte der Physik bringen sie mein Buch wenigstens nicht heraus."

Wie mit seinen Gedichten ging es Göthe mit Entwickelungen natürlicher Phänomene.

Göthe's Forschungen im Bereiche der Natur-Wissenschaften allein hätten hingereicht, Gelehrten-Ruf und Ansehen, ja Ruhm und Stolz zu gründen. Sie tragen im Feuereifer, wie im vollkommen Wahren der Beobachtung, das Gepräge nicht gewöhnlichen Schwunges, den Hindernisse wohl augenblicklich zu hemmen, aber nicht zu unterdrücken vermochten.

Mathematik hatte der Dichter getrieben, aber er war nicht tief genug eingedrungen, um höhere Berechnungen auf seine Farbenlehre anwenden zu können, auch wollte er nichts zu schaffen haben mit zierlichen Formeln, mit sinnreichen Combinationen, wodurch Eingeweihte eine gewisse Zahl von Phänomenen verketten, welche sie gleichsam vorhersahen, und zwar mit solcher Schärfe, daß der Ausgangs-Punct, auf den jene Formeln und Combinationen sich stützen, zuletzt als Glaubens-Artikel gilt. Die Farbenlehre, eine Frucht langjährigen Nachdenkens, das Ergebniß ausdauernder, unverdrossener, mühevoller Anstrengungen, wurde von Gelehrten, von vielen Fachmännern namentlich, mit hoffärtigem Kaltsinn aufgenommen; Unwissende lasen das Buch nicht, ihnen galt solches als scientifisches Erzeugniß, obwohl algebraische Zeichen und Formeln fehlten, ohne welche Physiker eben so wenig der Gelehrten-Kaste sich beizählen dürfen, als es alten Aegyptern vergönnt gewesen, dem Allerheiligsten im Tempel zu nahen, ehe sie eingeweiht waren in der Bildersprache Geheimnisse. Zugegeben, daß Göthe's Farbenlehre in gar manchen Beziehungen Zweifeln unterworfen, Angriffen und Anfällen ausgesetzt ist, so wis-

sen wir dennoch aus dem Munde parteiloser Fachmänner*, daß das Werk neue Ansichten in Menge enthält, einen Schatz höchst interessanter Erfahrungen. Göthe, der Dichter, wiederholte sich in Göthe dem Naturforscher. Er war berechtigt zu sagen:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens gold'ner Baum."

Das Liebhaber-Theater in Hanau.

Die Hanauer Gesellschafts-Bühne hatte sich, ganz besonders durch Ifflands Theilnahme, durch sein wohlwollendes Urtheil, einigen Ruf erworben. Zu meinem Erstaunen sprach Göthe in Wiesbaden sehr entschieden den Wunsch aus: ich möge, während seiner Anwesenheit, auf einen dramatischen Abend bedacht sein, er wolle sich an unseren theatralischen Belustigungen erfreuen.

Vergebens meine besorglichen Minen, meine bescheidenen Einreden, umsonst die Vorstellungen, den gegenwärtigen Verfall des Privat-Theaters betreffend. Offen und ehrlich gestand ich: die erste Liebhaberin sei längst vermählt und eine glückliche Mutter; zärtlicher Vater und naiver Bursche wären, Hand in Hand, mit den reitenden hessischen Jägern gen Frankreich gezogen; der Charakterspieler und Darsteller alter Gecken, treulos und flüchtig, ohne Urlaub, auf unbestimmte Zeit verreist; unter den jetzt Wirkenden fehle gar Manchem noch die nöthige Bretter-Sicherheit; es dürfte schwer werden, das fast gescheiterte Wrack wieder zum segeln zu bringen. — Alles vergebens; Göthe beharrte auf seinem Begehren.

Wie lebhaft mein Wunsch gewesen, „die Geschwister", oder „die Mitschuldigen" zur Aufführung zu bringen, die Sache ließ sich nicht bewerkstelligen; unsere Kräfte waren zu beschränkt, auch hätte die Zeitkürze das Einstudiren kaum gestattet. In der Wiederholung wurden die meisten Stücke ganz andere, als sie im ersten Versuch

* Hierher zumal der Ausspruch Sorrt's: *Bibliothèque universelle des sciences, belles-lettres et arts rédigée à Genève.* 1832. *T. II, p.* 133 *ect.*

Weimar, den 9. November 1814.

„Auch für den letzten freundlichen Brief danke ich auf das verbindlichste und verfehle nicht, durch Herrn Hofrath Westermayer wenigstens in einer geringen Sendung meine Erkenntlichkeit anzudeuten. Es erfolgt nämlich hierbei:

1) ein Stück Scheelium, nicht weniger

2) ein Krystall desselben, klein aber deutlich, ferner

3) ein Stück Bononischen Leuchtsteines, wie ich solchen aus dem Gebirge selbst, vor so vielen Jahren genommen, der daran befindliche Thon ist noch die ursprüngliche Umgebung.

4) Ein Stück von der gezackten Röhre eines Blitzsinters, welche aus vom Blitz geschmolzenem Sande entstanden, aus der Senne bei Lobsborn im Lippischen.

5) Ein Stück von einer runden Röhre desgleichen.

Gern legte ich noch mehreres bei, allein ich mag mich umsehen, wie ich will, so finde ich nichts, als was Sie nicht schon besser besäßen: es hieße nur Eulen nach Athen tragen.

Der ich mich auf das angelegentlichste Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin und allen Wohlwollenden bestens empfehle."

– –

Die verrückten Hofräthe.

Est modus in rebus, sunt
certi denique fines.

Einst war das „Ordenswesen" allgemeine Sitte im lieben Vaterlande. An Höfen — vielleicht weil man der Beschäftigung und Zerstreuung bedurfte — in bürgerlichen Kreisen verbanden sich, hier Gelehrte, Künstler, auch Andere, dort fürstliche Personen und Staatsmänner zu „geheimen Gesellschaften", deren Netze sehr verlockten. Möglich, daß an und für sich unbedeutende Dinge, wie diese, kleine Residenzstädte, wenn nicht in Aufruhr, dennoch in Bewegung setzten.

Längst ist, was wohl keineswegs zu beklagen, diese Zeit vorübergegangen und wir sind weit davon entfernt uns die, keineswegs leichte, Aufgabe zu stellen, das Entstehen jener mannigfaltigen, in geschichtlicher Hinsicht so bedeutungslosen, Stiftungen ergründen

zu wollen. Ihre ernsten oder scherzhaften Zwecke, mit der harmlosen Geheimnißkrämerei bleiben unenthüllt; von Fortbildung, Verbreitung und Ende der „Orden“ sei keine Rede. Mit einer einzigen Ausnahme lasse ich sie alle gerne ruhen; es handelt sich nur um den „Orden verrückter Hofräthe“. Welche Bewandtniß es mit diesem gehabt, sollen meine Leser hören; denn ich setze voraus, daß gar manche unter ihnen keine Gelegenheit fanden, Kenntniß von der Sache zu nehmen.

„Orden verrückter Hofräthe“! — Seltsam ist der richtige Ausdruck für das Unternehmen; sonderbar, einzig in seiner Art stellt es sich dar. Viel dürfte, zur Zeit wo jene „Würde“ an der Tagesordnung war, dafür und dawider gestritten worden sein; oft ging der Scherz zu weit.

In Frankfurt am Main stifteten, aus eigener Macht-Vollkommenheit, Christian Ehrmann und Mathiä die Verbindung; jener, ein geborener Straßburger, war Arzt, dieser zweiter Lehrer einer Schul-Anstalt. Von Forderungen an aufzunehmende Mitglieder, von besonderen Verpflichtungen und Dienst-Leistungen, überhaupt von einer Theilnahme an den Verhältnissen des Ordens, war meines Wissens keine Rede. Zufällige, unschuldige, vom Zaun abgebrochene Gründe, mitunter höchst lächerliche Ursachen, befähigten zur Mitgliedschaft; irgend eine Eigenthümlichkeit aus dem Leben, Thun und Treiben achtbarer und hochgestellter Männer, reichte zur Ernennung hin. Verdienste, von der Mitwelt nicht erkannt, Launen, Vorurtheile, Leidenschaften, diesen und jenen Persönlichkeiten eigen, Irrthümer und Ungereimtheiten, die sie sich zu Schulden kommen lassen, konnten die Ritter-Würde, den Ehren-Titel eines „verrückten Hofrathes“ bedingen helfen. Sauber gedruckte Diplome, stets unter dem 1. April ausgefertigt, versehen mit gewaltigem Oblaten-Siegel und der Unterschrift „Tinander“ galten als Beglaubigungs-Urkunden.

Die Ernennungs-Briefe drückten möglichst in Lapidar-Styl, meist auf sehr treffende Weise, häufig mit Witzes-Macht, die bewegenden Ursachen statt gefundener Wahlen aus, bald in Anspielungen, bald mit dürren Worten. Nun wurde das Geheimniß zum Offen-

baren: „der Spruch hieng ab von ihrem Thun". So hieß es, nach dem was in den „Blättern für literarische Unterhaltung" später zu lesen war, bei:

Creuzer — *ob pocula mystica;*

Jean Paul — *ob iram et studium;*

Sulpice Boisserée — *ob architectonice mensuratam in crepusculo turrem Cathedralis Argentinensis;*

Chladni — *ob aëroliktotomiam;*

Iffland — *ob Cocardam et quorsum.*

Manche Diplome bezogen sich auf Dinge, welche selbst zu jener Zeit wenig bekannt waren und die uns gegenwärtig durchaus unbekannt sind. Niemand war sicher, von Ehrmann bedacht zu werden; ihm durchaus fremde Personen erhielten Ernennungs-Patente übersendet, mitunter, wie böse Zungen behauptet, zu ihrem Verdruß und Aerger; Andere nahmen die „Gnaden-Briefe" mit einer Art Schüchternheit entgegen, die meisten lachten laut auf.

Man muß sich wundern, daß das seltsame Spiel — ein Scherz, wie die Neuzeit ihn nicht vertragen würde — eilf Jahre hindurch anhielt; einhundert Diplome waren bis 1820 ausgegeben, da unterblieb der eigenthümliche Verkehr.

Göthe sagte mir, bei seinem Aufenthalt in Hanau: es wäre keineswegs Vorgefühl allein, er habe ziemlich sichere Anzeichen, in Weimar ein Diplom des Ordens der verrückten Hofräthe vorzufinden; so hoch hätten sich seine bescheidenen Wünsche nicht verstiegen, indessen müsse man es über sich ergehen lassen. Mein Gönner war voller Erwartung, sehr gespannt, welcher Grund zu der „ehrenhaften Auszeichnung" gedient habe.

Natürlich säumte ich nicht, mir möglichst bald Kenntniß zu verschaffen vom „Denkspruch". *„Ob orientalismum occidentalem"*, lautete er in Göthe's Diplom.

Nun kennen meine Leser die Ursache, weßhalb ich mir die kleine Abschweifung erlaubte und das „Ehrmann-Mathiä'sche Institut" zur Sprache brachte.

Jahr 1815.

Am letzten Tage des Jahres, dessen Ereignisse so entscheidend in ihren Folgen gewesen, hatte ich, aus der Fülle meines Herzens, wenige treu gemeinte Worte an meinen vormaligen Landesherrn gerichtet. Wie freundlich nahm sie der unglückliche Fürst auf:

„Mit dankbarer Rührung hab' ich Ihren Glückwunsch gelesen. Meine Wünsche für Ihr Wohl und für das Wohl Ihrer schätzbaren Familie sind aufrichtig und herzlich.

„Für's Beste der Wissenschaft ist es mir sehr lieb, daß Sie in Ihrem mineralogischen, lichtvollen Bestreben unermüdet fortfahren. In neueren Schriften kommt Manches vor von merkwürdigen Körpern, deren einer unter dem Namen Chlor, der andere unter dem Namen Jod bekannt ist. Beide haben durch Explosions-Kraft viel Aehnliches mit dem Knallgold, dem Knallsilber und dem Salpeter. Nun wünsche ich sehr zu wissen, ob jene beiden sonderbaren Körper in sichtbarer Gestalt in dem Mineralreich erscheinen, wo man sie findet, oder ob sie blos Educte der Mutterlaugen sind, in welchen dieselben von Davy und einem andern Chemiker entdeckt worden?

„Nochmals danke ich Ihnen für Ihr freundschaftliches Andenken und bin mit besonderer Hochschätzung

Ihr ergebener Freund

Regensburg, 25. Januar 1815.

Carl."

Mein Gönner in Weimar beehrte und erfreute mich durch mehrere Zuschriften, welche einander in kurzen Fristen folgten.

„Sie erhalten mit der fahrenden Post ein Paket, dem ich eine geneigte Aufnahme erbitte. Das *Musée minéralogique* von de Drée folgt mit vielem Dank zurück. Einige poetische *Vinariensia* liegen bei, mit dem Ersuchen, den benannten Personen die Exemplare mit meiner vielfachen Empfehlung zuzustellen, so wie Herrn Toussaint den angefügten Brief.

„Die Abschrift der dramatisirten Glocke, nebst Anleitung zur Vorstellung, werden Sie gefälligst erwägen. Man denkt auf den deutschen Theatern zu Iffland's Geburtstag im April Vorstellungen zu seinem Andenken zu geben. Meine Absicht ist, Schiller's Andenken an gleichem Tage zu erneuern und dies kann gar schicklich durch die Glocke geschehen. Vielleicht veranstalten Sie in Hanau etwas Aehnliches *.

„Das Verzeichniß der wenigen Mineralien, welche Ihnen abgehen, habe ich unter meinen Papieren nicht gefunden, wahrscheinlich blieb es in Hanau liegen, ich erbitte mir solches, um einigermaßen mein dankbares Andenken bethätigen zu können.

„Mich angelegentlichst empfehlend.

Weimar, 11. Januar 1815."

„Hierbei das angekündigte Paket, wegen dessen Verspätung ich um Verzeihung bitten muß. Der Catalog ist zu lange bei mir liegen geblieben, die Glocke schon längst bereit, und nun gar die Weimarischen Feierlichkeiten völlig veraltet, welches letzte ich vorzüglich bei Gönnern und Freunden zu entschuldigen bitte. Mögen die Dinge wenigstens als schwaches Zeichen eines dankbaren Andenkens gelten. Mein glücklicher und fröhlicher Aufenthalt am Rhein, Main und Neckar ließ mich vergessen, was alles zu Hause auf mich warte, und meine kleine Canzelei, durch Landes-Bewaffnung verwaist, mußte erst wieder hergestellt werden; auch kann Ihre große Thätigkeit nicht überall Nachahmer finden.

„Unter den besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin, sei ich auch Ihnen zum allerbesten empfohlen.

Weimar, 14. Januar 1815."

* Es wurde der Sache bereits früher erwähnt und die Ursache angegeben, weßhalb man leider! der Erfüllung dieses Wunsches nicht entsprechen konnte.

„Verzeihen Sie, wenn ich meinen Dank für das Uebersendete später ausdrücke. Es hat seither gar mancherlei auf mir gelegen; auch heute faß' ich mich kurz, um nicht ganz zurück zu bleiben.

„Für die „Kennzeichen aus dem Vorkommen" sollen Sie gepriesen sein; ich halte sie, wo nicht wichtiger, doch eben so wichtig als alle übrigen *.

„Unter uns gesagt, so muß es seltsam scheinen, wenn der treffliche und hochverdiente Werner in einem ganz empirischen Wissen eine Abtheilung vorzüglich „empirisch" nennt. Ein jedes Mineralien-Cabinet ist eigentlich empirischer, als das Vorkommen der Mineralien, denn dieses deutet doch auf eine aufgefundene Natur-Ursache, die wir zwar nicht kennen, aber vermuthen und ahnen. Jenes ist eine künstliche Zusammenstellung zersplitterter und unvollständiger

* „Kennzeichen aus dem Vorkommen", „geschichtliche Merkmale" umfassen die Angaben über Oertlichkeiten, wo diese und jene Mineralien gefunden werden, über Art und Weise wie solche auftreten, über „beibrechende", das heißt die sie begleitenden Substanzen. Früher wurde die Beachtung dieser Beziehungen vernachlässigt, mehr oder weniger abgewiesen, und so glaube ich einer der ersten gewesen zu sein, welcher ihr Wichtiges hervorzuheben bemüht war und denselben eine besondere Stelle anwies in der Kennzeichen-Reihe. Stetigkeit, Häufiges und Seltenes „beibrechender" Fossilien; Uebereinstimmendes oder Abweichendes derselben in der nämlichen Gegend und an verschiedenen Orten; Ungleichmäßigkeiten der Begleiter nach dem Auftreten von Mineralien in verschiedenen Formationen; Beschränktsein auf eine oder auf wenige Gebirgs-Bildungen im Gegensatz allgemeiner Verbreitung; Eigenthümlichkeiten in den endlosen Abstufungen des Quantitativen — dieses sind die Haupt-Momente der „geschichtlichen Merkmale". Die geheimnißvollen Verhältnisse, von der Natur durch wundersame Wechsel-Verbindungen ausgedrückt; das gemeinsame Anschließen mancher Fossilien an gewisse Formationen; Gesellschafts-Bande, welche viele Substanzen fast ohne Ausnahme vereinigen, während andere stets einzeln oder zerstreut erscheinen; ausgezeichnete Merkmale, den Erzeugnissen einzelner Gegenden eigen; Wiederfinden besonders hervorspringender Gebilde an sehr entlegenen Stellen; Bekanntes, dem wir überall begegnen, nur in wunderlicher Mischung und Paarung u. s. w. Daß die Mineralien-Verbreitung aus gewissen Gesetzen entsprungen sei, nicht durch blos zufällige Umstände, daß das Entstehen des Einen gar oft das Werden des Andern hervorruft, daß chemische Hergänge die Körper, oder deren Urstoff-Theile gegen einander trieben, daß Gesetze das scheinbar wirre „Ur-Gemenge" durchschreiten, läßt sich nicht läugnen; nur vermögen wir nicht, alle bedingenden Normen zu entziffern. — Diese erläuternden Worte glaubte ich einem Theile meines Leser-Kreises schuldig zu sein.

mit schweren Seufzern wurde gefragt: wer die „Louise" darstellen solle? Seelengern hätten sich die meisten unserer Künstlerinnen als des Geigers Tochter gezeigt. Verzeihliche Gefallsucht.

Diesmal ließen sich die Damen nicht umstimmen, obwohl ich's auf mildeste Art versuchte; sie waren und blieben taub gegen Bitten und Vorstellungen. Der unleidliche Streit war in keiner andern Weise zu schlichten, ich ließ das Loos entscheiden. Neues komisches Treiben, wie's „der alten Millerin" galt. Dies sei eine Partie, in der man „nur Schimpf und Schande davon trüge", wurde mir wiederholt gesagt. Erst nach vielem vergebenem Mühen, nach endlosem Zureden, so daß es mir wahrhaft lächerlich schien, gelang es die Rolle zu besetzen.

„Kabale und Liebe" wurde aufgeführt und machte entschiedenes Glück. In der Sterbescene waren unsere Zuschauer hingerissen von Wehmuth, in Rührung aufgelöst. — Viele Proben kostete das Drama; denn mich belebte die Ueberzeugung, es wolle mit größter Zartheit behandelt sein, damit nicht Schatten vorherrschen und Licht-Gestalten ganz erlöschen, die in dem Nebelmeere schweben.

Ein Gegenstand, der oft und ernsthaft beschäftigte, war die Schlacht bei Hanau.

Albini's Equipage benutzend, die bei Göthe's Ankunft ihm zur Verfügung war gestellt, begleitete ich meinen edlen Gast eines Morgens auf den Kampfplatz. Alles mußte ich wiederholen, was er längst in meinem Bericht mit Aufmerksamkeit gelesen, jede denkwürdige Stelle wurde aufgesucht, keine Einzelnheit blieb unberührt, nichts ließ meinen Begleiter ohne das lebhafteste Interesse.

Den Heimweg machten wir meist zu Fuß. Ruhig, in ernst kräftiger Haltung, die Hände auf dem Rücken, schritt Göthe neben mir einher. Es konnte nicht fehlen, daß jetzt auch auf Napoleon die Rede kam und auf Politik; Gegenstände, die sonst wohl unerörtert geblieben wären.

Stets hatte ich in Göthes Vaterlands-Treue das unerschütterlichste Vertrauen gesetzt. Ich wußte, daß ihm Deutschland warm

am Herzen lag, daß er nichts weniger als gleichgültig war gegen die großen Ideen Volk, Freiheit. Gerecht und einsichtig, mit offener Hingebung sprach der Dichter sich aus über den Geist der Gegenwart, über die Entwickelung nächster Folgezeit; nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft war ihm tröstlich; die Entscheidung, wie solche gefallen, erachtete er für den Anfang vom Ende.

Bald war der schöne Traum zerstoben! — Für mich blieben die Tage, welche Göthe in Hanau verbrachte, die ich mit ihm durchlebte, flüchtige Sonnenblicke, Feste eines wahrhaft erhöhten und befriedigten Daseins. Sie sind mir ewig unvergeßlich. Ich schwärme in der Erinnerung.

Im Laufe des Jahres wurden mir noch zwei Briefe zu Theil.

Weimar, den 31. October 1814.

„Ich vermelde nur kürzlich und schuldigst, daß ich vor vier Tagen bei guter Zeit in Weimar eingetroffen bin, nachdem ich unserm heitern Freunde in Gelnhausen* einen sehr angenehmen Abend schuldig geworden. Nehmen Sie meinen vorläufigen Dank freundlich auf und seien überzeugt, daß ich mit erkenntlicher Rührung von Ihnen geschieden bin, und daß der so angenehme als belehrende Aufenthalt in Hanau mir unvergeßlich bleiben wird. Haben Sie die Güte, mich überall angelegentlichst zu empfehlen und mir von sich recht bald einige Nachricht zu geben. Ich hoffe, nächstens das Weitere zu vermelden und einiges Gefällige zu senden.

N. S. Doctor Schlosser, in Frankfurt, ein sehr vorzüglicher junger Mann, wünscht Ihnen empfohlen zu sein. Es fehlt ihm nicht an Kenntnissen in dem Fache, welches Sie so glücklich bearbeiten, und er ist überzeugt, durch Ihren belehrenden Umgang auf das schnellste gefördert zu werden.“

---

* Oberst von H......, Mitglied der Hanauer Privatbühne; er besaß ein Gut in der ehemaligen Reichsstadt.

Weimar, den 9. November 1814.

„Auch für den letzten freundlichen Brief danke ich auf das verbindlichste und verfehle nicht, durch Herrn Hofrath Westermayer wenigstens in einer geringen Sendung meine Erkenntlichkeit anzudeuten. Es erfolgt nämlich hierbei:

1) ein Stück Scheelium, nicht weniger

2) ein Krystall desselben, klein aber deutlich, ferner

3) ein Stück Bononischen Leuchtsteines, wie ich solchen aus dem Gebirge selbst, vor so vielen Jahren genommen, der daran befindliche Thon ist noch die ursprüngliche Umgebung.

4) Ein Stück von der gezackten Röhre eines Blitzsinters, welche aus vom Blitz geschmolzenem Sande entstanden, aus der Senne bei Lobsborn im Lippischen.

5) Ein Stück von einer runden Röhre desgleichen.

Gern legte ich noch mehreres bei, allein ich mag mich umsehen, wie ich will, so finde ich nichts, als was Sie nicht schon besser besäßen: es hieße nur Eulen nach Athen tragen.

Der ich mich auf das angelegentlichste Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin und allen Wohlwollenden bestens empfehle.“

Die verrückten Hofräthe.

Est modus in rebus, sunt
certi denique fines.

Einst war das „Ordenswesen“ allgemeine Sitte im lieben Vaterlande. An Höfen — vielleicht weil man der Beschäftigung und Zerstreuung bedurfte — in bürgerlichen Kreisen verbanden sich, hier Gelehrte, Künstler, auch Andere, dort fürstliche Personen und Staatsmänner zu „geheimen Gesellschaften“, deren Netze sehr verlockten. Möglich, daß an und für sich unbedeutende Dinge, wie diese, kleine Residenzstädte, wenn nicht in Aufruhr, dennoch in Bewegung setzten.

Längst ist, was wohl keineswegs zu beklagen, diese Zeit vorübergegangen und wir sind weit davon entfernt uns die, keineswegs leichte, Aufgabe zu stellen, das Entstehen jener mannigfaltigen, in geschichtlicher Hinsicht so bedeutungslosen, Stiftungen ergründen

zu wollen. Ihre ernsten oder scherzhaften Zwecke, mit der harmlosen Geheimnißkrämerei bleiben unenthüllt; von Fortbildung, Verbreitung und Ende der „Orden“ sei keine Rede. Mit einer einzigen Ausnahme lasse ich sie alle gerne ruhen; es handelt sich nur um den „Orden verrückter Hofräthe“. Welche Bewandtniß es mit diesem gehabt, sollen meine Leser hören; denn ich setze voraus, daß gar manche unter ihnen keine Gelegenheit fanden, Kenntniß von der Sache zu nehmen.

„Orden verrückter Hofräthe“! — Seltsam ist der richtige Ausdruck für das Unternehmen; sonderbar, einzig in seiner Art stellt es sich dar. Viel dürfte, zur Zeit wo jene „Würde“ an der Tagesordnung war, dafür und dawider gestritten worden sein; oft ging der Scherz zu weit.

In Frankfurt am Main stifteten, aus eigener Macht-Vollkommenheit, Christian Ehrmann und Mathiä die Verbindung; jener, ein geborener Straßburger, war Arzt, dieser zweiter Lehrer einer Schul-Anstalt. Von Forderungen an aufzunehmende Mitglieder, von besonderen Verpflichtungen und Dienst-Leistungen, überhaupt von einer Theilnahme an den Verhältnissen des Ordens, war meines Wissens keine Rede. Zufällige, unschuldige, vom Zaun abgebrochene Gründe, mitunter höchst lächerliche Ursachen, befähigten zur Mitgliedschaft; irgend eine Eigenthümlichkeit aus dem Leben, Thun und Treiben achtbarer und hochgestellter Männer, reichte zur Ernennung hin. Verdienste, von der Mitwelt nicht erkannt, Launen, Vorurtheile, Leidenschaften, diesen und jenen Persönlichkeiten eigen, Irrthümer und Ungereimtheiten, die sie sich zu Schulden kommen lassen, konnten die Ritter-Würde, den Ehren-Titel eines „verrückten Hofrathes“ bedingen helfen. Sauber gedruckte Diplome, stets unter dem 1. April ausgefertigt, versehen mit gewaltigem Oblaten-Siegel und der Unterschrift „Tinander“ galten als Beglaubigungs-Urkunden.

Die Ernennungs-Briefe drückten möglichst in Lapidar-Styl, meist auf sehr treffende Weise, häufig mit Witzes-Macht, die bewegenden Ursachen statt gefundener Wahlen aus, bald in Anspielungen, bald mit dürren Worten. Nun wurde das Geheimniß zum Offen-

baren: „der Spruch hieng ab von ihrem Thun“. So hieß es, nach dem was in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ später zu lesen war, bei:

Creuzer — *ob pocula mystica;*

Jean Paul — *ob iram et studium;*

Sulpice Boisserée — *ob architectonice mensuratam in crepusculo turrem Cathedralis Argentinensis;*

Chladni — *ob aërolihtotomiam;*

Iffland — *ob Cocardam et quorsum.*

Manche Diplome bezogen sich auf Dinge, welche selbst zu jener Zeit wenig bekannt waren und die uns gegenwärtig durchaus unbekannt sind. Niemand war sicher, von Ehrmann bedacht zu werden; ihm durchaus fremde Personen erhielten Ernennungs-Patente übersendet, mitunter, wie böse Zungen behauptet, zu ihrem Verdruß und Aerger; Andere nahmen die „Gnaden-Briefe“ mit einer Art Schüchternheit entgegen, die meisten lachten laut auf.

Man muß sich wundern, daß das seltsame Spiel — ein Scherz, wie die Neuzeit ihn nicht vertragen würde — eilf Jahre hindurch anhielt; einhundert Diplome waren bis 1820 ausgegeben, da unterblieb der eigenthümliche Verkehr.

Göthe sagte mir, bei seinem Aufenthalt in Hanau: es wäre keineswegs Vorgefühl allein, er habe ziemlich sichere Anzeichen, in Weimar ein Diplom des Ordens der verrückten Hofräthe vorzufinden; so hoch hätten sich seine bescheidenen Wünsche nicht verstiegen, indessen müsse man es über sich ergehen lassen. Mein Gönner war voller Erwartung, sehr gespannt, welcher Grund zu der „ehrenhaften Auszeichnung“ gedient habe.

Natürlich säumte ich nicht, mir möglichst bald Kenntniß zu verschaffen vom „Denkspruch“. *„Ob orientalismum occidentalem“*, lautete er in Göthe's Diplom.

Nun kennen meine Leser die Ursache, weßhalb ich mir die kleine Abschweifung erlaubte und das „Ehrmann-Mathiä'sche Institut“ zur Sprache brachte.

Jahr 1815.

Am letzten Tage des Jahres, dessen Ereignisse so entscheidend in ihren Folgen gewesen, hatte ich, aus der Fülle meines Herzens, wenige treu gemeinte Worte an meinen vormaligen Landesherrn gerichtet. Wie freundlich nahm sie der unglückliche Fürst auf:

„Mit dankbarer Rührung hab' ich Ihren Glückwunsch gelesen. Meine Wünsche für Ihr Wohl und für das Wohl Ihrer schätzbaren Familie sind aufrichtig und herzlich.

„Für's Beste der Wissenschaft ist es mir sehr lieb, daß Sie in Ihrem mineralogischen, lichtvollen Bestreben unermüdet fortfahren. In neueren Schriften kommt Manches vor von merkwürdigen Körpern, deren einer unter dem Namen Chlor, der andere unter dem Namen Jod bekannt ist. Beide haben durch Explosions-Kraft viel Aehnliches mit dem Knallgold, dem Knallsilber und dem Salpeter. Nun wünsche ich sehr zu wissen, ob jene beiden sonderbaren Körper in sichtbarer Gestalt in dem Mineralreich erscheinen, wo man sie findet, oder ob sie blos Educte der Mutterlaugen sind, in welchen dieselben von Davy und einem andern Chemiker entdeckt worden?

„Nochmals danke ich Ihnen für Ihr freundschaftliches Andenken und bin mit besonderer Hochschätzung

Ihr ergebener Freund

Regensburg, 25. Januar 1815.

Carl."

Mein Gönner in Weimar beehrte und erfreute mich durch mehrere Zuschriften, welche einander in kurzen Fristen folgten.

„Sie erhalten mit der fahrenden Post ein Paket, dem ich eine geneigte Aufnahme erbitte. Das *Musée minéralogique* von de Drée folgt mit vielem Dank zurück. Einige poetische *Vinariensia* liegen bei, mit dem Ersuchen, den benannten Personen die Exemplare mit meiner vielfachen Empfehlung zuzustellen, so wie Herrn Toussaint den angefügten Brief.

„Die Abschrift der dramatisirten Glocke, nebst Anleitung zur Vorstellung, werden Sie gefälligst erwägen. Man denkt auf den deutschen Theatern zu Iffland's Geburtstag im April Vorstellungen zu seinem Andenken zu geben. Meine Absicht ist, Schiller's Andenken an gleichem Tage zu erneuern und dies kann gar schicklich durch die Glocke geschehen. Vielleicht veranstalten Sie in Hanau etwas Aehnliches *.

„Das Verzeichniß der wenigen Mineralien, welche Ihnen abgehen, habe ich unter meinen Papieren nicht gefunden, wahrscheinlich blieb es in Hanau liegen, ich erbitte mir solches, um einigermaßen mein dankbares Andenken bethätigen zu können.

„Mich angelegentlichst empfehlend.

Weimar, 11. Januar 1815."

„Hierbei das angekündigte Paket, wegen dessen Verspätung ich um Verzeihung bitten muß. Der Catalog ist zu lange bei mir liegen geblieben, die Glocke schon längst bereit, und nun gar die Weimarischen Feierlichkeiten völlig veraltet, welches letzte ich vorzüglich bei Gönnern und Freunden zu entschuldigen bitte. Mögen die Dinge wenigstens als schwaches Zeichen eines dankbaren Andenkens gelten. Mein glücklicher und fröhlicher Aufenthalt am Rhein, Main und Neckar ließ mich vergessen, was alles zu Hause auf mich warte, und meine kleine Canzelei, durch Landes-Bewaffnung verwaist, mußte erst wieder hergestellt werden; auch kann Ihre große Thätigkeit nicht überall Nachahmer finden.

„Unter den besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin, sei ich auch Ihnen zum allerbesten empfohlen.

Weimar, 14. Januar 1815."

* Es wurde der Sache bereits früher erwähnt und die Ursache angegeben, weßhalb man leider! der Erfüllung dieses Wunsches nicht entsprechen konnte.

„Verzeihen Sie, wenn ich meinen Dank für das Uebersendete später ausdrücke. Es hat seither gar mancherlei auf mir gelegen; auch heute faß' ich mich kurz, um nicht ganz zurück zu bleiben.

„Für die „Kennzeichen aus dem Vorkommen" sollen Sie gepriesen sein; ich halte sie, wo nicht wichtiger, doch eben so wichtig als alle übrigen *.

„Unter uns gesagt, so muß es seltsam scheinen, wenn der treffliche und hochverdiente Werner in einem ganz empirischen Wissen eine Abtheilung vorzüglich „empirisch" nennt. Ein jedes Mineralien-Cabinet ist eigentlich empirischer, als das Vorkommen der Mineralien, denn dieses deutet doch auf eine aufgefundene Natur-Ursache, die wir zwar nicht kennen, aber vermuthen und ahnen. Jenes ist eine künstliche Zusammenstellung zersplitterter und unvollständiger

* „Kennzeichen aus dem Vorkommen", „geschichtliche Merkmale" umfassen die Angaben über Oertlichkeiten, wo diese und jene Mineralien gefunden werden, über Art und Weise wie solche auftreten, über „beibrechende", das heißt die sie begleitenden Substanzen. Früher wurde die Beachtung dieser Beziehungen vernachlässigt, mehr oder weniger abgewiesen, und so glaube ich einer der ersten gewesen zu sein, welcher ihr Wichtiges hervorzuheben bemüht war und denselben eine besondere Stelle anwies in der Kennzeichen-Reihe. Stetigkeit, Häufiges und Seltenes „beibrechender" Fossilien; Uebereinstimmendes oder Abweichendes derselben in der nämlichen Gegend und an verschiedenen Orten; Ungleichmäßigkeiten der Begleiter nach dem Auftreten von Mineralien in verschiedenen Formationen; Beschränktsein auf eine oder auf wenige Gebirgs-Bildungen im Gegensatz allgemeiner Verbreitung; Eigenthümlichkeiten in den endlosen Abstufungen des Quantitativen — dieses sind die Haupt-Momente der „geschichtlichen Merkmale". Die geheimnißvollen Verhältnisse, von der Natur durch wundersame Wechsel-Verbindungen ausgedrückt; das gemeinsame Anschließen mancher Fossilien an gewisse Formationen; Gesellschafts-Bande, welche viele Substanzen fast ohne Ausnahme vereinigen, während andere stets einzeln oder zerstreut erscheinen; ausgezeichnete Merkmale, den Erzeugnissen einzelner Gegenden eigen; Wiederfinden besonders hervorspringender Gebilde an sehr entlegenen Stellen; Bekanntes, dem wir überall begegnen, nur in wunderlicher Mischung und Paarung u. s. w. Daß die Mineralien-Verbreitung aus gewissen Gesetzen entsprungen sei, nicht durch blos zufällige Umstände, daß das Entstehen des Einen gar oft das Werden des Andern hervorruft, daß chemische Hergänge die Körper, oder deren Urstoff-Theile gegen einander trieben, daß Gesetze das scheinbar wirre „Ur-Gemenge" durchschreiten, läßt sich nicht läugnen; nur vermögen wir nicht, alle bedingenden Normen zu entziffern. — Diese erläuternden Worte glaubte ich einem Theile meines Leser-Kreises schuldig zu sein.

Natur-Producte nach beliebigen Grundsätzen, wie sie dem einen oder dem andern Forscher gemäßer sind. Behalten Sie ja, bei Ihrer weit verbreiteten Kenntniß, die Bezüge jeder Art, einen wie den andern beständig im Auge.

„Die Altersfolge der Metalle schließt sich genau an das Vorige. Diese Betrachtung belebt alle unsere geognostischen Bemühungen. Ich wüßte an Ihrem Aufsatz nichts zu erinnern. Allenfalls würde ich den Artikel Zinn folgendermaßen fassen:

„Zinn, als unmittelbarer Gemengtheil fein eingesprengt in Granit, oder vielmehr in Gesteinen, in welche dieser übergeht, als Greisen, Gneiß u. s. w. Hier kommt es vor, in die ganze Gebirgsmasse vertheilt, als sogenanntes Stockwerk, auf Gängen, ohne sich ins Neben-Gestein weit zu verbreiten, als Lager, und in andern abweichenden Bestimmungen. Der an genannten Gebirgsarten sich manchmal anschließende Porphyr, ist auch nicht ganz gehaltleer, sodann verschwindet das Zinn aus der Gebirgsfolge und erscheint nur wieder secundär in Seifenwerken."

„Wird es mir möglich, den langbereiteten Aufsatz über die Zinn-Formation zu redigiren und zu übersenden, so werden die hier nur kurz gethanen Aeußerungen ihre Rechtfertigung und Erklärung finden.

„Die beiden Manuscripte behalte ich noch, und sende sie nur auf Verlangen zurück, weil ich sie, als sehr bedeutend, immer gern im Auge behalten möchte.

„Mich Ihnen und den theuren Ihrigen, so wie dem ganzen verehrten Hanauer Cirkel angelegentlichst empfehlend.

Weimar, den 27. Februar 1815."

Napoleon verläßt Elba.

„Propheten sagen immer wahr,
Denn es geschieht ja allerlei.
Begibt sich's nicht im Januar,
So trifft sich's mal im Mai."

Für das lebensfrohe Wien bringen Jahrhunderte eine ähnliche Zeit nicht wieder, als die des Congresses gewesen. Im Angesicht des

lauschenden Europa, inmitten endloser Festlichkeiten, eines Gewirres von Abenteuern, wurden seltsam verwickelte Fragen von höchster Wichtigkeit verhandelt.

Macht und Besitzstand deutscher Fürsten, das was während Napoleons Kaiserthum aus Schick und Fug gerathen, wollte man wieder zu Recht und Ordnung bringen. Viele wähnten, Alles lasse sich friedlich besprechen, berathen, erwägen, ausgleichen. Sie ahnten nicht die Feuerbrände, welche in politische Erörterungen und Auseinandersetzungen geschleudert werden können. Wenige dürften Besorgnisse gehegt haben, daß der Löwe seine Fesseln brechen, den „gnadenreichen Kerker“ sprengen werde. Und dennoch, wie günstig die Lage des kleinen Eilandes zu einer „Wieder-Herstellung“! Italien so nahe gegenüber, nicht mehr als sieben Meilen entfernt von Corsica. Glaubte man ernstlich, unumschränkte Hoheits-Rechte über jenen, dem Meere entstiegenen, Erdschollen würden für eine verlorene Welt-Herrschaft schadlos halten?

Monarchen, Diplomaten, Notabilitäten jeder Art hatten sich eingefunden und eine große Menge Fremder. Feste auf Feste am kaiserlichen Hofe. Des Schauens und Treibens war kein Ende.

Unter so vielen guten und besten Hoffnungen, eine schreckende Begebenheit: Napoleons Flucht von Elba, seine Landung in Frankreich. Und gerade zu einer Zeit, wo auf dem Congresse großer Zwiespalt herrschte, fast kriegerische Gesinnungen, wo Deutschland über das anmaßende Europa gänzlich hintangesetzt zu werden schien, wo Oesterreich allein es verstand in Ausdauer festzuhalten, jede gewaltsame Bewegung zu hindern.

Einen Morgen wie den andern pflegte ich regelrecht beim Minister von Albini mich einzufinden, und ich darf mir nachrühmen, immer gern gesehen; für mich gehörten die Besuche zu meinen liebsten Gewohnheiten.

Ich theilte meinem Vorgesetzten die „Bülletins“ mit, welche der wohlwollende Frankfurter Freund, dessen schon öfter gedacht worden, mir fortdauernd zukommen ließ. Bei solchen Gelegenheiten verkehrte Albini mit mir, wie mit einem Gleichen, fragte mich auch nicht selten um meine Meinung.

„Ja, ja!“ — sagte eines Tages mein Gönner, den ich in gehobener Stimmung fand, als mein Bericht zu Ende war — „so, also — weiter haben Sie nichts erfahren — gar nichts?“

Excellenz spielen vielleicht darauf an, daß der Kurfürst von Hessen ....“

„Seinen Gesandten beim Wiener Congreß, den Grafen Keller abberufen hat, weil er einwilligte, daß die Staatsdiener des Großherzogthums Frankfurt bezahlt würden? Falsch gerathen. Hab's auch gehört und lege blitzwenig Werth darauf, Serenissimus werden sich fügen müssen, so sauer es Höchstdenselben auch immerhin ankommen mag. Nein, davon wollte ich nicht reden.“

Beide Arme in die Seite gestemmt, wandelte Albini mit gemessenen Schritten im Zimmer hin und her, dabei leuchteten seine Blicke von Unmuth und er faltete die Augenbraunen bedeutend.

Ich sah ihn schweigend an, nur meine lebhaften Blicke zeigten den Wunsch Näheres zu erfahren. Noch mit scheinbarer Ruhe, aber unter geheimnißvollem Kopfnicken, und im Tone gelinden Vorwurfs fuhr er fort:

„Nun da habe ich etwas Neues für Sie, Herr Politiker, diesmal weiß ich mehr, und ich hielt doch immer große Stücke auf Sie. — Aber freilich, Ihnen sind nicht, wie mir, inmitten der Nacht Depeschen zugekommen.“

„Ich bescheide mich, Excellenz. Sie — Sie sind Minister, dem kein Geheimniß unzugänglich. Ich — der ich mich sehr gedemüthigt fühlen muß, dem es nicht vergönnt ist, Cabinets-Geheimnissen nahe zu treten — ich hätte längst die Ueberzeugung gewinnen sollen, daß ich nicht geboren bin für die Politik. Je mehr ich dieß Studium betrachte, desto mehr finde ich es voller Verwirrung, und ganz kopfschen wurde ich, als mir dieser Tage Buat's Definition wieder unter die Augen kam.“

„Was sagt denn der Graf?“

„*La politique est l'art de rendre les hommes aussi heureux, qu'ils peuvent l'être, s'ils le veulent, et aux moindres frais possibles, car où il doit y avoir du bonheur pour tous, il faut de la parcimonie.*“

„Ich werde meinen politischen Eifer nach und nach in Quiscenten-Stand versetzen."

„Gar nicht übel", redete der Minister ein, „was Buat über das Spar-System aussprach; der Mann hatte in den siebenziger Jahren Ahnungen von dem, was die Folgezeit bringen könnte. — — Doch zur Sache."

„Ihre Blicke verrathen Mißmuth, Excellenz, und vergebens zerbreche ich mir den Kopf in Vermuthungen der möglichen Ursachen. Seien Sie nicht so streng mit Ihrem getreuen Anhänger."

„So hören Sie denn" — dabei setzte er wiederholt den Zeigefinger seiner Rechten auf meine Brust, gab auch andere, mir wohl bekannte Zeichen der Ungeduld — „hören Sie eine höchst wichtige Nachricht, und ärgern Sie sich mit mir. Es thut mir leid, aber unsere Sachen stehen schlimm, oder können schlimm, sehr schlimm werden. Wenn ich das sage, muß es wohl wahr sein. Meinen Sie nicht?

„Excellenz, ich fühle in der That einige Beklemmung, aber — Sie kennen mich, Sie wissen, daß ich das Leben nie von der schweren Seite nehme, daß ich mich nicht so leicht niederschlagen lasse, daß kein Verdruß lange bei mir anhält, daß ich die Welt immer wieder bald mit frohem heiterem Muth zu sehen vermag. — Sie haben meine Neugier sehr erregt, ich bin ganz Ohr."

„Nicht wahr" — fuhr Albini fort, indem er, wie dieß seine Gewohnheit war, mich bald am Rockknopf faßte, bald mir in die Seite stieß — „nicht wahr, wir, Sie und ich, wir glaubten: die Zeit sei bestimmt, alle gute Hoffnungen und Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen; Deutschland könnte nun zur Ruhe, zum Frieden im Innern kommen, zur selbstständigen, unabhängigen Macht nach Außen?"

„Nun ja, ich gestehe, ich lebte dieser Hoffnung. Im Geiste sah' ich tausend Dinge gut gemacht, welche sehr böse geworden."

„Der Sturm erhebt sich wieder, auf's Neue wird man zu den Waffen rufen müssen."

„Halten zu Gnaden, das klingt räthselhaft."

„Ich bitte, mich zu Wort kommen zu lassen. Ja, die Herrn

haben sich verrechnet. Sollte man nicht glauben, der Stein habe Ahnungen gehabt? Oder widerte ihn der unaufhörliche Kampf mit Schwächen und Halbheiten, mit Ränken und Kniffen an? Sehr bald schied er aus dem Congreß. Nun wir kennen seine Geistesstärke, wie das Unbeugsame, Schroffe seiner Gesinnung und die ungemein heftige Gemüthsart; Vielen muß er für widerspenstig, trotzig, hartnäckig gelten. Freilich seine Zeit, die des redlichen, aufrichtigen, vollkräftigen Wirkens war vorüber. Für immer verließ der Ehrenmann den politischen Schauplatz und zog sich auf seine Güter zurück. — — Ja, ja das versammelte Europa ist überlistet, genarrt! Während die Herren in Wien, wo Diese ihre Augen mit maßlosen Hoffnungen hinwandten, Jene nicht ohne Sorge, während sie, sage ich, um den Mantel stritten und würfelten, als Zwist und Hader die — Friedens-Mächte fast entzweite und erbitterte; da schliefen die Wächter. Napoleon —"

„Napoleon?!"

„Napoleon, den man sorglos sich selbst zur Bewachung übergeben" — hier hielt der Minister inne, um in meinen Zügen zu lesen, welche Wirkung die Worte hervorgebracht.

„Nun?"

„Der Verbannte ist noch einmal aufgefahren, hat sich wieder eingedrängt in die Welt-Geschichte, will die Völker Europa's in abermalige Verwirrung setzen. Nach so harten Mühen, nach so schwerer Arbeit — — es ist, als sollte das lebende Geschlecht nicht zur Ruhe kommen."

Des innern Mißvergnügens ungeachtet, lag selbstzufriedenes Lächeln auf Albini's Gesicht darüber, daß er mich mit so unerwarteter Kunde überraschen konnte.

„Ich begreife kaum — aber es ist unmöglich — wer hätte das ahnen sollen —." Diese Reden entschlüpften mir, indem ich vor Erstaunen einen Schritt zurücktrat.

„Befremdet Sie die Nachricht? — Wundern Sie sich nur."

„Aber — wie geht das zu?"

Indem der Minister wiederholt starke Prisen nahm, sprach er weiter:

„Wie es zugeht, fragen Sie, der Sie die Sache nicht begreifen zu können scheinen?“

„Nein!“ rief ich aus, „ich gestehe, das ist mehr als sonderbar.“

„Er ist wiedergekehrt aus seiner Meeres-Einsamkeit, sage ich Ihnen. Und wie klug hat er sich benommen! Täuschungen, Ueberlistungen jeder Art. Ich bin genau unterrichtet, ich habe geheime Mittheilungen über Alles, was in Wien vorging und gesprochen wurde. Erst spielte er den abgesetzten Kaiser, den Irren, den Geistes-Abwesenden, sodann wußte er die eitlen Engländer zu kirren und sicher zu machen. Und Sie müssen wissen, daß es Napoleon sogar an einigem Vorwande nicht fehlte. Die Bourbons hielten ein mit den ihm ausgesetzten Zahlungen, und als „Souverän von Elba“ kann er sich, nach dem Völkerrecht, als ermächtigt zum Kriege achten. Möglich, daß dem Ex-Kaiser auch zu Ohren gekommen, wie die zu Wien in Zwist gerathenen Alliirten — ich weiß das recht gut — mit dem Plane umgegangen, ihn von Elba zu entfernen.“

„Hoffen wir“, erlaubte ich mir zu bemerken, „daß ein glücklicher Zufall das Unternehmen in der Geburt ersticke. — Ist an eine Verschwörung zu glauben, die sich über ganz Frankreich verbreiten dürfte?“

„Ob sein Unternehmen zum Abenteuer wird, oder zum Welt-Ereigniß? — Nun, vertröstete er ja die Diener der Kaiserin auf Jahresfrist, als diese sich erboten mitzuziehen nach Elba. Die anberaumte Frist wurde pünctlich von ihm eingehalten. Vor sich her sandte er seine Getreuen, seine alten Spießgesellen, und verwegen genug, Alles, Insel und Leben, auf einen Wurf setzend, schiffte sich der Corse ein.“

„Sollte Napoleon auf unbedingte Ergebenheit und Treue der Truppen rechnen dürfen, sollte die gesammte Armee — —“

„Ich habe Briefe aus Wien vom 8. März. Am Tage zuvor war die Kunde von Napoleons Entweichen eingetroffen. Man schildert mir den Eindruck, welchen die Sache gemacht. Wie ein Blitz vom hellen Himmel herab kam die Nachricht. Viele der sorglos in den Tag hinein Lebenden sollen wie zerschmettert sein, mit finstern, umnebelten Blicken Alles für verloren halten. Rascher Entschluß thut

Noth. Die Geschicke Europa's sind der Schwäche nicht zu überlassen. Und leider ist bis jezt zu wenig geschehen. Zwar umhüllt ein verhängnißvoller Schleier die Verhandlungen, aber noch hat der Congreß Niemand befriedigt. Fürsten und Völker finden sich hingehalten in ihren Hoffnungen, durch die endlosen Fäden des verhexten diplomatischen Knäuels, noch will ich nicht sagen getäuscht in ihren Erwartungen."

„Sehr gut, daß die Fürsten und ihre Räthe noch beisammen sind."

„Wohl", entgegnete Albini bedenklich den Kopf schüttelnd, „aber ich weiß nicht, es will mir manchmal bedünken, als hinge die ganze Coalition nur an dünnen Fäden zusammen, als rücke Verständigung mehr und mehr in die Ferne. Die Häupter der Europäischen Staaten und ihre Abgesandten dürfen den Muth nicht verlieren, sich nicht säumig zeigen, wenn sie auch tausend widersprechende Rücksichten zu nehmen haben. Jeder will gewinnen, Keiner opfern: Nur durch redliche Eintracht begegnet man frevelnder Selbstsucht; Alle wieder den Einen, eine Völker-Wanderung der Rache muß kommen über Napoleon. Die Versäumniß des Augenblicks kann recht grausam bestraft werden. — Wär' mir nur ein Mittel gegeben, alle Triebfedern diplomatischer Eifersucht zu hemmen. Die sich kreuzenden Interessen und Intriguen, die Ansprüche, welche hier erhoben werden und dort keine Nachgiebigkeit finden, können, troz der glatten Mienen und der höflichen Redensarten, zu Mißhelligkeiten führen, und endlich zum Streit. Es handelt sich um die höchsten Welt-Interessen; ohne Verzug muß der Unheilstifter bekämpft werden. Die Schicksale von Jahren hängen an jedem Tag. Alles muß man zur Wehr rufen, was Waffen tragen kann."

So ungefähr sprach der greise Staatsmann, in seinem gerechten Eifer sich mehr und mehr steigernd.

„Wissen Sie", fuhr Albini fort, nachdem er einige Male hin- und hergegangen, „wer den Nagel auf den Kopf getroffen hat?"

„Ich bin ganz Ohr."

„Ein Wiener Schauspieler. Sie sind großer Theater-Freund, Ihnen kann der Name Hasenhuth nicht fremd sein."

„Ein sehr beliebter Komiker."

„Ganz recht. Es wurde ein kleines Singspiel, „das Hausgesinde“ aufgeführt. In der kaiserlichen Loge befanden sich die Monarchen und sämmtliche machtvolle und glänzende Vertreter der Europäischen Welt. Als nun die Hausfrau den „Jocrisse“, welchen Hasenhuth darstellte, schalt, weil er einen Vogel, der ihr sehr werth, aus seinem Käfig habe entwischen lassen, da extemporirte der Künstler, indem er auf die hohen Häupter hinwies: „Was ist's denn weiter, daß das Vögerle fort ist! Was schimpfen's, was bruddeln's mit dem Kopf? Diese da haben den großen Vogel entwischen lassen!“ Unvermeidlich war, wie leicht zu denken, ein endloses Gelächter. — Das steht in diesem Briefe.“

Der Minister schlug dabei mit der flachen Hand auf ein vor ihm liegendes Blatt und entließ mich, indem er sagte:

„Aergerliche Auftritte kann und wird es geben, und der neue Kreuzzug wieder Tausende von Opfern kosten.“

Wenige Tage später theilte mir Albini die ihm zugekommene Verkündigung des Französischen Kaisers mit:

„*Par la trahison inouie du Maréchal Marmont à Paris et du Maréchal Augereau à Lyon, je fus exilé avec une poignée d'hommes sur un rocher au milieu de la mer, ect ect.*“

Diese Proclamation, am 1. März erlassen, wurde unter andern in Hunderten von Exemplaren am 22. März am Strande von Sicilien gefunden.

Die Seherin.

Hier ist bei Begebenheiten zu verweilen, über die einst so viel hin und her gesprochen worden, und deren Schauplatz wenigstens theilweise Heidelberg war. Was ich davon erfuhr, habe ich, wie ich mich recht gut erinnere, aus dem Munde wohl unterichteter Freunde. Bald nachdem die Sache sich zugetragen, weilte ich, auf der Durchreise, mehrere Tage am Orte.

Es handelt sich um eine merkwürdige Persönlichkeit. Die Rede ist von einer Dame, welche großen, glänzenden Ruf genoß in der Blüthe

ihrer Jahre und Schönheits-Spuren waren geblieben, als sie längst nicht mehr in grünender Jugendkraft stand. Man konnte dieser Frau Verstandes-Schärfe, Lebendigkeit des Geistes nicht absprechen; aber zugleich hatte sie ein leidenschaftliches, über äußere Schranken sich leicht hinwegsetzendes Wesen. Sie war eitel, gefallsüchtig, prachtliebend über ihre Mittel hinaus und dabei, so behaupteten Einige, von nichts weniger als musterhaften Sitten. Andere dagegen wollten wissen, es könne ihr nicht viel Aergerliches im Wandel zur Last gelegt werden. Nach mannigfaltigen Verirrungen, nach einem, in vielartiger Hinsicht bewegten, abenteuerlichen Leben, machte die Frau, wovon wir sprechen, die heilige Schrift zu ihrem einzigen Studium. Sie wurde zur Schwärmerin, betete mit Brüder-Gemeinden, pflegte Kranke und ertheilte Sterbenden Zuspruch. Endlich gab sie sich religiösen Umtrieben hin und dem Uebersinnlichen. Viele erkannten dieselbe als auserwähltes Rüstzeug Gottes. Sie — die sich den Ton der großen Welt zu eigen gemacht, welcher ein ebenbürtiger Richter das Zeugniß ertheilt:

„*qu'elle avait appris à connaître tous les chemins les plus sinueux de la vie diplomatique et même ses sentiers les plus secrets*“, verkehrte mit Staats-Männern und Diplomaten und lüftete ihnen der Zukunft Schleier. Ihr, der jede Erscheinung der Außenwelt als Vorbote neuen geistigen Lebens galt, erschien Kaiser Alexander als zu dessen Entwickelung zunächst von Gott berufen.

Daß von Frau von Krüdener die Rede, werden unsere Leser bereits errathen haben. Wenden wir der Begebenheit uns zu, über welche Bericht zu erstatten ist.

Auf die erste Kunde von der Rückkehr Napoleon's nach Frankreich, begab sich Alexander ins Hauptquartier seines Heeres. Der Monarch übernächtete zu Heilbronn. Gram hatte seine Stirne gefurcht. In tiefem Sinnen verloren, in schmerzlichen Empfindungen, in Ahnung-schweren Sorgen über jenes Mißgeschick befangen, war es die Gestaltung nächster Zukunft, welche den Kaiser in Anspruch nahm. Voll Sehnsucht, in einem Meer von Zweifeln über das waltende Schicksal, den Ausweg zu finden, wurde ein Gedanke in seiner Seele rege, eine seltsame unerklärliche Ahnung ging ihm durch den

Sinn; ihm fiel die Frau von Krüdener ein. Er erinnerte sich, daß sie, der es vergönnt in die Zukunft zu schauen, inmitten des Krieges von 1813 sehr bestimmt und entschieden von bessern Tagen träumte, von ruhmreichen Kämpfen; daß sie vorhergesagt, der Friede sei nicht fern. Alexander wußte, daß die „Prophetin" bereits im October 1814 den abermaligen Sturz der Bourbonen verkündigt. Ein Fräulein von Stourdza, mit Frau von Krüdener im innigsten Verkehr stehend, hatte dem Kaiser einen Brief mitgetheilt, in welchem geschrieben war:

„*L'orage s'avance; ces lys que l'Éternel avait conservés, cet emblême d'une fleur pure et fragile qui brisant un sceptre de fer, parceque l'Éternel le voulait ainsi, ces lys qui auraient dû appeler à la pureté, à l'amour de Dieu, à la repentance, out paru pour disparaître.*"

Die Nacht machte nichts gut. Schlimme Träume hatten des Kaisers Blut in Wallung gebracht. Gedankenvoll, ahnte er — was seiner arglosen Seele stets verhaßt war — Verrath und Ränke. Ein unerklärliches Gefühl trieb ihn: die berühmte Frau wollte er sehen, sprechen. Da begab sich's, daß von einem Ober-Officier, unter Achselzucken, dem Monarchen, zu seinem nicht geringen Staunen, aber zugleich zu seiner unbeschreiblichen Freude — die Wittwe des Gesandten Krüdener gemeldet wird. Glücklich! Herrlich! Kaum vermochte Alexander sich von dieser Ueberraschung zu erholen. Er sah eine göttliche Fügung in dem allerdings sehr sonderbaren Spiel des Zufalles, in einem Zusammentreffen der Wirklichkeit mit seiner Gedanken-Welt; es schien ihm der Wink, der Arm des unerforschten Schicksals.

Prüfende Blicke warf der Monarch auf die Eintretende. Mit wenigen kräftigen Worten, indem sie unter anderm sagte: „man dürfe nie mit den Verhängnissen hadern", wußte die Krüdener, durch Anmuth ihrer Rede, wunderschnell — ohne Lob und Schmeichelreden, ohne dem Czaar den Spiegel eigener Größe entgegenzuhalten, mit wahrer Zauberkraft dessen Sorgen schwinden zu machen. Sie wurde zur segnenden Erscheinung; Aussichten in die Zukunft mit den reizendsten Farben hervorhebend, so wie die Ansprüche der Welt

an den Kaiser, erlaubte sie sich, voll Ehrfurcht, aber aufrichtig, kühn und mit größter Seelenruhe, auch bittere Warnungen.

In dieser großen ernsten Zeit wurde Heidelberg der Ruhepunct des Hauptquartiers der Monarchen von Oesterreich und Rußland auf dem Zuge nach Frankreich. Die Stadt sah viele Helden aus den ewig denkwürdigen Jahren 1813 und 1814 mit ihrem Heer-Gefolge, mit ihren Sieg-reichen Streitkräften im Waffenglanze. Diese kleine Welt brachte ein eigenthümliches Leben und Treiben; die fröhlichste Unruhe, eine stets gespannte Neugierde herrschte. Nie hatte der Musensitz zuvor etwas Aehnliches gekannt. Hier beschäftigten sich die Lenker von Europa's Gleichgewicht mit vorbereitenden Arbeiten für die heiligsten Zwecke.

Nach Heidelberg wurde die Krüdener eingeladen. In der schlichten Wohnung eines Landmannes zu Schlierbach — dem Dorfe, das ehemals in den Umfang der Heidelberger Mauern eingeschlossen war — empfing die „Prophetin", welche übrigens längst nicht mehr im Glanz der Lebens-Sonne stand, öftere Besuche von Rußlands Kaiser, und meist in unheimlicher Abendstunde, bei tiefer Nacht, wenn es Schlafenszeit war.

Später folgte die rastlose Frau dem Hauptquartier nach Paris, um das Siegesfest zu verschönen. Hier entzückte sie die Einen, welche ihr tiefe, überirdische Einsichten zutrauten, ja dieselbe wie eine Heilige verehrten, während Andere die Krüdener mit Schmach und Hohn verfolgten; sie galt ihnen als Weib vom schnödesten Schlage. Dem sei wie ihm wolle, man brachte, so zweifelhaft es auch scheinen mag, das Entstehen der heiligen Allianz mit ihrem Namen in Verbindung. Das räthselhafte Verhältniß Alexanders und der Prophetin ist schwer zu überblicken, da die Dinge, welche geschahen, so geheim waren. Bei der leicht beweglichen, für jeden neuen Eindruck empfänglichen Natur des Herrschers, bei dem Einflusse, den die fromme Frau gewann und bei der Zaubermacht, die sie übte, ist es keineswegs unmöglich, daß ihr, der vertrauten Rathgeberin, der vom Kaiser mit Bleistift eigenhändig niedergeschriebene Entwurf für jenen heiligen Bund zur Prüfung vorgelegt wurde. — — Die ersten und die letzten Worte der Krüdener sollen gelautet haben:

„Il est vrai, les Français sont impies et maudits, les plus détestables principes régnent chez eux, ils ont mérité les châtiments de Dieu et des hommes: mais si l'on ne veut pas les rejeter de force dans l'etat sauvage, si l'on veut les ramener au christianisme et sous l'ancienne domination des Bourbons, il ne faut pas les traiter selon la rigueur de la justice, mais les former insensiblement au bien à force de clémence et de générosité.“

In der Völker Sünden lag — davon achtete sich die Seherin überzeugt — Grund und Ursache aller Staats-Umwälzungen in Europa; die Leidenschaft: Friede und Glück außerhalb des Bereiches zu suchen, wo solche gefunden werde, führte zum Aufstand, zur Empörung. Roheit und Gemeinheit, verblendete Parteien-Wuth glauben sodann im Umsturz alles Bestehenden Heil und Glück zu finden.

Jahre nachher reiste ich in der Schweiz, hier war die prophetische Dame abermals Gegenstand des Tages-Gespräches. Vieles ließ ich mir erzählen von ihrer Schwärmerei, Begeisterung und Ueberspannung. Die „reuige Magdalena“, wie Manche die Krüdener nannten, „welcher eitle Weltlust verleidet war, die den himmlischen Frieden suchte“, hatte, durch ihre Ueberredungs-Gabe, nicht wenig Unheil gestiftet, besonders während sie in Schaffhausen weilte. Ihre Predigten, in denen, mit gleichem Andachtseifer, mit derselben Inbrunst, bald Buß-Uebungen auferlegt und Strafen angedroht, bald Gnade verheißen wurde, wirkten besonders nachtheilig ein auf das Secten-Wesen im Canton Zürich; zu schauderhaften Hergängen, zu wahren Gräuel-Scenen führte religiöse Schwärmerei.

Die hundert Tage.

Am 26. Februar hatte Napoleon sich eingeschifft. Den 1. März betrat er die Küste zwischen Antibes und Cannes mit dem Rufe: es lebe Frankreich! Eine Stadt wie Lyon widersetzte sich nicht, und so erschien die Sache mehr und mehr ernsthaft, durch innern Verrath vorbereitet. Begeisterung ging vor dem Kaiser her, Jubel folgte ihm.

Im ersten Bourbon'schen Ministerrath zu Paris bezeichnete man das Unternehmen als „That eines Tollkopfs"; in dem vom Kriegs-Minister, dem Herzog von Dalmatien, erlassenen Armee-Befehl, wurde Napoleon ein „Abenteuerer" genannt. — Uebrigens fühlte sich die Partei der Königlich Gesinnten, die Vendée ausgenommen, schwach.

Kurze Zeit verlief, da erscholl die Kunde: der „Kaiser" sei in Paris angelangt und mit unglaublichem Frohlocken empfangen worden.

Am nämlichen Tage brannte man im Prater zu Wien ein großes Feuerwerk ab. Die Raketen, die Stern-Garben, die Leuchtkugeln, um die Wette in die Höhe schießend und rauschend, weit oben sich verlierend, hatten meist violblaue Farben; sie sollten Veilchen darstellen. — Bekanntlich galt die Violette in Paris als Erkennungs-Zeichen der Anhänger Napoleons, gegen welchen die verbündeten Monarchen am 13. März eine Achts-Erklärung erließen. — —

Einer der ersten Schritte des Kaisers war die verheißende Zusage: von nun an wolle er nach republikanischen Grundsätzen herrschen. Eine Aeußerung, welche die Constitutionellen in Schrecken versetzte; sie besorgten Entfesselung der Dämonen früherer Jahre.

Das Heer, erfüllt von Kriegesruhm, von seinem großen Feldherrn, triumphirte. Ohnedieß waren die Soldaten des Glaubens, es wäre ihnen Unrecht geschehen.

Das Volk stieß allgemeine Freudenschreie aus; nur die Klügsten merkten, das Neue werde nicht von langer Dauer sein. — — Benjamin Constant, der ausgezeichnete Wortführer einer gewissen Partei, träumte, das goldene Zeitalter sei gekommen. In diesem Sinne verfaßte er seine: „*Principes de politique*".

Indessen war Napoleons Macht im Verlauf zweier Monate zu 363,500 Mann angewachsen. (Am 1. März zählte die Französische Armee nicht mehr als 120,000 Mann.)

Der Burgermeister von Basel — ein Statthalter von reifer Erfahrung, mit schlauem Vorausblick, nie die Besonnenheit verlierend, dabei voll gebieterischen Willens — befahl, daß: „wegen einer gewissen politischen Begebenheit", die Wache am Spahlen-Thor um

drei Mann verstärkt werde. Eine einfache, aber dennoch in ihrer Art imposante Anordnung. — — Kräftiger wirkte die Donner-Schlacht beim Kirchdorfe Waterloo, in Süd-Brabant; der Kampf, in welchem die Welt-Schicksale zu neuen Richtungen übergingen.

Mänch glänzender Entwurf, der schon Verderben brütet,
Und loszubrechen fertig steht,
Wird von dem Ewigen, der Königen gebietet,
Durch einen Hauch verweht.

Uz.

Unvergessen bleibe, daß es die Gegend von Waterloo war, wo, mehr als ein Jahrhundert früher, der gefeierte Feldherr damaliger Zeit einen glanzvollen Sieg erfocht; hier schlug Marlborough die Franzosen auf's Haupt.

Schlachtfeld bei Waterloo.

Jahre waren abgelaufen, seit der Schlachten-Gott dem Franzosen-Kaiser den letzten Würfel geworfen, da führte einsame Wanderer ihr Weg über die Wahlstatt. Nicht gedrängt durch die Zeit, war's ihnen vergönnt zu weilen; was sie gesehen, gehört, müssen unsere Leser sich erzählen lassen.

Einer der Männer, welche Napoleon als Führer gedient am Tage des Kampfes, der bis zum Rückzuge gegenwärtig war, erbot sich, mit gewisser Wärme, unsere Wanderer zu geleiten. Staunen mußte man, wie der einstige Kaiserbote nur Sinn hatte für jene Ereignisse, die unauslöschlichen Eindruck hinterlassen; sie waren sein Alles, seine Welt, der Gegenstand seines Glaubens, seiner Verehrung. Des schlichten Landmannes Erzählung, ungeordnet, wie solche das Gedächtniß brachte, konnte dennoch keineswegs als verworren gelten. An jede Stelle, an jeden Schritt knüpften sich Erinnerungen, tauchten Bilder auf, belebten sich empfangene Eindrücke.

Durch den Wald von Soignes nahm man den Weg nach dem Pachtgut la Haie-Sainte. Eine Ebene mit wellenförmiger Oberfläche und Schluchten-ähnlichen Vertiefungen breitete sich vor den Augen der Beschauer aus; sie erschien in der Runde eingefaßt von Wäldern und von Buschwerk. Längs einer gepflasterten Fahrstraße die

Häuser von Mont-Saint-Jean; in der Ferne die kleine Kuppel der Kirche von Waterloo. Gegen die Mitte der Ebene steigt der Boden an; hier, auf der erhabensten Stelle, liegt das unbedeutende Vorwerk Belle-Alliance.

Thore und Thüren von Höhen und Gärten der Haie-Sainte trugen überall Kugel-Spuren, unter einem der Schöppen mächtige Haufwerke von Pferde-Gebeinen; in Feldern, dem Pachthofe gegenüber, weit erstreckte, tiefe Gräben, angefüllt mit Leichen von Menschen und Thieren. Solche Stellen waren aus der Ferne kenntlich am kräftigern, dunkler gefärbten Pflanzen-Wachsthum. Hin und wieder hatte man die Gräber aufgewühlt; es trieben nämlich Brüsseler Kaufleute seiner Zeit Handel mit „Gebeinen von Waterloo". Eingeborene wollten sich jedoch nur dazu verstehen, den Speculanten Pferde-Knochen abzulassen. Einer der Arbeiter rühmte, seine Schaufel schwingend, als besonders preiswürdig, die Knochen der Garde-Grenadiere; seiner Versicherung nach wogen sie so schwer, als die von Pferden.

Zur Höhe von Rossomme geleitete der Bote nun die Wanderer. Hier — wo sein Adlerauge das Feld umkreisen konnte — befand sich Napoleon am Morgen. Von dieser Stelle erfolgten die Befehle zum Schlacht-Plan; hier hörte man zu wiederholten Malen die Worte:

„*Nous avons quatre-vingt-dix chances pour nous, et nous n'en avons pas dix contre.*"

Ein Tadel der Stellung Wellingtons; sie galt dem Kriegsfürsten als fehlerhaft. — — Heller Sonnenglanz war in der Frühe verbreitet; aber nicht wie bei Austerlitz leuchtete das Tages-Gestirn.

Im Pachthofe Belle-Alliance verbrachte der Kaiser den ganzen Nachmittag; als im Thal das Grauen begann und die Nacht herankam, trafen sich Blücher und Wellington an dem Orte.

Einem gebleichten, gespenstischen Gerippe ähnlich, zwischen Reihen alter Erlen — in ihren Kronen halb zerstört, mit den Wurzeln nur festgeklemmt im Boden — erschienen jetzt die Trümmer des zusammengeschossenen, ausgestorbenen, Schlosses Hougoumont. Hier war der Angriff von Seiten eines französischen Corps

in der Mittagstunde erfolgt. Gartenmauern und Capellen wurden erhalten. Als wunderhaftes Schlacht-Ueberbleibsel unterließ man nicht ein Holzbild des Gekreuzigten vorzuweisen: es blieb verschont von den Flammen.

Zwei dunkle, düstere Säulen bezeichnen, in der Richtung gen Brüssel, das Schlachtfeld; sie stellen sich als Todten-Pforten dar zum künstlichen, in Form eines übergroßen Hünen-Grabes aufgeführten Hügels; an dieser Stelle war der Mittelpunct des englischen Heeres. — „Den am 15. Juni 1815 als Helden gefallenen Preußen" errichteten König und Vaterland zu Planchenoit ein bescheidenes Denkmal, ein Kreuz aus Eisen.

Der Führer, träumend neben den Wanderern einherschreitend, wenn er nicht vom „großen Tage" redete, brachte sie noch einmal am Hügel von Rossomme vorbei, auf dem Wege, welchen Napoleon zur Flucht gewählt. Hier, in den letzten Augenblicken, so erzählte der Bote, habe man nichts vernommen, als die Worte:

„*Évitez les marais!*"

und später den Ausruf:

„*J'aurais dû mourir à Waterloo!*"

dabei sei er wie verstört emporgefahren.

Unter Umständen konnte dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

Blücher, darauf gestützt, daß der Wiener Congreß den gewesenen Kaiser für vogelfrei erklärt, hatte sich den Gedanken förmlich ausgebildet: Napoleon müsse, nehme man ihn gefangen, als Hochverräther standrechtlich erschossen werden. Wellington, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Feldherrn-Gaben, wie durch offene, gerade Sinnesart, bekämpfte das Vorhaben auf jede Weise. „Eine solche That", äußerte er, „würde unsern Namen der Nachwelt keineswegs fleckenlos überliefern, sagen, wir hätten nicht verdient, Napoleon zu besiegen." Die Verhandlungen endigten mit folgendem Schreiben des alten Feldmarschalls:

„Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tödtung Bonaparte's sich erklärt, so denkt und handelt er als Britte. Großbrittanien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten, als gerade diesem Bösewicht; denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichthum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser

haben sich verrechnet. Sollte man nicht glauben, der Stein habe Ahnungen gehabt? Oder widerte ihn der unaufhörliche Kampf mit Schwächen und Halbheiten, mit Ränken und Kniffen an? Sehr bald schied er aus dem Congreß. Nun wir kennen seine Geistesstärke, wie das Unbeugsame, Schroffe seiner Gesinnung und die ungemein heftige Gemüthsart; Vielen muß er für widerspenstig, trotzig, hartnäckig gelten. Freilich seine Zeit, die des redlichen, aufrichtigen, vollkräftigen Wirkens war vorüber. Für immer verließ der Ehrenmann den politischen Schauplatz und zog sich auf seine Güter zurück. — — Ja, ja das versammelte Europa ist überlistet, genarrt! Während die Herren in Wien, wo Diese ihre Augen mit maßlosen Hoffnungen hinwandten, Jene nicht ohne Sorge, während sie, sage ich, um den Mantel stritten und würfelten, als Zwist und Hader die — Friedens-Mächte fast entzweite und erbitterte; da schliefen die Wächter. Napoleon —"

„Napoleon?!"

„Napoleon, den man sorglos sich selbst zur Bewachung übergeben" — hier hielt der Minister inne, um in meinen Zügen zu lesen, welche Wirkung die Worte hervorgebracht.

„Nun?"

„Der Verbannte ist noch einmal aufgefahren, hat sich wieder eingedrängt in die Welt-Geschichte, will die Völker Europa's in abermalige Verwirrung setzen. Nach so harten Mühen, nach so schwerer Arbeit — — es ist, als sollte das lebende Geschlecht nicht zur Ruhe kommen."

Des innern Mißvergnügens ungeachtet, lag selbstzufriedenes Lächeln auf Albini's Gesicht darüber, daß er mich mit so unerwarteter Kunde überraschen konnte.

„Ich begreife kaum — aber es ist unmöglich — wer hätte das ahnen sollen —." Diese Reden entschlüpften mir, indem ich vor Erstaunen einen Schritt zurücktrat.

„Befremdet Sie die Nachricht? — Wundern Sie sich nur."

„Aber — wie geht das zu?"

Indem der Minister wiederholt starke Prisen nahm, sprach er weiter:

„Wie es zugeht, fragen Sie, der Sie die Sache nicht begreifen zu können scheinen?“

„Nein!“ rief ich aus, „ich gestehe, das ist mehr als sonderbar.“

„Er ist wiedergekehrt aus seiner Meeres-Einsamkeit, sage ich Ihnen. Und wie klug hat er sich benommen! Täuschungen, Ueberlistungen jeder Art. Ich bin genau unterrichtet, ich habe geheime Mittheilungen über Alles, was in Wien vorging und gesprochen wurde. Erst spielte er den abgesetzten Kaiser, den Irren, den Geistes-Abwesenden, sodann wußte er die eitlen Engländer zu kirren und sicher zu machen. Und Sie müssen wissen, daß es Napoleon sogar an einigem Vorwande nicht fehlte. Die Bourbons hielten ein mit den ihm ausgesetzten Zahlungen, und als „Souverän von Elba“ kann er sich, nach dem Völkerrecht, als ermächtigt zum Kriege achten. Möglich, daß dem Ex-Kaiser auch zu Ohren gekommen, wie die zu Wien in Zwist gerathenen Alliirten — ich weiß das recht gut — mit dem Plane umgegangen, ihn von Elba zu entfernen.“

„Hoffen wir“, erlaubte ich mir zu bemerken, „daß ein glücklicher Zufall das Unternehmen in der Geburt ersticke. — Ist an eine Verschwörung zu glauben, die sich über ganz Frankreich verbreiten dürfte?“

„Ob sein Unternehmen zum Abenteuer wird, oder zum Welt-Ereigniß? — Nun, vertröstete er ja die Diener der Kaiserin auf Jahresfrist, als diese sich erboten mitzuziehen nach Elba. Die anberaumte Frist wurde pünctlich von ihm eingehalten. Vor sich her sandte er seine Getreuen, seine alten Spießgesellen, und verwegen genug, Alles, Insel und Leben, auf einen Wurf setzend, schiffte sich der Corse ein.“

„Sollte Napoleon auf unbedingte Ergebenheit und Treue der Truppen rechnen dürfen, sollte die gesammte Armee — —“

„Ich habe Briefe aus Wien vom 8. März. Am Tage zuvor war die Kunde von Napoleons Entweichen eingetroffen. Man schildert mir den Eindruck, welchen die Sache gemacht. Wie ein Blitz vom hellen Himmel herab kam die Nachricht. Viele der sorglos in den Tag hinein Lebenden sollen wie zerschmettert sein, mit finstern, umnebelten Blicken Alles für verloren halten. Rascher Entschluß thut

Noth. Die Geschicke Europa's sind der Schwäche nicht zu überlassen. Und leider ist bis jezt zu wenig geschehen. Zwar umhüllt ein verhängnißvoller Schleier die Verhandlungen, aber noch hat der Congreß Niemand befriedigt. Fürsten und Völker finden sich hingehalten in ihren Hoffnungen, durch die endlosen Fäden des verhexten diplomatischen Knäuels, noch will ich nicht sagen getäuscht in ihren Erwartungen."

„Sehr gut, daß die Fürsten und ihre Räthe noch beisammen sind."

„Wohl", entgegnete Albini bedenklich den Kopf schüttelnd, „aber ich weiß nicht, es will mir manchmal bedünken, als hinge die ganze Coalition nur an dünnen Fäden zusammen, als rücke Verständigung mehr und mehr in die Ferne. Die Häupter der Europäischen Staaten und ihre Abgesandten dürfen den Muth nicht verlieren, sich nicht säumig zeigen, wenn sie auch tausend widersprechende Rücksichten zu nehmen haben. Jeder will gewinnen, Keiner opfern: Nur durch redliche Eintracht begegnet man frevelnder Selbstsucht; Alle wieder den Einen, eine Völker-Wanderung der Rache muß kommen über Napoleon. Die Versäumniß des Augenblicks kann recht grausam bestraft werden. — Wär' mir nur ein Mittel gegeben, alle Triebfedern diplomatischer Eifersucht zu hemmen. Die sich kreuzenden Interessen und Intriguen, die Ansprüche, welche hier erhoben werden und dort keine Nachgiebigkeit finden, können, troz der glatten Mienen und der höflichen Redensarten, zu Mißhelligkeiten führen, und endlich zum Streit. Es handelt sich um die höchsten Welt-Interessen; ohne Verzug muß der Unheilstifter bekämpft werden. Die Schicksale von Jahren hängen an jedem Tag. Alles muß man zur Wehr rufen, was Waffen tragen kann."

So ungefähr sprach der greise Staatsmann, in seinem gerechten Eifer sich mehr und mehr steigernd.

„Wissen Sie", fuhr Albini fort, nachdem er einige Male hin- und hergegangen, „wer den Nagel auf den Kopf getroffen hat?"

„Ich bin ganz Ohr."

„Ein Wiener Schauspieler. Sie sind großer Theater-Freund, Ihnen kann der Name Hasenhuth nicht fremd sein."

„Ein sehr beliebter Komiker."

„Ganz recht. Es wurde ein kleines Singspiel, „das Hausgesinde“ aufgeführt. In der kaiserlichen Loge befanden sich die Monarchen und sämmtliche machtvolle und glänzende Vertreter der Europäischen Welt. Als nun die Hausfrau den „Jocrisse“, welchen Hasenhuth darstellte, schalt, weil er einen Vogel, der ihr sehr werth, aus seinem Käfig habe entwischen lassen, da extemporirte der Künstler, indem er auf die hohen Häupter hinwies: „Was ist's denn weiter, daß das Vögerle fort ist! Was schimpfen's, was bruddeln's mit dem Kopf? Diese da haben den großen Vogel entwischen lassen!“ Unvermeidlich war, wie leicht zu denken, ein endloses Gelächter. — Das steht in diesem Briefe.“

Der Minister schlug dabei mit der flachen Hand auf ein vor ihm liegendes Blatt und entließ mich, indem er sagte:

„Aergerliche Auftritte kann und wird es geben, und der neue Kreuzzug wieder Tausende von Opfern kosten.“

Wenige Tage später theilte mir Albini die ihm zugekommene Verkündigung des Französischen Kaisers mit:

„*Par la trahison inouie du Maréchal Marmont à Paris et du Maréchal Augereau à Lyon, je fus exilé avec une poignée d'hommes sur un rocher au milieu de la mer, ect ect.*“

Diese Proclamation, am 1. März erlassen, wurde unter andern in Hunderten von Exemplaren am 22. März am Strande von Sicilien gefunden.

Die Seherin.

Hier ist bei Begebenheiten zu verweilen, über die einst so viel hin und her gesprochen worden, und deren Schauplatz wenigstens theilweise Heidelberg war. Was ich davon erfuhr, habe ich, wie ich mich recht gut erinnere, aus dem Munde wohl unterichteter Freunde. Bald nachdem die Sache sich zugetragen, weilte ich, auf der Durchreise, mehrere Tage am Orte.

Es handelt sich um eine merkwürdige Persönlichkeit. Die Rede ist von einer Dame, welche großen, glänzenden Ruf genoß in der Blüthe

Gegenstand zärtlichster Sorgfalt. Als Beweise einige Brief-Auszüge; sie gehören den Jahren 1809 bis 1813 an.

Décembre 1809.

„Mon amie, je t'ai trouvée aujourd'hui plus faible que tu ne devois être. Tu a montré du courage, il faut que tu en trouve pour te soutenir; il faut ne pas te laisser aller à une funeste mélancolie, il faut te trouver contente, et surtout soigner ta santé, qui m'est si précieuse. Si tu m'es attachée, et si tu m'aimes, tu dois te comporter avec force, et te placer heureuse. Tu ne peux pas mettre en doute ma constante et tendre amitié, et tu connaîtrais bien mal tous les sentiments que je te porte, si tu supposais que je puis être heureux si tu n'es pas heureuse, et content, si tu ne te tranquillises.

Adieu, mon amie; dors bien; songe que je le veux.“

„Savary me dit que tu pleures toujours; cela n'est pas bien. J'espère que tu auras pu te promener aujourd'hui. Je t'ai envoyé de ma chasse. Je viendrai te voir lorsque tu me diras que tu es raisonnable, et que ton courage prend le dessus. Demain, toute la journée, j'ai les ministres. Adieu, mon amie; je suis triste aussi aujourd'hui; j'ai besoin de te savoir satisfaite, et d'apprendre que tu prends de l'aplomb;“

1810.

„J'ai été bien content de t'avoir vue hier; je sens combien ta société a de charmes pour moi. J'ai travaillé aujourd'hui avec Estève. J'ai accordé 100,000 francs pour 1810, pour l'extraordinaire de Malmaison. Tu peux donc faire planter tant que tu voudras; tu distribueras cette somme comme tu l'entendras. — — J'ai ordonné que l'on tînt le million que la liste civile te doit, pour 1810, à la disposition de ton homme d'affaires, pour payer tes dettes. Tu dois trouver, dans l'armoire de Malmaison. 5 à 600,000 francs; tu peux les prendre pour faire ton argenterie et ton linge. J'ai ordonné qu'on te fît un très-beau service de porcelaine; l'on prendra tes ordres pour qu'il soit très-beau.“

Trianon, le 17. Janvier 1810.

„D'Audenarde que je t'ai envoyé ce matin, me dit que tu n'as plus de courage depuis que tu es à Malmaison. Ce lieu est cependant

tout plein de nos sentiments, qui ne peuvent et ne doivent jamais changer, du moins de mon côté. J'ai bien envie de te voir, mais il faut que je sois sûr que tu es forte, et non faible; je le suis aussi un peu, et cela me fait un mal affreux. Adieu, Joséphine; bonne nuit. Si tu doutais de moi, tu serais bien ingrate."

Diese Briefe sind sämmtlich nach Malmaison gerichtet. Am 19. April 1810 erhielt Napoleon eine Zuschrift Josephinens aus Navarre. Sie sprach den Dank dafür aus, daß er in ihre Rückkehr nach Malmaison gewilligt. Längeres Schweigen des Kaisers hatte bange Sorgen rege gemacht. Unter andern heißt es in dem Briefe:

„J'avais peur d'être entièrement bannie du souvenir de Votre Majesté: je vois que je ne le suis pas. Je suis donc aujourd'hui moins malheureuse, et même aussi heureuse qu'il m'est désormais possibble de l'être. J'irai à la fin du mois à Malmaison, puisque Votre Majesté n'y voit aucun obstacle. Mais, je dois Vous le dire, Sire, je n'aurais pas si tôt profité de la liberté que Votre Majesté me laisse à cet égard, si la maison de Navarre n'exigeait pas, pour ma santé, et pour celle des personnes de ma maison, des réparations qui sont urgentes. Mon projet est de demeurer à Malmaison fort peu de temps; je m'en éloignerai bientôt pour aller aux eaux. Mais, pendant que je serai à Malmaison, Votre Majesté peut-être sûre que j'y vivrai comme si j'étais à mille lieues de Paris. J'ai fait un grand sacrifice, Sire, et chaque jour je sens davantage toute son étendue. Cependant, ce sacrifice sera ce qu'il doit être, il sera entier de ma part. Votre Majesté ne sera troublée dans son bonheur, par aucune expression de mes regrets. Je ferai sans cesse des voeux pour que Votre Majesté soit heureuse, peut-être même en ferai-je pour la revoir; mais, que Votre Majesté en soit convaincue, je respecterai toujours sa nouvelle situation, je la respecterai en silence; confiante dans les sentiments qu'elle me portait autrefois, je n'en provoquerai aucune preuve nouvelle; j'attendrai tout de sa justice et de son coeur. Je me borne à lui demander une grâce, c'est qu'elle daigne chercher elle-même un moyen de convaincre quelquefois, et moi-même et ceux que m'entourent, que j'ai toujours une petite place dans son souvenir

et une grande place dans son estime et dans son amitié. Ce moyen, quel qu'il soit, adoucira mes peines, sans pouvoir, ce me semble, compromettre, ce qui m'importe avant tout, le bonheur de Votre Majesté."

Napoleon's Antwort lautete:

Compiègne, le 21. Avril 1810.

„*Mon amie, je reçois ta lettre du 19. Avril; elle est d'un mauvais style. Je suis toujours le même; mes pareils ne changent jamais. Je ne sais ce qu' Eugène a pu te diré. Je ne t'ai pas écrit, parce que tu ne l'as pas fait, et que j'ai desiré tout ce qui peut t'être agréable. Je vois avec plaisir que tu ailles à Malmaison, et que tu sois contente; moi, je le serai de recevoir de tes nouvelles, et de te donner des miennes. Je n'en dis pas davantage jusqu'à ce que tu aies comparé cette lettre à la tienne; et, après cela, je te laisse juge qui est meilleur et plus ami de toi ou de moi. Adieu, mon amie; portetoi bien, et sois juste pour toi et pour moi.*"

Kein Zweifel, es lag Napoleon am Herzen, daß die kaiserliche Frau — welche so lange sein glänzendes Geschick getheilt, die ihm mit wahrer Anhänglichkeit zugethan* — nicht stiller Trauer nachhänge, sondern durch Fassung, Ruhe und Ueberzeugung ihren Kummer bezwinge, daß sie, freier hervorblickend, Muth gewinne und bewahre. Daher der wiederholte Rath, sich Zerstreuung zu gönnen, heiter zu sein, jede Rücksicht zu nehmen auf ihre Gesundheit-Pflege.

Was Josephine besonders schmerzhaft berührte, wobei sie selbst äußerlich nicht mehr gelassen zu scheinen vermochte, war daß man, zu einer gewissen Zeit, ihre Entfernung aus Frankreich gewünscht, wohl mit aus Sorge, sie möchte sich zuweilen in mißliche, schiefe

---

* „*Tout ce que tu me dis de l'intérêt que me porte toujours l'Empereur*", liest man in einem Briefe an Hortense aus Bern vom 13. October 1810, „*me fait plaisir. J'ai fait pour lui le plus grand des sacrifices, les affections de mon coeur; je suis sûre qu'il ne m'oubliera pas, s'il se dit quelquefois qu'une autre n'aurait jamais eu le courage de se sacrifier à ce point.*"

Ein unverwerfliches Geständniß der Mutter, voll Vertrauen ausgesprochen gegen die Tochter, mit welcher sie im innigsten Verkehr lebte.

Stellung gedrängt sehen *; der peinliche Gedanke stieg auf: sie müsse für immer dem geliebten Heimathlande Lebewohl sagen.

Die Königin Hortense wurde Vermittlerin. Am 1. September 1810 schrieb der Kaiser aus Fontaineblau nach Genf an Josephine:

„*J'ai reçu ta lettre. Hortense, que j'ai vue, t'aura dit ce que je pensais; va voir ton fils cet hiver, reviens aux eaux d'Aix l'année prochaine, ou bien reste au printemps à Navarre. Je te conseillerais d'aller à Navarre tout de suite, si je ne craignais que tu ne t'y ennuyasses. Mon opinion est que tu ne peux être l'hiver convenablement qu'à Milan ou à Navarre; après cela j'approuve tout ce que tu feras; car je ne te veux gêner en rien. Adieu, mon amie; l'impératrice est grosse de quatre mois; je nomme madame de Montesquiou gouvernante des enfants de France. Sois contente, et ne te monte pas la tête; ne doute jamais de mes sentiments.*“

Napoleons Fall, den Sturz des Reiches, auf dessen Gipfel sie einst gestanden, erlebte Josephine. Die verbündeten Monarchen, den Werth der hohen Frau erkennend, unterließen nicht, dieselbe in Paris persönlich zu begrüßen.

Als der Kaiser in einem unscheinbaren, Staub-bedeckten Halbwagen den Hof des Pallastes Elysée erreichte, sprach sich lebhafter Schmerz in seinen Zügen aus. Man hörte ihn sagen:

„*Je n'en peux plus, je suffoque. Ney a écrasé ma cavallerie comme un fou.*“

Einer der Begleiter äußerte gegen nahe stehende Freunde, mit halb erstickter Stimme und indem er sie krampfhaft bei den Armen faßte:

„*Vous voyez, tout est perdu!*“

* Gestand sie ja ihrer Tochter in einem Schreiben aus Navarre unter dem 3. April 1810: „*J'ai été triste de l'accueil que j'ai reçu. Les habitants d'Evreux ont marqué beaucoup d'empressement à mon arrivée; mais cet-appareil de fête ressemblait un peu aux compliments de condoléance. On me plaignait sans doute de n'être plus rien, mais j'éloigne toutes ces idées douloureuses.*“

Napoleon, dem die Worte nicht entgangen, setzte, mit durchdringendem Blick auf den Sprecher, hinzu:

„*Sauf l'honneur.*"

In seinem Zimmer ließ er sich einige Augenblicke nieder, durchflog die eingelaufenen Depeschen und forderte eine Tasse Bouillon. Sodann ging er in gemessenen Schritten, an den Nägeln kauend, auf und ab, jeden Augenblick Taback schnupfend. Der Herzog von Bassano und Graf Regnaud de S. Jean d'Angely wurden beschieden. Der Kaiser legte sich nieder, angekleidet, wie er war, und entschlief bald — vielleicht um seine Leiden zu vergessen. Er besaß die Gabe, unter den schwierigsten, dringendsten Verhältnissen willkürlich zu schlafen, wenigstens einen kurzen flüchtigen Schlummer sich zu vergönnen, und sein Geist versank in vollkommene Ruhe, sobald die Anordnungen, wie solche die Umstände forderten, getroffen waren.

Ein Kammerdiener meldete beide Minister.

Napoleon dictirte dem Staats-Secretär des Kaiserhauses das Bülletin, während er sich den Schlaf aus den Augen rieb und auffallend oft gähnte.

Zum bessern Verständniß des zunächst Folgenden, erinnern wir die Leser daran, daß Napoleon unmittelbar nach seiner Ankunft von Elba Fouché wieder zum Polizei-Minister ernannt hatte. Talleyrand, stets ein getreuer Diener Dessen, welchem im Augenblicke die Gewalt verliehen, befand sich zu dieser Zeit als Gesandter Ludwig XVIII. in Wien. Auf die Frage des Kaisers: ob er es nicht für wünschenswerth erachte, Talleyrand zu gewinnen, und ob man ihm etwa eine hübsche Tabatiere schicken solle? erwiederte der Minister die Achseln zuckend:

„Senden wir Talleyrand eine Dose, so wird er sie voll Erwartung öffnen und nach dem Inhalt sehen."

„Wie meinen Sie das? Was wollen Sie damit?"

„Sire, schicken Sie ihm einen Wechsel im Betrag von zwei Millionen Franken, die Hälfte zahlbar, wenn er sich hier eingefunden hat."

„Nein, davon kann keine Rede sein; das ist zu kostspielig."

Bei der Nachricht von Napoleons Ankunft in Elysée, war Fouché zu den unruhigsten, zu den am meist argwöhnischen Kammer-Mitgliedern geeilt. Er verkündigte ihnen: der Kaiser käme mit Muth zurück, mit dem Entschlusse, die Kammern aufzulösen, sich zum Dictator einzusetzen. Man dürfe die Wiederkehr der Tyrannei nicht dulden, man müsse zu den Waffen greifen.

Von hier eilte der Polizei-Minister zu den treuesten Freunden, zu den entschiedensten Anhängern des Kaisers. Diesen vertraute er: es sei bei gewissen Deputirten Gährung gegen Napoleon zu besorgen; kein anderes Mittel, als solchen Leuten die Zähne zu weisen.

Man ließ sich bethören, man ging auf den Vorschlag ein. Beim Drang so bedenklicher Umstände fanden die Einflüsterungen Gehör; sie wurden befolgt.

Nun kehrte Fouché zu seinen Kammer-Mitgliedern zurück. Er überzeugte sie, wie die Napoleonisten alle von ihm aufgestellte Behauptungen bestätigten; Gefahr ruhe auf jedem Verzuge; treffe man keine Anstalten, so durfte in wenigen Stunden die Kammer nicht mehr bestehen. — —

Am nächsten Morgen verlangte der Kaiser das, den Abend zuvor dictirte, Bülletin nochmals zu hören. Wie Regnaud etwas über die Hälfte gelesen hatte, stampfte Napoleon mit den Füßen.

„*La bataille était gagnée!*“ rief er mit leisem aber entschiedenem Ton.

Und als der Bericht zu Ende war, setzte er tief seufzend hinzu:

„*Elle est perdue — et avec elle ma gloire!*“

Regnaud blieb in seinem so sehr bewegten Leben, bei den mannigfaltigsten Schicksalen, einer der treuesten Anhänger Napoleons. Leidenschaftlich brannte er für dessen Sache, ihn verließ nie der zuversichtlichste Glaube an den Kaiser, an den Zauber seines Siegesglückes. In dieser so mißlichen, Gefahr drohenden Stunde gestattete der Graf sich die Einrede: „durch fünfzig glorreiche Siege werde eine einzige Niederlage aufgewogen, der Waffenglanz nicht getrübt“.

Der Herzog von Bassano fügte ernst dahin starrend hinzu: „aber die einzige Niederlage ist allerdings entscheidend".

Später empfieng Napoleon den Polizei-Minister, Herzog von Otranto, um ihn über die Parteien-Stimmung zu vernehmen. Dieser war bewegt, zuvorkommend, scheinbar gefühlvoll, der Kaiser befangen.

Nachdem Fouché abgetreten, erhielt Regnaud die Weisung, von einem Blatte, das Napoleon aus seiner Brieftasche nahm, drei Abschriften zu fertigen. Ehe dieses geschah, sagte er, wie im Selbst-Gespräch, indem tiefer Schmerz in seinen Zügen sichtbar wurde:

„Tranquille — tout est tranquille, dit il, je n'aurai qu'à parler, pour conserver tout. — — Qui a raison? — Ce rapport, ou lui? — — Hélas je crois au rapport, il s'accorde avec mes pressentiments."

Mit vieler Heftigkeit zerknitterte Napoleon das Papier, welches er in der Hand hielt, und fuhr düstern, kalten Blickes fort:

„Celui-ci ne m'a jamais trompé." — — —

Hundert Tage hatte sich der Kaiser im Traum des wiederkehrenden Reiches gewiegt. Den 22. Juni unterzeichnete er die Entsagungs-Urkunde. Den 15. Juli begab er sich an Bord des Englischen Linienschiffes Bellerophon.

So endigte Napoleons politische Laufbahn. Nach St. Helena verbannt, verschwand er für immer von der Weltbühne, und mit ihm der glanzvolle Zeitraum Französischer Heere.

„Von der Stadt Paris habe ich hundert Millionen Franken gefordert" — schrieb Blücher, der Kriegsfürst, unter dem 10. Juli nach Berlin — „ferner zwei Monate Tractement für die Armee als Douceur und einhundertundzehntausend Mann neu gekleidet. Hindert mir der König nicht, so soll Alles richtig beigetrieben werden. Ich wohne in St. Cloud und habe in Paris ein Absteige-Quartier; ich mag nicht einmal nach der Stadt, die Burbons und das ganze Volk sind mich zuwider. Ist unser König nur fest und hört mich, so soll das Otterngezücht diesesmal nicht so davon kommen. Adio."

Ist's den Bewohnern der Hauptstadt zu verargen, wenn sie sich erlaubten, aus dem Namen des Feldherrn ein Calembour zu schaffen. Man gefiel sich darin, ihn *„le plus cher"* zu nennen. Treffend und sinnreich! Wohl war der alte Marschall Vorwärts für das Franzosen-Volk der Theuerste. In Berlin begrüßte man den Fürsten von

Wahlstadt auf's freudigste bei seiner zweiten Heimkehr aus Paris, und unter anderm auch mit dem gelungenen Stegreif-Gedicht:

Vier Götterkräfte sind's,
Die mit vereinten Mächten
Für Deutschlands Ruh' und Glück,
Für Preußens Ehre fechten:
„Des großen Friedrichs Geist —
„Louisens letzter Segen —
„Des Volkes goldne Treu' —
Und Blüchers Ehrendegen!"

Mit dem alten Preußen-Helden, was seine Natur-Abneigung gegen die „große Nation" betraf, sympathisirten, neben so vielen Andern, ganz besonders auch die Postmeisters-Töchter eines Städtchens am Rhein. Gar sehr mußten's Napoleon's Krieger bei den Jungfrauen verdorben haben. Bitter wurde von ihnen der „erbärmliche Friedensschluß" getadelt! offenherzig äußerten sie sich gegen höhere Officiere im verbündeten Heere: die Franzosen hätte man ganz anders „coranzen" sollen.

Auf deutschem Boden gaben sich die Folgen der Befreiung vom Fremdjoche in allen Lebens-Verhältnissen kund und in mannigfaltigster Weise. So legten unter anderm die Besitzer eines bedeutenden Geschäftes ihren vaterländischen Bürgersinn dadurch an den Tag, daß sie ihre „selbst fabricirenden Rauchtabacke erster Qualität" in zierliche Bezeichnungs-Zettel: „der deutsche Landwehrmann" einschlugen. Auch *Rappé de Waterloo* war zu haben. —

Aus Weimar wurde mir folgende schmeichelhafte und erhebende Zuschrift.

„Für das Uebersendete sage den schönsten Dank. Ich habe sogleich daraus ein kleines Heft gemacht, damit mir nichts, was auf Ihre Thätigkeit hindeutet, wieder verloren gehe.

Die „Anzeige für Mineralogen" gibt auch mir die besten Hoffnungen, denn so leidenschaftlich ich diesem Fache ergeben bin, so fehlt es mir doch an Zeit, ja an Gelegenheit, mich, wie ich wünschte, darin

zu ergeben und festzusetzen. In Ihrem Werke sehe ich nun zum Voraus meine Hoffnungen und Wünsche erfüllt, schon in diesem Entwurf herrscht weite Umsicht und Klarheit, dergestalt, daß man an dem Gelingen keineswegs zweifeln darf. Was ich zum Besten des Unternehmens beitragen könnte, werde ich mit dem größten Vergnügen thun.

Den Aufsatz über die Altersfolge der Metalle lasse ich abschreiben und sende das Original zurück. Meine Bemerkungen über die Zinn-Formation schließlich zusammenzustellen, muß ich einen Anlauf nehmen, wie es immer geht, wenn man ein Angefangenes lange liegen ließ, das Nachzubringende will alsdann nicht mehr passen, und man muß das Ganze wieder vornehmen; doch kann ich wohl hoffen, es diesmal zu Stande zu bringen.

Könnten Sie mir eine Notiz über Geologie und Mineralogie Persiens nachweisen, so geschähe mir gegenwärtig ein besonderer Gefallen.

Die Sammlung in kleinem Format, deren Sie erwähnen, habe ich bei meiner ersten Durchreise durch Hanau gesehen, und ich gestehe gern, daß ich nichts appetitlicheres kenne; ich werde gewiß keine Gelegenheit sie zu empfehlen versäumen.

Unser guter Lenz ist, seitdem ihn die Fama getödtet hat, nur alle Tage munterer und Ihnen sehr ergeben. Möge er uns lange erhalten werden.

Vorstehendes war schon am 17. März geschrieben: körperliches Mißbehagen aber, die Störung welche die neuesten Welt-Aussichten unerwartet in unsere Geschäfte und Mittheilungen bringen, hielten dieses Blättchen zurück, welches ich nun um so lieber fortschicke, als ich, auf Ihr erfreuliches Schreiben vom 22. April, aufrichtigst Glück wünsche, daß die deutschen Angelegenheiten auch zu Ihren Gunsten eine entschiedene Wendung nehmen.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich versichre, daß ich diese Zeit her immer um Ihrentwillen beunruhigt gewesen. Da ich das Glück gehabt, durch Ihre gastliche Aufnahme Ihre Gesinnungen und vielseitigen Verhältnisse näher kennen zu lernen, so mußte mir es höchst peinlich sein, eine so vollkommene und so viel wirkende Thätigkeit

gehindert, gestört und vielleicht zuletzt gar vom Orte getrieben zu sehen. Es gereicht mir nun zum wahren Trost, in diesen aufs neue störenden Zeiten einen Freund sicher gelandet zu wissen.

Weimar, den 1. Mai 1815.

Der Rheinische Mercur und ein Hessischer Abgesandter.

Wie weit gewisse „Staatsmänner“ dieser Zeit es getrieben — Leute mit schlauer Miene, mit lauerndem Blick, mit höfischem Fälteln und Schiefziehen des Mundes — wie weit, sage ich, jene „Günstlinge des Herrn“ es getrieben, mich zu verderben, wie alle Mittel aufgeboten worden für solchen Zweck, davon zeugen zwei Thatsachen. Meine Leser dürfen glauben, es sind keine Märchen. Ich leiste Gewähr für das, was ich erzähle.

Der „Rheinische Mercur“ war ins Leben getreten; ein Blatt, wie man, den kühnen „Deutschen Beobachter“ ausgenommen, bis dahin keines gesehen — jetzt noch ein dauerndes Echo längst verschollener Tage. Manche erkannten seiner Zeit bei Goerres nur die prophetische Grobheit, nicht auch den prophetischen Geist. Nun brachte sein Mercur Artikel, die dem Kurfürsten von Hessen und seinen Räthen, besonders diesen, nur höchst unangenehm sein konnten. Viele hielten sich schadlos für erlittenen Zwang, eifrig wurde das Dargebotene gelesen.

Nicht die Aufsätze, welche „das Hessische Heer“ besprachen, oder „die Stände-Versammlung in Hessen“, nicht die „Volksstimme aus dem Darmstädtischen“ und andere Ergüsse, schien man geneigt, als hochverrätherischen Frevel zu bezeichnen, wohl aber gewisse „Mittheilungen“, dem Rheinischen Mercur gemacht und von diesem veröffentlicht.

Als es nämlich hieß:

„Die Verwaltung in Kassel von oben herab tauge gar nicht viel.“

„Staatsrechtliche Grundsätze wären auf Hessischem Boden nicht nutzbare Pflanzen.“

„Alles wäre auf Täuschung des umgarnten alten Kurfürsten berechnet.“

„Die Quellen des Staatsschatzes, Blutgelder der nach Amerika getriebenen Menschen-Mäkelei, seien noch unvergessen.“

da fingen die Großen des Reiches an aufmerksamer zu werden. Ihre Entrüstung steigerte sich zur Wuth, als gesagt wurde:

„Keineswegs gelinge es immer, aus Subjecten, die vielleicht nicht ganz unverdienstliche Schreib- und Musiklehrer gewesen, Staatsmänner zu schaffen, auch wenn sie sich durch Vorschläge bewährt hätten, wie: Steigerung der Milchpreise in herrschaftlichen Meiereien, Berechnung der Heller-Brüche für den Gewinn der Kassen, Umwandelung der „Gnaden-Quartale", wie solche Wittwen bewilligt zu werden pflegten, in „Gnaden-Monate" u. s. w.

„Der *** — von dem der alte Kurfürst umgeben sei, wie von einem bösen Geist, der seinen Herrn wahrhaft mißbraucht und während dessen Verbannung schmählich hintergangen — dieser *** hätte längst dem allgemeinen Hasse unterliegen müssen. Er dränge sich unaufhörlich mit eherner Stirne zwischen Fürst und Volk, er habe so manche Thränen und Flüche auf seinem Haupte gesammelt."

„Von diesem ***, wie von einigen seiner Spießgesellen, sei es bekannt, daß sie ursprünglich sehr arm gewesen, im Verlauf von zwanzig Jahren aber — ob ehrlicher Weise!!! — zu Millionären geworden, und große Erwerber dürften eher trotzen, als kleine." *

Das war zu arg! Das hieß den Fleck treffen, welcher von jeher der wundeste gewesen. Ein solches „Gottes-Gericht" glaubten die Kasseler „Räthe" nicht verwinden zu können: ernste Schritte erschienen ihnen als unbedingt nothwendig.

Mir erwies man die besondere Ehre, mich für den Verfasser der „sogenannten" Schmäh-Artikel zu halten.

***, nachdem er vergebens gesucht, in öffentlichen Blättern, durch gleißnerische Worte, den unbekannten Gegner keck in verrätherische Schranken zu fordern, griff zum letzten Mittel. Er begab sich nach Coblenz, um Goerres zur Rede zu stellen, um ihn zu bewegen, mich als Verfasser oder Einsender zu nennen.

Der Redacteur des „Rheinischen Mercurs", in seiner festen Unparteilichkeit, kraftvoll und verständig, wies den Mann auf's Entschiedenste zurück, obwohl *** sich so weit vergaß, daß er von „Versprechungen", ja von, in Aussicht gestellten „ansehnlichen Belohnungen" bis zu „Drohungen" übergieng. Goerres blieb unerschütterlich, erklärte jedoch endlich, der Wahrheit gemäß:

* Wort für Wort aus dem „Rheinischen Mercur", Jahrgang 1815.

daß mir in der Sache weder unmittelbare, noch mittelbare Theilnahme zustehe.

Unverrichteter Sache mußte *** abziehen.

Ich weiß dieses Alles durch meinen verstorbenen Schwager Marheinecke. Er hatte die Sache aus erster Quelle.

Bei Gelegenheit einer Rheinreise machte ich, zwei Jahre später, in Coblenz die persönliche Bekanntschaft von Goerres, mit dem ich vorher nie verkehrt hatte. Ich hörte den lebendigen, feuerigen, begeisterten Mann, dessen Gesicht von merkwürdigem Ausdruck, dessen scharfe Augen die Begegnung nicht mieden, mit größtem Interesse. Er schwärmte, bald im Gebiete der Politik, bald in jenem der Mythologie und Geschichte. Auch die längst verklungenen Hand- und Kunstgriffe des *** kamen zur Sprache. Herzlich lachten wir über das mißlungene Staats-Manoeuvre.

Nun zur zweiten Thatsache.

Aus dem Vorhergehenden werden meine Leser sich erinnern, daß ich 1814 und 1815 die Stelle eines Feld-Obersten beim Landsturm im Fürstenthum Hanau bekleidete. Es konnte nicht fehlen, daß meine Gegner in Kassel, unter ihnen *** an der Spitze, auch jenen Umstand benutzten, um mich mehr und mehr beim Kurfürsten zu verdächtigen. Es wurde die Vermuthung hingeworfen: als „Abtrünniger", als Baierisch Gesinnter" könne ich gefährlich werden und gehöre unter die Wachsamkeit der Polizei gestellt.

Einer meiner uneigennützigen, treuen Freunde, Oberst von H......, wohl unterrichtet über Alles, was in der Residenz vorging, erzählte mir, lachend und spottend aus einem Munde, von neuen Ränken, die man geschmiedet und was, in deren Folge, mir bevorstehe.

Ich nahm die Kunde mit aller Ruhe und Fassung auf.

Am nächsten Morgen erschien, aus Kassel eigends gesendet, ein höherer Staabs-Officier und dessen Adjutant. Beide ließen sich ohne Umstände bei mir einquartieren. Wie denn überhaupt viel Merkwürdiges geschehen, so lautete der „geheime" Auftrag, welcher jenen Kriegern geworden: „mein Thun und Treiben genau zu beachten, mich zu beaufsichtigen, zu überwachen und Sorge zu tragen, daß ich meine

Stellung beim Landsturm nicht benutze, um Ereignisse herbeizuführen, die sich bedrohlich gestalten dürften, um einen Aufruhr zu Gunsten der Krone Baiern im Hanauischen zu veranlassen (!!!)."

Nicht im Geringsten fühlte ich Bekümmerniß oder Sorge; zu fürchten hatte ich nichts. Ein Schwindelkopf, wahnsinnig hätte ich sein müssen, wenn — — Auch begriff's Niemand, wer's hörte; Jedermann staunte über das unstatthafte Verfahren.

Monate hindurch ließen sich's die ungeladenen Gäste wohl sein in meinem Hause. Sie benahmen sich übrigens auf eine nicht genug zu rühmende Weise. Es kam zwischen uns, wie begreiflich, zu keiner Erklärung; selbst jede Aeußerung wurde vermieden. Mehr wie sein Vorgesetzter schien übrigens der Adjutant das „Lächerliche" der Rolle zu fühlen, welche beide spielten.

Als die, für mich etwas kostspielige, Posse zu Ende war, führte ich bei dem Gerichte Beschwerde darüber, daß mir, jeder Ordnung entgegen, zu einer Zeit Einquartierung zu Theil geworden, wo in ganz Hanau auch nicht ein Haus belegt war. Die Obergerichts- und Ober-Appelations-Gerichts-Acten dürften das Weitere ergeben, wenn solche noch vorhanden sind.

Als ich nach Jahren das Hinscheiden des *** erfuhr, dachte ich:

„Des Leibes bist Du ledig,
Gott sei der Seele gnädig!"

Humphry Davy's große, segenreiche Entdeckung.

Aussi long-temps que l'esprit humain n'a pas connu le secours de la philosophie expérimentale, c'est-à-dire, depuis les temps les plus reculés jusqu'au siècle de Galilée, on a dû croire, que le hasard seul pouvait faire naître les decouvertes utiles; et, par une conséquence nécessaire, on a dû regarder l'observation infructueuse des phénomènes naturels comme une étude purement spéculative et de simple curiosité. Cela étoit vrai, en effet, alors; mais depuis que les considérations systématiques ont céde la place à l'étude exacte et definie des propriétés naturelles de la matière; depuis qu'on a connu l'art de faire naître à dessein des phénomènes nouveaux, pour manifester et mettre en accidence les propriétés cachés que l'on veut connaître, art tout moderne dont Galilée et Newton ont donné les premiers de si mémorables exemples, les sciences ont réellement-acquis de véritables richesses, des richesses que l'on pourrait appeler physiques et rationelles, parce qu'elles se composent de faits, et de méthodes à l'aide desquelles les faits peuvent-être combinés. Dès lors on a pu employer ces résultats comme des élémens de découvertes pour résoudre les questions de pratique que la nécessité des applications suggéroit. La science habilement interrogée a pu répondre avec précision et justesse; et ses réponses ont été des bienfaits; le vulgaire même a compris sa puissance; et il a appris à estimer les savans, dont les spéculations inaperçues avoient secrètement préparé tant de conséquences utiles."

Für die Wahrheit dieses Ausspruches Biot's, des berühmten Physikers, gab die „Sicherungs-Lampe" einen eben so überraschenden als schlagenden Beweis; sie erweckte höchste Bewunderung des seltenen Scharfsinns ihres Entdeckers, eines der ruhmvollsten Chemiker unsers Jahrhunderts. Das Verfahren, wodurch Davy dahin gelangte: der Bergleute Leben zu schützen gegen ihren furchtbarsten Feind, gehört zu den denkwürdigsten Beispielen der entschiedenen Vorzüge des Weges, den man einschlagen muß, um Anwendungen von größter Bedeutsamkeit abzuleiten aus des Wissens allgemeinsten und höchsten Grundlehren; Anwendungen die, beim Verwickelten

mich doch im Stande, Wahres und Sicheres mitzutheilen und benutze das Uebrige bei nächster Gelegenheit.

„Sie aus der Gegend zu verlieren, die mir wieder so werth geworden, gibt mir keine erfreuliche Aussicht. Nach früheren Aeußerungen werden Sie sich wohl nach Baiern wenden; erlauben Sie mir jedoch eine Frage: am Niederrhein, in Cöln, Bonn und jener Umgebung muß sich zunächst große Wirksamkeit für Kunst, Wissenschaft, Alterthum und für alles aufthun, was das Leben verschönert: haben Sie Blick und Plan nie dahin gerichtet? Ihre sämmtlichen Besitzungen schwämmen so bequem hinunter und fänden in dem alten Cöln oder in dem heitern Bonn hinreichende Räume. Ist Ihr künftiger Zustand noch nicht entschieden, und wären Sie nicht ganz abgeneigt rheinabwärts zu ziehen, so könnte ich Anlaß zu Unterhandlungen geben. Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, es ist aber mein bester Wille, Ihnen nützlich zu sein, und wem wäre ich es gerne mehr aus Ueberzeugung und Dankbarkeit.

„Mich bestens empfehlend

Weimar, den 6. November 1815.

Göthe."

Wichtige Briefe liefen in beiden letzten Monaten des Jahres ein. Ich lasse sie in chronologischer Ordnung folgen:

„Ich danke Ihnen verbindlichst für Ihre theilnehmende Freundschaft, deren Andenken niemals bei mir erlöschen wird. Noch immer erinnere ich mich Ihres einsichtsvollen patriotischen Eifers, mit welchem Sie die Kriegs-Unglücke Ihrer guten — einst so schönen — Vaterstadt als trefflicher Geschäftsmann zu heilen, oder doch möglichst zu lindern suchten; wobei zugleich Ihre Liebe für Wissenschaft und classische Vervollkommnung der Mineralogie niemal erlosch, worin Sie denn auch durch Meisterwerke sich allgemeines, verdientes Lob erwarben.

„Gott segne und erhalte Sie und Ihre achtungswürdige Familie!

„Ich bin mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener

Regensburg, den 7. November 1815.

Carl, Erzbischof, Fürst Primas."

P. S.

„Bald möglichst werden Sie durch mich, für die Hanauer gelehrte Gesellschaft, erhalten: *Revisio Saxifragarum iconibus illustrata. Auctore Casparo Comite de Sternberg.*“

„Ich beeile mich, Ihnen Nachricht zu geben, daß Seine Majestät beschlossen haben, Sie mit einem Gehalt von 2000 Gulden in Königliche Dienste und zwar bei der Akademie der Wissenschaften anzustellen.

„Es gereicht mir zum ganz besonderen Vergnügen, auf diese Weise mit Ihnen in nähere Verbindung zu kommen. Erhalten Sie mir Ihre, mir sehr schätzbare Freundschaft.

„Nach dem was ich so eben vom Geheimen Rath von Sömmering erfahren, scheint ein an Sie mit Gelegenheit nach Frankfurt abgeschicktes Schreiben nicht in Ihre Hände gekommen zu sein. Es enthielt den Catalog des angetragenen Cabinets, in welchem alle schon dahier befindlichen Objecte angestrichen waren und die Bemerkung, daß wir durch den Ankauf desselben zu viel Doubletten erhalten würden. Geheimer Rath von Sömmering wird die Ehre haben, Ihnen heute selbst deßwegen zu schreiben; ich habe ihm übrigens nichts von der Entschließung Seiner Majestät gesagt.

„Mit der vollkommensten Hochachtung

München, den 7. December 1815.

Ringel.“

„Ich eile, Ihnen und uns meinen herzlichen Glückwunsch zu machen über Ihr Versetztsein in unsern engern akademischen Kreis. So eben erhalte ich ein K. Rescript vom 23. d. M. folgenden Inhaltes:

„„Wir haben uns entschlossen, den Geheimenrath von Leonhard in Hanau, in Rücksicht seiner rühmlichst bekannten mineralogischen Kenntnisse, und seiner bei jeder Gelegenheit lebhaft bezeigten Anhänglichkeit an Unser Königliches Haus, zum ordentlichen frequentirenden Mitgliede der mathematisch-physikalischen Klasse unserer Akademie der Wissenschaften zu ernennen; dieselbe hat ihm daher das Diplom in der gewöhnlichen Form gefertigt zuzuschicken.

Max Joseph.““

forderniſſe und Eigenſchaften einer heitern Intrigue vorherrſchen, in Verkleidungs-Rollen, belebte Frau Renner durch natürliche Sprache, durch ein wohlausgebildetes Organ. Das Lob des Spieles beider war nur Anfang ſteigender Zufriedenheit des gebildeten Publikums, die bald zum allgemeinen Entzücken ward. Welch' gleichgehaltene natürliche Mimik im „Perückenſtock", in „Liſt gegen Mißtrauen", ſo wie in der „Nachſchrift"! Wie melodiſch der Geſang im Duett „Fröhlich und wohlgemuth" und in Holbein's „Preußiſchem Grenadier-Lied". Frau Renner, mit ihrer anmuthigen Körper-Gewandtheit, ſprach zum Schluß, mit unendlich heiterer, lebhafter Laune, ein Gedicht: „General Vorwärts". Rauſchender Beifall folgte den Worten:

„Und wollt Ihr noch eines wiſſen?
Wohl, ich geſteh' es willig ein:
Sollt' außer Hans ich einen küſſen,
So müßt's der alte Vorwärts ſein."

Es war Mozart, der ihr muſikaliſches Talent bildete.

Breislak und Brocchi.

Mit beiden hochverdienten Naturforſchern Italiens pflegte ich viel brieflichen Verkehr in dieſem und in den nächſtfolgenden Jahren.

Scipione Breislak, in Mailand lebend, zu Napoleoniſcher Zeit *Administrateur et Inspecteur des Poudres et Salpètres du Royaume d'Italie*, erwarb ſich große Verdienſte um die Wiſſenſchaft, namentlich durch ſeine berühmte *Introdusione alla Geologia* (1811). Die Erſcheinungen an unſerer Erdoberfläche, manche Phänomene der unermeßlichen Himmelsräume, erklärt das Werk in befriedigender, naturgemäßer Weiſe. Mit beſonderem Wohlwollen erkannte es Breislak, daß ich, durch Aufnahme von Auszügen ins Taſchenbuch, ſeine Anſchauungen und Vorſtellungen in Deutſchland Eingang und Anerkennung zu verſchaffen mich bemühte.

„Ich habe" — ſo ſchrieb er mir unter dem 18. Juni 1815 — „mein Buch nochmals mit aller Sorgfalt durchgangen und die Ideen geprüft, welche in demſelben von mir dargelegt wurden. Aufrichtig bekenne ich Ihnen, am Weſentlichen des In-

haltes finde ich nichts zu ändern. Allein das Ganze befriedigt mich nicht; die Methode fehlt, es leidet an Unvollständigkeiten, viele wichtige Capitel erscheinen mir bei weitem nicht ausführlich genug behandelt. Ich bin zu einer Umarbeitung entschlossen und richte deßhalb eine freundschaftliche Bitte an Sie: durch Ihre gefällige Fürsorge wünsche ich alle kritische Anzeigen zu erhalten, deren mein Werk in Deutschland gewürdigt worden, um solche gehörig zu beachten."

Der Abschnitt über Feuerberge, unstreitig der gelungenste, war es, den ich vorzugsweise ins Auge gefaßt hatte; dieser wurde ausgebeutet für's Taschenbuch. Mein Mailänder Freund, dessen eigene Wahrnehmungen zum größten Theil auf den Vesuv und die Umgegend sich beschränkten, mußte für die Vulkanen-Lehre eine sehr zu entschuldigende Vorliebe gewinnen *.

Brocchi war ein in Italien gefeierter Name: Auf's angenehmste überraschte mich der unermüdet thätige Gelehrte durch Zusendung seines 1814 in Mailand erschienenen Prachtwerkes „*Trattato di Conchiologia fossile sub-apennina*", das zu den fruchtreichsten Aufschlüssen führte. Bis dahin hatte ich mit dem Verfasser nicht verkehrt; unter solchen Umständen gewann das Geschenk für mich unschätzbaren Werth.

Brocchi umfaßte so vielartige Richtungen, daß die Theilnahme, welche seine Schriften erweckten, an Buffon's Schöpfungen erinnern. Fachmänner lernten von ihm, Uneingeweihte konnten wähnen, er habe nur für sie gearbeitet. Eng verknüpft sind Jugendzeit des seltenen Mannes, der Gang seiner Entwickelung, sein ganzes Leben mit der Geschichte der Wissenschaft; sie dürfen nicht unberührt bleiben. Ich erhielt die höchst interessanten Aufschlüsse zum Theil durch Parolini, den liebenswürdigen, kenntnißvollen Geologen, welcher mich in München aufsuchte.

Als Knabe schon zeigte Brocchi, neben ungewöhnlich klarem Geist, den entschiedensten Sinn, wahren Feuereifer für Natur-Wissenschaften. Vergebens das Streben der Angehörigen, einen Rechts-Gelehrten aus ihm zu machen; durchaus abgeneigt erwies er sich diesem Studium. Die Hochschule zu Padua wurde eigenmächtig verlassen. Nach Rom begab sich Brocchi für längere Zeit, nicht als

* Strombeck's schätzbare deutsche Bearbeitung des Breislak'schen Buches (1819) kennt Jeder.

müßiger Beschauer, rastlos thätig schlug er den von seinem Innern ihm vorgezeichneten Weg ein, und aus eigener Geistes-Richtung, ohne fremde Leitung. Ein Schatz alterthümlicher und naturwissenschaftlicher Kenntnisse war die Frucht dieses Aufenthaltes in der „ewigen Stadt"; nicht eine Lücke blieb in seiner Ausbildung, er wurde vollkommen theoretisch vorbereitet.

Von 1801 an lehrte Brocchi Naturgeschichte zu Brescia und trug namentlich Pflanzenkunde vor, dabei beschäftigten ihn stets mineralogische und geologische Forschungen. Er durchwanderte das Heimathland nach allen Richtungen, nahm auch Analysen von Mineralkörpern vor. Wo Andere längst abgeschlossen, fand sein selbstständiger, schöpferischer Geist Neues zu bemerken. Durch das „*Memoria mineralogica sulla valle di Fassa in Tirolo*" erhielt man Kunde über die Art des Vorkommens so vieler prachtvollen Fossilien. Ueber die Ausflüge nach den, bis dahin von keinem Geologen betretenen, Cimini-Bergen und über die seltsamen Gruppen basaltischer Säulen zwischen Montefiascone und Viterbo finden sich briefliche Mittheilungen an mich im Taschenbuche. Dem classischen Werke über die Apenninen lag die Absicht zum Grunde, für die Erläuterung der ältesten Erd-Geschichte Urkunden zu liefern.

Einem ehrenwerthen und vortheilhaften Rufe des Vice-Königs von Aegypten leistete Brocchi 1822 Folge; seine Bestimmung war die Ober-Aufsicht über Bergwerke. Zuerst beschäftigte ihn in Alexandria das Erlernen der Arabischen Sprache, dabei legte er, durch eifriges Pflanzen-Sammlen, den Grund zu einer Flora des Landes. Sehr gut war der Empfang beim Vice-König in dessen Hofstadt Kahira.

Nachdem unser Reisender die merkwürdigen Trümmer des einst so großen und volkreichen Memphis gesehen, auch Gizeh besucht, wendete er sich, mit einer Karavane von einhundertundzwanzig Kameelen und der entsprechenden Bedeckung, dem Süden zu. Das bergmännische Unternehmen schlug übrigens fehl; wohl hätten die Gruben wieder mit Erfolg betrieben werden können, aber man vermißte Brenn-Material zum Schmelzen der Erze.

Die ganze Wüste lernte Brocchi kennen und lebte Monate lang mit Wander-Völkern unter Zelten. Er untersuchte die einst berühm-

ten Steinbrüche bei Syene, dem heutigen Assuan, und das Vorkommen der Smaragde im Zabara-Gebirge. Wie man weiß, haben diese Edelsteine ihren Sitz im Glimmerschiefer; die Gewinnung dürfte Vortheil bringen. Weiter begab sich Brocchi ins „Land der Israeliten", sah Cäsarea, von Herodes dem Großen erweitert und befestigt, die berühmte Stadt Ptolemais, das schöne und fruchtbare Gebirge Carmel, Tyrus, welchen Ort heilige Bücher zum erstenmale bei Davids Regierung nennen, Sidon, die älteste Stadt in Phönicien, und Bairuth, vormals Barythus. Auf dem Libanon-Gipfel nur kümmerliche Ueberbleibsel der, vor Zeiten viel besprochenen, Riesen-Cedern.

Ein neuer Zug, nach dem Lande Senaar in Nubien, wurde im Jahre 1825 angetreten. Sechs Monate weilte Brocchi hier, das ungünstige Klima machte jedoch alle weitere Thätigkeits-Plane scheitern, trotz des entschiedensten beharrlichsten Willens; die Hindernisse waren unbesiegbar.

Die eigentliche Glanz-Periode unsers Geologen würde das Aegyptische Unternehmen geworden sein; gerechte Erwartungen, große Hoffnungen hegte die Gelehrten-Welt; aber die Laufbahn des hochbegabten Mannes endigte, in den Jahren rüstigster Kraft erreichte ihn der Tod. Den Naturforschern Italiens bleibt Brocchi ein leuchtendes Vorbild.

Sebeck.

Freundliche Grüße Göthe's brachte ein Mann von würdevollem Aeußern, in Gestalt und Haltung an den Dichterfürsten erinnernd. Mit diesem stand Sebeck — er war es — im engsten wissenschaftlichen und geselligen Verkehr, weilte oft, als sein Gast für Tage und Wochen, in Weimar. Hier wurden gemeinschaftliche Versuche angestellt, die Farben-Erscheinungen betreffend, und ohne Zweifel dürfte Sebeck durch sein Verhältniß zu Göthe bestimmt worden sein, die Farben zu einem der Haupt-Gegenstände seiner Forschungen zu machen. Von ihm wurden die, durch den englischen Physiker Brewster nachgewiesenen, merkwürdigen Aenderungen, welche polarisirte Lichtstrah-

zugekommenen Nachrichten, der Diamant ein spätes Erzeugniß, und wenn wir bedenken, welche ungeheuere Gebirge noch jetzt vom Meere bedeckt und gebildet werden, so dürfen wir vermuthen, daß bis auf den heutigen Tag solche Veredelungen vor sich gehen. Wie wir denn auch in alten Gruben Krystalle von Rothgültigerz auf Stempeln angeschossen gefunden haben.

„Nach allen diesen Betrachtungen scheint es mir schwer, ein ächtes Natur-Verhältniß aufzufinden, in welchem die Edelsteine unter sich betrachtet werden könnten. Ja wenn man bedenkt, daß sie zuerst nur aus Liebe zu Zierde und Putz zusammengestellt worden, und der Türkis, wegen seiner angenehmen Farbe, auch einen Platz unter ihnen fand, so scheint mir dieses dahin zu deuten, daß sie wohl Jemand zum Gegenstand seines Studiums machen könne, aber nur in empirischer Hinsicht, als etwa um des Handels willen, oder sonst aus Neigung zu der hohen Schönheit dieser Natur-Gegenstände. Wir haben hievon ein Beispiel an Brückmann und dessen hinterlassenen Sammlungen; auch er konnte keine Grenze ziehen und die fremdartigsten Körper liegen in einem Schmuck-Kästchen beisammen.

„Auf alle Fälle werden Ihre Untersuchungen gar manches Schöne und Belehrende zu Tag fördern, weil, wie schon erwähnt, die Hauptlehre vom Vorkommen dabei gewinnen muß, womit ich mich zu erfreuen bitte. So wie ich in der Folge zu erfahren wünsche, wie Ihre Orts-Veränderung etwa eingeleitet und beschlossen ist.

„Mit den aufrichtigsten Wünschen

Weimar, den 29. April 1816.

Göthe.“

So schrieb mein Weimarer Gönner vor länger als drei Jahrzehnden. Heutiges Tages dürfte seine Meinung, zum Theil wenigstens, eine ganz andere sein; Karsten würde nicht mehr in dem Sinne über das Alter der Metalle absprechen; und ich — ich bin noch jetzt sehr zufrieden, damals den Gedanken mit den Edelsteinen aufgegeben zu haben. Für den Zweck, wovon die Rede gewesen, wählte ich ein anderes Thema und darf sagen, daß mein Streben ehrenvoll anerkannt wurde.

Auf seiner Reise durch Hanau sah ich den Minister von Albini zum letzten Male. Sehr geschwächter Gesundheit wegen begab er sich auf ein, ihm zugehöriges Landgut in Dieburg und starb wenige Tage nachher.

Was in dem Herzen Andrer von uns lebt,
Ist unser wahrestes und tiefstes Sein.
Herder.

Meiner Vaterstadt sollte ich den Rücken wenden; ich mußte meiner neuen Bestimmung folgen. Im Junius schickte ich mich an zur Uebersiedelung nach München. Es war mir Pflicht, durch ein Umlauf-Schreiben Gönner und Freunde in Kenntniß zu setzen von der zu treffenden Orts-Veränderung. Daß ich jene Weise wählte, mein Scheiden aus Hanau zu verkünden, entschuldigte der Drang mannigfacher Arbeiten und häuslicher Unruhen, namentlich die vielartigen Vorbereitungen zur Wanderung. Zeitraubend und lästig wurde zumal das Verpflanzen eines keineswegs unbedeutenden mineralogischen Haushaltes.

Ombre éclatante du passé,
Le présent n'a rien qui t'égale.
Delavigne.

Nicht ohne Wehmuth hatte ich Hanau verlassen, wo ich früher heitere Tage verbrachte, wo mir Hoffnungen auftauchten — und scheiterten. Wie geändert, umgestaltet fand sich so Vieles, als ich nach Jahren den heimischen Boden wieder betrat! War ich anders geworden, oder meine Landsleute? Tausend Erinnerungen, seltsam glänzende Bilder aus dem Frühlings-Leben, von denen ich oft mit Jugendgluth gesprochen, wurden lebendig in meiner Seele, Freude und Schmerz, Hoffnung und Verzagen. — Aber — welche Eindrücke machten Menschen und Gegenstände! Junge Leute waren alt geworden; Manche, die ich in vollster Kraft verlassen, schwankten ergraut an Krückenstäben umher. — — Von den Nachbarn des Vaters, von ihren Kindern, einst meine Spiel-Genossen, beinahe alle tod. — —

Zusammengeschrumpft schien das Haus, in dem ich gewohnt, kleiner der Garten, wo sich der Erinnerungen an vergangene Zeit so viele zusammendrängen, wo Bilder und Gefühle nebelhaft in einander schwimmen: Bäume, über und über bedeckt mit Buchstaben, welche, zugleich mit der Rinde aus aller Form herausgewachsen; Denksteine, mahnend an Ereignisse, die man, ohne die Gegenwart dieser stummen Zeugen, in späterem Leben für Träumereien halten könnte; die Laube, wo, in Zeiten welche längst gewesen, Dichter und Romanenschreiber in Rührung versetzt mit ihren weinerlichen, Angst erschöpfenden, empfindsamen Kloster-Geschichten, mit den Vorraths-Verzeichnissen menschlichen Jammers und ihrer Thränen-Seligkeit.

Was mich unangenehm überraschte, was, ich gestehe es, mich verdrießlich machte, das war — die „Esplanade" nicht mehr zu finden und statt ihrer eine „Lüneburger Heide". Meine Leser wissen nicht alle, wie es sich verhielt mit dem „Wäldchen zwischen Alt- und Neustadt".

Einst, als man Gräben ausfüllte, welche, die Altstadt umziehend, diese von der Neustadt schieden, wurde Raum gewonnen für einen Parade-Platz und die andere Hälfte mit Bäumen bepflanzt. Viele Jugend-Eindrücke, viele Erinnerungen aus spätern Jahren knüpfen sich an die „Esplanade". Hier war, in den so wichtigen Kriegszeiten, die Börse für uns Politiker; nach hergebrachtem Brauch konnte man sicher sein, zu gewissen Tagesstunden, seine Leute in der „Allee" zu treffen; so hieß schlechthin die Esplanade. — Der ehrliche Geistliche, welcher, in den achtziger Jahren, für sein „verklärtes Wäldchen" schwärmend, mit wahrer Begeisterung sang:

„Da stehst Du wieder frisch und grün,
„Du nachbarlicher Hain:
„Wer kann, da Deine Wipfel blüh'n,
„Noch melancholisch sein?" *

wäre sicher in Trübsinn verfallen, hätte er Zeuge sein müssen von der Zerstörung: die Bäume, Schatten bringend in heißen Tagen, wurden niedergehauen, um den Parade-Platz weiter auszudehnen. —

* Unter alten Papieren gefunden.

„Lüneburger Heide" nennt der Volkswitz den, für die kleine Stadt übergroßen, meist sehr öden Raum.

Von den Hanauern bin ich nun beinahe vergessen; unter ihnen herumwandelnd, fühle ich mich allein.

„Der Jugendtraum ist mir verklungen
Fast fremd ist mir mein Heimath-Land!"

Am Ziele eines fünfzehnjährigen Geschäfts-Lebens, unter drangvollen Katastrophen vollbracht, nach so manchen Mühen, Anstrengungen und Aufopferungen, sah ich mit Seelenruhe und Heiterkeit auf die durchschrittene Bahn zurück. Dieses waren Gefühle, welche allein schon zureichten, um für bittere Täuschungen nicht ungerechter Erwartungen schadlos zu halten. Vielleicht hätte ich mit nicht verdienten Schicksalen zu kämpfen gehabt, mich abenteuernd in der Welt herumtreiben müssen — der Gnade eines hochherzigen edlen Monarchen, welcher den Wissenschaften Schutz angedeihen ließ, verdankte ich eine ehrenvolle Bestimmung. Ich sah mich nun ausschließlich und für immer dem Gelehrten-Leben gewidmet.

In Frankfurt suchte ich im Römischen Kaiser meinen Gönner, den Baierischen Gesandten Grafen von Rechberg auf, um mich zu beurlauben und Befehle für München zu empfangen. — Mit welchen Gefühlen betrat ich zum letzten Male die mir so wohl bekannten Räume! Was hatte ich erlebt, seitdem ich, hergebrachter Weise, diesen Gasthof mit den guten Eltern jede Frühjahr-, jede Herbstmesse besucht, bis zu dem Tage, wo ich an offener Wirthstafel im Jahr 1812 das 28. Bülletin vorlas; damals noch Wenigen bekannt, hatte mir's ein günstiger Zufall in die Hände gespielt.

Auf dem Zuge nach München weilte ich in Heidelberg und in Stuttgart.

Wohl entsinne ich mich, daß Minister von Reizenstein — welcher in der Musenstadt lebte und dem ich nicht unterließ meine Verehrung zu bezeigen — mit warmer Theilnahme mir sagte: „Akademien, in denen man die wirkliche Vereinigung wissenschaftlicher Kräfte zu gemeinsamem Zwecke sehen will, waren von jeher in der

„Ich hatte durchaus nichts davon gehört, daß dieses freudige Ereigniß für mich im Anzug war und bin also wie mit einem angenehmen Weihnachts-Geschenke davon froh überrascht. Es ist zeither so manches Erfreuliche zur Belebung der Akademie geschehen; dahin rechne ich auch vorzüglich diesen Entschluß unseres hochverehrten Königes.

„Ich habe morgen mit unserm Collegen Moll eine kleine Reise auf das Land vor; aber gleich nach meiner Rückkunft werde ich die Ausfertigung des Diploms besorgen. Haben Sie die Güte, mir anzuzeigen, wohin ich es addressiren soll, oder ob wir Sie, welches mir das Erfreulichste wäre, recht bald hier sehen.

„Meine Frau, der ich sogleich diese frohe Kunde mitgetheilt habe, nimmt an meiner Freude Antheil und grüßt mit mir herzlich Ihre Frau Gemahlin und Sie.

„Es ist spät am Abend; aber Morgen früh werde ich unserem Moll mit dieser Nachricht zum Morgengruß eine sicher angenehme Ueberraschung machen.

„Mit größter Hochachtung

Ihr

München, den 25. December 1815.

Schlichtegroll.

„Mit Vergnügen habe Ich aus Ihrem Schreiben vom 20. d. M. die Gefühle entnommen, welche Sie bei dem Uebertritt in den Staat, dem Sie nun angehören, beleben. Der Wirkungskreis, der Ihnen darin angewiesen ist, wird gewiß von Ihnen so ausgefüllt werden, daß Meinen Erwartungen Genüge geschieht. Indem ich Ihnen dieses erwiedere, wiederhole Ich die Versicherung der Königlichen Gnade, mit der Ich Ihnen, Herr Geheimer Rath von Leonhard, beigethan bin.

„Ihr wohlaffectionirter

München, den 28. December 1815.

Max Joseph.“

Jahr 1816.

So standen die Angelegenheiten meines Schicksals, als das Jahr begann. Gleich in den ersten Tagen bewies mein Gönner in Weimar, daß ich nicht vertilgt sei aus der Zahl seiner Freunde.

„Zu der Versetzung nach München wünsche von Herzen Glück, ob ich gleich Sie und Ihre Thätigkeit höchst ungern am Rhein und Main vermisse. Jener Wink, den ich neulich gab, deutete auf einen Wunsch und Plan, welchen ich deßhalb hegte; daß es sich aber zu Ihren Gunsten in Osten entschieden hat, ist desto besser, weil jenes weit aussehend und ungewiß war.

„Lassen Sie mich auch in Ihren neuen Verhältnissen Ihres Andenkens genießen und bleiben von meiner fortdauernden Theilnahme vollkommen überzeugt.

Weimar, 2. Januar 1816.

Göthe."

Noch früher, als ich das amtliche Rescript meiner Anstellung in München erhielt, beehrte mich — man kann sich denken, daß ich auf's angenehmste überrascht wurde — der Minister Graf von Montgelas, der Staatsmann, den ich stets bewundert, mit einem schmeichelhaften Erlaß.

„Mit wahrem Vergnügen habe ich Ihre gefällige Zuschrift vom 20. December vorigen Jahres erhalten. Sie können sich überzeugt achten, daß ich an Ihrer Anstellung in diesseitigem Dienste den aufrichtigsten Antheil nehme, und daß es mir sehr angenehm war, soviel an mir lag, etwas zur Erfüllung Ihrer Wünsche beitragen zu können. Es wird mir überhaupt jederzeit zu einem wahren Vergnügen gereichen, Ihnen Beweise meiner, Ihnen stets gewidmeten vollkommenen Hochachtung zu geben.

München, am 7. Januar 1816.

Gr. Montgelas."

vom frühesten Alter an sich stets eifrig mit Zeichnen beschäftigt, seine Bestimmung für Bildhauerei.

Eine Reise nach Paris und Rom, der längst gefaßte Vorsatz, kam, wegen sehr beschränkter Mittel, endlich zur Ausführung. Natur-Studien sagten anfangs Dannecker mehr zu, als jene der antiken Formen. Von einem berühmten Meister, welcher seiner Zeit eine Epoche in Italien gründete, von Antonio Canova, wurde er vielfach unterstützt, kam auch mit Göthe und Herder in Berührung.

Nach mehreren Jahren kehrte unser Künstler, der, neben theoretischen und praktischen Kenntnissen, seltene Geistes-Bildung erworben, frohen Muthes zurück in die Heimath. Mit Recht kann man ihn als Wiederhersteller seiner Kunst in Deutschland bezeichnen.

Ueberreich war Dannecker an Scharfsinn, Geschmack und Einbildungskraft, besaß eine feine, oft erprobte, Beobachtungs-Gabe. Geachtet, geliebt, um seiner Herz-gewinnenden Gemüthlichkeit willen, des natürlichen, unbefangenen Wesens wegen, stand der verdiente Mann allgemein im besten Ansehen. Frei von Selbstliebe, Eitelkeit, Widerspruchs-Geist, zählte er nicht Jenen bei, deren schamlosem Egoismus Lob und Lohn kaum genügen. Immer blieb Dannecker sich gleich, duldsam und nachsichtig; wohl sprach er ungescheut sein Urtheil aus, allein stets mit parteiloser, heiterer Erörterung.

Unter so vielen bewundernswürdigen Werken priesen meine Freunde ganz besonders die schönen lieblichen Büsten; ihrer Formen-Reinheit wegen und — was von überwiegender Wichtigkeit — der Natur so getreu nachgebildet, so sprechend ähnlich, daß deren Anblick Staunen erregt.

Des sechsundsiebenzigjährigen Greises letzte Arbeit war ein christlicher Todes-Engel. Der Vorahnungen baldigen Scheidens ungeachtet, trug die Anlage das Gepräge von Geistesfrische, von warmem Gefühl. Einer der Jünger, deren Blick Dannecker zu heben und zu schärfen verstand, übernahm die Ausführung.

Im December 1841 wurde der Meister zur Erde bestattet; unsterblich lebt der Name fort in Deutschlands Kunst-Geschichte.

Was zu jener Zeit die Aufmerksamkeit der Stuttgarter besonders in Anspruch nahm, was selbst des Königs lebhafteste Theilnahme erweckte, das war die Entdeckung von Ueberresten einer dunklen Vorwelt. Man hatte fossile Knochen unfern Cannstatt ausgegraben. Dreizehn Stoßzähne, meist vom Mammut, lagen, wie durch Kunst in einander verschoben, mit einigen Backenzähnen untermengt, auf sehr beschränktem Raum. An jene Entdeckung reihte sich die von Krügen, Lampen, Schüsseln, Münzen und andern alterthümlichen Gegenständen zugleich mit menschlichen Gebeinen, manche noch ganz, andere halb vermodert.

In Geislingen überfielen uns, wie immer, die unvermeidlichen Kleinigkeits-Verkäuferinnen. Mit lästiger Zudringlichkeit bieten sie, zu jeder Tagstunde, selbst zur Nachtzeit, Durchreisenden um theuere Preise ihre Waaren an.

In Ulm blieb ein Riesenwerk der Steinmetzen-Brüderschaft, das Münster, nicht unbesehen. Offenbar war der Bau auf Zunahme der nicht sehr großen Stadt berechnet. Besonders geräumig und schön ist das Schiff.

Einen unangenehmen Eindruck machte Augsburg durch seine Leere; man fühlt, es war hier anders, einst herrschte Leben, da Alles darauf berechnet gewesen, daß Handel und Wandel ihr Geräusch treiben sollten.

Ueber die Akademie in München — wie solche war, oder sein sollte, als ich ihr einverleibt wurde — hatte ich, trotz der nicht lange erneuten Schöpfung der Anstalt mancherlei, zum Theil seltsam klingende Nachrichten erhalten.

Daß dieses Gelehrten-Institut, gegründet auf herzliches, aufrichtiges Wohlwollen des Königs, sehr verläumdet und bespottet worden, daß man es mit wegwerfender Art behandelte, war allgemein bekannt. Eines der hochstehendsten Mitglieder bezeichnet — in einem Briefe, der sich noch unter meinen Papieren findet — die Anstalt als: „tief verdorbenes, unglücklich zusammengesetztes Ganzes“. Ein anderer

Akademiker, dem wissenschaftliche Lebendigkeit, Geschäfts-Einsicht und Uebung nicht abzusprechen, schrieb mir schon im Jahre 1814:

„Ich gehe damit um, mich von der öffentlichen Laufbahn in die Stille eines Landgutes zurückzuziehen, das ich tief in den Alpen gekauft habe. Lesen werde ich dort, vielleicht auch schreiben; aber Alles, was ich thue und treibe, wird ferner keinen öffentlichen Charakter haben, es soll Erholung und für Freude berechnet sein. Die Wissenschaft werde ich sodann nicht weiter von Amtswegen treiben, was, wie ich bitter genug verkostet habe, eine erbärmliche Sache ist."

Seit Jahren umschließt das Grab den Ehrenmann.

Das Alles lautete nicht erfreulich, nicht einladend. Von einigen Alt-Baierischen Akademie-Mitgliedern wollte man wissen, und keineswegs ohne Grund, daß sie mit einer Art Glaubens-Schwärmerei ihnen fremdländischen Amtsbrüdern entgegenkämpften. Münchner Bürger — wie bekannt nicht alle frei von Materialität — denen Akademiker als „Berufslose" galten, ihre Aemter als „Sinecuren", äußerten unverholen:

„Alt-Baiern könnten die Gehalte eben so gut verzehren, wie Ausländer, wozu denn Fremde verschrieben würden?"

Unvorbereitet kam ich folglich nicht. Ich kannte und ahnte diese und jene Schattenseiten des Institutes. Indessen gehörte dasselbe zu den Stiftungen, „welche den schönen Wettkampf der Talente beleben sollen, mit einer neuen Entdeckung nach der andern überraschen, ältere Beobachtungen mit einer Strenge prüfen und sichten, die nur das Interesse der Wissenschaft als Richtschnur kennt". Ich hegte die Ueberzeugung, daß — war auch die Einrichtung nicht so vortrefflich, wie sie Manchen durch's Fernrohr besehen erschien — die Anstalt dennoch, neben ihren Schatten- auch ihre großen Lichtseiten haben müsse.

Diese und jene eitle Sorgen und Unannehmlichkeiten hätte sich die Akademie allerdings ersparen können. Ich erinnere unter anderm an die unglücklichen Versuche der Erz- und Wasserfühler, der sogenannten „Wundermänner", an Campetti, Anfossi und Consorten, denen die Gabe verliehen sein sollte, tief hinein sehen zu können in Erdboden und Gebirge. Hatte man vergessen, daß schon im Jahre

1696 Aymar, ein schlichter Landmann aus Dauphiné, durch seine Eigenschaft: Metalle, Wasser, ja sogar Orte, wo ein Todtschlag geschehen, vermittelst bloßen Gefühls aufsuchen zu können, den nämlichen Lärm anregte, wie in unsern Tagen Campetti? — Ein Knabe empfindet fieberhafte Anfälle, wenn er Stellen naht, wo Erze verborgen sind! Konnte sich eine Gelehrten-Gesellschaft durch solche Märchen hintergehen lassen und ernstliche Versuche mit dem Betrüger anordnen? Galt es vielleicht um Belehrung: ob jene „Kraft und Wissenschaft“ Naturgabe sei, ob Einer sie lernen könne vom Andern, oder ob dieselbe von einem Bündniß mit dem Bösen herrühre? * — Ein ächtes Seitenstück zu Campetti war ein gewisser Bleton. Er hatte eine, „gegen Ausdünstungen unterirdischer Wasser sehr empfindliche Organisation“. Sie übte auf ihn einen seltsamen Reiz, besonders auf die Nerven in der Zwerchfell-Gegend. Es reichte hin — so berichteten öffentliche Blätter aus den Jahren 1781 — daß eine andere Person jenen Bleton berührte, um sich, so zu sagen, ebenfalls zu elektrisiren. — —

Wie es keine Gelehrten-Anstalt gibt, Akademie oder Universität, wo man nicht talentvolle, arbeitsame, jedoch räthselhafte ältere und jüngere Männer fände, überspannt in dieser und jener Beziehung, sich selbst überschätzend, so war auch München mit Menschen der Art gestraft. — — —

Angelangt in der Hauptstadt Baierns, erachtete ich es für erste Pflicht, dem König meine Ehrfurcht zu bezeigen, ihm meine Huldigung darzubringen; diese erste Pflicht war mir zugleich die angenehmste.

Geheimerath von Ringel hatte die Gewogenheit, mir Gehör zu erbitten. Mit diesem Geist- und Gemüth-vollen Vertrauten Maximilians brachte mich seine Stellung zur Akademie, um die

* Leser, denen die seltsamen Hergänge, wovon die Rede, nicht im Gedächtniß und welche sich unterrichten wollen, verweise ich namentlich auf Gilbert's Annalen der Physik. Band XXVII, S. 158 ff.

Zusammengeschrumpft schien das Haus, in dem ich gewohnt, kleiner der Garten, wo sich der Erinnerungen an vergangene Zeit so viele zusammendrängen, wo Bilder und Gefühle nebelhaft in einander schwimmen: Bäume, über und über bedeckt mit Buchstaben, welche, zugleich mit der Rinde aus aller Form herausgewachsen; Denksteine, mahnend an Ereignisse, die man, ohne die Gegenwart dieser stummen Zeugen, in späterem Leben für Träumereien halten könnte; die Laube, wo, in Zeiten welche längst gewesen, Dichter und Romanenschreiber in Rührung versetzt mit ihren weinerlichen, Angst erschöpfenden, empfindsamen Kloster-Geschichten, mit den Vorraths-Verzeichnissen menschlichen Jammers und ihrer Thränen-Seligkeit.

Was mich unangenehm überraschte, was, ich gestehe es, mich verdrießlich machte, das war — die „Esplanade" nicht mehr zu finden und statt ihrer eine „Lüneburger Heide". Meine Leser wissen nicht alle, wie es sich verhielt mit dem „Wäldchen zwischen Alt- und Neustadt".

Einst, als man Gräben ausfüllte, welche, die Altstadt umziehend, diese von der Neustadt schieden, wurde Raum gewonnen für einen Parade-Platz und die andere Hälfte mit Bäumen bepflanzt. Viele Jugend-Eindrücke, viele Erinnerungen aus spätern Jahren knüpfen sich an die „Esplanade". Hier war, in den so wichtigen Kriegszeiten, die Börse für uns Politiker; nach hergebrachtem Brauch konnte man sicher sein, zu gewissen Tagesstunden, seine Leute in der „Allee" zu treffen; so hieß schlechthin die Esplanade. — Der ehrliche Geistliche, welcher, in den achtziger Jahren, für sein „verklärtes Wäldchen" schwärmend, mit wahrer Begeisterung sang:

„Da stehst Du wieder frisch und grün,
„Du nachbarlicher Hain:
„Wer kann, da Deine Wipfel blüh'n,
„Noch melancholisch sein?" *

wäre sicher in Trübsinn verfallen, hätte er Zeuge sein müssen von der Zerstörung: die Bäume, Schatten bringend in heißen Tagen, wurden niedergehauen, um den Parade-Platz weiter auszudehnen. —

* Unter alten Papieren gefunden.

„Lüneburger Heide“ nennt der Volkswitz den, für die kleine Stadt übergroßen, meist sehr öden Raum.

Von den Hanauern bin ich nun beinahe vergessen; unter ihnen herumwandelnd, fühle ich mich allein.

„Der Jugendtraum ist mir verklungen
Fast fremd ist mir mein Heimath-Land!“

Am Ziele eines fünfzehnjährigen Geschäfts-Lebens, unter drangvollen Katastrophen vollbracht, nach so manchen Mühen, Anstrengungen und Aufopferungen, sah ich mit Seelenruhe und Heiterkeit auf die durchschrittene Bahn zurück. Dieses waren Gefühle, welche allein schon zureichten, um für bittere Täuschungen nicht ungerechter Erwartungen schadlos zu halten. Vielleicht hätte ich mit nicht verdienten Schicksalen zu kämpfen gehabt, mich abenteuernd in der Welt herumtreiben müssen — der Gnade eines hochherzigen edlen Monarchen, welcher den Wissenschaften Schutz angedeihen ließ, verdankte ich eine ehrenvolle Bestimmung. Ich sah mich nun ausschließlich und für immer dem Gelehrten-Leben gewidmet.

In Frankfurt suchte ich im Römischen Kaiser meinen Gönner, den Baierischen Gesandten Grafen von Rechberg auf, um mich zu beurlauben und Befehle für München zu empfangen. — Mit welchen Gefühlen betrat ich zum letzten Male die mir so wohl bekannten Räume! Was hatte ich erlebt, seitdem ich, hergebrachter Weise, diesen Gasthof mit den guten Eltern jede Frühjahr-, jede Herbstmesse besucht, bis zu dem Tage, wo ich an offener Wirthstafel im Jahr 1812 das 28. Bülletin vorlas; damals noch Wenigen bekannt, hatte mir's ein günstiger Zufall in die Hände gespielt.

Auf dem Zuge nach München weilte ich in Heidelberg und in Stuttgart.

Wohl entsinne ich mich, daß Minister von Reizenstein — welcher in der Musenstadt lebte und dem ich nicht unterließ meine Verehrung zu bezeigen — mit warmer Theilnahme mir sagte: „Akademien, in denen man die wirkliche Vereinigung wissenschaftlicher Kräfte zu gemeinsamem Zwecke sehen will, waren von jeher in der

Regel mehr Conservatoren, als Promotoren. Sie, wie ich Sie zu kennen glaube, dürften nicht so ganz den gehofften Wirkungskreis für Ihren Eifer finden. Ich bin übrigens weit entfernt, der Münchner Akademie Unrecht thun zu wollen, ihren Werth, den Nutzen des Vereins, die Würde seiner Mitglieder zu verkennen." — — —

Ihr — ihr dort außen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.
Schiller.

In Stuttgart — der Hauptstadt des Landes, „wo über begeisterte Lippen die Gesanges-Welle strömt", das so viele Deutsche geboren, welches mit gerechtem Stolze Schiller den Seinigen nennt — in Stuttgart und in der anmuthigen Gegend hatte ich mich immer besonders wohl befunden. Diese Thäler waren es, in denen der Jüngling heranreifte, wo die ersten Lieder des edelsten Sängers erklangen; an Berge und Bäche, an Bäume und Thürme knüpfen sich unvergeßliche Erinnerungen, die Bilder der Kindheit Schiller's. — Ausflüge nach dem nahen Badeort Cannstatt, nach der Solitüde. Spaziergänge auf die Silberburg und nach dem Gaisburger Schlößchen gewährten mannigfaltigsten Genuß.

Ich fand ältere liebe, treue Freunde, wie Hehl und meinen Jugend-Genossen Lehr; ich erwarb mir die Bekanntschaft des geistvollen Kielmeyer, eines Mannes, der stets auf lebendiges Vorschreiten seiner Wissenschaft hinarbeitete, dessen Name auch bei der späten Nachwelt den besten Klang behält — der meines Lobes nicht bedarf. Unvergeßliche Stunden wurden in der Kunststatt Dannecker's verbracht, dessen Arbeiten schon unter dem Meißel entzücken; hier war der allgemeine Versammlungs-Ort, wo Geist und Bildung, ohne Rangstreit und Zwang, sich vereinten wie in ihrem Brennpuncte. Mit nie ermüdender Gefälligkeit und Güte, mit bewundernswerther Geduld empfing der liebenswürdige Mann, dessen Ruhm und Ruf Europa erfüllte, nicht allein Fach-Genossen und Ken-

nern, auch Kunstfreunden, stets bereit seine Schätze zu zeigen. Ich war so glücklich, ein eben vollendetes Meisterwerk: Ariadne, als Bachus-Braut auf dem Panther reitend, mit aller Muße beschauen, bewundern zu dürfen. Um das Jahr 1804 wurde der erste Gedanke zu dieser, so berühmt gewordenen, Ariadne in Stuttgart gefaßt und entworfen. Unbekümmert um Zeitstürme, unter stetem Wechsel von Krieg und Frieden, ging Dannecker ruhig und festen Schrittes vorwärts. Bis 1810 blieb Ariadne Gyps-Bild; da übernahm ein reicher Kenner die Ausführung in Marmor. Auch ohne die mythologische Anspielung ergründen zu wollen, wurde man hingerissen von der Wahrheit, von dem idealen Wesen, von der gewissenhaften Vollendung bis in die zartesten Theile.

„Wie denn des Meisters Werken überhaupt" — Worte eines bewährten Fachmannes — „geleitet durch feines Gefühl für Anmuth und Schönheit, genau anschließende Verkörperung einfacher Natur-Formen eigen; sie werden um so rührender, da Jedem der Genuß zugänglich. An der Ariadne zumal bewundert man übereinstimmenden Reiz der Anordnung und Zartheit der Ausführung, weiche, runde Umrisse und Sanftmuth des Ausdrucks; wundersam verschmolzen erscheinen Kunst, Poesie und ergreifende Wahrheit."

Einige Mittheilungen über die Lebens-Verhältnisse des gefeierten Künstlers gehören hierher; Bekanntschaft mit seinen Jugend- und ersten Entwickelungs-Jahren ist für das Verständniß der spätern Laufbahn nicht unwichtig. Ich erzähle, was ich, aus dem Munde achtbarer Freunde, zu der Zeit und später vernahm.

Dannecker zählte achtundfünfzig Jahre, als ich ihn zuerst sah*. Er stammte aus unbemittelter, sehr ehrenhafter Bürger-Familie, fand Gelegenheit, sich dem Herzog Karl, einem Fürsten von hohen Geistesgaben, persönlich vorzustellen und erlangte seine Aufnahme in die Militär-Akademie. Hier wurde der innige Freundschafts-Bund mit Schiller geschlossen.

In der Akademie bildete man auch Musiker und andere Künstler. Nach vorläufiger Prüfung erhielt der junge Mann, welcher

* Geboren 1758 zu Bernhausen auf den Fildern.

Wiedergeburt des Staates, erlaubten sich Tadel. Was wahr ist oder falsch, an allen diesen Sagen — welche keineswegs sämmtlich aus lauterer Quelle floßen — kann dahin gestellt bleiben, mir steht kein Urtheil zu. — — Als mit dem Siege, der ganz Deutschland Freiheit und Fülle der Wohlfahrt bringen sollte, Jean Paul das kleine irdische Glück verlor, welches ihm bis dahin zu Theil geworden, die vom Fürsten Primas ihm ausgesetzte Pension — als keiner der von der Fremdherrschaft erretteten Deutschen Fürsten, keine der entfesselten Deutschen Städte, keines der neu aufblühenden Deutschen Länder die Ehrenschuld des Vaterlandes ansah und aufhob — da verschaffte Montgelas seinem König den Ruhm, das Versäumte würdig und vollständig nachzuholen. Die vom Großherzog von Frankfurt dem Dichter gegebene Pension wurde von der Krone Baiern übernommen *.

Montgelas hatte sich thätig bewiesen bei meiner Aufnahme in Baierischen Dienst. Ich säumte nicht, den schuldigen Dank darzubringen, wurde besonders gnädig empfangen und stets erwies sich der Minister mir huldvoll gesinnt.

Eine gemessene, in sich gekehrte, ernste Persönlichkeit, das Gesicht ausgezeichnet, die Augen schwarz und stechend, Nase und Kinn bedeutend hervorstehend. In hohem Grade vorsichtig, drückte Montgelas, der umsichtige, welterfahrene, schlaue Staatsmann, sich mit seltener Schärfe aus, aber nicht wortkarg, er war unterhaltend und belehrend.

Der Einführung einer Constitution zeigte sich der Minister wenig geneigt und so erfolgte 1817 in auffallender Weise seine Entlassung. Das Ganze blieb räthselhaft; man erzählte sich von sehr fein gesponnenen List- und Trug-Geweben.

Montgelas starb 1838. Zu seinem Andenken hielt im folgenden Jahre Max Freiherr von Freiberg **, in einer festlichen

* Jean Paul's ausgewählte Werke. XVI. Band, Seite 313.

** Eidam des Verewigten, Vertrauter seines höhern Alters und im Besitz hinterlassener reichhaltiger Papiere.

Sitzung der Wissenschafts-Akademie, eine Rede zum Andenken an den Minister *. Zwei Stellen entnehmen wir daraus:

„Zu einer gerechten Würdigung der Verwaltung, an deren Spitze Graf von Montgelas stand, ist erforderlich, daß man die Zeit, worein sie fiel, sich lebhafter vergegenwärtigt, als es eine flüchtige Vorstellung thut. Es war eine Zeit der Noth, die, wenn sie gewöhnlich nicht verheerte und verwüstete, darum nicht minder drängend und schneidend war. Auch in die Friedensjahre griff der Krieg ein, dieser gewaltthätige Lehrmeister, wie ihn Thucydides nennt, dessen rauhen Aufgaben alles Dichten und Trachten des Friedens nachstehen und weichen, oder sich fügen und bequemen muß. Wie viel da geschont und gepflegt, gerettet und geheilt wird, kommt billig in gleichen Betracht, wie aus einer ruhigen Zeit, was diese baut und pflanzt. Mißgriffe und Versäumungen, aus Hast, aus Mangel, aus Ermüdung, sind augenblickliche Einbußen bei einer großen Unternehmung, deren glücklicher Ausgang mit seinem dauernden Erwerbe, den Verlust zwar nicht vergütet, jedoch weit überwiegt und ihn darum mehr und mehr im Andenken verlöscht."

„Um Vorurtheile zu entkräften, welche dem Minister eine von Deutschland abtrünnige, Frankreich zugewendete Gesinnung beimaßen, ist's unerläßlich, des großen Zwiespaltes zu gedenken, durch welchen seit dem Baseler Frieden das Unheil über Deutschland kam. Einleuchtend wird, daß in jener Auflösung, die nur ein frommer Selbst-Betrug verkennen mochte, nicht Festhalten an einem Allgemeinen, das eben in Trümmer ging, nur Selbst-Bestimmung nach den seltsam wechselnden Umständen für einen minder mächtigen Staat das erlangen konnte, was er mit Recht begehrte, Rettung für jetzt und größere Sicherstellung für die Zukunft. Daß Baiern sich an Frankreich nicht aus Neigung, sondern aus Noth anschloß, erhellt aus der einfachen Darlegung der Begebenheiten. Einmal geschlossen, konnte diese Verbindung nicht nur, so lange Frankreichs Uebermacht dauerte, nicht aufgehoben — sie mußte mit allen ihren Folgen getragen werden. Schwer lasteten diese Folgen auf dem Lande; daß sie nicht noch weit drückender geworden sind, ist großentheils Werk des Grafen von Montgelas gewesen. Zumuthungen, welche Baierns Selbstständigkeit im Innern gefährdeten, z. B. die Einführung der neuen französischen Gesetzgebung, lehnte er mit einer Entschiedenheit ab, welche nur ein Mann wagen konnte, der sich in großes Ansehen bei Frankreichs Herrscher gesetzt hatte."

Was mich bestimmte, dem Rufe nach München zu folgen, war nicht Hoffnung oder Eitelkeit als Gelehrter zu glänzen, sondern das wohlthuende Gefühl, der beglückende Gedanke, mich in einen Kreis von Männern aufgenommen zu sehen, ausgezeichnet durch Geist und Wissenschaft, durch tiefe Kenntnisse und seltene Talente. Das Zusammentreffen mit Flurl, Moll, Reichenbach, Scheerer,

* Münchner gelehrte Anzeigen. 1840, Nr. 124 ff.

Akademiker, dem wissenschaftliche Lebendigkeit, Geschäfts-Einsicht und Uebung nicht abzusprechen, schrieb mir schon im Jahre 1814:

„Ich gehe damit um, mich von der öffentlichen Laufbahn in die Stille eines Landgutes zurückzuziehen, das ich tief in den Alpen gekauft habe. Lesen werde ich dort, vielleicht auch schreiben; aber Alles, was ich thue und treibe, wird ferner keinen öffentlichen Charakter haben, es soll Erholung und für Freude berechnet sein. Die Wissenschaft werde ich sodann nicht weiter von Amtswegen treiben, was, wie ich bitter genug verkostet habe, eine erbärmliche Sache ist."

Seit Jahren umschließt das Grab den Ehrenmann.

Das Alles lautete nicht erfreulich, nicht einladend. Von einigen Alt-Baierischen Akademie-Mitgliedern wollte man wissen, und keineswegs ohne Grund, daß sie mit einer Art Glaubens-Schwärmerei ihnen fremdländischen Amtsbrüdern entgegenkämpften. Münchner Bürger — wie bekannt nicht alle frei von Materialität — denen Akademiker als „Beruflose" galten, ihre Aemter als „Sinecuren", äußerten unverholen:

„Alt-Baiern könnten die Gehalte eben so gut verzehren, wie Ausländer, wozu denn Fremde verschrieben würden?"

Unvorbereitet kam ich folglich nicht. Ich kannte und ahnte diese und jene Schattenseiten des Institutes. Indessen gehörte dasselbe zu den Stiftungen, „welche den schönen Wettkampf der Talente beleben sollen, mit einer neuen Entdeckung nach der andern überraschen, ältere Beobachtungen mit einer Strenge prüfen und sichten, die nur das Interesse der Wissenschaft als Richtschnur kennt". Ich hegte die Ueberzeugung, daß — war auch die Einrichtung nicht so vortrefflich, wie sie Manchen durch's Fernrohr besehen erschien — die Anstalt dennoch, neben ihren Schatten- auch ihre großen Lichtseiten haben müsse.

Diese und jene eitle Sorgen und Unannehmlichkeiten hätte sich die Akademie allerdings ersparen können. Ich erinnere unter anderm an die unglücklichen Versuche der Erz- und Wasserfühler, der sogenannten „Wundermänner", an Campetti, Anfossi und Consorten, denen die Gabe verliehen sein sollte, tief hinein sehen zu können in Erdboden und Gebirge. Hatte man vergessen, daß schon im Jahre

1696 Aymar, ein schlichter Landmann aus Dauphiné, durch seine Eigenschaft: Metalle, Wasser, ja sogar Orte, wo ein Todtschlag geschehen, vermittelst bloßen Gefühls aufsuchen zu können, den nämlichen Lärm anregte, wie in unsern Tagen Campetti? — Ein Knabe empfindet fieberhafte Anfälle, wenn er Stellen naht, wo Erze verborgen sind! Konnte sich eine Gelehrten-Gesellschaft durch solche Märchen hintergehen lassen und ernstliche Versuche mit dem Betrüger anordnen? Galt es vielleicht um Belehrung: ob jene „Kraft und Wissenschaft" Naturgabe sei, ob Einer sie lernen könne vom Andern, oder ob dieselbe von einem Bündniß mit dem Bösen herrühre?* — Ein ächtes Seitenstück zu Campetti war ein gewisser Bleton. Er hatte eine, „gegen Ausdünstungen unterirdischer Wasser sehr empfindliche Organisation". Sie übte auf ihn einen seltsamen Reiz, besonders auf die Nerven in der Zwerchfell-Gegend. Es reichte hin — so berichteten öffentliche Blätter aus den Jahren 1781 — daß eine andere Person jenen Bleton berührte, um sich, so zu sagen, ebenfalls zu elektrisiren. — —

Wie es keine Gelehrten-Anstalt gibt, Akademie oder Universität, wo man nicht talentvolle, arbeitsame, jedoch räthselhafte ältere und jüngere Männer fände, überspannt in dieser und jener Beziehung, sich selbst überschätzend, so war auch München mit Menschen der Art gestraft. — — —

Angelangt in der Hauptstadt Baierns, erachtete ich es für erste Pflicht, dem König meine Ehrfurcht zu bezeigen, ihm meine Huldigung darzubringen; diese erste Pflicht war mir zugleich die angenehmste.

Geheimerath von Ringel hatte die Gewogenheit, mir Gehör zu erbitten. Mit diesem Geist- und Gemüth-vollen Vertrauten Maximilians brachte mich seine Stellung zur Akademie, um die

---

* Leser, denen die seltsamen Hergänge, wovon die Rede, nicht im Gedächtniß und welche sich unterrichten wollen, verweise ich namentlich auf Gilbert's Annalen der Physik. Band XXVII, S. 158 ff.

er sich große Verdienste erworben, in sehr häufige Berührung. Er blieb mir aufrichtig zugethan und empfing mich, so übermäßig er auch in Anspruch genommen wurde, stets mit gleichgroßer Freundlichkeit. Als Geschäftsmann höchst ausgezeichnet, talentvoll, erfahren, von festem Charakter, gehörte Ringel zu den besten, edelsten Menschen, davon habe ich die innigste Ueberzeugung.

Vieles sah ich. Ich weiß was schön ist und groß
In dem Leben. Allein das ist das Höchste,
Was des Sterblichen Auge
Seh'n kann: ein Herrscher, der Glückliche macht
Klopstock.

Nach Nympfenburg, in seine Sommer-Wohnung ließ mich der König bescheiden. Er, für den ich die tiefste Ehrfurcht, die wärmste Dankbarkeit fühlte, nahm mich herablassend auf, in der huldvollen, ja ich darf sagen in der herzlichen Weise, welche dem Monarchen das Zutrauen Aller erworben, die so glücklich waren ihm zu nahen. Bei so sehr treuem Gedächtniß kannte er das Leben jedes Einzelnen, den er empfing. Freimüthige Bemerkungen, Erzählungen, heitere Anekdoten, humoristische Wendungen und Meinungen, milde Scherze, lustige Einfälle nahm der König gnädig entgegen; man durfte wohl auch einen schlagenden Ausdruck brauchen. Lächerliche Seiten einer Person oder eines Verhältnisses entgingen seinem durchdringenden, feinen Blicke nicht leicht; er sprudelte von Witz, von harmloser Satyre, aber er ehrte Stand, Alter und Ruf. Mit den Worten: „es wird Ihnen schon gefallen in München, wenn Sie sich nur erst gewöhnt haben", geruhte mich der Monarch zu entlassen.

Maximilian Joseph — Charakter-Würde einigend mit Biedersinn, mit menschenfreundlicher Milde, mit Selbst-Verläugnung und anspruchloser Einfachheit — war und blieb, in Gesinnungen, Ansichten und Neigungen, der Liebe zu seinem Volke getreu. Volksliebe galt diesem König, der den edelsten Wittelsbachern zur

Seite stand, als größter, als herrlichster Schatz. Ueberall sprach sich dieses sein Lebens-Element aus, und mit aufrichtigster, rührender Anhänglichkeit, mit wahrhaft patriotischer Begeisterung, waren die Baiern „ihrem Max“ zugethan. Einst führte ihn eine Reise nach Dresden durch Regensburg. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die frohe Kunde unter den Bewohnern. Sie begrüßten ihn, der auf dem Balcon des Taxis'schen Palais sich zeigte, mit einem Freuden-Geschrei, das nicht endigen wollte. Indessen nahte die Stunde, wo der König gewohnt war, sich zur Ruhe zu begeben. Freundlich sagte er: „ihr lieben Kinder, ihr ließet mich lange genug hoch leben, laßt mich nun auch einmal schlafen“. Noch ein unmäßiger Jubelruf, sodann gingen alle still auseinander.

Unter Maximilian Joseph, der Wissenschaften förderte und unterstützte, waltete Freiheit geistiger Entwickelung; er säete und erndtete Vertrauen, wußte aufzumuntern, auszuzeichnen, zu belohnen. Beseelt für Alles, was Baiern frommen konnte, erkannte er Fleiß, Verdienste und Talente, begünstigte redliches Streben, Absichten, von denen Erfolg zu hoffen, mit edelster Uneigennützigkeit.

Jedes Leiden schlug an des Königs fühlendes Herz, tröstend sah man ihn, wo Mißgeschick oder Unglück sich ereignete. Aus seinen Privat-Geldern wurden, in den Jahren 1816 und 1817, mit großen Kosten Früchte aufgekauft, in München zu Markt gebracht und den ärmern Einwohnern um wohlfeile Preise überlassen.

Viel Vergnügen gewährte es dem Monarchen, unerkannt einherzugehen in den verschiedensten Stadt-Theilen, im englischen Garten, auf der großen Wiese vor dem Sendlinger Thor an den festlichen Tagen, im Nympfenburger Park, in den Umgebungen von Tegernsee. Im schlichten Gewande, ohne alle Begleitung sich bewegend, umdrängten, froh und jubelnd, Beifall jauchzend, Alt und Jung den König, unter dessen mildem Scepter alle sich glücklich fühlten, wo er erschien. Wie einen Vater ehrten und liebten sie den, welcher wie ein Vater unter ihnen wandelte, Jedem mit freundlichem Gruße winkend. Bald hier, bald da redete er einen ehrerbietig stille stehenden Bürger wohlwollend an, nach Thun und Treiben sich erkundigend. Immer hatte der „gute Max“ einige ermunternde Worte

bereit und wußte, in ganz eigener Art, etwas Angenehmes zu sagen, freundliche Erinnerungen aufzufrischen.

Wie viele Handlungen des Edelsinnes, wie viele Züge des besten Herzens ließen sich von jenen einsamen Wanderungen erzählen. Kein Hülfsbedürftiger schied vom König ohne ein Geschenk; Allen half er nach Vermögen, gar Manche, die sich unbemerkt wähnten, wurden mit bedeutenden Gaben überrascht, ganze Familien verdankten ihr Glück allein jenem Wohlthäter.

Dabei legte Max stets Laune und Heiterkeit an den Tag. „Guten Appetit!" rief er einem armen, seines Fleißes wegen bekannten, Tagelöhner zu, der sein spärliches Mittagbrod verzehrte. Dieser, außer sich vor Freude, faltete die Hände und sprach: „gnädiger Herr, ich kann nichts thun, als für Sie beten und das soll gewiß und wahrhaftig geschehen". Darauf der König: „gutherzige Seele, bete Du für mich, für Dich kann und will ich noch etwas Anderes thun." Dem ehrlichen Manne wurde eine monatliche Unterstützung bewilligt. — „Ein Glück für Dich, daß ich gestern meiner Frau Geld im Spiel abgewann, sonst könnte ich Dir jezt nicht helfen." Mit diesen tröstlichen Worten wurde einer Armen, die in ängstlicher Eile, händeringend um eine Gabe bat, eine nicht unansehnliche Börse dargereicht.

Zugänglich für alle, durfte jeder Einzelne seine Noth klagen; so viel möglich, erwies sich der „gute Max" thätig und hülfreich. Auf die Bemerkung eines Hofdieners: es kämen der Bedrängten, welche die königliche Gnade in Anspruch nähmen, zu viele, folgte die unwillige Gegenrede: „meinst du? deßhalb bin ich ja da, könnte ich nur allen helfen. Danke Du dem Himmel, daß Du nicht über Noth zu klagen hast, daß Du nicht zu betteln brauchst."

Frei von Vorurtheilen und Leidenschaften, waren dem König gesundes Urtheil und sicherer Blick eigen, zart und richtig wußte er die verschiedensten Verhältnisse aufzufassen, diese und jene „Schritte" zu würdigen. Neugierde mit sträflichen Absichten verbunden, hündisches Schönthun, Schmeichelreden widerten ihn an. Geheime Angeber erschienen plötzlich betreten, glühende Röthe wechselte bei ihnen mit Todtenbläſſe, wenn der geübte Menschenkenner, mit durchdringendem Blick, mit ernster Mine, sie maß vom Wirbel bis zur

Fußspitze. Verläumdern wurde stets sehr unsanft die Thüre gewiesen.

Glücklich, wie nicht alle Herrscher, fand der „gute Max“ die größte Freude im Familien-Kreise. Er war der beste Vater; seines Denkens und Thuns eigentliche innere Triebkraft blieb Liebe, die treueste, aufopferndste Liebe zu den Seinigen, voll gewohnter, harmloser Lustigkeit pflegte er mit ihnen zu verkehren.

Der Gesundheit wegen besuchte der König, zumal in späteren Zeiten, Jahr für Jahr Baden-Baden und weilte da in einfacher Wohnung. Geliebt, bewundert, wie überall, gewann er auch hier, durch freundliche, gütige Worte so viele Herzen. Stets wußte man unzweideutige Beweise seiner Großmuth zu rühmen.

„Der Völker Liebe ist der Fürsten Ruhm.“

Die Königin, der ich nicht verfehlte aufzuwarten, empfing mich mit freundlichster Herablassung. Eine schlanke, majestätische Gestalt, von Schönheit und Anmuth strahlend. Geistreich, liebenswürdig, fromm, behandelte die hohe Frau ihre Umgebung mit größter Leutseligkeit und Milde. Mit mir unterhielt sie sich vorzugsweise über das unglückliche Geschick ihres Neffen, des Prinzen von Waldeck in der Schlacht bei Hanau.

Zu Bogenhausen unfern München, inmitten eines eben so schönen als großartigen Lusthaines, lebte in seinem Landhause einer der bedeutendsten Staatsmänner, der dirigirende, zu der Zeit allmächtige Minister Graf von Montgelas. Mit mächtigem Geiste und großer Klugheit, kalt und sicher, voll gewaltiger Willenskraft und unermüdet thätig, führte er das Ruder Baierns nach außen. Alle Parteien rühmten seine Politik gegen Napoleon; darin ließen sie ihm Gerechtigkeit zu Theil werden. Ueber die Verwaltung des Innern waren die Stimmen getheilt, obwohl der Minister des Guten viel bewirkt. Manche, die sich verletzt fühlten oder wähnten in der

Wiedergeburt des Staates, erlaubten sich Tadel. Was wahr ist oder falsch, an allen diesen Sagen — welche keineswegs sämmtlich aus lauterer Quelle floßen — kann dahin gestellt bleiben, mir steht kein Urtheil zu. — — Als mit dem Siege, der ganz Deutschland Freiheit und Fülle der Wohlfahrt bringen sollte, Jean Paul das kleine irdische Glück verlor, welches ihm bis dahin zu Theil geworden, die vom Fürsten Primas ihm ausgesetzte Pension — als keiner der von der Fremdherrschaft erretteten Deutschen Fürsten, keine der entfesselten Deutschen Städte, keines der neu aufblühenden Deutschen Länder die Ehrenschuld des Vaterlandes ansah und aufhob — da verschaffte Montgelas seinem König den Ruhm, das Versäumte würdig und vollständig nachzuholen. Die vom Großherzog von Frankfurt dem Dichter gegebene Pension wurde von der Krone Baiern übernommen *.

Montgelas hatte sich thätig bewiesen bei meiner Aufnahme in Baierischen Dienst. Ich säumte nicht, den schuldigen Dank darzubringen, wurde besonders gnädig empfangen und stets erwies sich der Minister mir huldvoll gesinnt.

Eine gemessene, in sich gekehrte, ernste Persönlichkeit, das Gesicht ausgezeichnet, die Augen schwarz und stechend, Nase und Kinn bedeutend hervorstehend. In hohem Grade vorsichtig, drückte Montgelas, der umsichtige, welterfahrene, schlaue Staatsmann, sich mit seltener Schärfe aus, aber nicht wortkarg, er war unterhaltend und belehrend.

Der Einführung einer Constitution zeigte sich der Minister wenig geneigt und so erfolgte 1817 in auffallender Weise seine Entlassung. Das Ganze blieb räthselhaft; man erzählte sich von sehr fein gesponnenen List- und Trug-Geweben.

Montgelas starb 1838. Zu seinem Andenken hielt im folgenden Jahre Max Freiherr von Freiberg **, in einer festlichen

* Jean Paul's ausgewählte Werke. XVI. Band, Seite 313.

** Eidam des Verewigten, Vertrauter seines höhern Alters und im Besitz hinterlassener reichhaltiger Papiere.

Sitzung der Wissenschafts-Akademie, eine Rede zum Andenken an den Minister *. Zwei Stellen entnehmen wir daraus:

„Zu einer gerechten Würdigung der Verwaltung, an deren Spitze Graf von Montgelas stand, ist erforderlich, daß man die Zeit, worein sie fiel, sich lebhafter vergegenwärtigt, als es eine flüchtige Vorstellung thut. Es war eine Zeit der Noth, die, wenn sie gewöhnlich nicht verheerte und verwüstete, darum nicht minder drängend und schneidend war. Auch in die Friedensjahre griff der Krieg ein, dieser gewaltthätige Lehrmeister, wie ihn Thucydides nennt, dessen rauhen Aufgaben alles Dichten und Trachten des Friedens nachstehen und weichen, oder sich fügen und bequemen muß. Wie viel da geschont und gepflegt, gerettet und geheilt wird, kommt billig in gleichen Betracht, wie aus einer ruhigen Zeit, was diese baut und pflanzt. Mißgriffe und Versäumungen, aus Hast, aus Mangel, aus Ermüdung, sind augenblickliche Einbußen bei einer großen Unternehmung, deren glücklicher Ausgang mit seinem dauernden Erwerbe, den Verlust zwar nicht vergütet, jedoch weit überwiegt und ihn darum mehr und mehr im Andenken verlöscht."

„Um Vorurtheile zu entkräften, welche dem Minister eine von Deutschland abtrünnige, Frankreich zugewendete Gesinnung beimaßen, ist's unerläßlich, des großen Zwiespaltes zu gedenken, durch welchen seit dem Baseler Frieden das Unheil über Deutschland kam. Einleuchtend wird, daß in jener Auflösung, die nur ein frommer Selbst-Betrug verkennen mochte, nicht Festhalten an einem Allgemeinen, das eben in Trümmer ging, nur Selbst-Bestimmung nach den seltsam wechselnden Umständen für einen minder mächtigen Staat das erlangen konnte, was er mit Recht begehrte, Rettung für jetzt und größere Sicherstellung für die Zukunft. Daß Baiern sich an Frankreich nicht aus Neigung, sondern aus Noth anschloß, erhellt aus der einfachen Darlegung der Begebenheiten. Einmal geschlossen, konnte diese Verbindung nicht nur, so lange Frankreichs Uebermacht dauerte, nicht aufgehoben — sie mußte mit allen ihren Folgen getragen werden. Schwer lasteten diese Folgen auf dem Lande; daß sie nicht noch weit drückender geworden sind, ist großentheils Werk des Grafen von Montgelas gewesen. Zumuthungen, welche Baierns Selbstständigkeit im Innern gefährdeten, z. B. die Einführung der neuen französischen Gesetzgebung, lehnte er mit einer Entschiedenheit ab, welche nur ein Mann wagen konnte, der sich in großes Ansehen bei Frankreichs Herrscher gesetzt hatte."

Was mich bestimmte, dem Rufe nach München zu folgen, war nicht Hoffnung oder Eitelkeit als Gelehrter zu glänzen, sondern das wohlthuende Gefühl, der beglückende Gedanke, mich in einen Kreis von Männern aufgenommen zu sehen, ausgezeichnet durch Geist und Wissenschaft, durch tiefe Kenntnisse und seltene Talente. Das Zusammentreffen mit Flurl, Moll, Reichenbach, Scheerer,

* Münchner gelehrte Anzeigen. 1840, Nr. 124 ff.

Schelling, Schlichtegroll, Schrank, Sömmering, Thiersch, Westenrieder, Yelin beglückte mich sehr. Ich nenne hier vorzugsweise diejenigen meiner Amtsgenossen, mit denen ich in mehr oder weniger nahe Berührung und Verbindung kam, deren Bekanntschaft, in sofern sie nicht früher Befreundete, ich mir bei vorübergehendem Aufenthalte zu München im Jahre 1815 erworben. Die gemeinnützige Thätigkeit dieser Männer zu bewundern, in ihrem Umgange mich auszubilden, ihnen nachzuahmen, nicht sie zu erreichen, sollte mein Streben sein, ihre Zufriedenheit, ihr Beifall mein schönster Lohn.

In freundlichster Weise gingen uns, den Neu-Eingebürgerten, mir und den Meinen, Schellings bei der Einrichtung an die Hand mit Rath und That; fortdauernd vergönnten sie uns wohlwollenden Antheil. In dankbarster Erinnerung kann ich mir es nicht versagen, hier einen herzlichen Brief einzuschalten, womit Schelling bald nach meiner Ankunft mich zu erfreuen die Güte hatte. Er pflegte mit seiner Familie stets einige Monate in den Alpen zu verbringen und weilte damals am lieblichen Ufer des Kochelsee's. Eine prächtige, steil aufsteigende Straße führt hier, an Wasserfällen vorbei, über den Kesselberg.

„Mit dem reinsten Vergnügen begrüße ich Sie, verehrter Freund, obschon noch aus der Ferne. Mögen Ihnen die ersten Wochen in München erheiternd verflossen sein! Das Wetter hat freilich weder Ihren Eintritt in unsere Hauptstadt, noch meinen ländlichen Aufenthalt begünstigt, obgleich ich fest überzeugt bin, daß es in München kälter ist, als hier. Daß Ihnen die von uns für Sie besorgte Wohnung zusagt, ist sehr erfreulich; wegen Wahl eines Quartiers auf längere Zeit, begnüge ich mich mit dem einzigen Rath, sich in keiner der meist aus Osten nach Westen ziehenden, Hauptstraßen auf die Nordseite zu begeben; denn ohne Sonne kann man zwar nirgends wohl, aber in München nach meinem Gefühl gar nicht leben. Da ich hier ganz gut eingerichtet bin, und im geheitzten Zimmer ebenso gut, wie in München, das schlechte Wetter mit ansehe, ich übrigens in dieser ländlichen Stille weit mehr als im Geräusch der Stadt zu geistigen Productionen mich aufgelegt fühle: so werde ich, aus diesen oder ähnlichen Gründen, meine Rückkehr eben nicht beschleunigen. Was mich allein nach der Stadt zieht, sind einige unserer Freunde, und Sie vorzüglich, den ich immer noch dort zu sehen hoffte.

„Mit wahrer hochachtungsvoller Freundschaft bin und bleibe ich

Ihr

Schleedorf, 12. Juli 1816.

Schelling."

Ich schulde dem Manne des großen Strebens, des vielseitigsten Denkens, wie er sich vertraulich gegen mich aussprach über die Ergebnisse seines Forschens und Findens, der wichtigen Winke und Hinweisungen nicht wenige; es waren mir Lichtstrahlen aus höherer Sphäre ins Dunkel der Natur-Erscheinungen gesendet. Wie oft machte, auf unsern häufigen Spaziergängen, Schellings Ausspruch: „Die rein historische Darstellung der unorganischen Formen ist zu einem abgesonderten Zweige der Kenntniß gebildet worden; nicht ohne richtigen Sinn mit Enthaltung von aller Berufung auf innere qualitative Bestimmungen. Nachdem die specifische Verschiedenheit der Materie selbst quantitativ begriffen, und die Möglichkeit gegeben ist, sie als Metamorphose einer und derselben Substanz durch bloße Form-Aenderung darzustellen: ist auch der Weg zu einer historischen Construction der Körperreihe geöffnet" — wie oft sage ich, machte dieser Inhalt-schwere Ausspruch den Gegenstand weit umfassender Unterhaltungen. Nicht weniger zog mich meines gelehrten Amtsgenossen klassische Abhandlung „über die Gottheiten von Samothrace" an. Einstimmig rühmten Fachmänner, es sei die Arbeit ausgezeichnet durch Eigenthümliches der Ansicht und durch einen seltenen Reichthum neuer Ideen. Was meine Beachtung vorzugsweise erweckte, war das Geschichtliche von Samothrace, die Urkunde, nach welcher die Eilande Hiera und Thia den Fluthenströmen des Meeres entstiegen.

Sömmering — dieser „Fürst der Anatomie", wie ihn ein gemeinsamer Freund zu nennen pflegte — empfing mich wahrhaft herzlich. Der Unvergeßliche war mir sehr befreundet aus früheren Jahren, wo ich in Hanau öfter seine Besuche erhielt.

Gleiches fand statt bei Moll, mit dem ich seit langer Zeit in wenig unterbrochenem Briefwechsel stand. Ich sage wenig unterbrochen in Beziehung auf eines seiner Schreiben aus dem Jahre 1814.

„Die Haufen Papiere, welche in verworrener Traulichkeit auf meinem Tische herumliegen, mengen und mischen sich leider! gar oft so durcheinander, sie werden in solchen Wirbel gerissen, daß Jung und Alt zu Alt und Jung kommt, und nur Zufälle eine offene Stelle wieder an den Tag bringen, wodurch ein Buchstabe herausschaut, der mich in Schrecken versetzt, indem er mir alte Schuld in's Gewissen

ruft. Das ist die verhängnißvolle Geschichte des größeren Theiles meines Briefwechsels . . . .

„Möchten Sie nie aufhören, von der aufrichtigen Hochachtung und Freundschaft versichert zu sein, womit ich unveränderlich sein werde

Ihr

Moll."

Nicht selten fand ich den theueren Freund wehmüthig gestimmt, unzufrieden mit sich und mit der ganzen Welt, ja fast des Daseins überdrüssig. Ohne eigentliche Unfälle erlitten zu haben, schien ihm das Leben nicht von sonderlichem Werth. So lange ich mit Moll in München zusammen war, hielt er sich meist ganz abgesondert; meines Wissens gieng er niemals in Gesellschaft, noch sah er deren bei sich. Häufig weilte er, fern vom Welt-Geräusch, ländlicher Ruhe genießend, in ungestörter Einsamkeit, den Studien und seinen Grillen sich hingebend, zu Fürstenfeld in seinem „Tusculum". In solch träumerischer Muße ließ er sich ungern unterbrechen.

Zum letzten Male sah ich den vieljährig mir Verbundenen auf dem Naturforscher-Congreß zu Stuttgart; damals blickte er schon sehr müde auf den zurückgelegten Weg.

Die ausgedehnten und umfassenden literarischen Arbeiten Moll's, der mannigfaltige tiefe Kenntnisse besaß, bedürfen keiner Nachweisung.

Schlichtegroll, zum Secretär einer Wissenschafts-Akademie recht eigentlich geboren, war die Zuvorkommenheit selbst bei meiner Ankunft in München. Fortdauernd blieb ich mit dem unermüdet thätigen, wohlgesinnten, dienstfertigen, mittheilenden Mann im besten Vernehmen. Viel verdanke ich seiner unbeschreiblichen Gefälligkeit. Mit lebhaftem Eifer interessirte er sich für alles Nützliche und Gute. Ich entsinne mich seiner warmen Theilnahme an der Bildung eines Vereines zur Beförderung des Kunst- und Gewerbfleißes in Baiern.

Wie Schlichtegroll über die Akademie dachte und urtheilte, ergiebt sich aus Herzens-Ergüssen an Moll*.

Wahrhaft ehrte ich Flurl um seines würdigen, bescheidenen,

---

* Man vergleiche des letzteren „Mittheilungen aus seinem Briefwechsel", namentlich S. 728 ff. und 751 ff. im dritten Bande. Ein seltenes Buch, als Manuscript nur in fünfzig Abdrücken vorhanden.

gefälligen Benehmens willen. Abgesehen von einem etwas schwerfälligen Humor und dem nicht selten Wortkargen — er war langsam und derb in Wort und Bewegung — ist die geräuschlose, ächt patriotische Wirksamkeit des Ehrenmannes nicht genug zu rühmen. Ueber Schwächen und Gebrechen der Akademie, über Mangel an freundlichem Zusammenwirken aller Kräfte, sprach er sich wiederholt gegen mich aus, und mit eben so viel Einsicht als Offenheit.

Für seine Zeit hatte Flurl große Verdienste um Baiern. Vermochte er in spätern Jahren dem raschen Laufe neuer Entdeckungen und Ansichten im Wissenschafts-Gebiete, selbst in seinem eigenen Fache, nicht mehr Schritt für Schritt zu folgen, immer ging er weit genug vorwärts, um nichts wahrhaft Förderndes und Bemerkenswerthes aus dem Auge zu verlieren. In Ansichten, wie in Urtheilen über fremdes Verdienst zeigte sich Flurl wohlwollend und billig; nicht immer hielt seine Verschlossenheit gegen meine andringende Wärme aus; aber er war keineswegs oft zugänglich.

Mit dem Veteranen Schrank, sehr unterichtet, thätig, anspruchlos, liebenswürdig, aber abgeschieden, einsiedlerisch lebend — mit Thiersch, dem geistreichen Hellenisten, trefflich von Kopf und Herz, — mit Yelin, redlich, voll Lebenslust, wohl verdient um seine Wissenschaft, nie unzuverlässig in physikalischen Dingen, — mit Reichenbach, dem trefflichen Mechaniker, dem Erbauer der berühmten Reichenhaller Soolen-Leitung, die durch Größe und Einfachheit in Staunen setzt, — mit Petzl, voll Eifer und des besten Willens, jedoch ohne wissenschaftliche Bedeutung, auch weilte er, nie unruhig sich hervordrängend, stets im Hintertreffen, und starb während ich in München wohnte an einer Indigestion, die er sich unvorsichtiger Weise an einem Fasttage zugezogen — mit allen diesen Männern blieb ich stets in freundlichstem Verkehr.

Das Nämliche war der Fall hinsichtlich Westenrieder's, Scheerer's und der Gebrüder Baader.

Westenrieder, der verehrungswürdige Greis, geistreich, arbeitsam, um Baiern hochverdient, zeigte sich allerdings eckig und schroff, heftig und halsstarrig, voll wunderlichster Eigenheiten, nicht selten in seiner Weise bis zur Derbheit aufrichtig.

Scheerer, Direktor der Hof-Bibliothek, ein geistreicher, umsichtiger Weltmann, erwies sich mir als überaus gefälliger Freund; nie ließ er sich Zeit und Mühe verdrießen, meine Studien, obwohl sie ihm ziemlich fern lagen, auf jede Weise zu fördern. Der gründliche Sprach-Gelehrte, voll Talent und Thätigkeit, dem Reisen in Klein-Asien und in Persien gerechten Ruf erwarben, lebte mehr in einer Welt von Gedanken und Empfindungen. Als ich Scheerer zum letzten Male sah, trug sein ganzes Wesen Spuren einer nichts weniger als fröhlichen Stimmung. Sehr erschütterte mich die Kunde der trauervollsten Wendung, welche sein Geschick erfuhr: er verfiel in Wahnsinn und starb 1829 zu Wien in einer Irren-Anstalt. Er soll nicht geras't haben, aber unaufhörlich geredet von seinen Einbildungen, mit allem Wissen, das ihm zu Gebote stand, mit dem Sprachen-Reichthum, großer Werke erwähnt, die er geschrieben und anderer, welche ihn beschäftigten.

Joseph von Baader, ein gelehrter und praktischer Mechaniker, begründete seinen Ruf als Erfinder und Schriftsteller durch zahlreiche und glücklich ausgeführte Werke.

Franz von Baader, ein tiefsinniger Forscher, selbstständig und originell, ausgestattet mit seltsamem Reichthum mannigfaltiger, geistvoller, fruchtbarer, religiöser und Natur-betrachtender Gedanken, allerdings meist nur schwierig aufzufassen. In Franz von Bader, einem weissagenden Geiste, der, in mehr als einer Beziehung, vorgriff in die bessere Erkenntniß der Zukunft, fand die christliche Philosophie zumal einen Vertreter. „Unerwartete Schlaglichter warfen seine Gedanken-Blitze in alle Bereiche der Natur und des Geistes, in die höchsten Geheimnisse göttlicher Offenbarung, wie in's Innere der Einrichtung und Gestaltung bürgerlicher und kirchlicher Gesellschaft.“ Das Gewerbswesen war dem Philosophen keineswegs fremd; man verdankt ihm unter anderm eine wichtige Erfindung in der Kunst der Glas-Bereitung. — — Ueber die Zeitwirren trat Baader's Bild mehr in den Hintergrund, stellte sich bei Manchem nicht mehr in voller Klarheit dar wegen seiner Theilnahme an kirchlichen Streitigkeiten. Hätte er spätere Jahre erlebt, so würde der Deutsch-Katholicismus, welcher das Urwesen, die Grundlage des Christenthums aufgab, als

flach und seicht, von ihm mit Ernst und Spott bekämpft worden sein. — Voll eigenthümlicher Sonderbarkeiten zeigte sich dieser Amts-Genosse. Einst las er mir, der wunderliche Heilige, indem ich neben ihm hin und hergehen mußte, in der Schwabinger Straße, zu nicht geringem Erstaunen uns Begegnender, mit lauter Stimme viele Seiten vor aus dem neuesten Erzeugnisse Jean Paul's, das ihm eben zugekommen und für welches er ganz begeistert war. Wie in einer Art Fieber-Paroxysmus declamirte Baader in größter Emphase, bald diese Stelle, bald jene mit wahrem Jubel hervorhebend.

Gehlen war schon heimgegangen, als ich nach München kam, allzufrüh für die Wissenschaft, ein sehr empfindlicher Verlust für die Akademie. Von der Regierung wurde er bei allen vorkommenden Fällen in Anspruch genommen, wo es sich handelte um Prüfungen, um Vorkehrungen in chemisch-technischer Hinsicht. Jahre lang hatte ich mit dem geistvollen Gelehrten Briefe gewechselt; sein schreckliches Ende erweckte die schmerzlichsten Gefühle.

Mit Spix und Martius war ich nur noch kurze Zeit zusammen. Sie beschäftigten sich bereits mit Planen zu ihrer Brasilianischen Reise, durch welche Beide später so rühmlich bekannt geworden.

Spix arbeitete mit gewohntem Fleiße und bewährter Sachkenntniß an einer Zusammenstellung aller fossilen Thiere und Pflanzen, die in Baiern gefunden worden, in Hinsicht auf Arten, Alter, ursprüngliches Vaterland und geognostisches Vorkommen.

Schweigger, der Physiker — geistreiche Bewegtheit und sinnige Betrachtung mit großer Belesenheit in den Alten verbindend — und Vogel, der Chemiker – gründlich im Wissen und von lobenswerther Bescheidenheit — gleichzeitig mit mir an die Akademie verpflanzt, wurden mir recht liebe Amts-Genossen und zuverlässige, theilnehmende Freunde; sie blieben wohlgesinnt gegen mich bis zum heutigen Tage.

Einer argen Unterlassungs-Sünde würde ich mich schuldig machen, gedächte ich nicht einiger anderen werthen Befreundeten, die während des Aufenthaltes in der Baierischen Hauptstadt erworben wurden.

Ich zähle dahin den vortrefflichen Kanzelredner Schmidt, Hof-

prediger der Königin. Ein Mann, frommgesinnt und gelehrt, furchtlos und gewandt, der in seinem schwierigen Beruf mit strengster Unparteilichkeit handelte. Schon bei einer früheren Anwesenheit in München hatte Schmidt mich auf's Beste empfangen und fortdauernd nahm er den innigsten Antheil an mir; ich fand ihn immer gleich.

Ferner wurde mir Kleinschrod ein vertrauter, erprobter Freund. Im Umgang sehr angenehm, war dieser thätige Geschäftsmann auch in mineralogischen Dingen wohl erfahren; seine literarischen Arbeiten thun dieses dar. Auf meinen geologischen Wanderungen in Süd-Frankreich hatte ich, wie später erzählt werden soll, an Kleinschrod einen belehrenden und unterhaltenden Gefährten. Neuerdings befaßte sich mein Freund mehr mit administrativen und finanziellen Gegenständen. Seine Schriften über „den Pauperismus in England", so wie über „die neue Armen-Gesetzgebung Englands und Irlands" fanden die günstigste Aufnahme und wurden allgemein beachtet. Klein an Umfang, sind sie Ergebnisse ernster Studien und sehr mühevoller Arbeiten. Es geben dieselben Kenntniß von Zuständen, welche, wie Kleinschrod an Ort und Stelle erkannte, den interessantesten Theil des öffentlichen Lebens auf den Britischen Inseln ausmachen, was innere Volks-Verhältnisse betrifft. Den übrigen Staaten wird ein Spiegel vorgehalten, wie weit und bis zu welchem übergroßen Umfange das Proletariat unter gegebenen Zuständen anwachsen könne. Eine für das politische Leben höchst wichtige Frage.

Endlich gehört hierher ein hoffnungsvoller, wissenschaftlich und technisch überaus gebildeter junger Mann, dabei die liebenswürdigste Persönlichkeit. Ich rede von Schmitz, der, was nicht genug zu beklagen, frühzeitig seinen Tod in den Themse-Fluthen fand. Aufträge der Regierung, der Porcellan-Fabrikation geltend, führten ihn 1822 nach Frankreich und England. Er erwarb sich einen Schatz von Kenntnissen, aus dem ohne Zweifel für Nymphenburg reicher Gewinn entsprossen wäre.

Zur Feier des Namensfestes des Königs hielt die Akademie am 12. October eine öffentliche Versammlung.

Ich hatte mir die Aufgabe gestellt: ein getreues, vollständiges Gemälde der Mineralogie nach allen ihren Beziehungen zu geben, eine Entwickelung der Wissenschaft nach damaligem Stande.

Im Bericht, den das Morgenblatt* über jene Sitzung und die gehaltenen Vorträge lieferte, hieß es unter Anderm:

„Man verlangt Manches mit allem Recht in einer Abhandlung, als solcher, was man in einer Rede, auch wieder als solcher, ungern sieht. Die alten *Académiciens de Paris* verstanden sich hierauf und dürften in diesem Stück unsern deutschen Akademikern, aus deren Reden man oft vor lauter Gelehrsamkeit nichts lernen kann, zum Muster dienen. Jene Vorbilder scheint auch der dritte Sprecher**, Leonhard, im Auge gehabt, und, wir setzen mit Freudigkeit hinzu, glücklich erreicht zu haben. Er hätte in der That als Akademiker nicht würdiger, nicht glücklicher auftreten können. Eine ununterbrochene Stille und behagliche Aufmerksamkeit herrschte die ganze Dauer der Rede hindurch. Unverkennbar war der Eindruck, den der Redner in den Gemüthern der Versammlung hervorbrachte. Wie hätte es aber auch anders sein können, da er, der warme, lebhafte, für seinen Gegenstand begeisterte und darum wieder begeisternde Redner recht eigentlich dem Todten, dem Gestein, Leben zu geben wußte? — Man sollte glauben, der vorgetragene Stoff habe sich nur für ein kleines Publikum eignen wollen. Aber der Mann wußte den Gelehrten wie den Laien zu befriedigen, und dieß ist es vorzüglich, worin er jene Vorbilder erreicht hat. Ueberall suchte er die höhern Beziehungen und webte daraus ein schönes, großes, herrliches Ganzes u. s. w."

Unter dem 15. Juli beehrte mich mein vormaliger gnädigster Landesherr aus Regensburg mit folgendem gnädigstem Handschreiben:

„Ich freue mich von Herzen, daß Sie eine Laufbahn erreicht haben, die eines rechtschaffenen Mannes würdig ist. *Otium cum labore!* Europa kennt Sie als Mineralogen; auch in Baiern ist noch Vieles zu leisten, ich hoffe Alles von Ihrem rastlosen Streben. Meines Erachtens wären ins Auge zu fassen: Ursprung und Teufe des Steinsalzes zu Berchtoldsgaden, die Erdöl-Quellen am Tegernsee, der Spessart mit seinen Gneiß-, Granit- und Sandstein-Bergen, die Rhön u. s. w.

---

* Jahrgang 1816, No. 256 ff.

** Vor mir las Weiler eine „Erörterung aus dem Gebiet der Moral-Philosophie", und Wiebeking über „den Einfluß der Baukunst auf das allgemeine Wohl und die Civilisation".

„Als Mitglied der Hanau'schen gelehrten Gesellschaft muß ich wünschen, daß Sie dieselbe nicht ganz vergessen, indem Sie seit langer Zeit deren Beförderer waren.

„Ich bin mit vieler Hochschätzung

Ihr ergebener Freund

Carl, Fürst-Primas."

Göthe hatte seine Frau verloren. Dieses Ereigniß griff den alten Heros an. Nicht eben, daß er die Frau so außerordentlich geliebt, aber sie sollte doch, nach natürlichem Laufe der Dinge, die Pflegerin seiner spätern Jahre werden, und dann mußte schon der Anblick des Todes in seiner Nähe ihn vielfach erschüttern.

Am 28. September schrieb er mir aus Weimar:

„Sie sind allzu überzeugt von dem Antheil, den ich an Ihnen und den theuren Ihrigen nehme, als daß Sie mein langes Stillschweigen mißdeuten sollten. Der Verlust, der mich betraf, und den Sie so freundschaftlich betrauerten, hat mich in eine ganz ungewohnte Lage versetzt. Eine unterbrochene Reise verwirrte abermals meine Plane und Vorsätze, so daß ich einige Monate, dem Zufall preisgegeben, nach außen weder Wort noch Wirkung hatte. Ihre geneigten Briefe überzeugen mich, daß ich noch immer in Ihrem Andenken lebe. Herr Geheimer Kirchenrath Niethammer, der mich vor Kurzem besuchte, beruhigte mich auch wegen Ihrer Münchner Einrichtung: denn freilich war Ihre Hanauer Wohnung, deren ich mich noch immer mit Freuden erinnere, so schön und für Ihre ausgebreitete Thätigkeit dergestalt geeignet, daß wohl schwerlich eine dergleichen zu finden sein möchte.

„Haben Sie ja die Güte, mich immer mit dem, was Sie vorhaben und vollbringen, bekannt zu machen. Ihre Tabellen sind meine und meines Sohnes beständige Gefährten.

„Unter Jena bei Dornburg hat man einen sehr schönen Cölestin (schwefelsauren Strontian) gefunden, als in unsern Kalk-Flötzen gelagert. Ferner hat man bei Sulza einen neuen Schacht auf Salzquellen abgeteuft und einhundertneunzig Fuß tief ein Flötz, etwa

sechs Zoll stark, grauen festen Mergels entdeckt, welches durchgängig in seiner Mitte eine Lage Hornstein, oder wenn man will Feuerstein, mit sich führt. Es ist das zwar in Thüringen nichts seltenes, auch in unsern oberen Flötzen, aber es ist immer merkwürdig, es in solcher Tiefe zu erfahren. Ferner ist Farbe und Habitus ganz anders. Ich bin kein glücklicher Beschreiber und Bestimmer, deßhalb von beiden Mineralien nächstens Musterstücke sende.

„Damit dieser Brief nicht länger liegen bleibe, schicke ich ihn ab, obgleich noch manches zu sagen wäre. Mich zu geneigtem Andenken empfehlend.

Göthe."

Einige Monate später brachte mir die Post Folgendes:

„Sie haben der ganzen wissenschaftlichen Welt und mir besonders durch Ihre akademische Rede ein großes Geschenk gemacht, auch mein gnädigster Herr, der Großherzog, liest solche mit Aufmerksamkeit und dankt bestens für die Mittheilung. Ich habe diese Darstellung benutzt, um mich daran zu prüfen und so auf einmal eingesehen was ich wußte, was ich vergessen und was noch zu lernen sei. Möge es Ihnen an der neuen Stelle recht wohl gehen, da sie Ihnen Gelegenheit giebt, in solchem Grade wirksam zu sein.

„Zugleich hat es mir viel Freude gemacht zu sehen, daß Sie auf diejenigen Puncte dieser Wissenschaft hinweisen, wo bedeutende Mängel unter der Hülle des Vorurtheils eine ehrenhafte Rolle spielen. Daß Sie des braven, etwas einseitigen Charpentier's gedenken *, und zwar so ehrenvoll, war mir höchst erwünscht, denn aus seinem zurückgeschobenen Büchlein muß unserer Ganglehre, die gar sehr im Argen liegt, früh oder spät ein Heil hervorgehen. Möge es Ihnen, trefflicher Mann, gelingen den Eckstein, den die Bauleute verwarfen, an der rechten Stelle zu gründen.

„Zur Lehre von Verrückung der Gänge, die noch lange Problem bleiben wird, habe die instructivsten Musterstücke im Kleinen zusam-

* Dieß bezieht sich auf die Einreden, welche Werner's Gangtheorie von dem geistvollen, um die Wissenschaft hochverdienten Geologen erfuhr. (Charpentier, Beobachtungen über die Lagerstätten der Erze. 1799.)

mengebracht. Die Exemplare sind nur handgroß, sprechen aber das Factum auf das allerdeutlichste aus. Sehen und schauen kann man hier bequem; aber was soll man denken und sagen?

„So viel für diesmal.

„Indem ich das Blatt nochmals durchsehe, muß ich bemerken, daß kein Wort von der herrlichen Darstellung, wovon Ihre Rede recht musterhaft glänzt, gesagt ist. Sie wird von allen Lesern bewundert, und so will auch ich nur dieses Wenige, das sich schon von selbst versteht, über die Form Ihrer so gehaltreichen Rede hinzugefügt haben.

„Mir fortdauernde Mittheilung und Belehrung erbittend.

Weimar, den 24. December 1816.

Göthe."

Gyllenskjöld.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang,
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Bürger.

Ueberaus erfreulich und ehrend, war die Bekanntschaft eines hochachtbaren Schweden. Bei Geheimerath von Wiebeking führte mich ein Gastmahl mit Baron von Gyllenskjöld zusammen. Auffallend und sonderbar schien es dem Wirth, allein es verhielt sich so: der Admiral, Adjutant des Kronprinzen Karl Johann, wünschte ausdrücklich mich zum Tisch-Nachbar; er hatte nichts gehört von meiner Uebersiedelung nach München und glaubte mich noch in Hanau.

Gyllenskjöld war ein Mann von merkwürdig feiner Haltung, eine Persönlichkeit aus den höchsten Gesellschafts-Klassen bezeichnend; viel Wohlwollendes und Freundliches in seinen ausdruckvollen, ernsten und edlen Zügen erweckte Vertrauen, nahm bald für ihn ein. Später fand ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß sich an ihm die schwedische Seelengröße in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit offenbare. Er sagte: mein Name wäre ihm nichts weniger

als fremd, er wisse, daß ich Schweden ehre und liebe, daß sein Herr, der Kronprinz, mir wohl wolle und es sei ihm bekannt, wie ich dessen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren lasse.

- - - - - - -

Es könnten sich Stimmen erheben, bei einem Theil der Leser dürfte die Frage nahe liegen, ohne daß sie ihr Befremden äußerten: woher des Verfassers besondere Vorliebe, seine „Sympathie" für Schweden? — Im Vorhergehenden geschah der Sache Erwähnung, sie kommt wiederholt zur Sprache auf den folgenden Blättern.

Meine Gesinnung kann mir nicht zum Vorwurf gereichen. Anderer großer Verdienste der Schweden nicht zu gedenken, der Verpflichtungen, welche viele Deutsche empfinden müssen, so wäre es unverzeihlich, hätte ich übersehen oder vergessen, daß Schweden, in der Frühzeit schon, die Wiege der Naturkunde wurde und namentlich als Mutterland der Mineralogie betrachtet werden muß. Wohl blieben mir die Verdienste hochachtbarer Männer der Wissenschaft im treuen Gedächtniß, Männer, welche die ersten Pflanzer und Träger in ihren Gauen gewesen, die ersten Verbreiter des Lichtes freier Forschung in fernem Lande.

Es sind dieß Gründe, die Jedem einleuchten werden, gegen welche sich nichts einreden läßt. Als Belege einige literarisch-geschichtliche Andeutungen.

Schon 1694, was gewiß interessant, schrieb Hiärne ein „Lehrbuch der Mineralogie". Wiederholte Auflagen und eine deutsche Uebersetzung thun dar, daß das Werk seiner Zeit in gutem Ansehen stand. Sechsunddreißig Jahre später theilte Bromell Gedanken mit zu einem „System der Mineralien und der Metalle".

Vor allen aber gehört hierher eine der leuchtendsten Erscheinungen auf dem Gebiete gesammter Naturkunde, ein überreicher Geist, der die Zustimmung von Tausenden erhielt: Karl von Linné. Mehr als ein Jahrhundert lief ab, seit er das „*Systema naturae*" veröffentlichte und Ansichten darlegte über „Entstehungsart der Krystalle". Die Reise in Oeland und Gothland (1745), so wie im ganzen Schweden (1747) darf nicht vergessen werden. Linné erwarb sich Verdienste, die er mit keinem Vorgänger theilt, sollte auch sein „System" spurlos verschwinden.

Eine Fülle von Talent, Gelehrsamkeit und von persönlichem Tüchtigsein bewährte Wallerius. Großes Aufsehen erregte sein „Mineralreich"; chemische Zusammensetzung und äußerliche Merkmale leiteten bei der Classen-Eintheilung.

Daran reihten sich Einzel-Beschreibungen dieser und jener Substanzen, auch Abhandlungen geologischen Inhaltes. Ueberall erkennt man den streng wissenschaftlichen, systematischen Geist.

Ungemein glücklich wußte der starkgeistige Torbern Olof Bergman Mineralogie und Chemie zu verbinden. Auf solche Grundsätze stützt sich sein „System" (1772) und der, ins Deutsche, Französische und Englische übertragene Grundriß des Mineralreichs in einer Anordnung nach den nächsten Bestandtheilen der Körper (1782). Bergman erwarb sich das Verdienst, am frühesten über den regelrechten innern Bau der Krystalle geschrieben zu haben; sein Schüler und Freund Gahn, ein Mann glänzend durch Wissen und Talente, war es, welcher die Beachtung des Lehrers dem hochwichtigen Verhältniß zuwendete. Von Bergman's: „physikalischer Beschreibung der Erdkugel" (1766) erlebte die deutsche Uebersetzung drei Ausgaben.

Bei Cronstedt's „Versuch einer Mineralogie" lag das Streben zu Grunde, die Wissenschaft allgemein verständlich und gemeinnützlich zu machen.

Wallerius, Bergman und Cronstedt waren die Vorgänger der deutschen mineralogischen Schule. Sehr entschieden bedingte die glückliche Bearbeitung des Wissens im Norden das Aufblühen und Fortschreiten desselben im Süden.

Retzius, gleicherweise ein merkwürdiger Mann, sicherte sich ein ehrenvolles Andenken durch sein „Handbuch zu Vorlesungen" (1795), wovon man eine deutsche Uebersetzung hat. Auch sind dieses Gelehrten Abhandlungen, Zeolithe und Obsidiane betreffend, nicht unerwähnt zu lassen.

Kalm lieferte Mineralogisches, Geologisches und Paläontologisches. Mehr Aufsehen machte der „Bericht von einer Reise ins nördliche Amerika", der in verschiedene Sprachen übertragen wurde. Viel Interesse erweckte Ekeberg's „Ostindische Reise" (1770). Berühmt ist ferner der Ritter Thunberg durch seine großen Reisen.

Einer meiner besonders wohlwollenden Freunde, der scharfsinnige, kenntnißreiche, überaus thätige „Bruks-Patron" W. af Hisinger, bewies zur Genüge, daß er keineswegs ausschließlichen Sinn habe für wichtige und ergiebige Eisenhütten, die sein Besitzthum waren. Allgemein würdigte man die Verdienste, welche er sich erwarb durch vortreffliche, mit Fleiß und Liebe zur Sache bearbeitete, Schilderungen einzelner Bezirke des Heimathlandes, und durch die „mineralogische Geographie von Schweden", überreich an interessanten und belehrenden Bemerkungen.

Die Elfdaler Porphyr-Berge stellte sich Hjelm zur Aufgabe.

Mit regstem Eifer, mit warmer wissenschaftlicher Vaterlands-Liebe wurde, früher und später, für die geographisch-topographische Mineralogie des Reiches gearbeitet. Besonders thätig erwiesen sich: Gadd (von 1767 bis 1802), Afzelius (1783), Anton Swab, Geijer, Hermelin, endlich der geistvolle Wahlenberg mit seinen eigenthümlichen Ansichten.

Rinman's verdienstlicher „Geschichte des Eisens in mineralogischer und hüttenmännischer Beziehung" (1784), und dessen „Bergwerks-Lexikon" blieb auch in spätern Jahren ihr Werth.

Berühmte Namen gibt es unter den ältern Scheidekünstlern, Scheele, Bergman, Gahn, Hjelm u. a. Engeström machte sich besonders bekannt durch seine „Beschreibung eines chemischen Taschen-Laboratoriums und des Blaserohres" (1774).

Unter den Zeitgenossen rief ein Chemiker von seltner Geistesschärfe und Ideen-Klarheit allgemeinste Theilnahme und Bewunderung hervor für seine Wissenschaft. Unsterblich ist der Name Berzelius.

Dieses möge hinreichen, meine Anhänglichkeit an Schweden zu rechtfertigen, wenn es Noth thun sollte. Ich gebe, nach dieser Abschweifung, zum weiteren Verkehr mit Gyllenskjöld über.

Nur für Augenblicke blieb mir des Schweden schmeichelhaftes Entgegenkommen etwas räthselhaft. Meine Leser werden leicht einsehen, wie sich die Sache verhielt, wenn sie hören, daß der Admiral mit einem Skandinavischen Befreundeten, dessen früher gedacht worden, mit Svedenstierna, im besten Vernehmen stand. — Und wem war es unbekannt, daß Karl Johann – man konnte ihn deßhalb nicht tadeln — Werth legte auf Meinungen, welche hinsichtlich seiner in Deutschland herrschten, daß er alle Aeußerungen über seine Person und sein Auftreten kennen wollte; weder aus Verstellung, noch aus Ziererei lag ihm der Wunsch nahe: volksgünstig nicht zu scheinen, sondern zu sein.

Als feueriger Anhänger des Kronprinzen, rühmte Gyllenskjöld dessen väterliche Sorgfalt für sein Heimathland; er sei ein höchst ausgezeichneter Herrscher von seltener Willens-Festigkeit. Den Wink des Augenblickes erfassend, rettete Karl Johann, mit großer Klugheit und mit wahrer Kraftfülle, Schweden vom Untergange; auf dem Erfurter Congreß beschloß man die Theilung des Reiches, durch ihn wurde es stärker im Innern, mächtiger nach Außen.

Aller Wahrheit gemäß bemerkte ich, schon „Marschall Bernadotte" habe sich, bei längerem Aufenthalt in Deutschland, namentlich zu Ansbach und später zu Hannover, allgemein beliebt gemacht und den Ruf eines guten, gerechten Statthalters erworben. Die Tafelgelder, welche ihm gebührten, setzte er stets so gering an, daß solche unmöglich ausreichen konnten. Ganz besonders aber habe die,

bei Gefangennehmung der Schweden an der Trave, bewiesene Milde und Güte den besten Eindruck nicht verfehlt; einen edlen, großmüthigen Feind lernte man kennen.

Bei jenem schwedischen Heertrupp, fügte Gyllenskjöld hinzu, befanden sich Officiere aus den angesehensten, einflußreichsten Familien. Die Liebenswürdigkeit des Marschalls, die warme Theilnahme, welche er für ihr Vaterland aussprach, sein scharfer, Alles umfassender Geist, nahmen die Krieger ganz für ihn ein. Diese Gabe, sich nicht durch Worte allein beliebt zu machen, trug viel dazu bei, Bernadotte auf Schwedens Thron zu bringen. Sehr weit entfernt lag die Absicht, dem damals allmächtigen Napoleon durch solche Wahl schmeicheln zu wollen. Es blieb uns nicht unbekannt, daß, als die Thronfolge eine Lebensfrage wurde, der Kaiser seinen Stockholmer Gesandten mit gedoppelten Verhaltungs-Befehlen ausgerüstet hatte, um solche nach Umständen zu gebrauchen: für den Dänen-König zu arbeiten und gegen jeden durch Rußland begünstigten Bewerber, so lautete die geheime, die eigentliche Anweisung. In allen vier Ständen wurde Bernadotte auf dem Reichstag zum künftigen Herrscher ausgerufen, obwohl er nicht von Wodan, dem altnordischen Obergott abstammte.

Der Admiral hob hervor, wie es dem Kronprinzen, dessen Feldherrn-Talent nie bestritten worden, sehr zur Ehre gereiche und zum Ruhme, in Nord-Amerika, 1780 — vor vollendeten Studien, so zog das Kriegs-Gewerbe an — die Muskete tragend, als Soldat in Reih und Glied gefochten zu haben. Schnell stieg er empor, weniger durch Gunst der Umstände, als durch Tapferkeit, durch glänzende Thaten, verbunden mit verständigem Wesen und mit Einsicht. Schon in der denkwürdigen Schlacht bei Fleurus, 1794, wurde er Divisions-General; sein Talent, sein Heldenmuth trugen wesentlich bei zu dem glanzvollen Siege.

Als einhellige Wahl des Königs und Volkes Bernadotte zum Kronprinzen bestimmt hatte und man ihm Huldigung und Treue weihte, fühlten sich gewisse alte und reiche schwedische Geschlechter tief verletzt. Ein für allemal sollten sie nicht mehr in Betracht kommen? Unerhörte Demüthigung! Zwar wußte man, der „franzö-

sische General“ verstehe sich darauf, Freiheits-Rasern Zaum und Gebiß anzulegen; aber ein Trotzkopf sei er und dabei geschworener Feind des Adels; ohne Ansehen der Person würde das Verdienst von ihm hervorgezogen, wo er es finde. — — Karl Johann seiner Seits, monarchische Rücksichten und Berechnungen nicht aus den Augen verlierend, war zuerst keineswegs ohne Sorgen wegen des Adels; er mißtraute ihm, konnte nicht auf dessen unbedingte Ergebenheit zählen. Bald aber wendete er Vertrauen und Wohlwollen solchen Geschlechtern zu, die sich nicht eingelassen in Verstrickungen und Verwickelungen, deren selbstständige Gesinnungen von ihm erkannt worden, welche festen zuverlässigen Charakter bewährt hatten.

Nur neben Ehrbarkeit und Ordnung können Ehrbarkeit und Ordnung gedeihen, fuhr mein neuer Bekannter fort; dieß bewährt ein schöner Zug aus Bernadottes Frühleben. Nicht lange vor der Revolution von 1789 hatte ihn sein Hauptmann — aus derselben Provinz stammend und dem Landsmann besonders gewogen — zum Unterofficier befördert. Wiederholt war er von diesem, seinem Vorgesetzten, gewarnt worden, den „aufrührischen“, „staatsumwälzenden“ Gedanken nicht zu sehr nachzuhängen; er sei eine *mauvaise tête* und dürfte es nicht weit bringen. Nun brachen Unruhen aus; mehr und mehr schwankten Ordnung und Kriegszucht im Heere; die Soldaten leisteten keinen Gehorsam, setzten ihre Officiere ab, um neue aus ihrer Mitte zu wählen. So geschah es, daß der Unterofficier Bernadotte einstimmig zum Führer ernannt wurde. Er nahm die Würde an, dankte dem versammelten Regiment für das bewiesene Vertrauen, „dessen er sich würdig fühle und würdig zeigen wolle“. Der Schluß seiner Rede war: „Vor allem, liebe Cameraden, muß ich bemerken, daß ohne strenge Mannszucht das Soldaten-Wesen nicht bestehen kann. Soll ich Euch gut befehligen, mit Erfolg führen, so müßt Ihr mir unbedingt folgen“. — „Dazu sind wir bereit!“ riefen alle. — „Bedenkt Euch wohl! Schwört Ihr, daß Jeder, der meinen Befehlen nicht auf der Stelle nachkommt, kriegsrechtlich bestraft werde?“ — „Wir schwören!“ — Im folgenden Augenblicke stellte sich Bernadotte an die Spitze der Compagnie, in welcher er bisher als Unterofficier gedient. Auf Ergebenheit und Treue dieser Leute

war zu zählen. Nach dem Gefängnisse ging der Zug; die verhafteten Officiere wurden befreit. Der Versuch, den Hauptmann wieder in seine Würde einzusetzen, mißlang; es war dieser nicht zu bewegen, die ihm angebotene Führung noch einmal zu übernehmen; zu tief verletzt fühlte sich der Ehrenmann; die jüngsten Pariser Ereignisse widerten ihn zu sehr an. — — — Jahre verflossen, Bernadotte war Marschall geworden und Fürst von Ponte Corvo, da führte ein Zufall ihn mit seinem ehemaligen Hauptmann zusammen, demselben, von welchem er einst zum Unterofficier ernannt worden. Der alte Vorgesetzte war ausgewandert und lebte in Franken, bald an diesem Orte, bald an jenem, keineswegs in glänzenden Verhältnissen. Sehr freundlich begrüßte ihn Bernadotte und erbot sich, mit aufmunternder Güte, ihm zu nutzen, wo und wie er immerhin könne. Den Kriegs-Gefährten aus früherer Zeit bei der Hand fassend, sagte er lächelnd:

„*Vous voyez, que malgré ma mauvaise tête et vos funestes prédictions, je n'ai pas trop mal fait mon chemin. — Entendez Vous?*“

Letztern Ausdruck gebrauchte er sehr häufig, bald in freundlichem Sinne, bald in zornigem.

Oft weilen Karl Johann's Gedanken mit wahrer Lust, mit gerechtem Stolz bei seiner frühern Laufbahn. Mit Wärme spricht er von der Zeit, wo er niedere Militär-Grade bekleidete. Häufig hört man aus seinem Munde:

„*Lorsque j'étais sergent* . . .“

oder „*À l'époque ou je venais d'être nommé officier* . . . .“

Ein sehr treues Gedächtniß hat er für alte Bekannte, besonders für Waffenbrüder, für „Cameraden“ aus den Jugend-Tagen; Vielen, die sich in traurigen Umständen befanden, erwies er Wohlthaten, unterstützte sie auf reichlichste Weise.

„Sie sehen“ so schloß der Admiral, „diese Hergänge, und gar manche andere, welche der Kronprinz mir in vertraulicher Unbefangenheit mittheilte, bringen ihm große Ehre; sie beweisen sein rechtliches Wesen, sie zeugen von der Macht ihm verliehener Rednergabe, so wie vom Einflusse, den er stets auf seine Umgebungen geübt.“

Bis dahin waren wir, beim Mittagessen und nachher, im gegenseitigen Austausch von Ansichten und Meinungen gekommen, als Wiebekings Gäste aufbrachen. Am Abend des nächsten Tages fand Gyllenskjöld sich bei uns zur Theestunde ein. Behaglich saßen wir beisammen und nun mußte ich erzählen, was früher und später in Deutschland über seinen Fürsten geurtheilt worden, wie man gedacht, welche Erlebnisse desselben sich im Andenken erhalten und ob alle nicht'ge Zweifel aus jüngster Zeit nun verschwunden seien.

Nur Vortheilhaftes konnte ich berichten. Durch Leutseligkeit, durch so viele Handlungen des Edelsinnes, hatte sich Bernadotte allgemein beliebt gemacht. Stets trug sein Verfahren das Gepräge eines reinen, edlen Menschen, dessen Tugenden dem innewohnenden Geist entsprechen.

Zunächst hob ich das kluge, umsichtvolle, rechtliche Benehmen in einer Angelegenheit hervor, welche Napoleons Gemüth befangen hatte, die seinen Willen beherrschte, der er so Vieles opferte; vom Continental-System war die Rede, dessen Einführung der Kronprinz sich widersetzte, so daß es, wie bekannt, darüber beinahe zum Bruch kam zwischen ihm und dem Kaiser.

„Recht!" unterbrach mich Gyllenskjöld, „wahre Staatskunst und Weltklugheit preisen, fördern die Handels-Freiheit, um durch Austausch der Erzeugnisse aller Erdstriche und Völkerschaften die materielle Wohlfahrt jeder einzelnen zu erhöhen. Hier gab mein Herr schlagende Beweise scharfen, unbestochenen, fernsichtigen Blickes und des edelsten Herzens, des wärmsten Rechts-Gefühls. Immer sah und sieht er die Welt-Verhältnisse klar, schnell war und ist sein Urtheil, sein Handeln, auch bei mißlichen und verhängnißvollen Beziehungen sicher und fruchtbringend."

„Dabei muß ich an die äußerst schwierige Stellung denken, welche der Kronprinz einst als Gesandter in Wien gehabt; nie spricht er von der Sache, ohne sehr aufgeregt zu werden. Auf Napoleons Anstiftung, wie ich genau weiß, schickte ihn das Directorium der damaligen Republick in die Kaiserstadt; um mißliche Dinge handelte sich's, um Ausgleichungen in Sachen von höchster Wichtigkeit, Italien betreffend. Bernadotte fand sehr freundliche Aufnahme.

Sein scharfer Blick, sein fester Wille wurden nicht getäuscht. Absichtlich mied er Alles, was aufregen, was reizen konnte. Bald ging man in Paris so weit, daß öffentliche Blätter den Gesandten eines Einverständnisses mit dem Oesterreichischen Hofe beschuldigten: es wehe die dreifarbige Fahne nicht auf dessen Hôtel, hieß es, nur in inneren Räumen dürfe das Gefolge die bedeutungsvolle Hutschleife tragen, und was dergleichen Beschwerden mehr waren. Der Botschafter ließ die Fahne aufpflanzen; dieß war das Zeichen zu einem Volks-Auflauf, der in Meuterei auszuarten drohte. Der sonst so furchtlose Bernadotte sah sich genöthigt Wien schnell zu verlassen; das Schicksal des Generals Duphot hätte ihm zu Theil werden, Gräuel-Scenen sich wiederholen können, wie solche in Rom statt gefunden." *

„Um auf die unheilvolle Gewalt-Maßregel zurückzukommen, wovon Sie sprachen, so wäre dieselbe keineswegs für Schweden allein ein Todesstoß gewesen, viele andere Völker würden dadurch ins Elend gestürzt worden sein, wenn sie plötzlich hätten aufhören sollen, Handelswege und Nahrungs-Quellen auszubeuten, welchen dieselben ihren Wohlstand in frühern und spätern Zeiten zu danken haben. Ich befand mich im Falle, einen Theil der, zwischen Napoleon und dem Kronprinzen gewechselten Briefe zu lesen: argwöhnische, materialistische Politik, Zwangs-Herrschaft, Leidenschaftlichkeit von einer Seite, unerschütterlicher, muthvoller Widerstand von der andern. Sah sich Karl Johann gezwungen zum Anschluß ans Continental-System, so mußte er dennoch den Schleichhandel dulden, Schmugglern durch die Finger sehen; nur dadurch ließ sich's verhüten, daß nicht Feindseligkeiten von Seiten Englands gegen Schweden ausgeübt wurden."

Im Verfolg der Unterredung erzählte ich ferner, daß, wie Bernadotte den Ober-Befehl über die Sambre- und Maas-Armee geführt, und in Gießen weilte, die Universität ihm das Ehren-Diplom als Doctor der Philosophie überreicht habe, als Beweis ihrer Aner-

---

* Duphot wurde bei einem Aufruhr ermordert. Seine Verlobte beschenkte, nach abgelaufenem Trauerjahr, den General Bernadotte mit Hand und Herz.

kennung seiner Geistesfähigkeit, verbunden mit vielseitigster wissenschaftlicher Ausbildung. Von den Musensöhnen wurde gleichzeitig ein feierlicher Fackelzug gebracht.

Das war Gyllenskjöld neu. Unverwandt sah er mich mit großen Augen an und verzog endlich den Mund zum Lächeln.

Ich versicherte jedoch, Bernadotte habe den Achtungs-Beweis der Hochschule auf's verbindlichste entgegengenommen und deren Abgeordneten mit unendlicher Liebenswürdigkeit gesagt:

„Cela m'est plus agréable, que d'avoir gagné une bataille!“

„Vous, Messieurs, Vous jugez profondément les faiblesses humaines: pourquoi Vos lumières ne pénètrent-elles pas jusque dans les ténèbres habités par les souverains?“

Von Mainz aus richtete er ein Danksagungs-Schreiben an den akademischen Senat.

Auch soll in damaligen Proclamationen dem Namen der Titel: *„Membre de l'Académie de Giessen“* beigefügt gewesen sein.

Mit eigener Lebendigkeit entwarf mir mein Gast ein Bild des von ihm so hoch gestellten Gebieters. Noch immer, so versicherte er, entspreche sein stattliches Aeußere dem geschätzten Kupferstiche, welcher ihn in der Uniform eines Generals der Republik darstellt. Vorgeschrittener Jahre ungeachtet, verblieben dem Kronprinzen dessen sehr angenehme, scharf gezeichnete Gesichtszüge, sein glänzend schwarzes Haar, die schöne Gestalt in voller Mannskraft, rasche, lebhafte Bewegungen, eine merkwürdige körperliche Rüstigkeit. Er, der selten zu reiten pflegte, vermochte, wenn es darauf ankam, ermüdende Anstrengungen zu ertragen. So sah man ihn, in der Zeit, bei großen Manoeuvern, in edler kriegerischer Haltung, mehrere Tage hintereinander zu Pferd.

Diese, in der That überraschende, Erhaltung des Aeußern und einer kräftigen Gesundheit, war Folge höchst einfacher Lebensweise, der Mäßigkeit und sorgsamen Rücksicht auf sein Befinden. Nicht selten blieb der Kronprinz lang zu Bett, verbrachte darin oft einen Theil des Vormittags, arbeitete jedoch schon von acht Uhr an und empfieng auch begünstigte Beamte. An Tafel befanden sich in der Regel nur

drei oder vier Personen, höhere Staats- und Hof-Beamte; Gelehrte, ausgezeichnete Freunde, Männer, die ihn einahmen, welche er näher kennen zu lernen wünschte.

„Sein ganzes Wesen", fuhr Gyllenskjöld fort, „ist geistreich, liebenswürdig, durchaus nicht einschüchternd. In Unterredungen mit Karl Johann fühlt man nicht die geringste Verlegenheit, keine ängstliche Zurückhaltung. Jedem weiß der schön geformte Mund das Angenehmste zu sagen, einige schmeichelhafte Worte, dessen Verhältnisse berührend. Er versteht, durch das verbindlichste Benehmen, durch die harmloseste Heiterkeit, so zu gewinnen, daß Alle entzückt von ihm scheiden. In Gesellschaften der Unterhaltung sich bemächtigend, weiß er die Aufmerksamkeit zu fesseln."

„Wie groß die überwältigende Wirkung seines persönlichen Auftretens, seiner Ueberredungs-Gabe, davon kennt man der Beweise viel. Marseille war verfallen in zügellose Anarchie, Bernadotte, als militärischer Befehlshaber nach der unglücklichen Stadt gesendet, wußte, glänzend und erfolgreich, sehr bald Ruhe und Ordnung herzustellen. Er entwickelte seine Kunst, in Gesprächen zu überraschen und einzunehmen. Mit Milde und Leutseligkeit, unbeirrt durch die Schwindeleien und Strömungen des Augenblicks, beschwichtigte er die, in wildem Aufstand begriffene, Vendée. Vom norwegischen Storthing kann man beinahe immer sagen:

„Viel Köpfe, viel Sinn!
Manchmal gar keinen.
Ja leider! sie wußten zuletzt nicht mehr, was sie wollten."

„Fast stets befindet sich diese Stände-Versammlung in Opposition mit der Regierung. Vor nicht langer Zeit wurden, im verkehrten Willen, selbst die gemäßigsten, die zweckdienlichsten Vorschläge verworfen, ein förmlicher Bruch drohte: da eilte, nur von einem Adjutanten begleitet, der Kronprinz nach Christiania, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören. Am Abend der Ankunft sprach er mehrere Einfluß-reiche Männer, deren Stimme einen guten Klang hatte in ihrem ganzen Stande, trat den nächsten Tag in den Storthing, hielt eine Anrede, welche Staunen und Bewunderung erregte und in kürzester Zeit war die Sache ausgeglichen. Die

verschiedenartigsten Interessen, deren jedes seine, ihm als erste und wichtigste geltende Zwecke gefährdet glaubte, wußte der Prinz, mit allseitiger Sachkenntniß, zu versöhnen, gerechten Beschwerden sofort Abhülfe zu verschaffen und selbst ängstlichen Gemüthern Genüge zu leisten, jenen welche den Buchstaben mit dem Recht zu verwechseln pflegen."

„Unbeschreiblich schnell ändert sich der Ausdruck von Karl Johanns großen, feuerigen, vielsagenden Augen. Nie verlassen ihn die durchdringenden Blicke, womit er im Herzen Anredender liest. Ihres Eindrucks ist er sich so bewußt, daß er keine gute Meinung von Männern hegt, die jene Adlerblicke nicht zu ertragen vermögen. Hofmenschen, mit ihrem Gewissen nicht ganz im Reinen, trotz ihres Schönthuns und Schweifwedelns, sieht man wohl zuweilen wie vom Blitze getroffen, beschämt, verwirrt, gedehmüthigt, in ängstlicher Zurückhaltung, wenn ihres Gebieters Mundwinkel sich höhnisch verziehen. Jeder empfindet das Schwierige der Aufgabe, dem Kronprinzen, dessen Urtheil ein sehr strenges und scharfes, etwas nicht Wahres mit scheinbarer Unbefangenheit vorzutragen. Welche Aenderung tritt in allen seinen Zügen ein! Das liebenswürdigste Wohlwollen plötzlich umgewandelt in sprühenden Zorn. Beim leisesten Verdachte schon fallen, mit gesteigerter Stimme, die Worte:

„*Monsieur*" — die Landes-Sprache hat sich der Kronprinz nicht zu eigen gemacht — „*souvenez Vous, que c'est à moi que Vous parlez et que je ne souffre pas de mauvaises plaisanteries! — Entendez Vous?*"

Wir kamen auf Napoleons Bruch mit Schweden zu sprechen und auf den Feldzug von 1813.

„Nie bestand ein inniges Verhältniß zwischen Bernadotte und dem ersten Consul; er war weder des Kaisers Freund, noch dessen Höfling, ließ sich nie als Werkzeug gebrauchen. Eine gewisse Kälte herrschte stets; schon deßhalb blieb Napoleon, bei der Wahl des Marschalls für Schwedens Thron, ohne allen Einfluß; es war dessen Stellung zu ihm eine ganz andere, als jene der Könige Hieronimus und Murat."

Gyllenskjöld kannte die harten Urtheile, über seinen Kron-

prinzen 1813 in Deutschland gefällt, den ausgesprochenen bitteren Tadel, wußte, daß man ihm vorgeworfen: er wäre zwar schon am 18. Mai mit dreißigtausend Mann zu Stralsund gelandet, habe aber immer gezögert, mehr den Vortheil Schwedens im Auge behalten, als jenen der Verbündeten, sei unschlüssig, saumselig und lau geblieben, dessen Benehmen nicht offen, so daß es Mißtrauen erwecken mußte. Zu verschiedenen Malen wäre es ihm leicht gewesen, den Feind zu schlagen, allein die Schweden seien geschont, möglichst wenig ins Feuer geführt worden, und er, zu größern Bewegungen, endlich nur mit fortgerissen.

„Läßt sich's keineswegs in Abrede stellen", sagte der Admiral, „daß mein Fürst mit Widerwillen gegen Franzosen zu Feld zog, so muß man bedenken: es waren ja Landsleute, und darum ist's wohl zu entschuldigen, wenn er mit einiger Nachsicht verfuhr, nicht gehässig, nicht leidenschaftlich. Als Karl Johann — mit Vorwissen der Monarchen von Rußland und Preußen — wiederholt, aber immer vergebens, an Napoleon geschrieben und dringend zum Frieden gerathen, forderte er selbst seine hohen Verbündeten auf, die Franzosen aus Deutschland zu vertreiben: Napoleon gegenüber könne an Ruhe nicht gedacht werden, so lange noch ein französischer Krieger auf deutschem Boden weile. Vergaß man, daß — was seiner Zeit kein Geheimniß blieb, der Kronprinz das Ueberschreiten des Rheines, das Eindringen in Frankreich ausdrücklich widerrieth, ehrlich erklärend: zur Besetzung seines Heimathlandes könne und werde er in keiner Weise die Hand bieten? Hielt der Fürst bei Großbeeren das Schweden-Heer — die Artillerie ausgenommen, deren sehr wesentlicher Antheil am Siege nicht verkannt wurde — in der Reserve, so mögen ihn seine eigenen Worte rechtfertigen:

„Il s'agissait de sauver Berlin, il était juste que les Prussiens combatissent en première ligne pour leur capitale; le role des Suédois ne devait être que de porter du secours en cas de défaite. Grace à mes disposition, à l'habileté avec laquelle les généraux prussiens les exécutèrent, et à l'enthousiasme et la bravoure de leurs troupes, le secours ne fut point nécessaire."

„Karl Johann besiegte die Marschälle Ney und Oudinot

bei Dennewitz. An erstern, „dem Tapfern unter den Tapfern“, schrieb er nach der Schlacht einen höchst merkwürdigen Brief, dessen Schlußworte also lauten:

„Quoique les intérêts que nous servons soient différens, j'ai du plaisir à penser que nos sentiments sont toujours restés les mêmes, et je saisirai avec le plus vif empressement toutes les occasions de Vous assurer, que je suis constant dans ceux que Vous m'avez connus pour Vous. Depuis longtemps nous ravageons la terre, et nous n'avons encore rien fait pour l'humanité. La confiance dont Vous jouissez à si juste titre auprès de l'empereur Napoléon, pourrait, ce me semble, être de quelque poids pour le déterminer à accepter enfin la paix honorable qu'on lui a offerte, et qu'il a repoussée. Cette gloire, prince, est digne d'un guerrier tel que Vous; et le peuple français rangerait cet éminent service au nombre de ceux, que nous lui rendions, il y a vingt ans, sous les murs de Saint-Quentin, en combattant pour son indépendance.“

„Vermag man des Kronprinzen Abneigung, sein Heer gegen Franzosen kämpfen zu lassen, nicht unbedingt zu rechtfertigen, so ist dessen Denkweise wohl jeden Falls zu entschuldigen. Die durch ihn in Cöln erlassene Verkündigung erklärt auf's deutlichste seine Handlungsart; sie thut dar, daß, indem er den Pflichten gegen Schweden nachkomme, er das alte Vaterland keineswegs vergessen habe. Unbegründet ist Napoleons Vorwurf in Aeußerungen gegen Las Casas: Bernadotte war es gewesen, welcher dem Feinde die Schlüssel zu seiner Politik mitgetheilt, zur Kriegskunst seiner Heere, der ihm den Weg zum heiligen Vaterlands-Boden gezeigt.“

Wie denn die größten, geistreichsten Männer nicht immer frei sind von Vorurtheilen, Eigenheiten und Schwächen, so war dieß auch der Fall bei Karl Johann. Viel erzählte man sich von dessen Idiosynkrasie, von seinem Natur-Widerwillen vor Hunden.

Gyllenskjöld, von mir befragt, bestätigte die Sache. Er bemerkte, der unüberwindliche Abscheu rühre daher, daß einer von des Kronprinzen vertrauten Freunde am Biß eines wüthenden Hun-

des gestorben, mehr vielleicht noch vom gräßlichen Anblick auf Schlachtfeldern, wo Leichname seiner liebsten Cameraden durch Hunde zerfleischt worden. Uebrigens besäße er selbst einen ungemein schönen Jagdhund, das Thier wäre jedoch so gut abgerichtet, daß es davon springe, oder sich eiligst verkrieche, so wie der Herr sich nur von weitem blicken lasse.

Mein Gast fügte hinzu, auch der Geruch des Rauchtabaks wäre seinem Gebieter höchst verhaßt. Sehr gewöhnlich pflege er Personen, mit denen er sich unterhielt, wenn sie ihm nahe kämen, aus einem Glase kölnischen Wassers zu besprengen. — — Sonderbar genug, daß der alte, ehrwürdige Schweden-König jener Zeit das Tabakrauchen seinen Lebensfreuden beizählte.

Wie flüchtig auch die Erscheinung Gyllenskjölds vorüberging — er weilte nur sehr kurze Zeit in München — sie hatte ihres bleibenden Eindruckes bei mir nicht verfehlt. Unvergeßlich sind mir seine eigenthümlichen Anschauungs- und Darstellungs-Weisen, auch wenn er über gewöhnliche Lebens-Verhältnisse sprach, der Zauber, welcher zum herzlichsten Wohlgefallen zwang. Unter Händedruck scheidend, sprach er noch Worte, die mir treu im Gedächtniß blieben:

„Eine Ruhe — ungern bezeichne ich solche als scheinbare — ist eingetreten in der politischen Welt, die Tage der Wirren und Stürme wähnt man vorüber; aber trotz des heitern Himmels ist die Zukunft umnachtet, welcher wir entgegengehen. Von höchster Wichtigkeit aber bleibt es für denkende Staatsmänner und Regierungen, das Zeit-Bedürfniß richtig zu begreifen, möglichst klar zu werden über das was geschehen und nicht geschehen, was geschehen müsse und was zu vermeiden sei, was von der Zukunft zu erwarten stehe und wie man sich darauf vorzubereiten habe Stürme zu beschwören.“

Mein Gönner, mein Freund blieb der hochachtbare Mann bis ans Ende seiner Tage, davon zeugen viele an mich gerichtete Briefe; theuere Vermächtnisse des längst dahin Geschiedenen. Die Mittheilung einiger kann ich mir nicht versagen, ja ich glaube einen Theil meiner Leser dadurch zu verpflichten. Ihr Inhalt, interessant

und merkwürdig, bleibt wichtig für die Geschichte früherer Tage. Jene Zuschriften verbreiten Licht über manche weniger genau bekannt gewordene Beziehungen und Umstände. Was Gyllenskjöld, als Ausdruck tiefster Ueberzeugung von seinem Kronprinzen sagt, ist ein Tribut aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit. Fern von jedem Vorurtheil einer Partei-Anschauung, die selbst erkannte Irrthümer festzuhalten strebt, preiset er, aus voller Seele, einen guten, weisen, gerechten Fürsten, dem das Vertrauen seines Vaterlandes zugewendet, der reich war an Thatkraft und Heldensinn. — — Manche wollten wissen, der Admiral seie ein geheimer Agent, wohl gar ein Spion des Kronprinzen. Möglich, daß er von diesem zu geheimen und wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet wurde; dazu fehlte es meinem Freunde weder an Schweden-Sinn, noch an politischem Muth. Aber ein Spion? Nein! oder es müßten unsere Begriffs-Bestimmungen von Diplomaten weiter ausgedehnt, mit Zusätzen vermehrt werden.

Stockholm, le 7 Fevrier 1817.

„Si d'un coté c'est bien tard, que je prends la plume pour me rappeler à Votre souvenir, de l'autre, j'ai bien souvent pensé avec intérêt et reconnaissance aux moments agréables que j'eus le plaisir de passer dans Votre aimable société. Mon silence a été long, mais la faute n'en est pas à moi — des indispositions réitérées, et quelquefois d'un caractère assez grave, et les nombreuses occupations qui m'attendaient après une absence de cinq mois, et qui pour ainsi dire m'ont affaissé. Voilà les raisons involontaires de mon retard. A présent je suis un peu plus libre; notre hiver a, aumoins pour le moment, pris une physionomie plus prononcée; je me porte mieux, et je profite de l'occasion que m'offre la lettre de notre ami Svedenstierna pour l'accompagner de quelques mots, auxquels je désirerais bien la faculté de Vous prouver mon attachement et ma considération inviolables."

„Je rendis compte, à mon retour, au Prince royal du bonheur que j'avais eu de faire Votre connaissance personelle, et des sentiments dont Vous faites profession pour lui et pour la Suède. Il y est très sensible. Il Vous connaissait déjà parfaitement sous le

double rapport de savant distingué et d'homme d'état rendant hommage aux lumières et à l'émancipation du genre humain, si longtemps tenu en tutelle par la superstition, les préjugés, les abus et tous leurs inombrables agens. Il a été très agréable à Son Altesse Royale de Vous apprécier comme un ami du Nord et de la vérité."

„*Vous m'avez demandé dans le temps de Vous fournir quelques renseignements; je me rends d'autant plus volontiers à Votre désir, qu'en lisant les calomnies aussi maladroites que mal intentionnées que se permettent les journalistes de la ***, Vous pourriez être encore tenté de terasser ces misérables par les armes victorieuses de la vérité, presque trop nobles pour être employés contre de pareils reptiles.*"

„*Je n'ai que deux mots à dire sur la Russie et sur son Empereur. La haine, l'envie et les amis des ténèbres font tous leurs efforts pour lui prêter des vues ambitieuses; trop élevé pour prendre notice de ces viles menées, l'Empereur Alexandre poursuit sa glorieuse carrière, repandent d'inombrables bienfaits sur les millions à qui il a commencé par créer la faculté d'en sentir le prix. Si jamais l'admiration de la postérité reconnaissante elève un temple aux grandes vertus, sans doute elle y assignera les premières places à ces deux Princes du Nord, contemporains, animés par les mêmes principes, fidèles à la même politique, bienfaiteurs des peuples, dont la providence leur avait confié les destinées, et unis d'un amitié, que rien ne pouvais jamais altérer ni affaiblir, parcequ'elle était fondéo sur la sympathie de deux ames sublimes, sur l'amour de la verité éternelle et sur le respect du à la nature humaine. Je n'ai rien dit de la délivrance de l'Europe du . . . .* ou l'avait plongé plutôt la faiblesse de ses gouvernements que la volonté supérieure d'un homme extraordinaire, qui aurait pu gouverner le monde, s'il avait su se gouverner lui-même; si les contemporains peuvent oublier avec ingratitude, les générations futures, ne voyant pas à travers du voile des petites passions, payeront le tribut de la reconnaissance de l'Europe.*"

* Die Schriftzüge wurden unleserlich.

„A présent, restons à la Scandinavie. On a parlé de troubles, d'émeutes populaires, de mécontentments, que sais-je moi? — Jamais pays n'a été plus tranquille. On reconnait avec enthousiasme les soins paternels et infatigables que se donne le Prince royal pour la prosperité des deux peuples. Dans les bonnes années nous n'avions jamais une recolte suffisante pour nos besoins — actuellement, tandis que les contrées les plus riches sont menacées de la famine, par les sages mesures, depuis longtemps méditées et prises par le Prince, nous avons tous nos besoins couverts et toutes les suites funestes d'une recolte manquée prévenues. L'attention constante du Prince royal sur toutes les branches de l'industrie nationale a déja amené des résultats heureux. Je remplirais des pages entières et je n'aurai pas fini, si je voulais Vous donner les détails de tout le bien qu'il a fait, de ses sacrifices multipliées de son temps, de sa fortune particulière, de ses veillées. Les appointements de tous les fonctionnaires sont plus que doublés, l'existence des guerriers blessés et des veuves de ceux qui sont tombés pour la patrie est mise à l abri de la misère et des soucis. Tous ces bienfaits, nous les lui devons; mais le plus grand — et l'objet qu'il n'a jamais perdu de vue, depuis le moment qu'il a mis le pied sur le sol Suédois — c'est de nous élever à la pratique de toutes les vertus indigènes chez nos ancètres, de mettre des digues formidables contre le torrent de la corruption du siècle, qui ayant inondé les paysibles vallées de la Suisse, jadis séjour de la simplicité et de l'innoscence, menassent aussi d'étendre jusqu'aux montagnes du Nord des ravages. — Nous ne sommes pas riches, mais nous sommes libres et indépendants, nous croyons au Dieu de nos pères et nous jouissons du bonheur de pouvoir aimer notre prince, comme l'image de la providence.“

„Mais je m'aperçois, que j'ai presque passé les bornes d'une lettre et d'une patience ordinaires. Une autre fois ma communication portera sur des objets litteraires. Je n'ai pas besoin, de m'excuser auprès de Vous de m'être laissé emporter par mon sujet, connaissant tout l'intérêt, que Vous y prenez.“

Stockholm, le 6 Mai 1817.

„Dans la lettre, que Vous m'avait fait l'honeur de m'adresser, j'ai reconnu, avec la plus sincère satisfaction, des sentiments auxquels je me ferai toujours honneur et plaisir de répondre, et à la réciprocité desquels Vous savez Vous même combien Vous avez des droits. Par une lettre subséquente Vous avez acquis des nouveaux titres à ma reconnaissance. J'en ai soumis le contenu au Prince royal, qui se fait un plaisir tout particulier, de rendre justice à Votre mérite distingué autaut qu'à Vos sentiments pour sa patrie adoptive: Convaincu de leur nature, je prends la liberté d'en demander une nouvelle preuve, en Vous priant, de vouloir bien insérer dans les feuilles, qui paraissent chez Vous, une réfutation de la calomnie absurde, que j'ai trouvé dans le „Fränkischer Merkur" pour le 11 et 13 Avril. — La meilleure intelligence règne entre les Cabinets de Stockholm et de Munich, et il est assez singulier, que les articles les plus violents, comme les plus absurdement calomniateurs, se trouvent presque toujours dans les journaux publiés en Bavière."

„En me référant aux deux feuilles ci-devant mentionnées, je Vous prie, d'avoir la bonté — dans la réfutation de cette indécente calomnie contre une nation brave et loyale, réfutation que Votre style rendra encore plus frappante — je vous prie, dis-je, de vouloir faire connaître quelques faits notoires dans toute la Suède et dans une grande partie de l'Europe."

„Depuis l'évènement tragique qui eut lieu le 16 Mars 1792, il n'y a jamais eu de mascarade publique à Stockholm."

„La conduite et les moeurs des officiers suédois sont avec justesse cités par les militaires de toutes les nations."

„Le peuple suédois a donné des preuves trop multipliées, trop solenelles de son enthousiasme pour le Prince royal; l'attachement reconnaissant de nos militaires pour leur noble bienfaiteur est si connu, qu'il n'y a que la plus noire envie d'inventer des mensonges aussi absurdes que bas, qui puisse, en débit de la conviction même de l'auteur, hasarder une pareille assertion."

„Il n'existe plus de haine de la part des autres classes de citoyens contre la noblesse, fondé sur des prérogatives qui depris plu-

sieurs années ont entièrement disparu. A la diète de 1809 la noblesse deposa sur l'autel de la patrie tous ses privilèges, et tout ce qui distingue actuellement notre ordre des trois ordres de l'état, est de porter nos armes dans notre anneau (Siegelring) et la cloche funèbre sonnant a midi juste après le décés d'un membre de la noblesse, tandis que quand c'est le cas pour les autres citoyens, on sonne à onze heure, ou à onze heure et demie, selon le rang du mort, et il faut être insensé ou bête pour prétendre qu'une nation puisse haïr par rapport à de pareilles vétilles.“

„Il n'y a pas eu d'arrestations, le seul individu arrété depuis le 13 Mars est un scélérat, qui s'était permis des propos coupables contre le gouvernement, et qui est accusé de crimes qui d'ailleurs n'ont aucune tendance politique.“

„Un aubergiste de cette ville, nommé Lindborn, fit une dénonciation contre plusieurs personnes. Comme des bruits allarmens avaient déjà couru, celui-ci fut suffisant pour allarmer le public et donna lieu aux expressions d'attachement et de fidélité que les citoyens de toutes les classes s'empressèrent de renouveller au Prince royal, et qui donnèrent lieu à ces admirables réponses, que Vous avez lu dans le „Correspondant de Hambourg“ et dans d'autres feuilles. Ils prouvent bien la justice, que le coeur magnanime de notre Prince rend aux sentiments d'une nation généreuse et reconnaissante.“

„Il y a des feuilles, qui parlent des révolutions, qui ont eu lieu en Suède. Qu'on compare les annales des autres pays, qu'on voye, si, à une exception près, tous les grands et bons Rois en Suède n'ont pas été adorés, ce qui n'est certainement pas le cas autre part. Ce qu'on dit sur la pauverté et la faiblesse de la Scandinavie, est trop ridicule.“

„Ce n'est pas du „Bas-Elbe“ que les faux rapports sont venus; là on connait le caractère du peuple suédois; c'est surtout le cabinet danois qui protège ces inventions.“

„Ne vous étonnez pas, mon digne ami, de ma chaleur; en dépit de l'impureté de leur source, il m'a été impossible de voir sans indignation circuler de calomnies aussi atroces contre un peuple fidèle et loyal.“

Stockholm, le 20 Novembre 1817.

„Au sortir d'une maladie longue et douloureuse, un des premiers devoirs, que j'ai à remplir, une des premières jouissances, que je veux me donner, c'est de me rappeler au souvenir d'un homme, qui à autant de droits, que Vous en réunissez, à mon attachement et à mon estime particulière. Je ne tiens encore la plume que d'une main mal assurée; n'importe, Votre indulgence couvrira les fautes de ma prose, ou ne s'en appercevra pas.“

„L'intérêt particulier que Vous avez toujours pris à la Suède, me donne le droit de continuer de Vous mettre au fait de ce qui s'y passe.“

„Vous aurez vu par les journaux, que deux de nos caisses d'escompte — „provincial banks“ comme on les appelle en Angleterre — ont suspendu leur payement, et que le Roi, pour remédier aux inconvénients qui pourraient en résulter, a convoqué les Etats généraux du royaume. Un plan de finances bien digéré, dicté par la sagesse et l'expérience va être proposé aux représentants de la nation et nous avons toutes les raisons d'en espérer les résultats les plus salutaires.“

„Depuis que l'acte de „Habeas-corpus“ est suspendu en Angleterre, depuis qu'un système militaire y est introduit, et que l'indépendance individuelle y est à la merci des ministres, la Scandinavie est le seul pays en Europe où il règne une véritables liberté, où — comme s'exprimait une fois le Prince royal — „„la loi, cette Souveraine des Princes et des Peuples, est l'égide protectrice des droits, de la propriété et de l'existence des citoyens““. Ainsi jamais d'assemblée où les discussions fusses plus libres, que celle de nos quatre ordres. Le Prince royal respecte trop les hommes et l'opinion pour vouloir influencer.“

„Les feuilles étrangères ont souvent parlé de projets de mariage pour le Prince Oscar. Je peux Vous assurer, qu'il n'en a pas été question. Quelques jours après les fêtes solennelles données à l'occasion de celui de la majorité du jeune Prince, son auguste père lui en parla: mais Son Altesse ayant marqué qu'il desirait, avec la sanction du Roi et du Prince royal pouvoir attendre jusqu'à la vingtunième

année, Sa Majesté y consentit et le jeune Duc s'occupe avec l'application, qui est dans son caractère, de l'administration dans toutes les branches, de la littérature étrangère, celle de Votre patrie l'intéresse particulièrement et il est déjà bon juge, ayant etudié la langue par les principes et le choix de sa lecture étant excellent. Déjà il y a deux ans, il commendait son régiment avec le coup d'oeil, le talent et le calme d'un vieux colonel. Heureusement il est bien au dessus de l'uniformomanie, ainsi que de toutes les autres manies militaires. Digne fils de son père, dont le noble précepte, que „ „les Princes sont là pour le peuple et pas le peuple pour les princes" " est profondement gravé dans son coeur. Il adorera la gloire, mais il saura toujours mépriser la f a u s s e, et sa première ambition sera de faire le bonheur des deux nations qu'il est appelé à gouverner un jour."

„Nous avons célébré en Suède le jubilé de la réformation avec la pompe réligieuse qui convenait aux descendans qui, sous le grand Gustave, combattirent dans les plaines germaniques pour la liberté de la conscience et de la pensée. Il n'y a pas eu d'amalgame des deux réligions protestantes. Nous tolérons, et le gouvernement accorde sa protection à tous les cultes, mais nous croyons, que la tolérance de nos jours approche bien près de l'indifférentisme, et nous n'ignorons pas les efforts à la fois ténébreux, doux et benins des satellites du papisme pour fondrer en u n e toutes les réligions chrétiennes. Leurs prétextes sont plausibles, leur motif: que le Pape soit reconnu le chef suprême de toutes les églises européennes, quelque rite qu'elles professent."

„En Vous priant de permettre que je croye n'avoir abusé ni de Votre temps, ni de Votre patience, je Vous réitère l'assurance de ma haute considération et de mon sincère attachement."

S t o c k h o l m, le 7 Fevrier 1818.

„L'urgence du moment et les nombreuses occupations qui sont devenus pour moi une des suites de la catastrophe mémorable qui vient d'avoir lieu, m'empèchent de Vous écrire aujourd'hui avec les détails que je desirerai. Bientôt ils Vous serons communiqués avec les copies des proclamations et autres pièces intéressantes."

„C'est avec l'expression d'un sentiment qui est bien au dessus de celui que les journalistes salariés et les interessés dans les grands spectacles d'état sont convenus d'appeler enthousiasme. Sept années de bienfaits répandus sur toutes les classes des habitants de ce pays — toutes les . . . . * *l'éclat d'une gloire militaire connue et appréciée par l'Europe — une persévérance dans le travail journalier et pénible dont l'objet fut constamment le bien-être des deux peuples — comment une nation généreuse ne reconnaîtrait elle pas avec transport des droits sacrés à son . . . . reconnaissant? Fidèles aux caractères de leurs pères, les Suédois mêlent à l'hommage de leurs coeurs porté à leur nouveau Roi le tribut de leurs larmes et de leurs regrets dû à la mémoire de l'excellent prince que Dieu a appelé vers lui et cette douleur est un nouveau garant de l'indéstructible fidélité qu'ils ont voué au Souverain entre les mains duquel la providence vient de déposer leurs destinées.“*

„Le Roi a reçu, il y a peu de jours, l'ouvrage que Vous aviez chargé notre ami Svedenstierna de lui remettre. Sa Majesté me chargea de Vous marquer sa sensibilité à Votre attention. Comme elle a la résolution de Vous donner l'ordre de l'étoile polaire aussitôt qu'il y aura une place vacante dans la classe des étrangers, elle a voulu que je Vous en instruise. Vous jugez avec quel plaisir je m'acquitte d'une commission aussi agréable. Rendre justice au mérite fut toujours un besoin pour le Prince royal, et le Roi conservera certainement ces sentiments magnanimes.“

Am 11. April 1822 übersandte mir der schwedische Geschäftsträger zu Wien, Baron von Lagerheim, das Ordenszeichen. Im Begleitungs-Schreiben heißt es:

„Le Roi, mon auguste Souverain, Vous ayant nommé, Monsieur, déjà depuis quelque temps Chevalier de Son Ordre de l'Etoile Polaire, différentes circonstances ont été la cause du retard qu'a éprouvé l'envoi de la décoration. J'ai à présent l'honneur de Vous la transmettre ci jointe, en Vous priant, Monsieur, d'agréer mes félicitations et de croire, que c'est avec une véritable satisfaction, que je compte,

---

* Mehrere, wegen Verblassens der Tinte nicht zu entziffernde Worte.

parmis les Chevalier d'un des Ordres les plus distingués de mon pays, un homme qui, à si juste titre, mérite d'en faire partie."

Der „Nordstjerne-Orden", von Friedrich I. im Jahre 1748 gestiftet, hat als Zeichen ein goldenes, weiß-emaillirtes Malteser-Kreuz mit rundem Schilde, in dessen blauem Felde ein fünfstrahliger Polarstern: *Nescit occasum*, das heißt „er geht nicht unter", lautet die sinnreiche, bedeutungsvolle Umschrift. Nach der Farbe der Schleife, an welcher das Kreuz getragen wird, hat man in Schweden, für den Orden selbst, wohl auch den Ausdruck „schwarzes Band".

Spätere Briefe Gyllenskjöld's meldeten, daß er die Bäder des südlichen Deutschlands besuchen werde, um Herstellung gestörter Gesundheit zu finden; auf dem Heimwege sei mir eine Ueberraschung in Heidelberg zugedacht. Leider! sah ich den theuern Freund nicht wieder; fern vom schwedischen Lande entrückte ihn der Tod dem Kreise seiner Verehrer. Gerechten Schmerz empfand ich bei der Trauerkunde!

Karl Heinrich Ritter von Lang.

In den Räumen der königlichen Hof-Bibliothek beschäftigte mich — nicht lange nachdem ich meine öffentliche Antritts-Rede in der Akademie gehalten — die Durchsicht naturhistorischer Prachtwerke. Ein Mann trat zu mir, der sogleich Gespräche anfing und bei den ersten Worten besonderen, eigenthümlichen Eindruck machte. Angenehm und unterhaltend wußte er zu erzählen, so daß ich ihm nicht ohne Vergnügen Aufmerksamkeit schenkte, keineswegs aber mit der ängstlichen Pflichttreue, oder mit der zudringlichen Neugierde eines Thorschreibers fragte: wen ich das Vergnügen hätte ....?

Die Reden meines Unbekannten verriethen den Geschichtforscher und den Humoristen, dabei zeigte er Unabhängigkeit des Geistes, Weltkenntniß und umfassende Bildung; sein politisches Urtheil schien unbestechlich und zum Theil der Zeit ganz angemessen.

Was mich überraschte war, daß der Mann in Münchner Verhältnisse und Beziehungen jeder Art eingeweiht war; er mußte

länger da gelebt haben. Spöttisch wurde der „Neckereien“ gedacht, die man sich gegen Neubaiern zu Schulden kommen ließ.

„Ja, ja – das wissen Sie gewiß schon aus eigener Erfahrung – nur Altbaiern sind fromm und gut. Mir hat man's reichlich beschieden. Mag das Unrecht auch mitunter auf meiner Seite gewesen sein, das soll mich nicht verdrießlich machen; mein Handschuh liegt und Stahl ist meine Wehr.“

Der Unbekannte ergötzte sich am Lächerlichen gewisser Persönlichkeiten, namentlich am Uebermuth, am unverschämten Benehmen solcher, von denen er behauptete, daß sie ihm Unrecht gethan, wußte viel Aergerliches, das diesem und jenem zur Last gelegt werden könne. Dabei blickte nicht selten eitele Selbstspiegelung durch; unter anderm erfolgte die offenherzige Versicherung: manche seiner Gegner würden nicht die Zubereitung eines Kartoffel-Gerichtes, also noch viel weniger das Pulver erfunden haben.

Ich ließ den Mann seine Meinung sagen. Es war nicht Mißtrauen, wohl aber Vorsicht, daß ich mir keine, oder nur wenige Einreden erlaubte, Widersprüche mied.

Wir traten zugleich aus den Büchersälen, ohne daß ich dazu gekommen, mich zu befragen, mit wem ich Unterredung gepflogen, und kein Wort, nicht die leiseste Anspielung gaben Aufschluß. Einmal warf der Mann die Aeußerung hin: „in die alten Verhältnisse kann und will ich nicht treten“, sodann gefiel er sich auch darin, auf das Interesse anzuspielen, welches er seiner Zeit französischen Behörden und selbst den mächtigern unter ihnen eingeflößt.

Der Weg zu meiner Wohnung führte vor das Karlsthor; der „Fremde“ hatte die Aufmerksamkeit mich zu begleiten. Nun kam die Akademie der Wissenschaften zur Sprache. Mit gewisser Unduldsamkeit, nicht ohne verächtliches, höhnisches Lächeln, ja wie in fieberhafter Unruhe fielen Aeußerungen, unter denen – neben Anregungen von Dingen, die ernstlich Noth thaten – manche alle Grenzen überschritten.

„Mit geistigen Errungenschaften brüstet sich die Anstalt; aber die Beweise? Ueberblicken wir das Feld ihrer Thätigkeit, so gibts Zweifler und zwar solche, die nicht zum murrenden Haufen des ge-

wöhnlichen Publikums gehören. Hirngespinste, Thorheiten, nichtige Schnurpfeifereien, das Jagen nach täuschenden Irrlichtern* führen nicht zum Ziele. Schlimmer als äußere Trennung zerstörten innere Zwietracht und Kampf die scheinbar so tief wurzelnden Bande dieser Gelehrten-Vereinigung. Hätte man nicht, als Glücksstern, einen ministeriellen Schutz zum Hinterhalte gehabt, man wäre keineswegs auf des Glanzes höchsten Gipfel geführt worden."

Ich wollte begütigend einreden — mein Begleiter lachte laut auf und fuhr fort:

„Alles zugegeben, was Sie mir sagen können und wollen, ohne diese und jene Lichtseiten der Akademie zu verkennen, zu übersehen, beharre ich auf meinem Glauben: daß unter Ihren Herren Amtsgenossen manche sind, die sich der Wissenschaft nur um der Sicherheit äußerer Vortheile willen widmen. Ich empfehle mich."

Er schied so schnell, daß ich nicht fragen konnte, mit wem mich der Zufall zusammengeführt. Meinen Lesern wurde das Geheimniß bereits verrathen; sie wissen, daß es der Ritter von Lang war, der Mann mit fähigem und beweglichem Geist, mit seinen Witzen, mit seinem aufgeräumten Wesen und mit seiner Bitterkeit. Nähere Bekanntschaft des Verfassers der „Hammelburger Reise" zu machen, bot die Folgezeit keinen Anlaß.

* Anspielungen auf die Wundermänner, auf Erz- und Wasserfühler und die mit ihnen vorgenommenen Versuche.

Jahr 1817.

„Hier, wo durch öde Uferhügel
Der Strom sich schlingt,
Auf ungeduld'ger Eile Flügel
Zu einer schönern Landschaft bringt,
Wo fort auf heißer Sehnsucht Wogen,
Zu fernen Bergen hingezogen,
Der düstre Blick sich schwingt.
Hier, wo im farbenlosen Thale
Der Pflanzen Kraft,
Lechzend nach mildem Sonnenstrahle
Nur des Verbleichens Bild erschafft,
Wo goldner Wein uns nicht erheitert,
Im Lied sich keine Brust erweitert,
Weil Frost die Glut entrafft.“ — —

Auf dürrer Hochebene liegt Bayerns Hauptstadt, damals als „Kabalenreich“ bezeichnet. Weit entfernt bin ich indessen sagen zu wollen, daß ich in München, was wissenschaftlichen Verkehr betrifft, mißvergnügt gelebt, daß meine Verhältnisse auf irgend eine Weise unangenehm gewesen wären, auch an häuslichen Freuden fehlte es nicht. Aber der ganze Lebens-Zuschnitt gefiel mir nicht, je mehr ich die Zustände näher betrachtete, desto inniger wurde meine Ueberzeugung, daß jene Stadt — ich rede von den Jahren 1816 und 1817, nicht vom heutigen München, wo so Vieles sich umgestaltet, wo seitdem so Vieles gebaut und gedichtet, gesungen und gemalt worden — daß jene Stadt, sage ich, zu den Orten gehört, wo, klimatische Unbilden abgerechnet, schädliche kalte Abendlüfte, das Angewöhnen erschweren, wo man, unter allen Umständen, nur durch viele Ergebung und Selbst-Verläugnung bestehen lernt. Was wir, die Meinen und ich,

vermißten, das war Geselligkeit. Sehr abgeschlossen in sich lebten die Familien — namentlich altbaierische — selbst Verwandte kamen nur bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Veranlassungen zusammen. Viele Münchner sind etwas derb, mehr schweigsam verschlossener, als geschwätziger Natur, verstehen sich wenig auf besondere Artigkeiten und Höflichkeits-Bezeigungen. Störend und keineswegs den Freuden beizuzählen war endlich ein beständiges Ausziehen, eine dreimalige Wohnungs-Aenderung im Verlaufe weniger Monate, wie solche nöthig geworden. Am längsten weilte ich in einem der damals neu erbauten Häuser vor dem Karlsthor. Das Logis war leidlich, die Lage frei und freundlich, ich konnte aus meinem Fenster die Alpen sehen, die Kette Baierischer und Tiroler Hochgebirge, wenn auch nur in weiter Ferne, so daß sich nicht immer unterscheiden ließ, wo Felsspitzen aufhörten, wo Wolken anfingen. Besonders zauberisch war das Bild, wenn die Höhen, die Purpurgipfel, die Firnen mit ihrer herrlichen Glut, blauen Himmel im Hintergrunde, in der Sonnen-Beleuchtung erglänzten, oder, wie sie sich im Winter zeigten, mit Schnee bekleidet, einer Decke aus reinstem Silber gleich und flammende Pyramiden daraus hervorragend.

Vielleicht hätte ich mich eingebürgert, in den Büchern meines Schicksals stand dieß jedoch nicht geschrieben.

Die meist erbärmliche rauhe Witterung während der Jahre 1816 und 1817 machte beinahe alle Plane zu Ausflügen in der Gegend um München zu nichte. Noch schmerzt es mich, daß eine mehrmals vorgehabte Wanderung nach dem Stahrenberger See aufgegeben werden mußte. Dagegen war die herzliche Einladung eines eifrigen Londoner Freundes meiner Wissenschaft, ihn nach Cornwall und Derbyshire zu begleiten, keineswegs abzuweisen. Ich schwankte nicht einen Augenblick, bat und erhielt den begehrten Urlaub, brachte die Paß-Angelegenheiten in beste Ordnung und schickte mich an zur Reise.

Prinz Christian von Dänemark.

Wenige Tage zuvor überraschte und beglückte mich Prinz Christian Friedrich vom Lustschlosse Sorgenfrei aus mit einem huld-

vollen, höchst schmeichelhaften Handschreiben. Von dieser Zeit an, und bis zu seinem Lebensende, vergönnte mir dieser erhabene Freund und Vertraute der Natur-Wissenschaften, mit ihm in brieflichem Verkehr bleiben zu dürfen. Selbst nachdem er, als Christian VIII., Dänemarks Thron bestiegen, zu kämpfen hatte mit Regenten-Mühen und Sorgen, erkaltete der Wissenschafts-Eifer des Monarchen nicht; fortdauernd zeigte er für die, mehr und mehr sich entwickelnde, Geologie das wärmste Interesse. Briefe aus den Jahren 1841 und 1842 werden dieses darthun. Einige Beiträge zu seiner Sammlung nahm Prinz Christian mit größter Freundlichkeit entgegen. Er erwiederte:

„Der Empfang der Sammlung schätzbarer Mineralien, die Sie die Güte gehabt haben, mir zuzustellen, ist mir um so angenehmer gewesen, als mir dadurch Gelegenheit gegeben wurde, nähere Bekanntschaft mit einem Mann anzuknüpfen, dessen wissenschaftlicher Ruhm mir schon lange bekannt war. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn die Mineralien, die ich im Stande sein werde, Ihnen aus meiner Sammlung zu überlassen, denjenigen an Interesse einigermaßen gleichkommen könnten, die ich von Ihnen empfangen habe. Wenn ich Ihnen auf diese Weise etwas zu Gefallen thun könnte, würde es mir äußerst angenehm sein. Auch bitte ich nur deßfalls an den Grafen von Vargas-Bedemar zu schreiben, der so gut ist, die Aufsicht über mein Cabinet zu führen.

„Ich verharre mit besonderer Hochachtung

Ihr freundwilligster

Sorgenfrei, den 27. September 1817.

Christian Frederik,
Prinz von Dänemark."

Meine gelegentlich ausgesprochene Bitte galt einigen kleinen Handstücken des berühmten Isländischen „Doppelspathes". Ich wurde überrascht durch zwei Pracht-Exemplare von seltenster Schönheit und von außerordentlicher Größe. Diese unschätzbaren Geschenke gehören zu den ersten Zierden meiner Sammlung.

Einen Vertrauten der Natur-Wissenschaften nannte ich den Prinzen Christian. Es darf dieß keineswegs als bloße Redens-

weise genommen werden. Der Zeit vorgreifend, theile ich ein eigenhändiges Schreiben aus Neapel vom 6. Juni 1820 mit. Es thut dar, daß mein erhabener Correspondent als Kenner beobachtete:

„Dieser Brief hat sich, meiner Absicht entgegen, verspätet, weil ich eine gute Gelegenheit habe abwarten wollen, einige vulkanische Erzeugnisse nebst demselben zu überschicken."

„Ich lebe hier auf vulkanischem Boden, in Verbindung mit eifrigen Beobachtern der Phänomene des Feuerberges, besonders mit dem Cavaliere Monticelli. Wie sollte ich da nicht Ihrer eingedenk sein, werthester Geheimerath, und wünschen, daß ich Ihnen alles mittheilen könnte, was mich hier so sehr für diesen Theil der Geologie interessirt. Die Lava strömt ununterbrochen aus der westlichen Seite des Vesuvs; aber der Strom ist nicht so stark und nicht so schnell, daß er die bebauten Ländereien unweit der Küste erreicht, ehe die Lava erstarrt, deßwegen ist dieser Ausfluß ohne Gefahr und beugt ohne Zweifel einer größern Eruption vor, die gewaltig hätte werden müssen, wenn auch nur ein Theil der seit Monaten ergossenen Masse sich auf einmal hätte Luft machen sollen. Im Winter, am 26. Januar, beobachtete ich an der Oeffnung, wo die Lava ausfloß, was ich in beifolgenden Notizen — an die hiesige Akademie übergeben — erwähnt habe *. Jetzt ist der Lavastrom einige hundert Schritte weiter unten am Berge, aber es ist wohl möglich, daß das Feuer aus der nämlichen Spalte des Vulkans hervorbricht und sich nur einen weitern Weg unter der alten Lava gebahnt hat. Ich habe den Vesuv in der Nacht auf den 27. Mai wieder bestiegen und habe den Lavastrom etwa drei Ellen breit gefunden, sich langsam ergießend in dem glühenden Flußbette alter Lava eingeschränkt. Etwa hundert Schritte weiter unten ist noch eine Oeffnung, wo ebenfalls ein Feuerstrom unter der Rinde alter Laven hervorquillt, welcher sich aber bald mit dem größern verbindet. Die Substanz der Lava von vorigem Winter und jetzt ist die nämliche. Ihnen brauche ich so was nicht zu sagen; aber am besten zu vergleichen scheint mir der Lavastrom mit geschmolzenem Eisen, was aus dem Ofen fließt, welches ebenfalls an der Luft sogleich eine schwarze Rinde annimmt, aber unten lange glühend bleibt. Sowohl im Winter, als jetzt — jedoch damals stärker — war der Lavastrom von mit Salzsäuern beladenen Wasserdämpfen begleitet, welche ebenfalls aus dem Krater und aus den Spalten des Berges sich erhoben. Den Krater habe ich letztens mit vieler Mühe erstiegen und habe alles gesehen, was der weiße salzsaure Rauch, der denselben anfüllt, wahrzunehmen erlaubte; die Form des umgewandten Kegels ließ sich nicht beobachten. Die innere Wand des Conus war oben, wo wir standen, ganz mit salzsaurer Feuchtigkeit durchdrungen, welches die Aufbewahrung von Stücken dieser halbaufgelösten, mit Asche untermengten, Laven sehr erschwert. Der Vulkan warf aus dem Krater, nach der andern Seite, oftmals glühende Steine und Schla-

* Diese Wahrnehmungen findet man abgedruckt im XVI. Bande meines mineralogischen Taschenbuches, S. 3 ff.

cken aus, und diese Auswürfe schienen regelmäßig intermittirend zu sein, etwa mit Zwischenräumen von einer Minute oder etwas mehr, und jedes Drittemal schienen sie mir stärker; zuweilen folgten aber zwei gleich auf einander, als wenn das sich entwickelnde salzsaure Gas — das an dem jedesmal zunehmenden Rauch unverkennbar war — doppelte Kraft anwenden mußte, sich seine Bahn durch Steine und Schlacken zu öffnen, welche es in die Luft schleudert. — Es ist dieses ein wahrhaft prachtvolles Feuerwerk. — — Zu bemerken bleibt, daß der Kegel, der jetzt die Wände des Kraters bildet, in der Zeit von zehn Monaten entstanden ist, indem erst voriges Jahr im Mai, wie der Kaiser von Oesterreich noch hier war, der Feuerheerd aus mehreren Oeffnungen der jetzigen Plateforme unter dem Kegel rauchte, aber weder Lava, noch Steine oder Asche emporschleuderte. Aus einer andern, von dem großen Krater geschiedenen Oeffnung, welche einen abgesonderten Krater ausmacht und in der, sonderbar genug, ein Säulen-förmiges Lava-Gestein, das von sauren Dämpfen an der Oberfläche halb verwittert zu sein scheint, sich erhebt, aus diesem Krater, sage ich, ist im Monat März viele Asche ausgeworfen worden; sie fiel bis Neapel. — Ich überschicke Ihnen eine Probe dieser Asche. Die übrigen, im Kistchen enthaltenen Fossilien verdanke ich der Güte Monticelli's. Außer einigen neu entdeckten Substanzen, sind die andern besonders ausgewählt um anschaulich zu machen, daß das Feuer der Vulkane nicht allein zerstört, sondern auch Krystallisationen erzeugt. Sie finden im Innern der ausgeworfenen gebrannten Gesteine vollkommen unversehrte Krystalle leicht schmelzbarer Materien.

„Zufolge der Theorie des Sir Humphry Davy ist eine langsame Abkühlung erforderlich, um solche Krystallisationen zu erzeugen. Ich habe eine besondere Freude gehabt, die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Physikers zu machen. Er wird bald seine Ansicht über die Vulkane veröffentlichen und hat, auf der Rückreise nach England, die Auvergne besucht.

„Ich verbleibe noch sieben bis acht Monate in Neapel, oder in der Umgegend, mache auch vielleicht im September eine Tour nach Sicilien. Sagen Sie mir, lieber Geheimerath, ob ich in wissenschaftlicher Hinsicht Ihnen von einigem Nutzen sein kann. Es wäre mir eine wahre Freude.

„Wissen Sie, ob die mineralogische Gesellschaft in Jena mit Vesuvianischen Producten versehen ist?

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir eine Zeichnung (mit Ausmessung begleitet) der Basalt-Grotte beim Bade Bertrich, zwischen Coblenz und Trier, schaffen könnten. Sie wissen, daß der Basalt dort eine eigene runde Form hat, welche der Grotte den Namen der „Käse-Kammer" verschaffte. Breislak hat sie nicht aufgenommen in seinen Ansichten der Basalt-Formationen.

„Sollten Sie nicht, wie ich jedoch glaube, Monticelli mit Laacher Producten versehen haben, so denken Sie vielleicht bei Gelegenheit an ihn. Einige Stücke Traß aus der dortigen Gegend — kleine Exemplare — möchte ich wohl hier haben, um sie mit dem Neapolitanischen Tufo zu vergleichen. In diesem finden sich, so viel ich weiß, niemals Holzkohlen.

„Der Graf Vargas wird im Julius von den Farörern zurückkehren mit reicher Beute für die Mineralogie. Er wird alsdann nicht ermangeln, Ihrer Sammlung eingedenk zu sein zur Complettirung mit neu entdeckten, oder mit interessanten Fossilien. *

„Den Ueberbringer dieses, Herrn Darmzen aus Altona empfehle ich Ihnen und verbleibe mit besonderer Hochachtung

Ihr freundwilligster

Christian Frederik."

Der Reiseplan nach England wurde vereitelt. In Frankfurt angelangt, wo mich der Freund abholen wollte, dem ich die Einladung verdankte, fand ich leider! nur die Kunde von seinem plötzlichen Tode.

Ein Ausflug nach dem Unterrhein, wo Freunde der Natur und der Kunst des Schönen und Merkwürdigen so viel erwartet, war alles, was ich ausführen durfte. In größerer Gesellschaft reisend, konnte von geologischen Dingen wenig oder nicht die Rede sein. Solche Forschungen für spätere Jahre aufsparend, waltete meist das allgemeines Interesse Ansprechende vor.

Wie erfreute, wie entzückte es meine Genossen und mich, bei jeder Strom-Wendung neue, bisher durch Felswände verborgene Gegenstände zu erblicken, und schaute man rückwärts, so stellte sich das Gesehene in ganz anderer Ansicht dar. — Uns erging es nicht, wie jenem Sohne Albions, der — viele Jahre später — mit dem Dampfschiff von Mainz nach Köln fahrend, schon diesseits Bingen tödtliche Langeweile empfand. Der Mann wußte sich zu helfen: er entpackte sein Fischerzeug, nahm Platz zur Seite des Steuernden und begann nun, mit aller Gemüthsruhe, den beliebten Zeitvertreib. Ein munterer Mitreisender zog in der Cajüte die Angelschnur zu sich und band einen geräucherten Häring daran. Der Großbritannier wähnte eine Beute zu verspüren; mit verklärtem Antlitz zog er und

---

* Ich verdanke der Gnade meines erlauchten Correspondenten eine prachtvolle Suite der Gesteine jener so wichtigen Insel-Gruppe, der mineralogischen Welt wohl bekannt durch ihre Zeolithe, die Zierden so vieler Sammlungen, allein auch in geologischer Hinsicht merkwürdig.

wurde wüthend, als der verdächtige Geruch ihm darthat, welchen Scherz man getrieben. Mit Zähneknirschen trug er seine Klage über die erlittene Schmach ins Beschwerde-Buch ein.

Auf- und niederwandelnd im Park des Neuwieder Schlosses, sah ich mich um nach einem Diener. Prinz Maximilian war vor nicht langer Zeit heimgekehrt aus Brasilien; ihm wünschte ich gemeldet zu sein. Da trat ein wohlgebildeter Mann auf mich zu mit den Worten: „Ich ahne Ihre Absicht, ich sehe, Sie suchen einen Reisenden". Es war der eben so liebenswürdige, als wohl unterrichtete Fürst. Mit übergroßer Freundlichkeit zeigte er mir, was von den gesammelten Schätzen entpackt und aufgestellt war und erzählte, wie er, mit seinen Begleitern Sellow und Freyreiß, nach einer Fahrt von zweiundsiebenzig Tagen, ohne seekrank zu werden, im Hafen des reizenden, prachtvollen Rio de Janeiro eingelaufen. Er beklagte, ein Kauffartei-Schiff gewählt zu haben, da deren Capitäns nirgends weilen, und könnten sie alle Palmen-Wälder heißer Zonen auf einer Stelle vereinigt sehen. So sei namentlich der Wunsch vereitelt worden, die schöne Süd-Portugiesische Flora auf Porto Santo zu bewundern, da man in der Morgen-Dämmerung vorbeisegelte. Zu diesen Widerwärtigkeiten kamen karges Essen, übelriechendes Salzfleisch, Zwieback so hart, daß die Zähne schmerzten. Die Nächte brachten stets Wind; nur mit Hülfe zweier Mantelsäcke vermochte der Prinz in seinem Bettplatz sich zu erhalten. Alle Unbilden, Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren, ertrug der unermüdete Naturforscher. Die Ausdauer verdankte der Wißbegierige seiner guten Natur und seinem klugen Verhalten.

Schon in frühester Jugend hatte der Gedanke dieser Reise belebt. Mit rastloser Thätigkeit wurden später alle Anstalten zur Ausführung des Vorhabens betrieben, erst mußte jedoch der Kampf geschlagen werden für Freiheit und Selbstständigkeit. Prinz Maximilian erwarb sich den Orden, welchen Preußens König 1813 am Geburtstage Louisens gestiftet, gleichsam ein Gedächtniß-Zeichen der verklärten Königin. Des Volkes kräftigen Sinn wollte Friedrich

Wilhelm verewigen durch ein eigenthümliches Denkmal, durch eine besondere Auszeichnung: den Muth für den bevorstehenden Kampf wecken und belohnen. Eine Fülle bedeutungsreicher, tiefer Gedanken lag in dieser Stiftung, eine sinnige Verbindung der Erinnerung an die eiserne Zeit der Gegenwart, und an dasselbe Ordenszeichen der im Kampfe gegen Unchristen und Undeutsche rastlosen Ritter. — Ohne Zweifel war Prinz Maximilian der erste, welchen man in Brasilien geschmückt sah mit dem „eisernen Kreuze".

Mehrere Tage weilten wir, meine Reise-Genossen und ich, in der „heiligen Stadt am Rhein", einer der ersten christlichen Deutschlands. Was unsere Beachtung in Anspruch nahm, was Bewunderung und Staunen weckte, war die Pracht des alt-ehrwürdigen Gotteshauses, dieses Riesenbaues, von frommen Vorvätern voll begeisterten Glaubens erhoben. Hier entfaltete sich die Kunst, in wundersam begabter Zeit, zur höchsten Blüthe durch sinnvolle Verzierungen in bedeutungsreichen Bildern. Groß und herrlich ragt der Dom hinauf ins Himmelsblau mit seinen Thürmen und Zinnen; weite Schiffe und Hallen, hohe Chöre, Säulen und Kuppeln — aber in ernster Hoheit der Trauer, Alles stand noch unvollendet. — — Spätern Jahren gehören Wiederherstellung und Ausschmückung des ehrwürdigen Baues an, dieses Werkes des Ruhmes unseres Gesammt-Vaterlandes.

Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch,
Drum kennt ihn nur der Mensch, Gott kennt ihn nicht!
Wem das Bewußtsein tiefe Wunden schlug,
Der denkt, der Herr geh' mit ihm in's Gericht.
Er aber ist die Liebe und Geduld,
Er sendet Jedem Sonnenschein und Regen.
Sei du nur rein und frei von aller Schuld,
Dann bringt Dir Menschenfluch doch Gottes Segen!

Houwald (Fluch und Segen).

Alles war in Cöln erfüllt von der *cause célébre*, von dem vielfach besprochenen, vielseitig beleuchteten peinlichen Verfahren, das zur Sache der Menschheit geworden. Fragen und Wiederfragen

führten weitläufige Erörterungen herbei, die mich auf's lebhafteste anzogen.

Mit großem Eifer, mit wahrer Leidenschaftlichkeit besprach man eine That, auf welcher die Nacht des Geheimnisses lag. Kein Zweifel darüber, daß Cönen — ein junger Kaufmann, dessen Leiche mit bedeutenden Wunden unterhalb der Stadt aus dem Rhein gelandet worden — weder vorsätzlich noch zufällig den Tod gefunden, obwohl Nachfragen und Nachsuchen nicht die geringste Kunde gegeben. Wenige bezeichneten Fonk als Mörder, die meisten ergriffen dessen Partei, beklagten ihn, der unverschuldet in den abscheulichen, furchtbaren Handel verwickelt worden, innige Theilnahme vergönnten sie einem Mitbürger, der aus achtbarer, wohlhabender Familie stammte, den man als wacker in jeder Beziehung, als arbeitsam und Ordnungliebend gekannt. Schon bei der, von Fonks Handels-Genossen vorgenommenen Prüfung ihrer kaufmännischen Geschäfts-Verhältnisse, bei Durchsicht der Rechnungen, habe dieser nur vorgefaßtes, unverschämtes Mißtrauen blicken lassen; die behauptete Fälschung der Bücher sei nicht einmal als wahrscheinlich dargethan; Hamacher's, des unbesonnenen Fonk'schen Küfers verworrene Aussagen und Geständnisse — oder vielmehr „Kerker-Lügen" — entbehrten jedes Glaubens; nur nach einigem „Zureden" dürfte die Angabe von Cönens Ermordung durch Fonk erfolgt sein.

So sprachen, voll Feuer und Leben, aber zugleich in tiefer Rührung, die Vertheidiger des Angeschuldigten. Ohne Scheu redeten sie von schreiender Ungerechtigkeit, von Winkelzügen, erklärten die gepflogene Untersuchung als gehässig und mangelhaft geführt, in nicht begreiflicher Weise wären mit umnachtetem Sinn verblendete Richter bestärkt worden in ihrem unglücklichen Verdacht.

Niemand ahnte damals, daß, nach langen Verhandlungen, der Trierer Assisen-Hof ein Verdammungs-Urtheil aussprechen würde gegen Fonk: der That-Bestand war nicht erwiesen; keine scheinbare Verdachts-Gründe lagen vor; dennoch verhängte man die Todesstrafe wegen „vorsätzlichen und vorbedachten Mordes".

Allein das materielle, das „wirklich wahre" Recht trug den Sieg davon über Unrecht und Meuchelei. Ein edeldenkender Menschen-

freund erhob sich; mein berühmter Amts-Genosse Paulus trat als Verfechter von Fonks Unschuld auf. Ihn empörte der Gedanke an die Möglichkeit eines den Geschworenen zur Last fallenden „Gerechtigkeits-Mordes". Seine offene, genaue, mit seltenem Scharfsinn abgefaßte Darstellung der verhängnißvollen Geschichte verfehlte ihren Zweck nicht. Ueberreich an Thatsachen, für die Unschuld des Verurtheilten zeugend, an den gründlichsten Betrachtungen aus dem Gebiete der Rechtskunde und Gesetzgebung, so wie der Seelenlehre, machte die Paulus'sche Denkschrift großes Aufsehen bei jedem Menschenfreunde, erweckte lebhafteste Theilnahme bei allen Vorurtheil-freien Fachmännern.

Ein hochherziger Monarch, der gerechte Preußen-König, sprach Fonk vollständig frei.

Seinem Vertheidiger, dem Heidelberger Professor der Gottes-Gelahrtheit, verlieh die Juristen-Facultät der Freiburger Hochschule die Würde eines Doctors der Rechte.

Zurückgekehrt nach München, bedauerte ich Steffens verfehlt zu haben, dessen persönliche Bekanntschaft längst mein Wunsch gewesen. Er weilte mehrere Tage, ließ sich auch von einem Freunde meine Sammlung zeigen.

Ein Schreiben von Göthe, nicht lange vor meiner Heimkunft eingelaufen, erfreute mich:

„Sie und Ihre mitarbeitenden Freunde übertreffen sich selbst und alle unsere Erwartung durch das höchst bedeutende Werk, welches den Verehrern der Wissenschaft nicht mehr von der Seite kommen darf*. Mir war es in dieser kurzen Zeit schon von bedeutendem Nutzen. Sie nennen es eine Vorschule, es kann aber auch sehr gut für eine Nachschule gelten: denn was vergißt man nicht und freut sich es wieder aufzunehmen, ja wer kann ein so ungemessenes Feld selbst durchlaufen und sicher hin und her wandeln. Nehmen Sie also

---

* Es ist die Rede von der „Propädeutik der Mineralogie", welche Kopp und Gärtner, in Gemeinschaft mit mir, herausgaben.

den schönsten Dank für diesen Leitfaden, so wie für die einzelnen Bemühungen, wovon Ihr Taschenbuch fortdauerndes Zeugniß ablegt.

„Erlauben Sie, daß ich das Wenige, was ich dagegen mitzutheilen hätte, zusammenspare, bis es auch nur eine Art von Sendung gibt. Indessen wünschte ich, daß Sie und Ihre Freunde auf das was ich im naturwissenschaftlichen Hefte über die entoptischen Farben geäußert habe, mit aufmerksamer Neigung achteten. Mir will wenigstens bedünken, daß wir auf diesem Wege näher als auf dem bisherigen zur Einsicht in die Doppelt-Brechung und die damit verbundenen Phänomene gelangen. Eine umständlichere Ausführung dieser Gegenstände beschäftigt mich in dem Augenblicke. Möge Ihnen dadurch gleichfalls etwas zu Dank und Nutzen gereichen.

„Mich angelegentlichst empfehlend

Weimar, den 15. September 1817.

Göthe.“

Oehlenschläger in München.

Auf seinen verschiedenen Reisen in Frankreich und Italien, in der Schweiz und in Deutschland, besuchte der große Dichter Dänemarks auch München. Ueberall wurde ihm mit jeder Zuvorkommenheit begegnet; in Deutschland namentlich fand Oehlenschläger jene ehrende Anerkennung, deren ein schaffender Sinn nicht entbehren kann, um den Muth zu beleben, um neue Kräfte zu versuchen. Obwohl Däne, stand er den Deutschen so nahe, als irgend ein Landsmann; er selbst übertrug seine Arbeiten ins Deutsche. Der ganzen Sinnesweise nach, gehörte der Dichter dem Zeitalter Göthe's an und der Romantiker Tieck und Novalis, einer ausschließlich deutschen Schule; auch schätzte er die Anerkennung des deutschen Volkes besonders hoch. – „Das ist der Dichter, der sich nicht begnügt, die Herzen in Einer Sprache zu erobern; er schreibt dänisch und deutsch.“ Mit diesen Worten führte ihn Fürst Metternich seiner Gemahlin vor.

Schelling hatte die freundliche Aufmerksamkeit, mich wissen zu lassen: Oehlenschläger werde das Manuscript seines neuesten

Drama bei ihm vortragen. Ich fand eine gar interessante Erscheinung, einen liebevollen, herzlichen, heitern Menschen.

„Axel und Walburg", das Trauerspiel des schöpferischen Geistes aus dem Norden, war mir keineswegs unbekannt geblieben. Allerdings sind, bei nicht besonders hervorstechender Eigenthümlichkeit des Ganzen, die Charaktere etwas leicht gehalten, es herrscht viel Empfindelei, viel Mystisches, aber — und das ist das Schlimmste — durch Särge und Gräber sehen wir fortwährend die Hinfälligkeit alles Zeitlichen uns unter die Augen gestellt; Jammer-Scenen reihen sich an Jammer-Scenen, bis endlich der grimme Tod gewaltige Niederlagen anrichtet. Seit dem letzten Jahrzehend ist das Drama etwas in den Hintergrund getreten.

Der jetzt behandelte Gegenstand war die, in uralter Zeit übliche „Bundes-Brüderschaft". Zwei Männer verwunden einander absichtlich. Sie lassen ihr Blut zusammen in die Erde rinnen, gegenseitig feierliche Zusage wechselnd: sich in den Tod zu folgen, oder wenn Einer fiel, dessen Tod zu rächen. Asmund, der Held des Stückes, hatte Bundes-Brüderschaft auf zuerst erwähnte Weise eingegangen. Er muß nun seinem, im Gefecht tödtlich verwundeten, Bruder in den Tod folgen und opfert dem geschworenen Eide die, erst neuerdings erworbene, Liebe der treuen Ragehild, seines jungen, ihm eben angetrauten Weibes. In einer höchst erhabenen und ergreifenden Scene faßt die Geliebte den Entschluß, das Geschick ihres Gatten zu theilen. Freudig geben sich beide dem Hundertode hin in der Grabhöhle des entseelten Kriegers. — Ein Jahr später ging: „Fostbrödrene" zu wiederholten Malen über die Kopenhagener Bühne und wurde stets mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen.

Unwillkürlich mußte ich an Schiller's Vorlesung seines „Fiesco" in Mannheim denken; gerade so erging es Oehlenschläger, obwohl er mit Vollständigkeit deutsch redete. Das Weiche der Mundart, eine mitunter zerquetschende Aussprache, der starke, nordisch zischende Accent, zahllose Fehler in der Betonung, störten den Eindruck auf unangenehmste Weise. — Höchst gemüthlich, mit liebenswürdigster Unbefangenheit gesteht der Dichter — in der, von ihm selbst erzählten, Geschichte seines Lebens — daß er Schauspieler gewe-

sen; eine solche Anziehungs-Gewalt übte die Bühne der Vaterstadt. Allein nur von kurzer Dauer war die theatralische Laufbahn des siebenzehnjährigen Jünglings; es glückte ihm nicht, Beifall zu ernten, wie er keineswegs verschweigt.

Die Münchener Theater.

Zwei Bühnen, beide so ziemlich im gleichen Felde beschäftigt, bestimmt der gebildeten Welt Genuß zu bieten, dafür war München — rechnet man Sonntage ab — nicht groß genug. Beide Theater nannten sich Königliche; der Gedanke lag nahe, war auch fast allgemein angenommen, die vorhandenen Mittel des doppelten Personals, nach erforderlicher Sichtung, zu einem zu verschmelzen.

Vor Allem einige Worte über das eigentliche Hoftheater.

Lustspiele, Schau- und Trauerspiele waren, jedoch keineswegs ohne Ausnahme, mittelmäßig. Manche Darstellende, deren frühere Verdienste ich weit entfernt bin zu bestreiten, vermochten zu meiner Zeit, mit ihren schwachen Stimmen, ohne Kraftfülle, wenig zu leisten. Die einst in Frankfurt hoch gefeierte Sängerin Cannabich bedarf, auch als Schauspielerin, meines Lobes nicht. In Stellen, wo Empfindungs-Wärme und Leidenschaft hervortreten, so unter andern in der „Braut von Messina", leistete sie, durch ihre klangvolle Stimme, durch die mächtigsten, höchsten Töne Etwas, wie man es, in München wenigstens, selten hörte. Ein feiner Charakter-Spieler war Vespermann; empfehlende Gestalt, Reinheit der Sprache, ungemein kräftiger, ausdruckvoller Vortrag vereinigten sich bei ihm mit Milde und Energie. Als „Constant" in Iffland's „Selbstbeherrschung" zeigte er Züge eigenthümlicher Erfindung, besonders in der Scene, wo ich so manche Schauspieler scheitern sah. Als alle Mittel fehlschlagen, bestrebt sich der halb verzweifelte „Constant" lächerlich zu werden. Sein hervorgebrachtes Lachen versetzte jeden Zuschauer in heiterste Laune; unwillkürlich mußten alle mitlachen. Bei der Vorstellung blieb, für mich wenigstens, nichts zu wünschen übrig. In einem andern Iffland'schen Stücke führte Vesper-

mann einen geldstolzen Wohlschmecker mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit durch. Er war der Mensch, dem, eingenommen von falschen Ehrbegriffen, Essen in vornehmer Gesellschaft als Höchstes gilt. Wie höchst komisch wußte der Künstler, in den plumpsten Zorn-Ausbrüchen, kleinliche Einseitigkeit und Gemeinheit des lüsternen Essers an den Tag zu legen. Vespermann nahm es ernstlich mit der Kunst; dieß bewährte das Studium jeder Rolle, die bedeutsame Behandlung geeigneter Stellen. Ich erinnere an „Derindur" in der „Schuld", an „Franz Moor" — wo übrigens die Banditen sich als sehr gewöhnliche Spitzbuben erwiesen, als recht eigentliche Straßenräuber — und ganz besonders befriedigte mich der „alte Graf" in der „Ahnfrau". Bei gedrängt vollem Hause sah ich Grillparzer's hochpoetisches Drama, in dem der tiefste Gehalt mit der edelsten Bühnen-Wirksamkeit vereint erscheint, dessen Gang einfach und groß, obwohl das Trauerspiel mit dem Gespenster-Wesen etwas zu nahe verwandt, grausenhaft ist. Der Eindruck war gewaltig. Auch in den Zwischenacten tiefste Stille; Niemand wich von seinem Platze, Viele wagten kaum zu athmen. Der Mehrzahl Mitspielender gebührte gerechtes Lob. Eine höchst liebenswürdige Gestalt war „Bertha", Frau Karl, mit der gefühlvollen Kindlichkeit. Stensch — den ich früher in Frankfurt gekannt, welcher in Rollen wie der „junge Klingsberg" unzweideutigen Beifall erhielt und verdiente, außerdem aber zu häufig sich vergaß und schwächlich wurde — zeigte als „Jaromir" seltenes Feuer, hinreißende Kraft und Ausdruck, mit wahrem genialem Frevelmuth, ohne zu sehr zu wüthen. Es war erfreulich zu vernehmen, daß die „Ahnfrau" wenige Jahre später, ins Polnische übersetzt, mit unzweideutigem Beifall zu Warschau aufgeführt wurde.

Das gute Glück wollte, daß bei der Darstellung des Grillparzer'schen Drama's kein Hinderniß, keine Störung eintrat, wie ich nicht lange vorher bei Aufführung von „Don Carlos" erlebt. München war, durch wiederholte Brände, die in jüngster Zeit statt gefunden, sehr aufgeregt. In der vierten Scene des letzten Actes, als der „Infant" an „Posa's" Leiche niedergesunken, als man von fern verworrenes Getöse von Stimmen, ein Gedränge vieler Menschen hört, als der „König" in die Worte ausbricht:

„Nun? Will Niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes
Gesicht verhüllt! Mein Urtheil ist gesprochen.
In diesen stummen Mienen les' ich es
Verkündigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet."

als der Tumult näher und näher kommt und lauter wird — — da läutete es hinter der Scene. Im Augenblick war das Parterre in größter Bewegung; eine Stimme rief „Feuer!" Nun wollten alle die Ausgänge suchen. Da trat „König Philip" — oder vielmehr der ihn darstellende Regisseur — ans Proscenium und sprach, ohne in Ton oder Haltung aus der Rolle zu fallen, ganz im Gefühle seiner Würde, die Hand auf dem Herzen:

„Verehrteste, ängstigen Sie sich nicht, seien Sie unbesorgt, es stürmt nicht, es ist kein Feuerlärm — wir läuten."

Große Heiterkeit; Alles lachte, Alles klatschte Beifall.

In Körner's „Zrini", damals eine Lieblings-Tragödie der Münchner Theaterfreunde, war für mich zu viel Knall und Dampf, die wahre Erschütterung durch unnatürliches Effekt-Haschen verfehlt. Hören und Sehen verging mir, als der Pulverthurm aufflog.

Ehe ich mich zum Isarthor-Theater wende, einige Worte über die Leistungen der Cera'schen Opern-Gesellschaft. Eine theuere Anstalt, die, nur mit bedeutenden Kosten unterhalten, gleichfalls auf der Hofbühne wirkte.

Fühlbare Vorzüge vor Deutschen Singspielen — so ließ ich mich durch Kunst-verständige Freunde belehren — hatten die Italienischen dadurch, daß Gesammt-Partien, vom Terzett an, außer der Tact-Richtigkeit und dem großen Einklang, mit reinster Lebendigkeit und Kraft ausgeführt wurden; vier Stimmen brachten schon sehr bedeutende Wirkungen hervor. Auch rühmte man die besonders sorgfältige Behandlung der Proben: Lobenswerth schien mir die Aufführung eines trefflichen musikalischen Kunstwerkes „*l'inganno felice*", ferner jene von „*l'Italiana in Algieri*" und „*la Dama soldato*" — sehr unterhaltend durch lebhafte Musik und wechselnde Scene — — „*Tancredi*" — eine der wenigen zur Aufführung gebrachten, anziehenden, großen heroischen Opern, mit einer lieblichen Mischung von Tönen — — „*la*

lagrime d'una vedova" u. s. w. Ich finde in einer meiner Schreibtafeln die Namen Graziani, Zucchelli, Massa, Grazioli, Devecchi angemerkt; von Frauen wurden am liebsten gesehen und gehört: Balsevani, Spada, Borgondio, Rossi und Marchesi. Frische, klare Töne von ungemeiner Anmuth und Lieblichkeit, verbunden mit schöner Manier, fand man bei allen genannten Sängern und Sängerinnen. Einigen war reiches, komisches Talent eigen, Andern feines Spiel; gleich allen Italienern, hatten die meisten jener Künstler große Fähigkeit ihre Gedanken durch Gebährden auszudrücken.

Im Isarthor-Theater pflegte regelmäßig jeden Sonnabend, in der mit den National-Farben freundlich verzierten Loge, der Hof sich einzufinden, König und Königin, Prinzen und Prinzessinnen. Auch Herzog Eugen von Leuchtenberg fehlte selten. Stets nahm das Publikum besondern Antheil am Erscheinen des allgemein geehrten und geliebten kühnen Helden. Der edle, vortreffliche Charakter des Fürsten, umfassende wissenschaftliche Kenntnisse, machten ihn zu einem der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit; rein und tadellos war er aus dem Drange politischer Stürme getreten.

Auf dieser Bühne stellte man allerdings Dramen dar und zu allgemeiner Zufriedenheit. Schattenseiten des Isarthor-Theaters waren — ich rede keineswegs von engherziger, verfinsternder Censur — Mißgriffe in der Wahl: ein Troß aberwitziger, hirnloser Ritter- und Schicksals- und anderer gehaltloser Stücke, in denen verklärte Gespenster, Spuck, Laster, Bosheit ihr wildes Wesen trieben, mit lächerlichen Liebes-Scenen, voll gemeiner, klappernder Nüchternheit, meist mit Musik und keineswegs selten übeltönendem Gesang, wurden dem verwöhnten und geblendeten Publikum vorgeführt. Nicht nur Kinder zog man, als „Schutzgeister", an Stricken in die Lüfte, selbst vollgewachsene Frauenzimmer mußten sich dem häßlichen Brauche fügen. Wo immer möglich, nahm man das Mitwirken von Pferden in Anspruch. Wer vermöchte es über sich zu gewinnen, mehr als einmal die „Teufelsmühle am Wiener Berge" zu sehen, diese schaurige Kinderposse, diese dramatisirte Bänkelsänger-Mordgeschichte. Wohl weiß ich, daß Criminal-Geschichten am wenigsten

länger da gelebt haben. Spöttisch wurde der „Neckereien“ gedacht, die man sich gegen Neubaiern zu Schulden kommen ließ.

„Ja, ja — das wissen Sie gewiß schon aus eigener Erfahrung — nur Altbaiern sind fromm und gut. Mir hat man's reichlich beschieden. Mag das Unrecht auch mitunter auf meiner Seite gewesen sein, das soll mich nicht verdrießlich machen; mein Handschuh liegt und Stahl ist meine Wehr.“

Der Unbekannte ergötzte sich am Lächerlichen gewisser Persönlichkeiten, namentlich am Uebermuth, am unverschämten Benehmen solcher, von denen er behauptete, daß sie ihm Unrecht gethan, wußte viel Aergerliches, das diesem und jenem zur Last gelegt werden könne. Dabei blickte nicht selten eitele Selbstspiegelung durch; unter anderm erfolgte die offenherzige Versicherung: manche seiner Gegner würden nicht die Zubereitung eines Kartoffel-Gerichtes, also noch viel weniger das Pulver erfunden haben.

Ich ließ den Mann seine Meinung sagen. Es war nicht Mißtrauen, wohl aber Vorsicht, daß ich mir keine, oder nur wenige Einreden erlaubte, Widersprüche mied.

Wir traten zugleich aus den Büchersälen, ohne daß ich dazu gekommen, mich zu befragen, mit wem ich Unterredung gepflogen, und kein Wort, nicht die leiseste Anspielung gaben Aufschluß. Einmal warf der Mann die Aeußerung hin: „in die alten Verhältnisse kann und will ich nicht treten“, sodann gefiel er sich auch darin, auf das Interesse anzuspielen, welches er seiner Zeit französischen Behörden und selbst den mächtigern unter ihnen eingeflößt.

Der Weg zu meiner Wohnung führte vor das Karlsthor; der „Fremde“ hatte die Aufmerksamkeit mich zu begleiten. Nun kam die Akademie der Wissenschaften zur Sprache. Mit gewisser Unduldsamkeit, nicht ohne verächtliches, höhnisches Lächeln, ja wie in fieberhafter Unruhe fielen Aeußerungen, unter denen — neben Anregungen von Dingen, die ernstlich Noth thaten — manche alle Grenzen überschritten.

„Mit geistigen Errungenschaften brüstet sich die Anstalt; aber die Beweise? Ueberblicken wir das Feld ihrer Thätigkeit, so gibts Zweifler und zwar solche, die nicht zum murrenden Haufen des ge-

wöhnlichen Publikums gehören. Hirngespinste, Thorheiten, nichtige Schnurpfeifereien, das Jagen nach täuschenden Irrlichtern* führen nicht zum Ziele. Schlimmer als äußere Trennung zerstörten innere Zwietracht und Kampf die scheinbar so tief wurzelnden Bande dieser Gelehrten-Vereinigung. Hätte man nicht, als Glücksstern, einen ministeriellen Schutz zum Hinterhalte gehabt, man wäre keineswegs auf des Glanzes höchsten Gipfel geführt worden."

Ich wollte begütigend einreden — mein Begleiter lachte laut auf und fuhr fort:

„Alles zugegeben, was Sie mir sagen können und wollen, ohne diese und jene Lichtseiten der Akademie zu verkennen, zu übersehen, beharre ich auf meinem Glauben: daß unter Ihren Herren Amtsgenossen manche sind, die sich der Wissenschaft nur um der Sicherheit äußerer Vortheile willen widmen. Ich empfehle mich."

Er schied so schnell, daß ich nicht fragen konnte, mit wem mich der Zufall zusammengeführt. Meinen Lesern wurde das Geheimniß bereits verrathen; sie wissen, daß es der Ritter von Lang war, der Mann mit fähigem und beweglichem Geist, mit seinen Witzen, mit seinem aufgeräumten Wesen und mit seiner Bitterkeit. Nähere Bekanntschaft des Verfassers der „Hammelburger Reise" zu machen, bot die Folgezeit keinen Anlaß.

* Anspielungen auf die Wundermänner, auf Erz- und Wasserfühler und die mit ihnen vorgenommenen Versuche.

Jahr 1817.

„Hier, wo durch öde Uferhügel
Der Strom sich schlingt,
Auf ungeduld'ger Eile Flügel
Zu einer schönern Landschaft bringt,
Wo fort auf heißer Sehnsucht Wogen,
Zu fernen Bergen hingezogen,
Der düstre Blick sich schwingt.
Hier, wo im farbenlosen Thale
Der Pflanzen Kraft,
Lechzend nach mildem Sonnenstrahle
Nur des Verbleichens Bild erschafft,
Wo goldner Wein uns nicht erheitert,
Im Lied sich keine Brust erweitert,
Weil Frost die Glut entrafft.“ — —

Auf dürrer Hochebene liegt Bayerns Hauptstadt, damals als „Kabalenreich“ bezeichnet. Weit entfernt bin ich indessen sagen zu wollen, daß ich in München, was wissenschaftlichen Verkehr betrifft, mißvergnügt gelebt, daß meine Verhältnisse auf irgend eine Weise unangenehm gewesen wären, auch an häuslichen Freuden fehlte es nicht. Aber der ganze Lebens-Zuschnitt gefiel mir nicht, je mehr ich die Zustände näher betrachtete, desto inniger wurde meine Ueberzeugung, daß jene Stadt — ich rede von den Jahren 1816 und 1817, nicht vom heutigen München, wo so Vieles sich umgestaltet, wo seitdem so Vieles gebaut und gedichtet, gesungen und gemalt worden — daß jene Stadt, sage ich, zu den Orten gehört, wo, klimatische Unbilden abgerechnet, schädliche kalte Abendlüfte, das Angewöhnen erschweren, wo man, unter allen Umständen, nur durch viele Ergebung und Selbst-Verläugnung bestehen lernt. Was wir, die Meinen und ich,

vermißten, das war Geselligkeit. Sehr abgeschlossen in sich lebten die Familien — namentlich altbaierische — selbst Verwandte kamen nur bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Veranlassungen zusammen. Viele Münchner sind etwas derb, mehr schweigsam verschlossener, als geschwätziger Natur, verstehen sich wenig auf besondere Artigkeiten und Höflichkeits-Bezeigungen. Störend und keineswegs den Freuden beizuzählen war endlich ein beständiges Ausziehen, eine dreimalige Wohnungs-Aenderung im Verlaufe weniger Monate, wie solche nöthig geworden. Am längsten weilte ich in einem der damals neu erbauten Häuser vor dem Karlsthor. Das Logis war leidlich, die Lage frei und freundlich, ich konnte aus meinem Fenster die Alpen sehen, die Kette Baierischer und Tiroler Hochgebirge, wenn auch nur in weiter Ferne, so daß sich nicht immer unterscheiden ließ, wo Felsspitzen aufhörten, wo Wolken anfingen. Besonders zauberisch war das Bild, wenn die Höhen, die Purpurgipfel, die Firnen mit ihrer herrlichen Glut, blauen Himmel im Hintergrunde, in der Sonnen-Beleuchtung erglänzten, oder, wie sie sich im Winter zeigten, mit Schnee bekleidet, einer Decke aus reinstem Silber gleich und flammende Pyramiden daraus hervorragend.

Vielleicht hätte ich mich eingebürgert, in den Büchern meines Schicksals stand dieß jedoch nicht geschrieben.

Die meist erbärmliche rauhe Witterung während der Jahre 1816 und 1817 machte beinahe alle Plane zu Ausflügen in der Gegend um München zu nichte. Noch schmerzt es mich, daß eine mehrmals vorgehabte Wanderung nach dem Stahrenberger See aufgegeben werden mußte. Dagegen war die herzliche Einladung eines eifrigen Londoner Freundes meiner Wissenschaft, ihn nach Cornwall und Derbyshire zu begleiten, keineswegs abzuweisen. Ich schwankte nicht einen Augenblick, bat und erhielt den begehrten Urlaub, brachte die Paß-Angelegenheiten in beste Ordnung und schickte mich an zur Reise.

Prinz Christian von Dänemark.

Wenige Tage zuvor überraschte und beglückte mich Prinz Christian Friedrich vom Lustschlosse Sorgenfrei aus mit einem huld-

vollen, höchst schmeichelhaften Handschreiben. Von dieser Zeit an, und bis zu seinem Lebensende, vergönnte mir dieser erhabene Freund und Vertraute der Natur-Wissenschaften, mit ihm in brieflichem Verkehr bleiben zu dürfen. Selbst nachdem er, als Christian VIII., Dänemarks Thron bestiegen, zu kämpfen hatte mit Regenten-Mühen und Sorgen, erkaltete der Wissenschafts-Eifer des Monarchen nicht; fortdauernd zeigte er für die, mehr und mehr sich entwickelnde, Geologie das wärmste Interesse. Briefe aus den Jahren 1841 und 1842 werden dieses darthun. Einige Beiträge zu seiner Sammlung nahm Prinz Christian mit größter Freundlichkeit entgegen. Er erwiederte:

„Der Empfang der Sammlung schätzbarer Mineralien, die Sie die Güte gehabt haben, mir zuzustellen, ist mir um so angenehmer gewesen, als mir dadurch Gelegenheit gegeben wurde, nähere Bekanntschaft mit einem Mann anzuknüpfen, dessen wissenschaftlicher Ruhm mir schon lange bekannt war. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn die Mineralien, die ich im Stande sein werde, Ihnen aus meiner Sammlung zu überlassen, denjenigen an Interesse einigermaßen gleichkommen könnten, die ich von Ihnen empfangen habe. Wenn ich Ihnen auf diese Weise etwas zu Gefallen thun könnte, würde es mir äußerst angenehm sein. Auch bitte ich nur deßfalls an den Grafen von Vargas-Bedemar zu schreiben, der so gut ist, die Aufsicht über mein Cabinet zu führen.

„Ich verharre mit besonderer Hochachtung

Ihr freundwilligster

Sorgenfrei, den 27. September 1817.

Christian Frederik,
Prinz von Dänemark.“

Meine gelegentlich ausgesprochene Bitte galt einigen kleinen Handstücken des berühmten Isländischen „Doppelspathes“. Ich wurde überrascht durch zwei Pracht-Exemplare von seltenster Schönheit und von außerordentlicher Größe. Diese unschätzbaren Geschenke gehören zu den ersten Zierden meiner Sammlung.

Einen Vertrauten der Natur-Wissenschaften nannte ich den Prinzen Christian. Es darf dieß keineswegs als bloße Redens-

weise genommen werden. Der Zeit vorgreifend, theile ich ein eigenhändiges Schreiben aus Neapel vom 6. Juni 1820 mit. Es thut dar, daß mein erhabener Correspondent als Kenner beobachtete:

„Dieser Brief hat sich, meiner Absicht entgegen, verspätet, weil ich eine gute Gelegenheit habe abwarten wollen, einige vulkanische Erzeugnisse nebst demselben zu überschicken."

„Ich lebe hier auf vulkanischem Boden, in Verbindung mit eifrigen Beobachtern der Phänomene des Feuerberges, besonders mit dem Cavaliere Monticelli. Wie sollte ich da nicht Ihrer eingedenk sein, werthester Geheimerath, und wünschen, daß ich Ihnen alles mittheilen könnte, was mich hier so sehr für diesen Theil der Geologie interessirt. Die Lava strömt ununterbrochen aus der westlichen Seite des Vesuvs; aber der Strom ist nicht so stark und nicht so schnell, daß er die bebauten Ländereien unweit der Küste erreicht, ehe die Lava erstarrt, deßwegen ist dieser Ausfluß ohne Gefahr und beugt ohne Zweifel einer größern Eruption vor, die gewaltig hätte werden müssen, wenn auch nur ein Theil der seit Monaten ergossenen Masse sich auf einmal hätte Luft machen sollen. Im Winter, am 26. Januar, beobachtete ich an der Oeffnung, wo die Lava ausfloß, was ich in beifolgenden Notizen — an die hiesige Akademie übergeben — erwähnt habe *. Jetzt ist der Lavastrom einige hundert Schritte weiter unten am Berge, aber es ist wohl möglich, daß das Feuer aus der nämlichen Spalte des Vulkans hervorbricht und sich nur einen weitern Weg unter der alten Lava gebahnt hat. Ich habe den Vesuv in der Nacht auf den 27. Mai wieder bestiegen und habe den Lavastrom etwa drei Ellen breit gefunden, sich langsam ergießend in dem glühenden Flußbette alter Lava eingeschränkt. Etwa hundert Schritte weiter unten ist noch eine Oeffnung, wo ebenfalls ein Feuerstrom unter der Rinde alter Laven hervorquillt, welcher sich aber bald mit dem größern verbindet. Die Substanz der Lava von vorigem Winter und jetzt ist die nämliche. Ihnen brauche ich so was nicht zu sagen; aber am besten zu vergleichen scheint mir der Lavastrom mit geschmolzenem Eisen, was aus dem Ofen fließt, welches ebenfalls an der Luft sogleich eine schwarze Rinde annimmt, aber unten lange glühend bleibt. Sowohl im Winter, als jetzt — jedoch damals stärker — war der Lavastrom von mit Salzsäuern beladenen Wasserdämpfen begleitet, welche ebenfalls aus dem Krater und aus den Spalten des Berges sich erhoben. Den Krater habe ich letztens mit vieler Mühe erstiegen und habe alles gesehen, was der weiße salzsaure Rauch, der denselben anfüllt, wahrzunehmen erlaubte; die Form des umgewandten Kegels ließ sich nicht beobachten. Die innere Wand des Conus war oben, wo wir standen, ganz mit salzsaurer Feuchtigkeit durchdrungen, welches die Aufbewahrung von Stücken dieser halbaufgelösten, mit Asche untermengten, Laven sehr erschwert. Der Vulkan warf aus dem Krater, nach der andern Seite, oftmals glühende Steine und Schla-

* Diese Wahrnehmungen findet man abgedruckt im XVI. Bande meines mineralogischen Taschenbuches, S. 3 ff.

cken aus, und diese Auswürfe schienen regelmäßig intermittirend zu sein, etwa mit Zwischenräumen von einer Minute oder etwas mehr, und jedes Drittemal schienen sie mir stärker; zuweilen folgten aber zwei gleich auf einander, als wenn das sich entwickelnde salzsaure Gas — das an dem jedesmal zunehmenden Rauch unverkennbar war — doppelte Kraft anwenden mußte, sich seine Bahn durch Steine und Schlacken zu öffnen, welche es in die Luft schleudert. — Es ist dieses ein wahrhaft prachtvolles Feuerwerk. — — Zu bemerken bleibt, daß der Kegel, der jetzt die Wände des Kraters bildet, in der Zeit von zehn Monaten entstanden ist, indem erst voriges Jahr im Mai, wie der Kaiser von Oesterreich noch hier war, der Feuerheerd aus mehreren Oeffnungen der jetzigen Plateforme unter dem Kegel rauchte, aber weder Lava, noch Steine oder Asche emporschleuderte. Aus einer andern, von dem großen Krater geschiedenen Oeffnung, welche einen abgesonderten Krater ausmacht und in der, sonderbar genug, ein Säulen-förmiges Lava-Gestein, das von sauren Dämpfen an der Oberfläche halb verwittert zu sein scheint, sich erhebt, aus diesem Krater, sage ich, ist im Monat März viele Asche ausgeworfen worden; sie fiel bis Neapel. — Ich überschicke Ihnen eine Probe dieser Asche. Die übrigen, im Kistchen enthaltenen Fossilien verdanke ich der Güte Monticelli's. Außer einigen neu entdeckten Substanzen, sind die andern besonders ausgewählt um anschaulich zu machen, daß das Feuer der Vulkane nicht allein zerstört, sondern auch Krystallisationen erzeugt. Sie finden im Innern der ausgeworfenen gebrannten Gesteine vollkommen unversehrte Krystalle leicht schmelzbarer Materien.

„Zufolge der Theorie des Sir Humphry Davy ist eine langsame Abkühlung erforderlich, um solche Krystallisationen zu erzeugen. Ich habe eine besondere Freude gehabt, die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Physikers zu machen. Er wird bald seine Ansicht über die Vulkane veröffentlichen und hat, auf der Rückreise nach England, die Auvergne besucht.

„Ich verbleibe noch sieben bis acht Monate in Neapel, oder in der Umgegend, mache auch vielleicht im September eine Tour nach Sicilien. Sagen Sie mir, lieber Geheimerath, ob ich in wissenschaftlicher Hinsicht Ihnen von einigem Nutzen sein kann. Es wäre mir eine wahre Freude.

„Wissen Sie, ob die mineralogische Gesellschaft in Jena mit Vesuvianischen Producten versehen ist?

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir eine Zeichnung (mit Ausmessung begleitet) der Basalt-Grotte beim Bade Bertrich, zwischen Coblenz und Trier, schaffen könnten. Sie wissen, daß der Basalt dort eine eigene runde Form hat, welche der Grotte den Namen der „Käse-Kammer" verschaffte. Breislak hat sie nicht aufgenommen in seinen Ansichten der Basalt-Formationen.

„Sollten Sie nicht, wie ich jedoch glaube, Monticelli mit Laacher Producten versehen haben, so denken Sie vielleicht bei Gelegenheit an ihn. Einige Stücke Traß aus der dortigen Gegend — kleine Exemplare — möchte ich wohl hier haben, um sie mit dem Neapolitanischen Tufo zu vergleichen. In diesem finden sich, so viel ich weiß, niemals Holzkohlen.

„Der Graf Vargas wird im Julius von den Faröern zurückkehren mit reicher Beute für die Mineralogie. Er wird alsdann nicht ermangeln, Ihrer Sammlung eingedenk zu sein zur Complettirung mit neu entdeckten, oder mit interessanten Fossilien. *

„Den Ueberbringer dieses, Herrn Darmzen aus Altona empfehle ich Ihnen und verbleibe mit besonderer Hochachtung

Ihr freundwilligster

Christian Frederik."

Der Reiseplan nach England wurde vereitelt. In Frankfurt angelangt, wo mich der Freund abholen wollte, dem ich die Einladung verdankte, fand ich leider! nur die Kunde von seinem plötzlichen Tode.

Ein Ausflug nach dem Unterrhein, wo Freunde der Natur und der Kunst des Schönen und Merkwürdigen so viel erwartet, war alles, was ich ausführen durfte. In größerer Gesellschaft reisend, konnte von geologischen Dingen wenig oder nicht die Rede sein. Solche Forschungen für spätere Jahre aufsparend, waltete meist das allgemeines Interesse Ansprechende vor.

Wie erfreute, wie entzückte es meine Genossen und mich, bei jeder Strom-Wendung neue, bisher durch Felswände verborgene Gegenstände zu erblicken, und schaute man rückwärts, so stellte sich das Gesehene in ganz anderer Ansicht dar. — Uns erging es nicht, wie jenem Sohne Albions, der — viele Jahre später — mit dem Dampfschiff von Mainz nach Köln fahrend, schon diesseits Bingen tödtliche Langeweile empfand. Der Mann wußte sich zu helfen: er entpackte sein Fischerzeug, nahm Platz zur Seite des Steuernden und begann nun, mit aller Gemüthsruhe, den beliebten Zeitvertreib. Ein munterer Mitreisender zog in der Cajüte die Angelschnur zu sich und band einen geräucherten Häring daran. Der Großbritannier wähnte eine Beute zu verspüren; mit verklärtem Antlitz zog er und

* Ich verdanke der Gnade meines erlauchten Correspondenten eine prachtvolle Suite der Gesteine jener so wichtigen Insel-Gruppe, der mineralogischen Welt wohl bekannt durch ihre Zeolithe, die Zierden so vieler Sammlungen, allein auch in geologischer Hinsicht merkwürdig.

wurde wüthend, als der verdächtige Geruch ihm darthat, welchen Scherz man getrieben. Mit Zähneknirschen trug er seine Klage über die erlittene Schmach ins Beschwerde-Buch ein.

Auf- und niederwandelnd im Park des Neuwieder Schlosses, sah ich mich um nach einem Diener. Prinz Maximilian war vor nicht langer Zeit heimgekehrt aus Brasilien; ihm wünschte ich gemeldet zu sein. Da trat ein wohlgebildeter Mann auf mich zu mit den Worten: „Ich ahne Ihre Absicht, ich sehe, Sie suchen einen Reisenden". Es war der eben so liebenswürdige, als wohl unterrichtete Fürst. Mit übergroßer Freundlichkeit zeigte er mir, was von den gesammelten Schätzen entpackt und aufgestellt war und erzählte, wie er, mit seinen Begleitern Sellow und Freyreiß, nach einer Fahrt von zweiundsiebenzig Tagen, ohne seekrank zu werden, im Hafen des reizenden, prachtvollen Rio de Janeiro eingelaufen. Er beklagte, ein Kauffartei-Schiff gewählt zu haben, da deren Capitäns nirgends weilen, und könnten sie alle Palmen-Wälder heißer Zonen auf einer Stelle vereinigt sehen. So sei namentlich der Wunsch vereitelt worden, die schöne Süd-Portugiesische Flora auf Porto Santo zu bewundern, da man in der Morgen-Dämmerung vorbeisegelte. Zu diesen Widerwärtigkeiten kamen karges Essen, übelriechendes Salzfleisch, Zwieback so hart, daß die Zähne schmerzten. Die Nächte brachten stets Wind; nur mit Hülfe zweier Mantelsäcke vermochte der Prinz in seinem Bettplatz sich zu erhalten. Alle Unbilden, Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren, ertrug der unermüdete Naturforscher. Die Ausdauer verdankte der Wißbegierige seiner guten Natur und seinem klugen Verhalten.

Schon in frühester Jugend hatte der Gedanke dieser Reise belebt. Mit rastloser Thätigkeit wurden später alle Anstalten zur Ausführung des Vorhabens betrieben, erst mußte jedoch der Kampf geschlagen werden für Freiheit und Selbstständigkeit. Prinz Maximilian erwarb sich den Orden, welchen Preußens König 1813 am Geburtstage Louisens gestiftet, gleichsam ein Gedächtniß-Zeichen der verklärten Königin. Des Volkes kräftigen Sinn wollte Friedrich

W i l h e l m verewigen durch ein eigenthümliches Denkmal, durch eine besondere Auszeichnung: den Muth für den bevorstehenden Kampf wecken und belohnen. Eine Fülle bedeutungsreicher, tiefer Gedanken lag in dieser Stiftung, eine sinnige Verbindung der Erinnerung an die eiserne Zeit der Gegenwart, und an dasselbe Ordenszeichen der im Kampfe gegen Unchristen und Undeutsche rastlosen Ritter. — Ohne Zweifel war Prinz M a x i m i l i a n der erste, welchen man in Brasilien geschmückt sah mit dem „eisernen Kreuze".

Mehrere Tage weilten wir, meine Reise-Genossen und ich, in der „heiligen Stadt am Rhein", einer der ersten christlichen Deutschlands. Was unsere Beachtung in Anspruch nahm, was Bewunderung und Staunen weckte, war die Pracht des alt-ehrwürdigen Gotteshauses, dieses Riesenbaues, von frommen Vorvätern voll begeisterten Glaubens erhoben. Hier entfaltete sich die Kunst, in wundersam begabter Zeit, zur höchsten Blüthe durch sinnvolle Verzierungen in bedeutungsreichen Bildern. Groß und herrlich ragt der Dom hinauf ins Himmelsblau mit seinen Thürmen und Zinnen; weite Schiffe und Hallen, hohe Chöre, Säulen und Kuppeln — aber in ernster Hoheit der Trauer, Alles stand noch unvollendet. — — Spätern Jahren gehören Wiederherstellung und Ausschmückung des ehrwürdigen Baues an, dieses Werkes des Ruhmes unseres Gesammt-Vaterlandes.

Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch,
Drum kennt ihn nur der Mensch, Gott kennt ihn nicht!
Wem das Bewußtsein tiefe Wunden schlug,
Der denkt, der Herr geh' mit ihm in's Gericht.
Er aber ist die Liebe und Geduld,
Er sendet Jedem Sonnenschein und Regen.
Sei du nur rein und frei von aller Schuld,
Dann bringt Dir Menschenfluch doch Gottes Segen!

H o u w a l d (Fluch und Segen).

Alles war in Cöln erfüllt von der *cause célèbre*, von dem vielfach besprochenen, vielseitig beleuchteten peinlichen Verfahren, das zur Sache der Menschheit geworden. Fragen und Wiederfragen

führten weitläufige Erörterungen herbei, die mich auf's lebhafteste anzogen.

Mit großem Eifer, mit wahrer Leidenschaftlichkeit besprach man eine That, auf welcher die Nacht des Geheimnisses lag. Kein Zweifel darüber, daß Cönen — ein junger Kaufmann, dessen Leiche mit bedeutenden Wunden unterhalb der Stadt aus dem Rhein gelandet worden — weder vorsätzlich noch zufällig den Tod gefunden, obwohl Nachfragen und Nachsuchen nicht die geringste Kunde gegeben. Wenige bezeichneten Fonk als Mörder, die meisten ergriffen dessen Partei, beklagten ihn, der unverschuldet in den abscheulichen, furchtbaren Handel verwickelt worden, innige Theilnahme vergönnten sie einem Mitbürger, der aus achtbarer, wohlhabender Familie stammte, den man als wacker in jeder Beziehung, als arbeitsam und Ordnung-liebend gekannt. Schon bei der, von Fonks Handels-Genossen vorgenommenen Prüfung ihrer kaufmännischen Geschäfts-Verhältnisse, bei Durchsicht der Rechnungen, habe dieser nur vorgefaßtes, unverschämtes Mißtrauen blicken lassen; die behauptete Fälschung der Bücher sei nicht einmal als wahrscheinlich dargethan; Hamacher's, des unbesonnenen Fonk'schen Küfers verworrene Aussagen und Geständnisse — oder vielmehr „Kerker-Lügen" — entbehrten jedes Glaubens; nur nach einigem „Zureden" dürfte die Angabe von Cönens Ermordung durch Fonk erfolgt sein.

So sprachen, voll Feuer und Leben, aber zugleich in tiefer Rührung, die Vertheidiger des Angeschuldigten. Ohne Scheu redeten sie von schreiender Ungerechtigkeit, von Winkelzügen, erklärten die gepflogene Untersuchung als gehässig und mangelhaft geführt, in nicht begreiflicher Weise wären mit umnachtetem Sinn verblendete Richter bestärkt worden in ihrem unglücklichen Verdacht.

Niemand ahnte damals, daß, nach langen Verhandlungen, der Trierer Assisen-Hof ein Verdammungs-Urtheil aussprechen würde gegen Fonk: der That-Bestand war nicht erwiesen; keine scheinbare Verdachts-Gründe lagen vor; dennoch verhängte man die Todesstrafe wegen „vorsätzlichen und vorbedachten Mordes".

Allein das materielle, das „wirklich wahre" Recht trug den Sieg davon über Unrecht und Meuchelei. Ein edeldenkender Menschen-

freund erhob sich; mein berühmter Amts-Genosse Paulus trat als Verfechter von Fonks Unschuld auf. Ihn empörte der Gedanke an die Möglichkeit eines den Geschwornen zur Last fallenden „Gerechtigkeits-Mordes". Seine offene, genaue, mit seltenem Scharfsinn abgefaßte Darstellung der verhängnißvollen Geschichte verfehlte ihren Zweck nicht. Ueberreich an Thatsachen, für die Unschuld des Verurtheilten zeugend, an den gründlichsten Betrachtungen aus dem Gebiete der Rechtskunde und Gesetzgebung, so wie der Seelenlehre, machte die Paulus'sche Denkschrift großes Aufsehen bei jedem Menschenfreunde, erweckte lebhafteste Theilnahme bei allen Vorurtheil-freien Fachmännern.

Ein hochherziger Monarch, der gerechte Preußen-König, sprach Fonk vollständig frei.

Seinem Vertheidiger, dem Heidelberger Professor der Gottes-Gelahrtheit, verlieh die Juristen-Facultät der Freiburger Hochschule die Würde eines Doctors der Rechte.

Zurückgekehrt nach München, bedauerte ich Steffens verfehlt zu haben, dessen persönliche Bekanntschaft längst mein Wunsch gewesen. Er weilte mehrere Tage, ließ sich auch von einem Freunde meine Sammlung zeigen.

Ein Schreiben von Göthe, nicht lange vor meiner Heimkunft eingelaufen, erfreute mich:

„Sie und Ihre mitarbeitenden Freunde übertreffen sich selbst und alle unsere Erwartung durch das höchst bedeutende Werk, welches den Verehrern der Wissenschaft nicht mehr von der Seite kommen darf*. Mir war es in dieser kurzen Zeit schon von bedeutendem Nutzen. Sie nennen es eine Vorschule, es kann aber auch sehr gut für eine Nachschule gelten: denn was vergißt man nicht und freut sich es wieder aufzunehmen, ja wer kann ein so ungemessenes Feld selbst durchlaufen und sicher hin und her wandeln. Nehmen Sie also

* Es ist die Rede von der „Propädeutik der Mineralogie", welche Kopp und Gärtner, in Gemeinschaft mit mir, herausgaben.

den schönsten Dank für diesen Leitfaden, so wie für die einzelnen Bemühungen, wovon Ihr Taschenbuch fortdauerndes Zeugniß ablegt.

„Erlauben Sie, daß ich das Wenige, was ich dagegen mitzutheilen hätte, zusammenspare, bis es auch nur eine Art von Sendung gibt. Indessen wünschte ich, daß Sie und Ihre Freunde auf das was ich im naturwissenschaftlichen Hefte über die entoptischen Farben geäußert habe, mit aufmerksamer Neigung achteten. Mir will wenigstens bedünken, daß wir auf diesem Wege näher als auf dem bisherigen zur Einsicht in die Doppelt-Brechung und die damit verbundenen Phänomene gelangen. Eine umständlichere Ausführung dieser Gegenstände beschäftigt mich in dem Augenblicke. Möge Ihnen dadurch gleichfalls etwas zu Dank und Nutzen gereichen.

„Mich angelegentlichst empfehlend

Weimar, den 15. September 1817.

Göthe.“

Oehlenschläger in München.

Auf seinen verschiedenen Reisen in Frankreich und Italien, in der Schweiz und in Deutschland, besuchte der große Dichter Dänemarks auch München. Ueberall wurde ihm mit jeder Zuvorkommenheit begegnet; in Deutschland namentlich fand Oehlenschläger jene ehrende Anerkennung, deren ein schaffender Sinn nicht entbehren kann, um den Muth zu beleben, um neue Kräfte zu versuchen. Obwohl Däne, stand er den Deutschen so nahe, als irgend ein Landsmann; er selbst übertrug seine Arbeiten ins Deutsche. Der ganzen Sinnesweise nach, gehörte der Dichter dem Zeitalter Göthe's an und der Romantiker Tieck und Novalis, einer ausschließlich deutschen Schule; auch schätzte er die Anerkennung des deutschen Volkes besonders hoch. — „Das ist der Dichter, der sich nicht begnügt, die Herzen in Einer Sprache zu erobern; er schreibt dänisch und deutsch.“ Mit diesen Worten führte ihn Fürst Metternich seiner Gemahlin vor.

Schelling hatte die freundliche Aufmerksamkeit, mich wissen zu lassen: Oehlenschläger werde das Manuscript seines neuesten

Drama bei ihm vortragen. Ich fand eine gar interessante Erscheinung, einen liebevollen, herzlichen, heitern Menschen.

„Axel und Walburg", das Trauerspiel des schöpferischen Geistes aus dem Norden, war mir keineswegs unbekannt geblieben. Allerdings sind, bei nicht besonders hervorstechender Eigenthümlichkeit des Ganzen, die Charaktere etwas leicht gehalten, es herrscht viel Empfindelei, viel Mystisches, aber — und das ist das Schlimmste — durch Särge und Gräber sehen wir fortwährend die Hinfälligkeit alles Zeitlichen uns unter die Augen gestellt; Jammer-Scenen reihen sich an Jammer-Scenen, bis endlich der grimme Tod gewaltige Niederlagen anrichtet. Seit dem letzten Jahrzehend ist das Drama etwas in den Hintergrund getreten.

Der jetzt behandelte Gegenstand war die, in uralter Zeit übliche „Bundes-Brüderschaft". Zwei Männer verwunden einander absichtlich. Sie lassen ihr Blut zusammen in die Erde rinnen, gegenseitig feierliche Zusage wechselnd: sich in den Tod zu folgen, oder wenn Einer fiel, dessen Tod zu rächen. Asmund, der Held des Stückes, hatte Bundes-Brüderschaft auf zuerst erwähnte Weise eingegangen. Er muß nun seinem, im Gefecht tödtlich verwundeten, Bruder in den Tod folgen und opfert dem geschworenen Eide die, erst neuerdings erworbene, Liebe der treuen Ragehild, seines jungen, ihm eben angetrauten Weibes. In einer höchst erhabenen und ergreifenden Scene faßt die Geliebte den Entschluß, das Geschick ihres Gatten zu theilen. Freudig geben sich beide dem Hundertode hin in der Grabhöhle des entseelten Kriegers. — Ein Jahr später ging: „Fostbrödrene" zu wiederholten Malen über die Kopenhagener Bühne und wurde stets mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen.

Unwillkürlich mußte ich an Schiller's Vorlesung seines „Fiesco" in Mannheim denken; gerade so erging es Oehlenschläger, obwohl er mit Vollständigkeit deutsch redete. Das Weiche der Mundart, eine mitunter zerquetschende Aussprache, der starke, nordisch zischende Accent, zahllose Fehler in der Betonung, störten den Eindruck auf unangenehmste Weise. — Höchst gemüthlich, mit liebenswürdigster Unbefangenheit gesteht der Dichter — in der, von ihm selbst erzählten, Geschichte seines Lebens — daß er Schauspieler gewe-

Der Metzger-Sprung auf dem Schrannenplatz blieb nicht unbeachtet; weiß ich doch jeden sonderbaren Gebrauch zu schätzen, der ein gewisses poetisches Gefühl ins Volk bringt und Sitten-Rauheit mildert, ohne deren Einfaches zu zerstören. Jährlich am Faschings-Montag findet jener Sprung statt, der aus dem Mittelalter herstammt.

In Feier-Kleidern fanden sich die zur „Frei-Sagung" reifen Metzger-Lehrburschen auf dem Schrannen-Platze ein, dem nicht regelmäßigen, aber dennoch ganz hübschen Raume inmitten des eigentlichen Münchens, wo Getreide-Markt gehalten wird. Die „Jungen" machten ein Paar Mal die Runde um den großen Fisch-Brunnen, verschwanden sodann, um nach kurzer Pause in gänzlich verändertem Costüm wieder zu erscheinen: Leder-Jacken und Hosen, Leder-Kappen behangen mit Kalbs-Schwänzen. Eine Zeitlang hüpften die Helden des Tages auf dem Brunnen-Rande hin und her. Bald gesellte sich ihnen der Altknecht bei in amtlichem Gewande. Unter Musik-Begleitung wurde Wein getrunken; es galt dem Wohl des Königshauses, jenem der Bürgerschaft und der Zunft. Sodann folgte ein Wechsel-Gespräch zwischen Altknecht und Lehrburschen. Diesen stellte man die Aufgabe: zum Beweise, daß sie brave Metzger seien, in den Brunnen zu springen. Kecken Muthes stürzten sich die „Bewerber" ins Wasser und bespritzten die umstehende Menge. Einer der Lehrlinge warf Nüsse aus, auch ließ sich die liebe Jugend in die gefährliche Nähe verlocken. Auf den Brunnen-Rand hinaufgestiegen, wurden die neuen Gesellen mit Halsketten geschmückt.

Woher dieser seltsame, spaßhafte Brauch rührt? — In München wüthete einst die Pest. Noch wagte Niemand seine Wohnung zu verlassen; die Straßen lagen verödet, aller Verkehr stockte. Gutes Glück gab den Metzgern jenen „Brunnen-Sprung" ein. Neugierde lockte Alt und Jung aus den Häusern; Einer sah den Andern frisch und gesund; die Furcht vor der Ansteckung schwand; geselliges und gewerbsames Leben kehrte wieder.

Ein vorstechender Zug der Münchner ist Lebenslust, und das Bier-Trinken zu unterlassen gilt ihnen als Sünde. In erhöhtem Grade zeigt sich dieß während der Fasching-Zeit. Man kommt in Wirths-

häusern in besonderen Zimmern zusammen, oder setzt sich an „geschlossene“ Tische. Männer aus dem Mittelstande — deren Thun und Treiben sonst von einer ihnen behaglichen Einförmigkeit — nehmen Frau und Kind mit, um sie die Ergötzlichkeit des verwirrten Treibens nicht entbehren zu lassen. In der „realen Wirthschaft“ — so hieß der bedeutungsvolle Schild — welche ich besuchte, ging es heiter und freundlich zu. Mehr und mehr Stammgäste fanden sich nach und nach ein. Diese Bürger der Baierischen Hauptstadt, ungern ihre alten, mitunter etwas sehr derben und abstoßenden Sitten lassend, gewährten ein sehr eigenthümlich gefärbtes Bild. Alle hatten die Hüte abgenommen, der Wirth, von Eindruck machender Vierschrötigkeit, stattlich beleibt, die Wangen dunkel violblau, die Hände dick und fleischig, der Wirth, sage ich, trennte sich nicht von seiner grünen Mütze.

Ein „bürgerlicher Käs-Käufler“ erzählte dem „bürgerlichen Salzstößler“, seinem Nachbar:

„Awer neih, wie ich vortrete aus dem Flöz und hinausschauche auf die Straßen, e' fürchtiges Nebelreißen. Das ist e' grob's Wetter; so bin i lang her nit gestimmt worn. Und kein Regenbach! — Alleinig was wollt' i halt mache? Zegen Uhr war's, und der letzte Abend in die Carnavall. Wegen meiner, dacht' ich, und tappte wie ein Blinder, denn die Laternen waren ausgebronnen, oder noch nicht angezunden. Aufgeschaucht! rief ein Hafenbinder zur ganz ungewohnten Stunde, und stieß mich so hart an, daß ich schier niedergangen wär in den Schotter. Zum Glück erfaßte ich eine von den Thür-Saulen an der Rosen-Apoteg, und kam so mit dem Schrecken davon. Sie, Sie sind ein Flegel, wissens, rief ich dem Mann nach, kommen Sie mir noch einmal so, werd' ich Sie kurios beuteln. Patzig genug antwortete er: machens Ihne kei Mieh, Ihr Gnoden, dürfen nur ferners schaffen.“

„Wie befindens Ihne?“ redete ein dicker Herr die beiden andern an. Er hatte bis dahin einen geräumigen Sessel ausgefüllt und gelesen, ohne Zweifel weder im Hommer, noch im Virgill oder Horaz.

Der „bürgerliche Salz-Stößler“ sah auf und verfehlte nicht, den Wohlbekannten mit einem: „schamster Diäner; passirt, passirt, Herr von Ritschel!“ zu begrüßen.

„Grieß Di Gott, bist a do?“ sagte der bürgerliche Käs-Käufler.

Beide Männer wollten zusammenrücken, aber Herr von Ritschel redete ablehnend ein: „I dank Ihne, s'thut scho“, mich aber drängte er mit den Worten: „Hoben's die Gidthe!“ seitwärts.

Der „bürgerliche Salz-Stößler“ begann ein geistreiches Gespräch damit, daß er äußerte: „Die heurige Witterungs-Prophezi treffe nicht ein“, er wurde jedoch unterbrochen durch die Nannerl, ein allerliebstes braunes, rosenwangiges Schlangerl mit

„Nun? Will Niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes
Gesicht verhüllt! Mein Urtheil ist gesprochen.
In diesen stummen Mienen les' ich es
Verkündigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet.“

als der Tumult näher und näher kommt und lauter wird — — da läutete es hinter der Scene. Im Augenblick war das Parterre in größter Bewegung; eine Stimme rief „Feuer!“ Nun wollten alle die Ausgänge suchen. Da trat „König Philip“ — oder vielmehr der ihn darstellende Regisseur — ans Proscenium und sprach, ohne in Ton oder Haltung aus der Rolle zu fallen, ganz im Gefühle seiner Würde, die Hand auf dem Herzen:

„Verehrteste, ängstigen Sie sich nicht, seien Sie unbesorgt, es stürmt nicht, es ist kein Feuerlärm — wir läuten.“

Große Heiterkeit; Alles lachte, Alles klatschte Beifall.

In Körner's „Zrini“, damals eine Lieblings-Tragödie der Münchner Theaterfreunde, war für mich zu viel Knall und Dampf, die wahre Erschütterung durch unnatürliches Effekt-Haschen verfehlt. Hören und Sehen verging mir, als der Pulverthurm aufflog.

Ehe ich mich zum Isarthor-Theater wende, einige Worte über die Leistungen der Cera'schen Opern-Gesellschaft. Eine theuere Anstalt, die, nur mit bedeutenden Kosten unterhalten, gleichfalls auf der Hofbühne wirkte.

Fühlbare Vorzüge vor Deutschen Singspielen — so ließ ich mich durch Kunst-verständige Freunde belehren — hatten die Italienischen dadurch, daß Gesammt-Partien, vom Terzett an, außer der Tact-Richtigkeit und dem großen Einklang, mit reinster Lebendigkeit und Kraft ausgeführt wurden; vier Stimmen brachten schon sehr bedeutende Wirkungen hervor. Auch rühmte man die besonders sorgfältige Behandlung der Proben: Lobenswerth schien mir die Aufführung eines trefflichen musikalischen Kunstwerkes „*l'inganno felice*“, ferner jene von „*l'Italiana in Algieri*“ und „*la Dama soldato*“ — sehr unterhaltend durch lebhafte Musik und wechselnde Scene — — „*Tancredi*“ — eine der wenigen zur Aufführung gebrachten, anziehenden, großen heroischen Opern, mit einer lieblichen Mischung von Tönen — — „*la*

lagrime d'una vedova" u. s. w. Ich finde in einer meiner Schreibtafeln die Namen Graziani, Zucchelli, Massa, Grazioli, Devecchi angemerkt; von Frauen wurden am liebsten gesehen und gehört: Balsevani, Spada, Borgondio, Rossi und Marchesi. Frische, klare Töne von ungemeiner Anmuth und Lieblichkeit, verbunden mit schöner Manier, fand man bei allen genannten Sängern und Sängerinnen. Einigen war reiches, komisches Talent eigen, Andern feines Spiel; gleich allen Italienern, hatten die meisten jener Künstler große Fähigkeit ihre Gedanken durch Gebährden auszudrücken.

Im Isarthor-Theater pflegte regelmäßig jeden Sonnabend, in der mit den National-Farben freundlich verzierten Loge, der Hof sich einzufinden, König und Königin, Prinzen und Prinzessinnen. Auch Herzog Eugen von Leuchtenberg fehlte selten. Stets nahm das Publikum besondern Antheil am Erscheinen des allgemein geehrten und geliebten kühnen Helden. Der edle, vortreffliche Charakter des Fürsten, umfassende wissenschaftliche Kenntnisse, machten ihn zu einem der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit; rein und tadellos war er aus dem Drange politischer Stürme getreten.

Auf dieser Bühne stellte man allerdings Dramen dar und zu allgemeiner Zufriedenheit. Schattenseiten des Isarthor-Theaters waren — ich rede keineswegs von engherziger, verfinsternder Censur — Mißgriffe in der Wahl: ein Troß aberwitziger, hirnloser Ritter- und Schicksals- und anderer gehaltloser Stücke, in denen verklärte Gespenster, Spuck, Laster, Bosheit ihr wildes Wesen trieben, mit lächerlichen Liebes-Scenen, voll gemeiner, klappernder Nüchternheit, meist mit Musik und keineswegs selten übeltönendem Gesang, wurden dem verwöhnten und geblendeten Publikum vorgeführt. Nicht nur Kinder zog man, als „Schutzgeister", an Stricken in die Lüfte, selbst vollgewachsene Frauenzimmer mußten sich dem häßlichen Brauche fügen. Wo immer möglich, nahm man das Mitwirken von Pferden in Anspruch. Wer vermöchte es über sich zu gewinnen, mehr als einmal die „Teufelsmühle am Wiener Berge" zu sehen, diese schaurige Kinderposse, diese dramatisirte Bänkelsänger-Mordgeschichte. Wohl weiß ich, daß Criminal-Geschichten am wenigsten

schaden, wenn sie als Spuck vorgeführt werden in drolligen Volks-Singspielen; diesen ist ja das Privilegium des Unsinns, des Läppischen und Albernen verliehen. Aber — jene „Teufelsmühle“! Kilian, ein Rittersmann von schrecklichster Aufführung, der unter anderen auch Marie, seine christliche Hausfrau erwürgt, geht um bei lebendigem Leibe. Nicht eher kann er Ruhe finden, bis sieben gräßliche Mordthaten verübt worden. Im Bunde mit einem liebwerthen kleinen Schutzengel treibt Mariens Geist vielartigsten Spuck. Bald zeigt sich die holde Dulderin in diesen, bald in jenen gespenstischen oder schalkhaften Gestalten. Endlich — welche Poesie! — führt die Gattin den erlösten Gatten davon, dazu tönen die ernsten Schläge der Mitternacht-Glocke, gleichzeitig ruft der Kuckuk, die Mühlräder rasseln und knarren, die Geister schneeweißer Knechte tanzen einen Cotillon. — Man hat von der „Bänkelsänger-Poesie“ zu rühmen gewußt: „sie trüge den „Keim des Urpoetischen“ in sich“. Mag sein; aber meist in „göttlicher Formen-Rohheit“ dargestellt. — Das Bedeutende bei dieser „Teufelsmühle“ ist Wenzel Müller's Musik; die Ballade im ersten Aufzug trägt ganz das Gepräge einer volksthümlich launigen Mordgeschichte. So hört man abenteuerliche Begebenheiten vor der bemalten Leinwand auf Jahrmärkten absingen. Selbst Zuschauer, die einmal so gleichgiltig geworden, daß es ihnen im Theater nur um Zeitvertreib zu thun ist, müssen solcher Unterhaltung bald überdrüssig werden.

Im Vorbeigehen habe ich noch einer Sache zu erwähnen, welche das „Hoftheater“ betrifft und über die ich anfangs nicht wenig staunte. Die „Jungfrau von Orleans“ galt als „Zugstück“. Voll Schaugepränges wurde die Tragödie läppisch-reich ausgestattet. Kunstwidrig machte man den Krönungs-Zug zum flitterblanken Mittelpunct; auch pflegten sich die Logen ersten Ranges meist nur zu füllen, wenn der beliebte „Zug“ bald zu erwarten war.

Viele Genuß-reiche, frohe Abende verbrachte ich übrigens im Isar-thor-Theater; ich verdankte solche vorzugsweise, ja einzig dem würdigen Künstler-Paare Karl und Frau. Durch Einfaches und Schönes der Entwickelung, durch die darin waltende Innigkeit, Kraft und Fülle, hatte mich Kleist's Volks-Schauspiel, reich an ergreifenden Lebens-

lagen, als Dichtung höchlich interessirt, sie gibt Zeugniß von seltenem und wahrhaft berufenem Talent. Unter den drückendsten Verhältnissen, in bitterer Armuth schrieb — was wohl nicht allen Lesern bekannt — der Dichter sein Drama. Er lebte damals zu Berlin, mit Hohn, mit Haß wurde solches anfangs von der dortigen Bühne zurückgewiesen und Kleist starb, ehe Deutschland den Werth seiner Schöpfung erkannte. Die Darstellung des „Käthchens von Heilbronn" erregte allgemeinste Theilnahme. Ein wahres Verdienst erwarb sich Holbein durch bühnengerechtere Bearbeitung. Ungeachtet die Exposition eine der einfachsten, der schönsten, mußte das Stück sich einige Aenderungen gefallen lassen. Der Frau Karl gebührte die Palme; glücklich löste sie die Aufgabe, welche uns als eine der schwierigsten für Schauspielerinnen gilt. Käthchen ist die jüngere Schwester von Faust's Gretchen, von Egmonts Klärchen. Wie meisterhaft und anziehend, wie unbeschreiblich reizend, wie bezaubernd, mit welcher Zartheit und Wärme wußte sie dieß anmuthige Bild reinster, argloser Unschuld und verklärter Liebe, der wundersamen Treue und Ergebenheit, durchzuführen. Heiter, unbefangen, voll innig froher Laune und süßer Hoffnungen, inmitten des Leidenschaftlichen, dann wieder das Weiche, Sanfte, Schüchterne zaghaft furchtsamer, aber stets liebevoller Unterwerfung, die tiefe Demuth bei strengen, schonungslosen Zurechtweisungen, inmitten der Leidenschaftlichkeit das schmerzlich Hingebende des zerrissenen Herzens, das Verzweiflungsvolle der Entsagung. Unvergeßlich bleibt mir die Traum-Scene; das Spiel so lieblich, so seelenvoll — man kann sich's nicht schöner denken. Zart und wohl berechnend bildete die Künstlerin den Zustand einer Schlafrednerin nach; sie war das sich ihrer Handlungen selbst unbewußte Mädchen, nicht eine dem Ritter freiwillig gefolgte Dirne. — Sehr lobenswerth fand ich die Scenerie, zumal die Darstellung des Schloßbrandes, und das Erscheinen des rettenden Cherubs, ebenso die schöne Schlußgruppe von bengalischem Feuer beleuchtet. Beim großen Publicum verfehlte dieses Alles seine Wirkung nicht.

Wir erachten es nicht als „Beweis vom Ungeschmack der Zuschauer", daß Kleist's Drama, seit länger als drei Jahrzehnden,

auf den Brettern sämmtlicher Bühnen sich erhielt, der Fehler ungeachtet, welche Kunstrichter zu rügen fanden. Mögen sie immerhin sagen, es sei der Inhalt dieser Dichtung: „den lichten Tag des bewußten Geistes als eigentliche wissenlose Nacht auszusprechen, und die bewußtlose Nacht träumender Geistlosigkeit auf den Kaiserthron des Geistes zu setzen u. s. w.“

Auch einer Darstellung des „Götz von Berlichingen“ entsinne ich mich, des Drama's, welches unser Gemüth bewegt, die Aufmerksamkeit fesselt, in dem Bild an Bild sich drängt. Ich will sie keineswegs als mißlungen bezeichnen. Der Held des Mittelalters wurde von Schwadke zwar ganz richtig declamirt, aber seine Gestalt, sein Gesicht kleideten eher einem ehrlichen Bremer Kaufherrn, als dem Mann mit der eisernen Rechten: für mich war er nicht der großherzige, biedere, rüstige Vertreter alter Freiheit, nicht jener unerschrockene Krieger, der, bei Tag und Nacht im Panzer und im Schlacht-Getümmel, Befehle ertheilt, daß man das Blei von den Fenstern reiße und zu Kugeln einschmelze. Ebenso brachte beim Zuschauer das Zartgefühl, die Milde, wie Blitze aufwallend aus einem Herzen der alten Zeit inmitten eines stürmischen, keineswegs tiefe und seltsame Rührung hervor. Dem Tode nahe, verlangte Götz noch einmal die Sonne zu sehen. — — In Weimar erzählte man mir, die ursprüngliche Handschrift sei noch vorhanden und in mehr als einer Hinsicht höchst anziehend und merkwürdig. Göthe's Züge änderten sich nicht im Verlauf so vieler Jahre. Aus der großen Seltenheit durchstrichener oder ausgelöschter Stellen sehe man, daß er mit Begeisterung, aus einem Gusse schrieb. Nachsinnen über das Meisterwerk beschäftigte lange Zeit den jungen Dichter; als Skizze eines großen Gemäldes schwebte ihm das Ganze in Gedanken vor, ohne daß er sich entschließen konnte zu ordnen, abzufassen. Endlich führte Zureden einer Vertrauten das Erscheinen des Drama's herbei. Sie erweckte Mißtrauen: Göthe vermöge sein Vorhaben nicht auszuführen. Nun ging's mit Muth und Eifer an die Arbeit; in vier Wochen war solche vollendet.

In spätern Jahren erst wurde das Trauerspiel ins Französische übertragen; der Titel lautet: „*Idôle de Berlichinge*“ !!

Mit Karl, früher im Oesterreichischen Militärdienst, traf ich öfter bei einem gemeinsamen Freunde zusammen; stets zeigte er sich bescheiden und immer gleich lebhaft. Karl gab Helden, wie den „Karl Moor“, den „Graf von Strahlen“ u. s. w., aber die beste, die frischeste Seite, die wahrhafte Größe des trefflichen Künstlers war eine unermüdliche, nicht zu erschöpfende, höchst kräftige, komische Laune; mir gilt der Mann als ächter Vertreter seiner Zeit, als ganz eigenthümliche Erscheinung im Alltags-Leben der Bretter-Welt. Voll Witz und Ironie, besaß er die Gabe mit bewundernswürdiger Geläufigkeit zu sprechen, ohne undeutlich zu werden; er überschüttete mit Reden, die kein Ende nehmen wollten, in denen sich die Worte schnell folgten wie Pulsschläge. Mit Behagen hörte man zu und konnte sich überzeugen vom Wahren einer längst gemachten Beobachtung: daß feine Komik, Naivetät des Ausdrucks, viel leichter zu erreichen seien in der Sprachweise, als in unserer gelehrten Schriftsprache. Neben ächt kindlicher Spaßhaftigkeit, war Karl eine seltene Gewandtheit und Geistes-Gegenwart eigen. Das Publikum empfand und belohnte jeden gelungenen Charakterzug, jeden gewagten Scherz.

Wie ergötzlich im Parapluimacher „Staberl“ der unaufhörlich, einem Wetterhahn gleich, nach allen Seiten sich drehende und wendende Kopf, das einfältige Gesicht mit wichtiger Miene, der krumme, dünne Zopf, der weite Geschäfts-Schritt, der lächerliche Zwang, der Kampf nach höherer Bildung mit angeborner Gemeinheit, Handwerker-Stolz gepaart mit sclavischer Höflichkeit, Meisterschaft im Lügen und Aufschneiden, bramarbasirende falsche Vaterlands-Liebe und schmutziger Eigennutz. Dem Peter wie dem Paul ist „Staberl“ bereit zu dienen: „wenn er was davon hat“. — Einen nicht geringern Triumph feierte Karl als „Herr von Springerl“, im furchtsamen, demüthigen Tropf, im armseeligen Pantoffelmann. Wie unbedingt abhängig erscheint er vom Willen seiner reizbaren, höchst widrigen Frau, dieses hoffärtigen, zanksüchtigen, herausfordernden Weibes mit der gewaltigen Zunge? Eine Verklärung des Lachens breitete sich über alle Züge der Zuschauer.

Jede Einzelnheit in diesen und ähnlichen Bildern, aus dem Leben

entnommen, bewährten den glücklichsten Menschen-Beobachter, und zum harmonischen Ganzen verschmolzen rissen, durch überraschende Wahrheit, alle solche Züge, bei der drolligen Sitten-Malerei, bei der possierlichen Spott-Nachahmung, zur Bewunderung hin, und man wurde nicht satt zu bewundern. Durchaus selbstständig, frei von fremdartigen Schminken und Firnissen, bewährte sich Karl. In Wahl der Mittel nicht immer sehr ängstlich, kleine Uebertreibungen nicht verschmähend, um Anstand und Uebereinkommen keineswegs „sächsisch-ernstlich“ sich kümmernd, wußte er dennoch stets verständig abzustufen, erlaubte sich keine Abweichungen, die gefährlich werden konnten, nichts Unnatürliches. Waren auch die Originale roh aufgegriffen, die „Staberls“ sterben nicht aus; heutiges Tages noch sind sie zu haben; in Wien, in München, sogar in Berlin und an zahllosen andern Orten finden sich solche Sonderlinge. Für wohlthuend erachteten wir die Hohn-Neckereien, die harmlosen Satiren über Ausschweifungen und Müssiggehen, namentlich über die unaufhörlichen Gelage „kriegerischer“ Philister-Vereine. In Spiegel-Bildern der Art mußte mancher ehrliche Spießbürger sich wiedererkennen, welcher das Gewehr zur Hand nahm.

Mitunter wurde es mir auch klar, wie man am Isarthor-Theater die Sorglosigkeit des Publikums benutzte, um Geschmack und Urtheil zu erdrücken. Unverdauliches Zeug gelangte zur Darstellung. — Mit gerechtem Unwillen, mit wahrer Entrüstung sprachen verständige Theater-Freunde von einem „Schreckensspiel“ das ein Jahr früher über diese Bühne gegangen. „Die Wallfahrt nach der Königsgruft“ hieß die sogenannte Tragödie. Es war, als hätte man das Machwerk eigens gewählt, um das Publikum ernstlich zu prüfen: was seinem Gefühl für Gutes und Schlechtes geboten werden dürfe.

Ich sah leider! Göthe's Meisterwerk — das herrliche, bis ins Innerste durch und durch vollendete Gedicht, das tiefsinnigste und reichste Kunstwerk neuerer Zeit, in dem ihr Sturm und Drang Gestalt gewann, ihre Wehen und Wonnen, ihr Kampf und Sieg in allen Tonweisen so lieblich wie urgewaltig verkörpert worden — den „Faust“ sah ich zerfetzt, herabgeschleudert aus seiner Höhe; die gänzlich mißlungene Klingemann'sche „Verarbeitung“, eine Verschlechterung,

in der kaum des Meisters Spuren zu erkennen. Das ist nicht der „Faust“, den eine reich ausgestattete Natur, durch unersättlichen Wissensdrang, über die Grenzen der Menschheit hinwegreißt und der so dem Einfluß finsterer Mächte anheimfällt. Das Grelle jener Mißgeburt, dieser Versündigung an der Muse edler tragischer Kunst — wo nach den äußersten Puncten des Gräßlichen gerungen wird — steigerte der Darsteller der Titelrolle in unangenehmster Weise durch gezwungene Stellungen, durch tobende Deklamation, durch ungeschlachtes Schreien. Eine hohe kräftige Manns-Gestalt, feuerige Augen, große Anlagen, aber viele nicht gefällige Manieren. Die Zeiten sind vorüber, wo der tiefsinnige, ächt-deutsche Mythus auf Marionetten-Bühnen und in Puppen-Kasten dramatisch mißhandelt werden durfte.

Sehr in Mode, ganz besonders beliebt, daher häufig auf dem Repertoir, war, in der Zeit von welcher ich rede, ein, nun längst dahin geschiedenes, triviales „lustig-rührendes“ Machwerk: „die Waise und der Mörder“. Ein ächtes „Pariser-Boulevard-Stück“ mit schwächlichen Großmuths-Scenen; zu loben waren Schönheit der Entwickelung und mehr noch die Schönheit der Musik. Wenig würde man entbehren, hätte sich unsere vaterländische „Uebersetzungs-Sucht“ nicht damit befaßt.

Auf künstlerischem Siegestrabe durch Deutschland begriffen, auf einer Reise, die zum wahren Triumphzuge wurde, verfehlte der berüchtigte „Hund des Aubry“ nicht, am Isarthor-Theater zu gastiren. Die Neugierde von ganz München war in Bewegung gesetzt. Acht Tage zuvor hörte man von nichts Anderem reden: Antoine's „*les animaux celèbres*“ kamen wiederholt zur Sprache. Es wurde viel von „verständigen Hunden“ gesprochen, vom „Hund als Ankläger“, vom „Hund mit Beinkleidern“, vom „Hund im Collegium *La-Flèche*“ u. s. w. Später ließ ich mir von einem eifrigen Theater-Besucher berichten, daß, seit der „diebischen Elster“ bis zum „Brasilianischen Affen“, nicht weniger als achtundsechszig verschiedenartige Thiere auf Pariser Bühnen ihre Rolle gespielt.

Die Franzosen haben es bedeutend weiter gebracht in diesem Punct, als wir: bedarf man einmal eines Elephanten, Löwen, Affen

oder dergleichen, so finden sich „Gamins", die aus Liebe zur Sache in Thierhäute hineinkriechen und manche bringen es weit durch Fleiß und Studium. Nur von Hunde-Darstellern wurde bis jetzt nichts bekannt.

Um die Kunststücke des Pudels zu sehen, der zum Tages-Gespräch geworden, war das Haus von Neugierigen in allen Räumen dicht besetzt, „zum Brechen voll". Der vierfüßige Künstler, welcher hier, wie überall, seine Aufgabe meistermäßig löste — denn er war eingedrungen in den Geist seiner Rolle, es gelang ihm, aus leicht überfließenden Augen einige Male Wasser zu pressen — machte *furore* in dem Grade, daß er vom dankbaren Publikum gerufen wurde. Unter endlosem Jubel-Geschrei des „Paradieses" schritt der schwarze, zottige Mime, mit gewisser Grazie, bis zum Proscenium vor. Hier setzte sich das Thier auf die Hinterbeine und begrüßte, statt der gewöhnlichen Danksagungs-Phrasen, sein Publikum mit beiden Vorderpfoten. — Ob zum Dank für den Hochgenuß, welchen der Gastspieler gewährt, oder aus Spötterei lasse ich dahin gestellt, genug man rief den Regisseur der Bühne ebenfalls; natürlich hatte der Mann Feingefühl genug — nicht zu erscheinen.

Die Anwesenheit Alexandre's, seine durch Mimik und Stimm-Täuschung in ihrer Art einzigen Darstellungen, unterließ Karl nicht, in seiner Weise auszubeuten.

Meinungen und Ansichten waren sehr getheilt. An einigen Orten bewunderte man die seltene Ausbildung der Naturgabe Alexandre's als höchst interessante physiologische Erscheinung. Sehr entschieden wurde behauptet: es bedürfe nur eines gesunden Ohres, um jeden Gedanken an Täuschung oder Betrug zu entfernen. In den vielartigsten Stimmen-Nuancirungen, besonders bei Gesprächen, scheinbar zwischen mehreren Personen gehalten, sei der eigenthümliche Grundton nicht zu verkennen u. s. w. Andere dagegen wollten wissen, es handle sich, neben eingeübter Fertigkeit, nur um Täuschung vornehmer Personen und des gesammten gutmüthigen Publikums. Man erzählte sich von einem jungen Menschen, einem Tausendkünstler, der mit mehreren Franzosen, seinen „Gehülfen in der Bauchredner-Kunst", lange in Deutschland herumreise, der kein eigentlicher En-

gastrilog, kein wahrer Bauchredner wäre, sondern nur die Gabe des Gesichter-Schneidens besitze und eine wahrhaft bewunderungswürdige Muskel-Biegsamkeit, vermöge deren dieser Proteus alle Menschen- und Thier-Gestalten darzustellen unternähme, ja selbst leblose Instrumente.

Wir enthalten uns, wie billig, jeden Urtheils und fügen ein Stegreif-Gedicht Walter Scott's auf den Bauchredner Alexander bei, welches seiner Zeit bekannt geworden. Es war dieser, als er in der Hauptstadt Schottlands weilte, einer Einladung des „großen Unbekannten" gefolgt, ihn auf seinem Landsitze Abbodsford heimzusuchen und einem, mit schottischer Gastfreundschaft aufgenommenen Kreise erlesener Freunde, etwas von der Kunst zum Besten zu geben und von der Gesichter-schneidenden Pantomime. Das Schnell-Gedicht, welches Walter Scott bei den Leistungen des Alles-gestaltenden Alexanders verfaßte, lautete so:

Of yore in old England it was not thougt good
To carry two visages under one hood:
What should folks say to you, who bear faces such plenty
That from under one hood you last night showed us twenty
Stand forth, archdeceiver, and tell us in truth,
Are you handsome or ugly in age or in youth?
Man, woman or child? or a dog or a mouse?
Or are you, at once, each live thing in the house?
Each live thing, did Iask? each dead implement too,
A workshop in your person, saw chisel and screw?
A bove all are you an individual? I vow
You must be at the least Alexander et Co.
But I think, you are a troop, an assemblage, a mob,
And that I, as the Sheriff must take up the job;
And instead of vehearsing your wonder's in verse,
Must read you the riot-act, and bid you disperse *.

---

* Eine sehr gelungene, möglichst getreue Uebersetzung dieses augenblicklichen Ergusses der Muse Scott's, verdanken wir Arthur von Nordstern:

Vormals in Alt-England erregte Verdacht,
Wer unter einer Kappe zwei Gesichter gebracht;
Was möchte das Volk vom Gesichtskrämer sagen,
Der gestern zwanzig Köpf' setzte auf einen Kragen?

Dem sei wie ihm wolle: auf dem Isarthor-Theater erschien „Staberl als Bauchredner“. Lange hatte man sich nicht so belustigt. Ohne bei der Fabel dieser kleinen Posse zu verweilen, will ich nur bemerken, daß der geschäftige Parapluimacher sich als *Ventriloque* zeigte. Um die Wirkung zu sichern, war Karl in Tracht und Manieren das getreueste Abbild Alexanders. Alle Kunststücke wußte er theils selbst, theils mit Hülfe unsichtbarer Neben-Personen auf's Täuschendste und Gelungenste darzustellen; wie bei dem Französischen Bauchredner waren Oeffnung und Bewegungen der Lippen nur gering. Nicht eine lustige Anekdote blieb unbenutzt.

Noch eines dritten Theaters ist zu gedenken; des „Lipperls“, der eigentlichen Volksbühne, wo das Publikum nicht selten mitspielte.

Unmittelbar dem Hause gegenüber, welches ich vor dem Karlsthor bewohnte, wurde, während der schönen Jahreszeit, in geräumiger Bretterbude, von einer herumziehenden, abenteuerlichen Bande, täglich zweimal gespielt, und zwar so, daß man ein und das nämliche Stück, meist arge und tolle Possen, Schwänke, Parodieen, wiederholt zur Ausführung brachte, auch zwischen beiden Darstellungen nur nothdürftig, das heißt nicht länger als eine Stunde ruhte. Von den Pfennig-Theatern in London weiß man, daß keines für den Zweck erbaut worden, wozu es dient; einige waren früher Ställe, andere Schoppen. Der „Tempel Thaliens“ in München, wovon die Rede, hatte folglich den Vorzug für die Kunst besonders hergerichtet zu sein.

Trotz Hitze und Dunstwolken — denn der „Qualmfang“ auf dem

Tritt vor, Du Erzzauberer, gib wahren Bericht:
Bist häßlich? hübsch? jung oder alt von Gesicht?
Mann? Weib? oder Kind? bist Du Hund oder Maus?
Jedes lebende Ding, so hier geht ein und aus?
Lebend Ding? — Doch auch Leblosem kommst Du in's Gehege!
In Person eine Werkstatt, Schraube, Meißel und Säge!
Vor Allem: bist Einzelwesen? hier? aller Orten?
Wenigstens bist Du Alexander und Consorten!
Bist Landstreicher-Volk, Rotte, hier hausend frei,
So daß mich der Vorsitz bei der Polizei
Verpflichtet, statt Deine Wunder in Reimen zu beschreiben,
Dich mit der Aufruhr-Akte auseinander zu treiben.

Dache reichte keineswegs immer zu — schwärmten die Münchner in diesem ihrem National-Theater. Hier lernte man den Schönheits-Sinn der „Auer" kennen und das Zartgefühl der „Auerinnen"; es fehlte nicht an seichten Witzen, an den oberflächlichsten, freisten, derbsten Späßen, weder auf der Bühne, noch im Publikum. Der Eingangs-Preis ein Spottgeld. Unter den, zur Vorstellung angekündigten, Dramen und Tragödien kamen mir Titel vor, so gräßlich anziehend und hinreißend, daß sie jedem guten Christen das Haar zu Berge treiben mußten. Ich ließ mir übrigens erzählen, daß das „Verschneiden" zu langer, oder sonst unpassender Theaterstücke von der Direction mit aller Freiheit geübt werde.

Um zu glauben, mußte man sehen. Es war der letzte Abend in dieser *saison*, an welchem die Künstler wirkten, Leute, die sich in der Welt umhergetrieben, die viel versucht, so daß Einer, in einem und demselben Stücke, drei, vier und mehr Rollen auszufüllen wagte. Meine Neugierde, das „Lipperl" zu besuchen, war sehr rege geworden. Wir sahen gerade einen kleinen Kreis von Freunden bei uns. Ich erlaubte mir die Bitte, meine werthen Gäste ins Theater führen zu dürfen, und hatte, ihrer Einwilligung im Voraus gewiß, Plätze für den Schlußact genommen; denn im „Lipperl" konnte man — eine für gewisse Verhältnisse und Fälle empfehlungswerthe, nachahmungswürdige Einrichtung – „nach der Karte speisen".

Wir fanden ein Parterre und zwei Gallerien. Lampen und schmächtige Kerzen brannten auf kleinen Blech-Leuchtern, qualmten, einen ungewissen Schimmer, einen schwachen, gelblichen Schein umherwerfend, eine Art Zwielicht; mitunter entzogen uns jedoch fliegende Dünste den Anblick der Bühne. Das Parterre murmelte mit bescheidener Mäßigung. Die Musik war dünn und einförmig, wie solche gemeinhin nur für Tanz paßt. Oft wurden die nicht gestimmten Violinen, welche längst vergessene Stückchen schläfrig absägten, von einer lungensüchtigen Flöte übertönt, von den, nichts weniger als sanften und schmachtenden, Tönen der Clarinette und mehr noch von einem krampfhaften Fagot, das meist um mehrere Noten zurückblieb. Verschiedene Hunde, die Eintritt gefunden, verfehlten nicht von Zeit zu Zeit sich durch Uebellaute und Mißtöne vernehmen zu

lassen. Die Mimen, herzlich schlecht, aber wundervoll kostümirt, schauderhaft geschminckt, verarbeiteten ein abenteuerliches, furchtbares Ritterstück. Welche Sprache! Was für Gebärden und Verdrehungen! Natürlich bis zur Unschönheit. Aus dem Souffleur-Kasten tauchte, jetzt rechts, sodann links, je nachdem es hier galt oder dort, eine Hexen-ähnliche Gestalt mit einer Haube hervor. Wüthend ging's in der letzten Scene her; Alles wurde um und um gekehrt. Eine Zerrüttung ohne Grenzen!

Hingerissen durch seine Gefühle, rief das verständige, kunstsinnige Publikum, im gerechten Entzücken den Rädelsführer der Bande. Immer tobender drückte es sein Verlangen aus. Der Mann, langgestaltet, wie gewisse Wolken, von dem sich mit Fug und Recht sagen ließ: „er ziehe, er schiebe und drücke den Karren des Thespis", erschien, tief sich neigend. In wohl gewählten Worten, mit einem Tone, den man im gemeinen Leben Bierbaß nennt, weder Brust noch Lunge schonend, sprach er davon, wie er das ganze Leben hindurch eifrigst bemüht gewesen, die trüben Launen seiner verehrten, edlen Mitbürger durch Kunst, durch gesunden Witz, durch praktische Weisheits-Regeln zu verscheuchen. Mit Wärme dankte er für den zahlreichen Besuch, für gehabte Nachsicht und empfahl sich, die gegenwärtigen und zukünftigen Seinigen, zu fernerem hohem Wohlwollen. Er brach in die, der Himmel mag wissen woher entliehenen Verse aus:

Ich läugne nicht, durch Ihrer Gnaden Zuruf
Fühlt' ich wie oft mich neubelebt, und Jugendkraft
In jeder Nerve, jeder Ader beben.
Allein wie lange konnt' das währen? .... Ende —
Es muß doch Alles enden.

Zum Schlusse, was rühmliche Erwähnung verdient, drückte der Principal — indem er zuerst beide Arme herabsinken ließ, sodann aber dieselben heftig über der Brust zusammenschlug, nach der ersten Gallerie links sich wendend — seine innigste Erkenntlichkeit dem hochachtbaren Herrn Doctor M.....r dafür aus, daß er ihn und „seine braven Leute" die ganze Saison hindurch „gratis" curirt habe. Aller Augen wendeten sich dem würdigen Nachfolger Paracelsus zu; er, ein Stammgast im „Lipperl", erhob sich und dankte ergebenst mit

stummer Verbeugung. Gern gestehe ich, daß ich aus Leibeskräften lachen mußte.

Woher der Name „Lipperl"? — Ich ließ mir sagen: „im Lipperl" — Deminutiv von Philipp — „würden, in höchster Potenz, alle Eigenschaften gemeiner Münchner zur Anschauung gebracht; Lipperl wäre dumm und träge, übermüthig, grob und stets durstig". — Lorenzoni hieß der Schauspieler, welcher zuerst einen „Lipperl" darstellte und der Name ging auf das Volks-Theater über.

Franz von Babo

Gedoppelte Veranlassung hatte ich, den Dichter des „Otto von Wittelsbach" aufzusuchen. Mir lag es am Herzen, einen gebildeten Gelehrten kennen zu lernen, reich an Geist und Talent, voll der regsten Phantasie, der früher Akademiker gewesen, auch die Stelle eines Intendanten der Münchner Hofbühne bekleidet hatte. Ich fand ihn, der sehr zurückgezogen, einsam und etwas menschenscheu, in kleiner, schlichter Wohnung lebte, hochbejahrt, aber noch immer voll kräftigen Gefühls, grau, aber nicht zusammengeschrumpft. Gegen mich nahm sich der Greis freundlich, liebenswürdig, gesellig und von einer in unserem Zeitalter seltenen Bescheidenheit, frei von eitlem, kleinlich einseitigem Wesen, nicht mürrisch und unduldsam, nicht eigenwillig und launig. Wir redeten viel und lange über seine dramatischen Dichtungen, und wurden bald beide so warm, daß, hätte uns ein Fremder gesehen, er uns für alte Bekannte gehalten haben würde. Nach und nach kamen „Otto", der „Puls" und „Bürgerglück" zur Sprache. Babo freute sich herzlich meines ehrlichen, aufrichtigen Geständnisses, daß ich nicht denen angehöre, welche in jenem Trauerspiel einen demokratischen, oder gar demagogischen Geist wittern. Mir gelte es, mit seiner Kernsprache und seinen Kraft-Gestalten, als ächt deutsches National-Drama aus großer, verhängnißvoller, wilder, thatenreicher Zeit, als Drama voll starker und beredter Leidenschaftlichkeit. Ebenso gestand ich offen: der Vorwurf, es sei die wahre Geschichte entstellt und umgekehrt worden für Bühnenzwecke, treffe

Sehen wurde das Verhältniß einem lange vertrauten gleich. Oft saßen sie Abends bis ins Dunkle bei einer „nur halb austropfenden" Weinflasche, sprechend über Religion und Philosophie, schwärmend in den mannigfaltigsten Gebieten des Wissens. Mit strahlendem Gesicht ging der Dichter in großes Lob der seltenen Eigenschaften „seines Primas" ein — wie er sich stets ausdrückte — pries den scharfen, klaren Verstand, verbunden mit so unendlicher Herzensgüte und Gemüths-Innigkeit.

Nicht ohne Rührung hörte ich ihn. Der Reiz des Besprochenen hatte Jean Paul so in Eifer gebracht, daß er immer schneller redete, mitunter etwas stolpernd, so daß der Wortstrom ihm fast im Munde stockte. Die vielen, an mich gerichteten Briefe des Großherzogs, welche ich alle bewahrt hatte, erklärte er für einen „einzigen" Schatz. Sichtbar gewann ich in seinen Augen durch dieses Besitzthum; meine Mittheilungen konnten das gefaßte Vertrauen nur bestärken.

In meiner Münchner Antritts-Rede, da wo es heißt:

„Thiere und Pflanzen müssen an den Stellen, wo man jetzt ihre Ueberbleibsel ausgräbt, ihre heimathlichen Wohnstätten gehabt haben, was auch astronomische Gründe dieser Hypothese entgegenstellen wollen. Der Norden mußte glühen, um gigantische Geschöpfe, um riesenmäßige Pflanzen gedeihen zu lassen, und da der Norden glühte, konnte der Aequator von Wassern bedeckt sein, oder seine Gluht eignete ihn mehr zu einem Scheiterhaufen, als zu einem Brutneste des Lebens."

war Jean Paul's Museum nicht unerwähnt geblieben, ich nahm Bezug darauf. Dieß hatte er keineswegs vergessen. Er lobte die Abhandlung über „Bedeutung und Stand der Mineralogie", sagte mir viel Verbindliches, ohne jedoch näher einzugehen in die Sache.

Rasch eilte die Zeit vorüber. Jeder gestand dem Dichter zu, daß er neue Triumphe seiner Meisterschaft und Liebenswürdigkeit gefeiert. Alle bezauberte sein Benehmen, unbeschreiblich war der Eindruck, man widmete ihm vollen Beifall.

Beim Abendessen ließ sich ungewöhnlicher Aufwand in Küche und Keller nicht vermissen. Ueppige Tafel-Genüsse, erlesene Weine verschmähte Jean Paul keineswegs und blieb sodann nicht immer — was er hätte bleiben sollen. Die Unterhaltung wurde nun gedoppelt belebt. Er war zum Sprechen besonders aufgelegt. Sinn-

reiche Einfälle, witzige Anspielungen, zum Theil etwas frivol, selbst drastisch, wechselten mit ernsten Ansichten. Man bewunderte, man jauchzte und trank, mit stürmischem Beifall und Gläserklang, wiederholt des kühnen Dichters Gesundheit; oft mußte er inne halten, um Jubel und Gelächter verbrausen zu lassen. Göthe verglich ihn einst in solchem Zustande mit einem Salamander; allerdings hatte sich die Gestalt seitdem gewaltig geändert.

Somnambulismus — Lebens-Magnetismus.

Zur Zeit des zweiten Aufenthaltes Jean Paul's in Heidelberg war der Magnetismus sehr an der Tages-Ordnung. Mehr als drei Jahrzehnde liefen ab, seit Mesmer seine „Ansichten über unerkannte Verbindungen höherer Kräfte mit dem Menschen“ ausgebildet, und eine „ganz neue Theorie der Heillehre“ dargelegt. Wie man weiß, brachte er die Haupt-Einwirkung auf Kranke durch Bewegungen seiner Hände gegen sie zu Stande und kam so auf den „Somnambulismus“. Jetzt erst erregte die Sache hier großes Aufsehen. Gegen jede Krankheit sollte er mit Erfolg anwendbar sein. Die zum Wahn und Aberglauben geneigte Menge leistete den Wunderärzten Vorschub. Curen widernatürlichster Art fanden Anhänger. Wie denn, von frühester Zeit her, so lange die Geschichte uns etwas meldet, die Menschen immer von Vorurtheilen beherrscht wurden, dafür weit mehr eiferten, als für Vernunft und Wahrheit. Ich konnte mich nie dem Glauben hingeben, daß an der unbegreiflichen, wunderlichen Sache etwas Wahres sei.

In einem der Säle des Hauses, welches später mein Eigenthum wurde, trieb der Heidelberger Magnetiseur mit dem Hellseher sein Wesen. Ich — der ich, offen und ehrlich gestanden, mit dem entschiedensten Mißtrauen erfüllt eingetreten war — fand hier Personen verschiedensten Standes und Alters, Vornehme wie Geringe, Gläubige und Ungläubige; besonders zahlreich war das schöne Geschlecht vertreten. Stets schritten noch Andere heran, diese unverkennbar mit klopfendem Herzen, jene mit den größten und sonderbarsten Er-

Der Metzger-Sprung auf dem Schrannenplatz blieb nicht unbeachtet; weiß ich doch jeden sonderbaren Gebrauch zu schätzen, der ein gewisses poetisches Gefühl ins Volk bringt und Sitten-Rauheit mildert, ohne deren Einfaches zu zerstören. Jährlich am Faschings-Montag findet jener Sprung statt, der aus dem Mittelalter herstammt.

In Feier-Kleidern fanden sich die zur „Frei-Sagung" reifen Metzger-Lehrburschen auf dem Schrannen-Platze ein, dem nicht regelmäßigen, aber dennoch ganz hübschen Raume inmitten des eigentlichen Münchens, wo Getreide-Markt gehalten wird. Die „Jungen" machten ein Paar Mal die Runde um den großen Fisch-Brunnen, verschwanden sodann, um nach kurzer Pause in gänzlich verändertem Costüm wieder zu erscheinen: Leder-Jacken und Hosen, Leder-Kappen behangen mit Kalbs-Schwänzen. Eine Zeitlang hüpften die Helden des Tages auf dem Brunnen-Rande hin und her. Bald gesellte sich ihnen der Altknecht bei in amtlichem Gewaude. Unter Musik-Begleitung wurde Wein getrunken; es galt dem Wohl des Königshauses, jenem der Bürgerschaft und der Zunft. Sodann folgte ein Wechsel-Gespräch zwischen Altknecht und Lehrburschen. Diesen stellte man die Aufgabe: zum Beweise, daß sie brave Metzger seien, in den Brunnen zu springen. Kecken Muthes stürzten sich die „Bewerber" ins Wasser und bespritzten die umstehende Menge. Einer der Lehrlinge warf Nüsse aus, auch ließ sich die liebe Jugend in die gefährliche Nähe verlocken. Auf den Brunnen-Rand hinaufgestiegen, wurden die neuen Gesellen mit Halsketten geschmückt.

Woher dieser seltsame, spaßhafte Brauch rührt? — In München wüthete einst die Pest. Noch wagte Niemand seine Wohnung zu verlassen; die Straßen lagen verödet, aller Verkehr stockte. Gutes Glück gab den Metzgern jenen „Brunnen-Sprung" ein. Neugierde lockte Alt und Jung aus den Häusern; Einer sah den Andern frisch und gesund; die Furcht vor der Ansteckung schwand; geselliges und gewerbsames Leben kehrte wieder.

Ein vorstechender Zug der Münchner ist Lebenslust, und das Bier-Trinken zu unterlassen gilt ihnen als Sünde. In erhöhtem Grade zeigt sich dieß während der Fasching-Zeit. Man kommt in Wirths-

häusern in besonderen Zimmern zusammen, oder setzt sich an „geschlossene“ Tische. Männer aus dem Mittelstande — deren Thun und Treiben sonst von einer ihnen behaglichen Einförmigkeit — nehmen Frau und Kind mit, um sie die Ergötzlichkeit des verwirrten Treibens nicht entbehren zu lassen. In der „realen Wirthschaft“ — so hieß der bedeutungsvolle Schild — welche ich besuchte, ging es heiter und freundlich zu. Mehr und mehr Stammgäste fanden sich nach und nach ein. Diese Bürger der Baierischen Hauptstadt, ungern ihre alten, mitunter etwas sehr derben und abstoßenden Sitten lassend, gewährten ein sehr eigenthümlich gefärbtes Bild. Alle hatten die Hüte abgenommen, der Wirth, von Eindruck machender Vierschrötigkeit, stattlich beleibt, die Wangen dunkel violblau, die Hände dick und fleischig, der Wirth, sage ich, trennte sich nicht von seiner grünen Mütze.

Ein „bürgerlicher Käs-Käufler“ erzählte dem „bürgerlichen Salzstößler“, seinem Nachbar:

„Awer neih, wie ich vortrete aus dem Flöz und hinausschauche auf die Straßen, e' fürchtiges Nebelreißen. Das ist e' grob's Wetter; so bin i lang her nit gestimmt worn. Und kein Regenbach! — Alleinig was wollt' i halt mache? Zegen Uhr war's, und der letzte Abend in die Carnavall. Wegen meiner, dacht' ich, und tappte wie ein Blinder, denn die Laternen waren ausgebronnen, oder noch nicht angezunden. Aufgeschaucht! rief ein Hafenbinder zur ganz ungewohnten Stunde, und stieß mich so hart an, daß ich schier niedergangen wär in den Schotter. Zum Glück erfaßte ich eine von den Thür-Saulen an der Rosen-Apoteg, und kam so mit dem Schrecken davon. Sie, Sie sind ein Flegel, wissens, rief ich dem Mann nach, kommen Sie mir noch einmal so, werd' ich Sie kurios beuteln. Patzig genug antwortete er: machens Ihne kei Mieh, Ihr Gnoden, dürfen nur ferners schaffen.“

„Wie befindens Ihne?“ redete ein dicker Herr die beiden andern an. Er hatte bis dahin einen geräumigen Sessel ausgefüllt und gelesen, ohne Zweifel weder im Hommer, noch im Virgill oder Horaz.

Der „bürgerliche Salz-Stößler“ sah auf und verfehlte nicht, den Wohlbekannten mit einem: „schamster Diäner; passirt, passirt, Herr von Ritschel“ zu begrüßen.

„Grieß Di Gott, bist a do?“ sagte der bürgerliche Käs-Käufler.

Beide Männer wollten zusammenrücken, aber Herr von Ritschel redete ablehnend ein: „I donk Ihne, s'thut scho“, mich aber drängte er mit den Worten: „Hoben's die Giathe!“ seitwärts.

Der „bürgerliche Salz-Stößler“ begann ein geistreiches Gespräch damit, daß er äußerte: „Die heurige Witterungs-Prophezi treffe nicht ein“, er wurde jedoch unterbrochen durch die Nannerl, ein allerliebstes braunes, rosenwangiges Schlangerl mit

Kraft dem Menschen, gleichsam boshafter Weise, mißgönnen. Plinius erzähle dieß von Pfauen, und wir hätten täglich Gelegenheit es an Hunden und Katzen zu beobachten.

Der den Magnetismus Bekämpfende — einer der Koryphäen unserer medicinischen Facultät — sagt zum Schlusse: gewiß wird jeder gläubige Leser dankbar erkennen, daß ihm die Bekanntschaft einer so wichtigen Schrift vergönnt wurde. Auf dem Mist im Hofe, hinter dem Zaun findet er Rath und Hülfe gegen alle Leibes-Gebrechen und — unentgeltlich. Besonders dürfte das bewährte Mittel der Maria Gehlerts Empfehlung verdienen. Es ist in der „Dreck-Apotheke“ (S. 1) Folgendes darüber gesagt:

„Vom Haupt-Wehe. Taubenkoth, Pfauenkoth, Lindenblüt und Rautenblätter sind sehr bewährte Mittel dagegen. Salome Zwirnerin langte Schwalbenkoth aus dem Nest, thät Essig und bands um die Stirn. Ein Bürger aus Coeg nahm frischen Mist von einer rothen Kuh, mischte Holunderblüt, Chamillen und rothe Kornrosen dazu, und bunds um die Stirn, welches ihm sehr gut thate. Marie Gehlerts konnte ihrem Haupte nie besser Ruhe schaffen, als wenn sie ein Stirnband in Mistpfützen tunkte, und so naß um den Kopf schlug.“

Der Heidelberger „Hellseher“ mußte die „Dreck-Apotheke“ gründlich studirt haben, dieß läßt sich nicht in Abrede stellen. Seine Ordonnanzen, wie ich solche hörte, gaben davon das unzweideutigste Zeugniß.

„If we arrive at a puzzle, we are on the eve of a discovery.“

Ob dieser Ausspruch Brewster's, des gelehrtesten, thätigsten Physikers Großbritaniens in neuester Zeit, bei den „räthselhaften Erscheinungen“, wovon nun die Sprache sein soll, sich bewähren, ob wir durch sie zum Vorabend einer „Entdeckung“ gelangen werden, möge der Folgezeit anheimgestellt bleiben.

Drei Jahrzehnde später, als man, Fiasco machend, den Magnetismus in Heidelberg geübt, brachten öffentliche Blätter aus England die Kunde von höchst merkwürdigen, wundersamen, ans Unglaubliche grenzenden „Thatsachen“.

Bei Doctor Elliotson — als Arzt allgemein geachtet, einer der ausgezeichnetsten Physiologen Londons — lernten zwei Deutsche

Fastnachts-Zeit. Der Ascher-Mittwoch machte allen Freuden und Lustbarkeiten plötzlich ein Ende.

Glänzend waren die Maskenbälle im Hoftheater, wozu sich fast immer eine bedeutende Menschen-Menge einfand. Das Parterre wird der Bühne gleichgemacht und so ein bedeutend großer Saal hergestellt. Geschmackvolle Auszierung, prachtvolle Leuchter mit zahllosen brennenden Kerzen, Lauben von grünem Gesträuch, springende Wasser, schöne Masken-Anzüge, Quadrillen und Pantomimen vom Ballet-Personal ausgeführt. Charakter-Masken, die angenommene Rollen durchführten, vermißte ich fast ganz. Ohne alles Gepränge pflegte der Hof zu erscheinen und sich unter die fröhliche Menge zu mischen.

Das Museum der Alterthümer, die Glyptothek, diese interessante Erscheinung in der Kunstwelt, war im Entstehen, der Grundbau enthüllt, als ich München verließ, und von der Pinakothek — welche als Prachtbau im wahren Wortsinn gerühmt wird — noch nicht die Rede. Um die Bilder-Sammlung kennen zu lernen, besuchte ich Schleißheim. Hier — wo ich durch vierzig Säle und Zimmer geführt wurde, um fünfzehnhundert Bilder zu sehen — erwarb ich mir Erfahrung, wie man es anzufangen hat, bleibenden Eindruck von den besten Meisterwerken in sich aufzunehmen.

Viel Unbefriedigendes hat das Sehen im Fluge. Zuletzt schwindelte es mir und ich begnügte mich zu beobachten, welche Bilder besondern Reiz für andere Beschauer hatten. Vor einem „Fruchtstück" — ich weiß nicht mehr, war es ein de Heem oder ein Verbruggen — das in Anordnung und Zusammenstellung verschiedenster Fruchtarten, in täuschender Farbengebung und trefflicher Beleuchtung, nichts zu wünschen ließ, vor diesem Bilde stand ein Münchner Spießbürger mit den lieben Seinigen. Der biederherzige Bierländer stattlich, aber mit kahlem Kopf, wie ein Spiegel glatt, die Frau klein, hager, wie es schien in der Auszehrung stark vorgeschritten, die Kinder nicht reizend. Nach vielem Hin- und Herreden, endlich kopfschüttelnd und Manches bei sich überlegend, sprach der Familien-

Vater, mit Nachdruck und jedes Wort betonend: „Schaut's, Ihr Kinder, das nennt man ein Fresco-Gemälde."

Man sagte mir, die Procession des Frohnleichnams, vordem in München ein so großartiges Fest, sei jetzt nur ein Schatten der frühern Pracht und des Antheils, den das Volk daran genommen.

Klaproth's Tod.

Aus Preußen erscholl eine Todes-Botschaft. In Berlin schied ein Mann dahin, der wesentlich und bedeutsam eingewirkt auf Gang und Entwickelung der Wissenschaft, für welche er lebte; Deutschland verlor einen Chemiker, dessen ausgezeichneten Verdiensten die späte Nachwelt huldigt.

Rastlos thätig und mit glänzendem Erfolg wirkte Klaproth durch classische Arbeiten und Schriften für gründliche Aufklärung und Bereicherung des chemischen und mineralogischen Wissens; durch ihn, dessen nicht gewöhnlicher Scharfsinn so glücklich war im Ersinnen, im Erfinden eines musterhaften Zerlegungs-Verfahrens, der keine Anstrengung scheute, um klare Wahrheit zu schauen, geschah ein großer Schritt vorwärts. Klaproth besaß einen Schatz aus eigenen Erfahrungen Erlerntem, einen Schatz von Kenntnissen, die er sich erworben nach ächt Deutscher Art und Weise. Mit Vorurtheil-freiem Geiste, eigener Kraft und Geschicklichkeit vertrauend, blieb er, ohne auf Altem, auf allgemein Angenommenem eigenwillig zu beharren, mit seiner Zeit stets in vollkommenem Gleichschritt, empfänglich für neue Ansichten und Entdeckungen, die von ihm geprüft worden, ließ er keine interessante Erscheinung unbeachtet. Seine Lehr-Vorträge waren einfach, ungeschmückt, aber klar, bestimmt und gedrängt.

Der große Chemiker führte den Beweis, was ein kräftiger Geist, durch ruhige, gewissenhafte, beharrliche Thätigkeit der Ungunst des Geschickes abzugewinnen vermag. Wie viele Widerwärtigkeiten waren in der Frühzeit zu bekämpfen! Mühselig mußte Klaproth,

bei dürftigen Vermögens-Verhältnissen, bei der — Armuth des Vaters — es klingt sonderbar — das Schulgeld durch Chorsingen verdienen. Die Apotheker-Kunst erlernend, hatte er das fünfundzwanzigste Lebensjahr überschritten, als die ersten chemischen Schriften ihm zur Kenntniß gelangten, in denen höherer Wissenschafts-Geist athmete. Nun war der Augenblick gekommen, wo Lust und Drang erwachte, und freudiger Reiz zur Sache. Muthig und geistesstark, mit aller Innigkeit und Wärme, widmete er, bei musterhafter Pflichttreue, jede gewonnene Mußestunde seiner weitern Ausbildung, und ruhte und rastete nicht, bis durch eifrigstes Studium, durch eigene Uebungen, die Lösung von Aufgaben verschiedenster Art gefunden war, und immer neue, immer verwickeltere und mehr schwierige ersann sein selbstthätiger Geist.

Voll frommen Sinnes, zeigte sich Klaproth, wie jeder weiß, der ihn näher gekannt, bescheiden, frei von eitler Ruhmredigkeit, von Anmaßung, hochfahrendem Sinn und Selbstsucht, nicht empfänglich für die Stimme der Schmeichelei, mild und freundlich im Urtheilen.

Ich berichte über den Dahingeschiedenen, was mir von Berliner Freunden mitgetheilt worden. Persönlich kannte ich den seltenen Mann nicht, wohl aber hatte ich brieflich mit ihm verkehrt.

Jahr 1818.

Umzug nach Heidelberg.

Schon vorgeübt an Geist und Willenskräften,
Zum Wissen, wie zur Thätigkeit gereift,
Führt Euch Beruf zu thätigen Geschäften,
Die Ihr mit Lust zu früher'm Zweck ergreift,
Und so von inn- und außen gleich berufen,
Ersteiget Ihr des Lehramts hohe Stufen.
Göthe.

Einem wichtigen, neuen Lebens-Abschnitte ging ich entgegen. — Was konnte mir Rühmlicheres beschieden sein? Bestimmt, mich nicht allein zu beschäftigen mit der Natur, auch unmittelbar einwirkend, durch's Wort deren Kenntniß zu verbreiten. Dankbar sehe ich jetzt, nach mehr als drei Jahrzehnden, zurück auf das mir beschiedene Schicksal.

In ehrenvollster Weise erhielt ich von der Akademie die nachgesuchte Entlassung. Dem König gefiel es, mir eine Abschieds-Audienz zu verleihen. Ewig unvergeßlich bleiben mir die so sehr gnädigen Aeußerungen des Monarchen, als ich das Glück hatte, noch einmal vor ihm zu stehen. Bis zu meines Lebens letztem Augenblicke trage ich das Bild des besten Fürsten in dankbarem Herzen.

„Dein wird noch Mancher nassen Blick's gedenken."

„Sie lassen freundliche Erinnerungen bei uns zurück", waren, begleitet von warmem Händedruck, die letzten Worte meines Chefs, des Geheimeraths von Ringel.

Schon war der Reisewagen vorgefahren, da überreichte mir Beudant Empfehlungs-Briefe von Pariser Freunden. Ich kannte den jungen, talentvollen und kenntnißreichen Naturforscher durch seine scharfsinnigen Arbeiten im Gebiete der Krystallographie, ganz besonders aber durch die wichtige Entdeckung, daß der Sandstein von Beauchamp zugleich Meeres- und Süßwasser-Muscheln enthält. Beudant befand sich auf einer wissenschaftlichen Wanderung nach Ungarn, genauere Untersuchung der Trachyte galt als einer seiner Hauptzwecke. Alles, was ich, in flüchtiger Eile, für ihn thun konnte, beschränkte sich auf einige Adressen nach Wien und Wieliczka, die sehr gewünscht wurden.

An einem herrlichen Frühlings-Morgen schied ich aus Baierns Hauptstadt und sah sie seitdem nicht wieder.

Lebhaft war mir der Augenblick im Angedenken, wo ich, auf froher Wanderung durch die alte Pfalz, um die Bergecke bei Neuenheim biegend, die malerische Ansicht Heidelbergs genoß. Leicht fesselt der Ort den Fremdling; aber bei längerem Aufenthalt, je genauer man bekannt wird, um desto mehr lernt man Stadt und Umgebung schätzen. Zurückkehrend von Ausflügen nach den Schweizer-Bergen, nach den Alpen Süd-Deutschlands und in dem so gepriesenen südlichen Frankreich, von den Ufern der Loire und des Allier, genoß ich, voll neuer Lust, den mannigfaltigen und lachenden Anblick des Neckars und seiner schönen Brücke, des romantischen Thales, der Berge und Felsen, vor Allem aber jenen der prachtvollen, immer wiederholter Betrachtung und Durchforschung würdigen Schloß-Ruine. Heidelberg ist mir so lieb geworden, und lieber noch, als die heimathliche Stadt, wo Zufall, Gewalt und Tod den Kreis Befreundeter auseinander riß.

In der Musenstadt machte ich sofort Rund-Besuche bei meinen nunmehrigen Amts-Genossen. Das Glück ließ mich mit nicht wenigen Ehrenmännern zusammentreffen. Als werthe Landsleute, als

Befreundete aus frühern Zeiten, begrüßte ich Creuzer, Daub, Tiedemann und Conradi.

Creuzer mit seiner hohen classischen Bildung und dem reinsten Gemüth, der eben so tief forschende, als geschmackvolle Alterthums-Kenner, leicht entzündbar für Großes und Schönes, liebenswürdig mit immer gleicher Heiterkeit und Geistes-Freiheit, mit wahrhaft kindlichem Sinn — Creuzer war mir, noch von Marburg her, in herzlichster Weise zugethan.

Nie wird der allgemein geachtete Name Daub in Heidelberg vergehen. Mit gewissenhafter Treue und mit unübertroffener Ausdauer, unermüdet thätig, stand der gottesgelehrte Tiefdenker seinem Amte vor. Auch im Greisenalter belebte ihn hochfahrender Jugendsinn. Wie ehrwürdig sein Antlitz, welch' offene Herzlichkeit, wie unbeschreiblich eindringend und verheißend die Stimme! Wie viel Entschlossenes und Zuverlässiges in des Mannes liebenswürdiger Beharrlichkeit! Leider! ist er längst eingegangen zur Ruhe. Auf dem Kampfplatze seines Geistes starb Daub; wie den gefallenen Führer trugen ihn die Schüler auf ihren Armen von der Wahlstatt. Wer pflichtet nicht dem Nachrufe bei:

„Wenn auch in Schlachten nicht, Du warst im Lehren
Ein ächter Held; schlaf nun in Deinen Helden-Ehren!
Im Geiste warst Du ein Held, hoch über andere Geister;
Wo andere Schüler sind, da warst Du Herr und Meister."

Tiedemann — einer der Anatomen und Physiologen des Jahrhunderts. Conradi — hochverdient und allgemein geschätzt als Lehrer und Arzt — meine Jugend- und Studien-Genossen, hatten mir die alte Freundschaft bewahrt.

Von den übrigen Professoren Heidelbergs, deren Bekanntschaft und Wohlwollen ich mir erworben, wurde ich unterstützt durch Rath und That.

Die Vorträge im Sommer-Halbjahr hatten längst begonnen. Ich versuchte nur eine Frei-Vorlesung über Vulkane. Freude und Genugthuung mußte es gewähren, daß eine zahlreiche Zuhörer-Schaar mir zu Theil wurde, darunter auch manche Amts-Genossen, so wie

diese und jene Freunde der Wissenschaft; unter andern beehrten mich Creuzer und Sulpiz Boisserée mit ihrer Gegenwart.

Ich konnte keinen mehr dankbaren Gegenstand wählen. Der Anblick von Feuerbergen zieht nicht allein an durch das Bedeutsame, Gebieterische ihrer Masse; er beschäftigt zugleich die Seele lebhaft, indem er sie zurückführt an den geheimnißvollen Quell des unterirdischen Feuers, zu allen Mysterien, die hier bewahrt werden. Unsere Meinung über Vulkane findet man wunderbar gemischt aus Wissen und Geheimniß; denn das Aeußere nur ist offenbar, nicht alle Kräfte, welche im Innern unterthan sind. Wir sehen und ahnen die Bedingnisse, welche zum Dasein von Feuerbergen nothwendig; aber der Sitz des Heerdes, das Material, welches seit Tausenden von Jahren den Entzündungs-Stoff lieferte, die Kräfte, die in den dunkeln Tiefen sich vereinigen, die Theorieen der Ausbrüche mit ihren vielseitigen Beziehungen und Verhältnissen, das Wunderbare der Wechsel-Wirkungen, die ununterbrochene Thätigkeit mancher Vulkane, im Gegensatze zu den dauernden Zwischenräumen von Ruhe bei andern — das ist es, was wir nicht Alles fassen und begreifen können.

Einst als ich — was in spätere Jahre fällt — die Feuerberge Mexiko's zu schildern versucht hatte, und besonders beim Riesen der Cordilleren-Kette, beim *Volcan de la Puebla* weilte, wurde ich in der nächsten Stunde auf's angenehmste überrascht; folgende sechssylbige Charade fand sich auf meinem Katheder:

„Die beiden ersten ach! sind zu bedauern,
Denn sie sind stets die Träger fremder Schuld,
In tiefer Hülle müssen sie vertrauern
Und manches Herbe leiden mit Geduld.
Was dort der Kopf verbricht, die Hände fehlen
Dafür wird öfter man die Armen quälen.

Was Tiefes je der Forscher ausersonnen,
Auf ihnen ward es meistens ausgeheckt.
Zerfließt der Dichter auch in süßen Wonnen,
Des Schwunges Basis bilden sie versteckt.
Und will der Nam' dir auf den Lippen brennen
Mit Anstand darfst du ihn nicht einmal nennen.

Ein schöner Strom durchfließt dort weite Auen
Von blüh'nden Fluren herrlich eingefaßt.
Aus Reben sieht man Lauben dort sich bauen
Die Aeste trägt der Goldorangen Last.
Willst du des Flusses Name wiederholen,
Die Sylben zeigen sich dir unverholen.

Magst du in meinem zweiten Sylbenpaare
Verdoppeln nur den Buchstab in der Mitt',
Nennt sich ein Volksstamm dir, der lang am Staare,
Dem Sprichwort nach, doch wohl dem grauen litt.
Drum ließ es brennen sich die Haar' am Schopfe
Und wickeln sie sich still zum schönen Zopfe.

Doch neulich wurde ihm der Staar gestochen,
Da duldet er den Zopf nicht länger mehr,
Die Bänder wurden — ob zu rasch? — zerbrochen
Und eine neue Ordnung stellt sich her.
Ob's wirklich Ordnung bleibt, die Zeit wird's lehren,
Ob's wilder Haß nicht wieder wird zerstören.

Ein deutscher Stamm und treu und bieder,
Drum wird er's Maaß zu halten sich bemüh'n.
Nur dann kehrt Ruh' in seinen Gauen wieder,
Und seiner Fürsten und sein Wohl wird blüh'n.
Der Name, den dir meine Sylben sagen,
Das Volk es führt' ihn einst in alten Tagen.

Das dritte Sylbenpaar — wie soll ich's deuten?
Dem Studio ist es eine schwere Last;
Es mischt sich ein in seine lauten Freuden
Und seine wilde Lust stört es mit Hast;
Es lauert still auf jeden seiner Schritte,
Stößt kalt ihn fort aus seiner Brüder Mitte.

Es treibt ihn weg von seinen Trinkgelagen,
All überall schleicht es um ihn herum.
Nicht einmal kann er sich mit Ruhe schlagen
Gleich heißt's: *Citetur ad Magnificum.*
Doch soll das Wort ganz richtig sein geschrieben
Müßt ändern eins, ein Zeichen ein noch schieben.

Das Ganze — hoch ragt's in das Reich der Lüfte
Und weithin glänzt das schneebedeckte Haupt.
Wie an dem Fuß auch gähnen tiefe Klüfte
Und wilder Sturm in grauser Wuth dort schnaubt,
Es hebt sich ruhig in die rein're Zone
Und fernhin schimmert seine Strahlenkrone.

Doch einst, vielleicht in seinen Jugendjahren,
Da zeigt, wie jetzt, es nicht des Friedens Bild;
Da sah man Flammen, feuer'ge Blitze fahren
Aus seinem Busen schauerlich und wild,
Und Feuerströme mächtig ihm entquellen
Und wälzen langsam fort die glühn'den Wellen.

Nun aber — nein es mag jetzt nicht mehr toben,
Nun überläßt den Menschen es den Spaß.
Wehmüthig sieht darein es von dort oben,
Wie sie verzehren sich im Grimm und Haß.
Europa wird Dir seinen Nam' nicht sagen
Im fernen Welttheil mußt du nach ihm fragen.

Dem Scharfsinn meiner Leser bleibe die Lösung der gelungenen Charade überlassen; sie entfloß der Feder eines mir besonders werthen Zuhörers. Der Erleichterung wegen sei bemerkt, daß unter Mexiko's Eingebornen der ältere Name des Vulkans, auf welchen sich das Sylben-Räthsel bezieht, fast verschollen ist. Fachmänner wissen, daß es sich um den Berg handelt, der im Jahre 1834 erstiegen wurde; ein kühnes Unternehmen, wovon wir eine vortreffliche Schilderung besitzen.

Erst mit dem Winter-Halbjahr 1818 auf 1819 begannen meine übrigen Vorträge. Stets blieb ich dem Grundsatze treu: bei Jünglingen, die mir ihr Vertrauen schenkten, vor allem Lust und Liebe zur Sache zu wecken, Eifer anzuregen und rege zu erhalten, sie aufzumuntern zum Selbst-Studium; auch verfehlte ich meist meine Absicht nicht. Ich strebte naturgemäß zu reden, als ob ich handelte, und nachdem ich meine Gedanken innerlich klar ausgesprochen, nie mehr zu sagen, als nöthig, auch unterließ ich nicht, die Lichtseiten der Wissenschaft besonders hervorzuheben. Ich schmeichle mir, den schulsteifen Professoren nie beigezählt worden zu sein, und preise mich glück-

lich, den grämlichen, milzsüchtigen nicht anzugehören. Mit Liebe bin ich stets meinem Berufe nachgekommen, er gewährte mir die reinsten und besten Freuden. In- und außerhalb Deutschland leben vormalige werthe Zuhörer, deren dauernd wohlwollender Gesinnungen ich mich rühmen darf. Für mich blieb der auf Andere gemachte Eindruck keineswegs ohne erfrischende Wechsel-Wirkung, und so wohnt die alte Kraft der Anregung und Begeisterung noch immer in mir. Ich bin nichts weniger als „kathedermüde"; ich halte die Vorträge keineswegs weil es so sein muß.

Die Sammlungen, welche ich geschaffen, die mit nach München gewandert und von da nach Heidelberg, dienten bei den Vorträgen: Bis dahin wurden sie nur zum Behuf von Privat-Studien benutzt, jetzt bot ich alles auf, scheute keine Kosten, brachte große Opfer, um solche für den Unterricht so geeignet und brauchbar zu machen, als immerhin möglich. Ohne Ruhmredigkeit glaube ich sagen zu dürfen: in dieser Beziehung, das eigentlich Belehrende ins Auge fassend, gebührt meiner Sammlung eine der ersten Stellen.

Ein vorzüglicher Schmuck Heidelbergs in dieser Zeit waren die Boisserée'schen Bilder, in denen sich Geist, Gemüth und Natur mit seltner Treue, Schönheit und Klarheit spiegelten. Durch Neigung, Kenntniß, Ausdauer, Aufwand und Glück gelang es den vaterländischen Bemühungen des verehrten Bruder-Paares, und ihrer, durch gleiche Studien eng verbundenen, Freunde einen Schatz von Gemälden zusammenzubringen, welche den Beweis geben, daß Deutschland seit dem XIII. Jahrhundert eine bedeutende Malerschule hatte, die, wie die Italische, von Ueberlieferungen alter Byzantinischer Kunstweise ausgieng.

Man erzählte, Kaiser Franz, Erzherzog Johann und Fürst Metternich hätten, bei Gelegenheit als das große Hauptquartier der Verbündeten sich in Heidelberg befand, die Sammlung besucht und lange verweilt beim Betrachten der Gemälde. Einem geübten Kenner von Kunst und Geschichte gleich, ging der Monarch in Einzelnheiten ein. Mit Verwunderung hörten Anwesende die richtigen

Bemerkungen von tiefer Einsicht zeugend und zugleich einladend und ermunternd. Keine Frage, die nicht das Wesen der Sache betroffen.

Jean Paul in Heidelberg.

> *„Il y a un homme que l'Allemagne entière porte dans son coeur, un homme de sentiment et d'observation, penseur toujours disposé à se laisser aller au caprice de sa fantaisie, qui revêt d'illusions charmantes la réalité positive des existences les plus simples, que les femmes surtout affectionnent, car il est leur confident le plus intime, car il lit dans le coeur de la jeune fille, de l'épouse, de la mère, et sait y surprendre dans leur expression naturelle et puissant d'innombrables trésors d'amour et de dévouement qui, avec lui du moins, jamais ne se dépensent en dehors de l'ordre et de la loi légitime.*
>
> *Henri Blaze.“*

Ein hochbegabter Dichter, der kraftgeistigste, kühnste aller launenhaften Schriftsteller Deutschlands,

> „dessen Humor wie ein singender Vogel schwebte zwischen Himmel und Erde, ein Auge zum Himmel gewendet, das andere mit Wohlgefallen auf der Erde ruhend,“

Jean Paul, hatte im verflossenen Jahre mehrere Wochen in Heidelberg verbracht. Ehrenvoll wurde er empfangen, freundlich bewirthet. Unzweideutige Beweise von Liebe, Bewunderung, Begeisterung fesselten den willkommenen Gast; auch die Schönheit der Gegend trug das ihrige bei: auf dem Königstuhle schrieb er die jugendfrische, warme Dichtung „das Immergrün unserer Gefühle“.

Jeder wollte Jean Paul sehen; es war ein Kampf seine Hände zu drücken. Wie in Schriften, fand man ihn im Reden; auch hier zeigte er sich in voller anerkannter Meisterschaft, wußte die entferntesten Gegensätze einander nahe zu bringen, ja einander zu verschmelzen. Wie viel Schönes und Liebliches, welche Macht unerschöpflichen Witzes! Alle waren hoch entzückt. Kleines neben Erhabenem, Lächerliches neben tiefstem Ernst, gaukelnde Scherze voll

gründlichen Urtheils, reizende, ewig wechselnde Bildnereien der Laune.

Oft ließ ich mir eine Lustfahrt auf dem Neckar schildern. Bis zu den bunten Bänder-Wimpeln das Schiff bekränzt mit Eichenlaub. Fröhliche Lieder wurden gesungen, in einem zur Seite fahrenden Kahne spielten Musiker, von den Burgen wehten Fahnen und weiße Tücher wurden geschwenkt.

Frauen und Jungfrauen zumal brachten ihrem erklärten Liebling, dem „Herzenskündiger des schönen Geschlechtes", gebührende Huldigung. Einige reizende Kinder zeigten sich so eingenommen, so ergriffen und bezaubert, daß sie im heiligen Eifer, dem treuen vierbeinigen Begleiter des Dichters mit zarten Händchen Locken raubten für Medaillons und Armbänder, für Busen-Nadeln und Ringe. Ueberglücklich priesen sie sich im Besitz der erbeuteten Reliquien. — Und Reliquien wurden die Haare im strengen Wortsinne; der arme Spitz verendete nicht lange nachher; an seine Stelle trat Ponto, ein weißer Pudel, von dessen Geschick und Verständigkeit der Herr gern zu reden pflegte.

Als Jean Paul wiederkehrte in diesem Jahre, empfand er nicht ganz die alte Lust. Störend für ihn war die Anwesenheit eines Mannes, der sich, und in jeder Art, als sein literarischer Gegner erwiesen. Freundschafts- und Ehren-Bezeigungen mußte er getheilt hinnehmen mit August Wilhelm Schlegel.

Zum erstenmale sah ich den Dichter in einer Abend-Gesellschaft. Haus und Garten, wo wir uns befanden, sind ungemein günstig gelegen. Man übersieht das anmuthige Thal, den Fluß auf und ab, die bewachsenen Felsen mit röthlichen Wänden, die grünen Berge, die Brücke — von der Göthe, diesen Standpunct im Auge habend, sagt: sie zeige sich in einer Schönheit, wie vielleicht keine andere — endlich am fernen Himmelsrand die Sonne hell und klar herabblickend mit ihren goldenen Strahlen. Jean Paul — der stets mit der Natur gelebt, in frühern Jahren oft Tage im Freien verbracht, der in seinen Darstellungen Gegenden und Landschaften so treu abzuprägen verstand — schwelgte in jenem Anblick; Brücke und Fluß zumal hielten sein Auge lange gefesselt.

Thee hatte sich der gefeierte Gast verbeten. Unser Wirth, beseelt von fürsorglichen Gesinnungen, setzte nach englischer Weise eigens bereitetes Bier vor; dieses sagte besonders zu.

In beständiger innerer Geistes- und Herzens-Bewegung schien Jean Paul. Gedanken-Verbindungen in seltsamer Menge mochten sein Gemüth durchkreuzen, mitunter wohl begleitet von schwermüthigen Empfindungen. Zuweilen konnte man glauben, er befinde sich in der Welt der Geister, schwärme in wundersamen Zauberträumen. Die scharfkantige Eigenthümlichkeit abgerechnet, erwies er sich ohne alle Vornehmheit, nichts Gesuchtes oder Gespanntes in seinem Wesen, nichts Absichtliches, keine unangenehme Reizbarkeit. Fortwährend gesprächig, äußerte er sich, liebenswürdig und gutmüthig, frei und unbefangen, mit schlichtem Ton und Ausdruck, aber stets gehaltvoll, über die mannigfaltigsten Gegenstände: In jedem Wort war der reine, edle Mensch zu erkennen, die Herzenstiefe. Nichts Anmaßendes, nichts Schwülstiges oder Heftiges vernahm ich, keine Spur gekränkter Eitelkeit und widerwärtiger Vorurtheile, auch nicht einen leidenschaftlichen Widerspruch. Stets bot er eher Rosen, als Dornen, ließ sich keine Bitterkeiten zu Schulden kommen, riß nicht Vorhandenes spottend nieder, ohne Neues dafür aufzubauen. Erlaubte er sich, der Damenwelt gegenüber wohl, dann und wann, diesen oder jenen strenger Schicklichkeit etwas widerstrebenden Ausdruck, stets blieb die Sittlichkeit unverletzt.

Es ist das kein Schmeichelbild; Jeder, der Jean Paul gekannt, wird in unseren Bemerkungen nur Wahrheit finden.

Der Dichter wußte von meinen früheren Beziehungen zum Großherzog von Frankfurt. Er sprach über den Besuch, welchen er, zwei Jahre früher, seinem „innig verehrten, mit warmem treuem Herzen geliebten Gönner und Wohlthäter“ zu Regensburg abgestattet, einem Fürsten, an dem Jean Paul den „glühendsten Antheil“ genommen. Ich konnte in unsere Unterredung so manches Persönliche verflechten, den edlen Dalberg betreffend, dies regte ihn außerordentlich an. Er hatte, bis zu jenem Besuch, die persönliche Bekanntschaft des Fürsten nicht gemacht, dem er die höchste Bewunderung und Ehrerbietung widmete. Aber gleich nach dem ersten

Geben wurde das Verhältniß einem lange vertrauten gleich. Oft saßen sie Abends bis ins Dunkle bei einer „nur halb austropfenden“ Weinflasche, sprechend über Religion und Philosophie, schwärmend in den mannigfaltigsten Gebieten des Wissens. Mit strahlendem Gesicht ging der Dichter in großes Lob der seltenen Eigenschaften „seines Primas“ ein — wie er sich stets ausdrückte — pries den scharfen, klaren Verstand, verbunden mit so unendlicher Herzensgüte und Gemüths-Innigkeit.

Nicht ohne Rührung hörte ich ihn. Der Reiz des Besprochenen hatte Jean Paul so in Eifer gebracht, daß er immer schneller redete, mitunter etwas stolpernd, so daß der Wortstrom ihm fast im Munde stockte. Die vielen, an mich gerichteten Briefe des Großherzogs, welche ich alle bewahrt hatte, erklärte er für einen „einzigen“ Schatz. Sichtbar gewann ich in seinen Augen durch dieses Besitzthum; meine Mittheilungen konnten das gefaßte Vertrauen nur bestärken.

In meiner Münchner Antritts-Rede, da wo es heißt:

„Thiere und Pflanzen müssen an den Stellen, wo man jetzt ihre Ueberbleibsel ausgräbt, ihre heimathlichen Wohnstätten gehabt haben, was auch astronomische Gründe dieser Hypothese entgegenstellen wollen. Der Norden mußte glühen, um gigantische Geschöpfe, um riesenmäßige Pflanzen gedeihen zu lassen, und da der Norden glühte, konnte der Aequator von Wassern bedeckt sein, oder seine Gluht eignete ihn mehr zu einem Scheiterhaufen, als zu einem Brutneste des Lebens.“

war Jean Paul's Museum nicht unerwähnt geblieben, ich nahm Bezug darauf. Dieß hatte er keineswegs vergessen. Er lobte die Abhandlung über „Bedeutung und Stand der Mineralogie“, sagte mir viel Verbindliches, ohne jedoch näher einzugehen in die Sache.

Rasch eilte die Zeit vorüber. Jeder gestand dem Dichter zu, daß er neue Triumphe seiner Meisterschaft und Liebenswürdigkeit gefeiert. Alle bezauberte sein Benehmen, unbeschreiblich war der Eindruck, man widmete ihm vollen Beifall.

Beim Abendessen ließ sich ungewöhnlicher Aufwand in Küche und Keller nicht vermissen. Ueppige Tafel-Genüsse, erlesene Weine verschmähte Jean Paul keineswegs und blieb sodann nicht immer — was er hätte bleiben sollen. Die Unterhaltung wurde nun gedoppelt belebt. Er war zum Sprechen besonders aufgelegt. Sinn-

reiche Einfälle, witzige Anspielungen, zum Theil etwas frivol, selbst drastisch, wechselten mit ernsten Ansichten. Man bewunderte, man jauchzte und trank, mit stürmischem Beifall und Gläserklang, wiederholt des kühnen Dichters Gesundheit; oft mußte er inne halten, um Jubel und Gelächter verbrausen zu lassen. Göthe verglich ihn einst in solchem Zustande mit einem Salamander; allerdings hatte sich die Gestalt seitdem gewaltig geändert.

Somnambulismus — Lebens-Magnetismus.

Zur Zeit des zweiten Aufenthaltes Jean Paul's in Heidelberg war der Magnetismus sehr an der Tages-Ordnung. Mehr als drei Jahrzehnde liefen ab, seit Mesmer seine „Ansichten über unerkannte Verbindungen höherer Kräfte mit dem Menschen" ausgebildet, und eine „ganz neue Theorie der Heillehre" dargelegt. Wie man weiß, brachte er die Haupt-Einwirkung auf Kranke durch Bewegungen seiner Hände gegen sie zu Stande und kam so auf den „Somnambulismus". Jetzt erst erregte die Sache hier großes Aufsehen. Gegen jede Krankheit sollte er mit Erfolg anwendbar sein. Die zum Wahn und Aberglauben geneigte Menge leistete den Wunderärzten Vorschub. Curen widernatürlichster Art fanden Anhänger. Wie denn, von frühester Zeit her, so lange die Geschichte uns etwas meldet, die Menschen immer von Vorurtheilen beherrscht wurden, dafür weit mehr eiferten, als für Vernunft und Wahrheit. Ich konnte mich nie dem Glauben hingeben, daß an der unbegreiflichen, wunderlichen Sache etwas Wahres sei.

In einem der Säle des Hauses, welches später mein Eigenthum wurde, trieb der Heidelberger Magnetiseur mit dem Hellseher sein Wesen. Ich — der ich, offen und ehrlich gestanden, mit dem entschiedensten Mißtrauen erfüllt eingetreten war — fand hier Personen verschiedensten Standes und Alters, Vornehme wie Geringe, Gläubige und Ungläubige; besonders zahlreich war das schöne Geschlecht vertreten. Stets schritten noch Andere heran, diese unverkennbar mit klopfendem Herzen, jene mit den größten und sonderbarsten Er-

Kotzebue weilte zu Paris, als das Drama die zweiundneunzigste Vorstellung erlebte, und so bot sich Gelegenheit, „Menschenhaß und Reue“ in fremder Mundart sich vorspielen zu lassen. Im Versammlungs-Saal stellte man dem Dichter die Mimen vor, welche ihn umdrängten und unter lautem Jubel beglückwünschten. Groß war seine Verwunderung; bald steigerte sich das Staunen bis zum Entsetzen, ja beinahe zum Zorn. Was für störende Costüme und lächerliche Erscheinungen! Nichts als carrikirte Gestalten! Ein „Meinau“ in altfränkischem Uniform-Rock und rothen Beinkleidern, steif frisirt, mit hohem Tupet, im Nacken einen gewaltigen Zopf, „Eulalia“ hohläugig, etwas verknöchert mit lang fliegenden Haaren u. s. w.

Nur mit Mühe gelang es, Kotzebue zu bewegen, der Vorstellung beizuwohnen, so mißstimmt und verdrießlich fühlte er sich — und sollte dabei doch recht freundlich aussehen. Aber wie hatte er sich getäuscht in seinen geringen Erwartungen! Hingerissen wurde der Dichter, hoch entzückt, obwohl das Stück fast nicht zu erkennen war. Die gelungenste, wirksamste Aufführung in Deutschland müsse, seinem eigenen parteilosen Geständniß gemäß, gar Manches zu wünschen übrig lassen, so vollkommen rein, durchaus ungetrübt sei die Pariser gewesen. Es hätten die Künstler so unbefangen und natürlich gespielt, als wären es keine Rollen, was sie vortrugen. Unbedingten Beifall zollte er ihren Fähigkeiten und Leistungen.

Am nächsten Morgen wurde Kotzebue in unerwartetster, sonderbarster Weise überrascht. Die edelmüthige Uebersetzerin suchte ihn auf, eine Deutsche, vom Schicksal nach Paris verschlagen, welche, lange mit Sorgen kämpfend, in den dürftigsten Umständen gelebt hatte. Schüchtern, mit aller Innigkeit und Wärme, sprach sie ihren Dank aus und bot, unter ausbrechenden Thränen, dem Dichter eine mit Goldstücken gefüllte Börse dar, als kleinen Theil dessen, was sie mittelbar durch ihn gewann. Freimüthig gestand die Dame, daß sie, schreienden Mißbräuchen nachgebend, genöthigt worden, das Drama zu verunstalten, um solches mit Erfolg nach Frankreich zu verpflanzen. — — (Wohl entsinne ich mich einer Darstellung von „*Misanthropie et Repentir*“, durch eine Gesellschaft wandernder französischer Schauspieler, auf der Hanauer Bühne. Sie fand vor langen Jahren

statt; die Mimen waren nicht weniger seltsam gekleidet, wie in Paris, ihr Spiel vortrefflich.)

Unerwähnt möge nicht bleiben, daß, wie ich mir erzählen ließ, der Gedanke zu „Menschenhaß und Reue" den 9. Oktober 1788 gefaßt und nach Verlauf von fünf Wochen das Stück vollendet wurde.

Außerordentliche fast abenteuerliche Schicksale, in mannigfaltigen Wechsel-Wirkungen, waren Kotzebue beschieden. Als der Verdacht auf ihm ruhte, Flugschriften verfaßt zu haben, welche Staats-Umwälzungen, Empörungen bezweckten, wurde er, 1800, an der russischen Grenze verhaftet und nach Sibirien geführt. Ein Jahr früher erschien ein Drama: „der alte Leibkutscher Peter des dritten", angeblich nach einer wahren Anekdote bearbeitet. Auf deutschen Bühnen machte das kleine Stück wenig; desto wichtiger würde es für den Dichter in seiner damaligen so mißlichen Lage. Unter andern kommen darin die Stellen vor:

„Geh' nur zu unserm neuen Kaiser, klage ihm dreist deine Noth, der hilft dir gleich, wenn Du's verdienst." — „Für ihn ist es kaiserliche Lust, ein Vater der Armen zu sein." — „Zum Kaiser kann man so leicht kommen, das sagt Dir Jeder, und mit ihm läßt sich's reden, als wäre er unser einer. Durch seine Gnade macht er alte Leute wieder jung, so gütig, so freundlich spricht er." — „Wie ehrte er seines Vaters Leiche? Im größten Pomp ließ er sie von Newsky nach dem Palast bringen." — „Wohl dem Volke, das zu arm an Worten ist, um seinen guten Vater zu segnen."

Man hatte das Drama ins Russische übersetzt, in der Handschrift dem Monarchen vorgelegt. Ein Gnadenblick fiel auf den Verbannten; Kotzebue erhielt sofort seine Freiheit, wurde belohnt mit Titeln und Mitteln; man wollte selbst von entschuldigenden Aeußerungen wissen, zu denen der menschenfreundliche Kaiser sich herabgelassen.

Gegen Franzosen kämpfte der Dichter, als unversöhnbarer Feind, mit allen ihm gebotenen Waffen; boshafte Anspielungen, spöttische, beißende Wendungen fehlten nicht; er wurde zum Libellen-Schreiber, um die Napoleon so mißgünstige Völkerstimmung zu unterhalten, zu steigern.

Kotzebue hätte in Rußland bleiben sollen; er folgte jedoch, als politischer Schriftsteller, im Jahre 1813 dem russischen Hauptquartiere. Freunde, die ihn sahen, als derselbe später wieder in Jena weilte, fanden den Dichter ernst, wortkarg. Er klagte über Abnahme

Kraft dem Menschen, gleichsam boshafter Weise, mißgönnen. Plinius erzähle dieß von Pfauen, und wir hätten täglich Gelegenheit es an Hunden und Katzen zu beobachten.

Der den Magnetismus Bekämpfende — einer der Koryphäen unserer medicinischen Facultät — sagt zum Schlusse: gewiß wird jeder gläubige Leser dankbar erkennen, daß ihm die Bekanntschaft einer so wichtigen Schrift vergönnt wurde. Auf dem Mist im Hofe, hinter dem Zaun findet er Rath und Hülfe gegen alle Leibes-Gebrechen und — unentgeltlich. Besonders dürfte das bewährte Mittel der Maria Gehlerts Empfehlung verdienen. Es ist in der „Dreck-Apotheke“ (S. 1) Folgendes darüber gesagt:

„Vom Haupt-Wehe. Taubenkoth, Pfauenkoth, Lindenblüt und Rautenblätter sind sehr bewährte Mittel dagegen. Salome Zwirnerin langte Schwalbenkoth aus dem Nest, thät Essig und bands um die Stirn. Ein Bürger aus Coeg nahm frischen Mist von einer rothen Kuh, mischte Holunderblüt, Chamillen und rothe Kornrosen dazu, und bunds um die Stirn, welches ihm sehr gut thate. Marie Gehlerts konnte ihrem Haupte nie besser Ruhe schaffen, als wenn sie ein Stirnband in Mistpfützen tunkte, und so naß um den Kopf schlug.“

Der Heidelberger „Hellseher“ mußte die „Dreck-Apotheke“ gründlich studirt haben, dieß läßt sich nicht in Abrede stellen. Seine Ordonnanzen, wie ich solche hörte, gaben davon das unzweideutigste Zeugniß.

„If we arrive at a puzzle, we are on the eve of a discovery.“

Ob dieser Ausspruch Brewster's, des gelehrtesten, thätigsten Physikers Großbritaniens in neuester Zeit, bei den „räthselhaften Erscheinungen“, wovon nun die Sprache sein soll, sich bewähren, ob wir durch sie zum Vorabend einer „Entdeckung“ gelangen werden, möge der Folgezeit anheimgestellt bleiben.

Drei Jahrzehnde später, als man, Fiasco machend, den Magnetismus in Heidelberg geübt, brachten öffentliche Blätter aus England die Kunde von höchst merkwürdigen, wundersamen, ans Unglaubliche grenzenden „Thatsachen“.

Bei Doctor Elliotson — als Arzt allgemein geachtet, einer der ausgezeichnetsten Physiologen Londons — lernten zwei Deutsche

Gelehrte so überraschende Ergebnisse aus dem Bereiche des Mesmerismus kennen, daß dieselben in ihrem Bericht zu wiederholten Malen gestehen: hätten sie nicht gesehen mit eigenen Augen, sie würden zweifeln.

Die Somnambule war schnell einzuschläfern, aber eben so rasch wieder zu erwecken. Man konnte dem jungen Mädchen heftig in die Arme kneifen, ohne daß ein Schmerz, ja nur irgend eine Art von Gemüths-Aeußerung wahrnehmbar; empfindlich zeigte sich die Patientin jedoch gegen höhere Wärme-Grade. Der Arzt erregte einzelne Gehirn-Organe derselben. Er spielte auf diesen, wie auf den Tasten eines Klaviers, ganz nach Belieben bald eine Saite anschlagend, bald die andere. Hinter dem Rücken des Lehnstuhles stehend, auf welchem das Mädchen saß, legte er abwechselnd einige Fingerspitzen seiner Linken, jetzt auf das Verehrungs-, sodann auf das Selbst-Verachtungs-Organ, endlich auf jenes des Zerstörungs-Triebes. In jedem dieser Fälle zeigte der Kranken Gesicht im Minen-Ausdruck unbeschreibliche Aenderungen, bald war es versunken in tiefe Andacht, bald Stolz aussprechend, oder den heftigsten Zorn.

Das Gesicht eines anderen Patienten streichend, rief der Arzt die merkwürdigsten Verzerrungen hervor; die Nase erschien in lächerlich abgestülpter Form, der Mund auf drollige Weise verzogen u. s. w. Wie eine Gliederpuppe nahm der junge Mann in den Händen Elliotsons jede beliebige Stellung an. Er ahmte alle Töne nach, wiederholte in den verschiedensten Sprachen, was man ihm vorsagte. Auf einer Seite konnte er erweckt werden, die andere verblieb im magnetischen Schlafe.

Weit entfernt, ein Urtheil zu wagen, müssen Laien sich dessen um so mehr enthalten, als der Londoner Fachmann — von dem es undenkbar, daß er, seinen Ruf auf's Spiel setzend, Täuschungen beabsichtigt — als Elliotson selbst erklärt: über das Wesen des magnetischen Schlafes wisse er fast nichts. Er erschien ihm nur als ein erhöhter Zustand der Nerven-Thätigkeit, einwirkend auf das Nerven-System; dadurch allein, nicht durch Arzeneien, würden die Heilungen hervorgebracht.

Bei seinen Curen verfährt Elliotson nicht geheim; er erklärte

sich bereit, jedem Arzt Gelegenheit zu geben, von der Natur der Erscheinungen Ueberzeugung zu erlangen.

Mit Jean Paul zusammen gewesen zu sein, bleibt mir stets eine schöne Erinnerung; ich sah ihn nicht wieder. Als mich, im Jahre 1821, eine Reise nach Berlin durch seine heimathliche Stadt führte, hatte ihn das schmerzlichste Erlebniß betroffen: sein Max, der einzige Sohn, war, wenige Tage zuvor, einem Nervenfieber erlegen. Mit unglaublichem Eifer gab sich der junge Mann in Heidelberg philologischen und theologischen Studien hin; zu große geistige Anstrengungen führten das frühe Ende herbei. — „Nicht über ihn brauch' ich Trost", schrieb der tief gebeugte Vater einem Befreundeten in unserer Stadt, „sondern über das Entbehren seiner Liebe."

Von den vielen Nachahmern fand keiner besonderen Beifall; nicht auf einen vererbte sich Jean Paul's Geist. Humor und Ironie treten nirgends kräftig hervor; man vermißt die charakteristische Färbung, die Fülle lebendiger Bilder und Gedanken; Sachwitz ist beinahe immer tändelndem Wortwitz untergeordnet.

Jean Paul's Französischer Biograph schließt mit den Worten: *„Un génie si luxuriant, si multiple, si éminnement original dans sa fécondité inépuisable, un talent si varié, si riche, si fantasque en ses mille boutades, réclament des études qui nous entraîneraient au-delà des bornes que nous nous sommes prescrites."*

Eßlair auf der Mannheimer Bühne.

Reicher Genuß wurde allen Kunstfreunden Mannheims und der Umgegend, uns Heidelbergern namentlich, durch die Gastrollen, welche Eßlair in der nachbarlichen Stadt gab, die, voll gerechten Stolzes, ihn einst den Ihrigen nannte.

Mit großen Erwartungen sah ich der ersten Darstellung, „Wallensteins Tod", entgegen. Ich fand einen vollendeten tragischen Schauspieler, stark von Phantasie, reich an Gemüth, der sich trefflich

darauf verstand, seine unerschöpflichen Mittel zu beherrschen, das kraftvolle Organ voll mächtigen Klanges, das majestätische Wesen. Sage man immerhin, Eßlair — aus angesehener österreichischer Familie stammend — wäre kein „doctrineller", kein gelehrter Mime gewesen, sondern mehr Naturalist, ein „glücklicher Schütze bleibt er, er traf ohne lange zu zielen".

Den „Friedländer" gab der Künstler mit so vieler Würde, mit einer solchen tragischen Tiefe, so durchaus edel, geistreich, natürlich und ungezwungen, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Die hohe gebietende Helden-Gestalt, das Auge reich an Seele und Ausdruck, der gewaltige Ton, und mehr noch die Art, wie er ihn gebrauchte, anhielt, ausstieß. Die Kleidung stattlich aber nicht prächtig. Und das ist ganz der Wahrheit gemäß.

Ein Zeitgenosse berichtet:

„Dieser Wallenstein hat sich, für seine Person, nicht prächtig in Kleidern gehalten. Er hat getragen: ein Paar rothe Hosen, einen Koller und darin etwa ein Paar weiße Aermel von Canevas. Wer weiß nicht, daß ihm ein Fürst könne ein gut Kleid machen lassen? Aber seine Diener hat er sauber in Kleidung gehalten."

Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit einer Theater-Anekdote, die mir früher in Weimar erzählt worden. Schiller hatte „seinem" Wallenstein bedeutet: der Sitte österreichischer Feldmarschälle gemäß, wären auf dem Hut, unter den weißen, zwei rothe Federn unentbehrlich. Trotz Natur-Widerwillens des Helden, der den Hahn nicht konnte krähen hören, wurden zwei rothe Federn herbeigeschafft, und diese blieben auf des Friedländers Hut, als schon manch anderer Schmuck darunter und daneben mit der Zeit verfallen war.

Wie herrlich sprach Eßlair den „Traum"; er wandelte die Erzählung um in wirkliche Vision. Wie rührend, in seiner höchsten Seelen-Bedrängniß, die Worte: „Max bleib' bei mir". Man vermochte nicht zu glauben, daß ihn der Max verlassen könne. Im Schluß-Akte feierte unser Mime den eigentlichen Triumph; kein Wort, das nicht tief erwogen, keine Bewegung, die nicht bedeutend geworden wäre. Entkleidet der Zeichen ird'scher Gunst und Allgewalt, schied der stolze Friedländer zum letzten Schlaf. — Stürmischer Beifall brauste und mit donnerndem Ruf verlangte das Publikum den

Künstler zu sehen; er verbeugte sich stumm mit dem Ausdrucke der Bescheidenheit. Ganz meinem Gefühl gemäß; Schauspieler, die eben auf der Bühne gestorben, sollten nie sprechen.

Die Umgebungen waren etwas matt und nicht befriedigend, manche der Mitspielenden erschienen als Zwerge, wenn der Riese auftrat. Nur Thürnagel, aus guter alter Schule, stand Eßlair würdig zur Seite. Wie oft erfreute ich mich an der großen Vielseitigkeit jenes Mimen, heute nahm er als „Abbé de l'Epée" das Zartgefühl in Anspruch, morgen als „Geitziger" die Lachlust, und sodann wußte er wieder als „Cooke" Schauder zu erregen.

Mit lautestem Beifall begrüßte das dankbare Publikum Eßlair, wie er als „Lear" auftrat. Ungeheuere Anforderungen macht diese Rolle, aber jeder mußte anerkennen, daß der Künstler sehr viel leistete, daß ihm das Meiste gelang, und das ist viel in dem riesigen Trauerspiel, in dem erschütternden Werke, von Tieck unter die „merkwürdigsten, größten und unergründlichsten Schöpfungen neuer tragischer Kunst" gestellt. In furchtbarer Weise, grauenhaft und blutig, sehen wir das Schicksal entfaltet, die Charaktere vieldeutig angelegt, reich ausgestattet, mit Flammenzügen gemalt. Tiefster Schmerz, Verruchtheit, Fratzen berühren sich; vom Erhabensten bis zum Nichtswürdigsten gehen alle Tugenden, alle Laster in den wunderbarsten, anziehenden und abschreckenden Formen an unsern Augen vorüber. Es ist schon Gewinn, wenn Schauspieler nur einige Seiten dieses unsterblichen Werkes eines gewaltigen Geistes richtig aufzufassen wissen. Besonders Herzliches, Edles, Rührendes, verstand Eßlair trefflich herauszuheben, ebenso im ersten Aufzuge Eigensinn, Zorn und Schwäche. Sein alter Lear blieb — der gemißhandelte Vater, welcher mit jeder Unglücks-Macht grausen Kampf gestritten, mit Sturm und Wahnsinn, mit der Töchter Undank, der, einem Bettler gleich, die Fluren durchirrte — stets blieb er „in jedem Zoll ein König".

Prinz Christian in Heidelberg.

Eines Abends, es war schon spät im Oktober, pochte es leise an der Thüre meines Arbeitszimmers.

„Herein!"

Ein schöner, großer, vollkommen wohlgebildeter Mann, von lebhafter Gesichtsfarbe und blonden Haaren, in anständiger Reise-Kleidung, stand vor mir.

„Sie kennen mich nicht?"

Ich sann und sann.

„Berge kommen nicht zusammen, aber Menschen", sagte wohlwollend der mir persönlich Unbekannte, sodann warf er mit leutseligem, schalkhaftem Lächeln die Frage hin: „Sie wechseln ja Briefe mit dem Prinzen Christian?"

„Der Fürst würdigt mich dieser Ehre."

„Nun, was bedarf's vieler Worte, ich bin Prinz Christian."

Auf's freudigste wurde ich überrascht. Mit seiner offenen Herzlichkeit und Bescheidenheit wußte der liebenswürdige Herr sogleich Vertrauen einzuflößen. Er kam aus Italien, hatte lange in Neapel geweilt und den ewig grollenden Vulkan zu wiederholten Malen erstiegen. Sein ganzes Gemüth war erfüllt von dem was er gesehen. Lange wurde geplaudert, denn ein Wort gab das andere. Ueberglücklich machte mich die Zusage, daß ich meinen hohen Gast öfter bei mir sehen würde.

Bischof Münter.

Ein anderer werther Besuch aus Dänemark war Bischof Münter, ein stattlicher Mann von starkem Körperbau, ehrwürdigen Antlitzes, fromm und bieder, grundgelehrt und von liebenswürdigster Persönlichkeit. Er verkehrte hier besonders mit Creuzer; in unsern geselligen Kreisen bewegte sich Münter mit Freiheit und Anstand, mit Würde und Anmuth. Als Naturfreund erwies er sich besonders theilnehmend für geologische Forschungen, namentlich was die Vulkanen-Lehre anging. Zwei Gegenstände nahmen seine Beobachtung zumal in Anspruch und wurden öfter zwischen uns abgehandelt:

Daß Wiederholungen der Würzburger Auftritte, Nachahmungen der Ereignisse an andern Orten, stürmische Tage auch Heidelberg drohen dürften, war vorauszusehen. Die Polizei erwies sich, ich will nicht sagen ungeschickt, aber zögernd und zagend.

Am 25. August Abends durchzogen, unter anhaltendem Hep-Hep-Geschrei, Volks-Mengen die Stadt und endlich der Judengasse zu. Bis dahin fielen nur Neckereien vor, Beleidigungen und rohe Scherze. Nun aber wurden an mehreren Häusern Fenster, Läden und Thüren mit Aexten und Brecheisen geöffnet. Das Gesindel drang in die Wohnungen ein, plünderte, oder zerschlug was es vorfand. Bald war die Straße erfüllt von zerrissenen Papieren, von Bettfedern und Möbel-Trümmern. Noch immer keine verhindernde Maaßregel. Sicher hätten alle jüdischen Häuser gleiches Schicksal erfahren, wäre nicht plötzlich eine ungewöhnliche Hülfe gekommen. Es waren unsere Musensöhne, welche „intervenirten"; sie widersetzten sich den wüthenden Hep-Hep-Männern, den Räubern, und halfen die Ordnung herstellen. Von der städtischen Behörde, welche sich nicht anders zu helfen wußte, um Beistand ersucht, gestattete der Prorector nicht nur den Ruf des sonst so verpönten „Bursche heraus!" er forderte dazu auf. (Wohl der einzige Fall in den Annalen deutscher Hochschulen.) Blitzschnell bewaffnete sich die studirende Jugend, Schläger und Hieber wurden geschwungen. Zwei unserer hochgeachtetsten Lehrer, der eine Jurist, der andere Theolog, dieser versehen mit einem Rapier, jener mit einem Degen, führten ihre Zuhörer an. Ein Sieg ohne Kampf; der Feind nahm das Reißaus beim Anblick der akademischen Rüstschaar. Am nächsten Tage requirirte man Militär von Mannheim, da es jeden Falls bedenklich gewesen wäre, die Studirenden länger in Anspruch zu nehmen, deren musterhaftes, ihren guten Geist so vortheilhaft bezeichnendes, Betragen von der Regierung öffentlich belobt wurde.

Jahr 1820.

Göthe, meiner mit Wohlwollen gedenkend, schrieb unter dem 3. April:

„Kaum wüßte ich in dem Augenblicke durch ein Schreiben Sie recht würdig zu begrüßen und für mancherlei bisher empfangenes Gute unbewunden zu danken, da ich so lange geschwiegen und daher wohl Ursache hätte, hinlängliche Entschuldigungen auszusprechen. Ihre geneigte und geprüfte Denkweise jedoch läßt mich hoffen, daß Sie in meinem Schweigen die wahre einzige Ursache in einem für meine Jahre eigentlich mit mancherlei Obliegenheiten von der verschiedensten Art überdrängten Zustand suchen werden. Nehmen Sie Gegenwärtiges als eine Begrüßung, die ich nicht unterlassen darf, indem ich mich zu einer Frühjahrs-Reise anschicke, die mich leider nicht zu Ihnen, und zu andern theueren Freunden an den südwestlichen Flüssen führen wird.

„Da ich zu Jubilate nach Carlsbad zu gehen gedenke, so könnte, wenn etwas von dortigen Mineralien gefällig wäre, solche mitbringen; denn seitdem der gute Müller im hohen Alter abgegangen, muß man selbst an Ort und Stelle sich das Nöthige zu verschaffen wissen. Besonders könnte mit sehr schönem großstänglichem Eisenstein, wovon eine Lage durch Chaussee-Arbeit entblößt worden, dienen, und auch wohl mit sonstigen Stücken aus der von mir bezeichneten Sammlung.

Treulich theilnehmend

Göthe.“

Ausflug nach Stuttgart.

Eines für mich sehr glücklichen Ereignisses habe ich zu gedenken, einer unbeschreiblich angenehmen Reise in Gemeinschaft mit Creuzer, Daub und Thibaut. Uns zogen nicht die Festlichkeiten an, welche im April bei des Königs Vermählung statt fanden, was hauptsächlich bestimmte, war ein den Brüdern Sulpiz und Melchior Boisserée zugesagter Besuch, auch, wie mein Amts-Genosse, der „Rechtsweise", einfließen ließ: einige Abwechselung in die Einförmigkeit des Alltaglebens zu bringen, das ewige Daheimsitzen sei schädlich, spanne den Geist ab.

Gastlich wurden wir von unsern Stuttgarter Befreundeten empfangen und verbrachten frohe Tage in der Königsstadt; besonders heiter und liebenswürdig erwies sich Thibaut.

Wohl gereicht mir's zum Vorwurf, von diesem Ehrenmann noch nicht geredet zu haben, dessen Zuneigung ich mir erworben. Ueberdenke ich mein Leben, so darf ich sagen: er gehörte zu den seltensten Menschen, womit das Schicksal mich zusammengeführt. Eine scharf ausgeprägte, bedeutsame, wunderbare Persönlichkeit, ein trefflicher Charakter, für dessen Eigenthümlichkeit merkwürdige Zeugnisse reden, überreich an Geist, eine edle Natur, voll Leben und Liebe. Ernst und kräftig, von ächtem Schrot und Korn, aber dabei zuvorkommend, mild und zartsinnig. In den weitesten Lebenskreisen genoß Thibaut eines liebevollen Vertrauens. Der aufrichtigste, theilnehmendste, uneigennützigste Freund, erwies er sich, bei Unfällen, bei Leiden ihm näher Stehenden, mit aller Innigkeit und Wärme. Aus eigener Erfahrung wüßte ich rührende Beispiele seiner unendlichen Herzensgüte aufzuzählen. Einen ungemein feinen und sichern Tact hatte er, angebornen Sinn für Musterhaftes und Großartiges, das lebendigste Gefühl für's Schöne der Kunst. Edles, Erhabenes und Reines fand er überall heraus. Unversöhnlicher Feind des Seichten, Leichtfertigen, Ungesunden, Gemeinen, strafte er Verkehrtheiten mit eigener Schärfe. Die Gabe lichtvoller, lebendiger, gewinnender Darstellung besaß mein gefeierter Amts-Genosse; er, ein Virtuos in akademischen Vorträgen, beherrschte Gedanken

und Worte, die glücklichen Schüler theilten des Lehrers Begeisterung. — — Schwer ist's zu entscheiden: ob Thibaut mehr als Mensch gewesen, oder als Gelehrter?

Genußvolle Tage, deren ich mit lebhaftestem Vergnügen mich entsinne, gewährte das stete Zusammensein mit geistreichen Männern, wie Thibaut, Daub und Creuzer. Viel bedeutende, in mancherlei Beziehung wichtige Gegenstände wurden verhandelt; bei allen entscheidenden Fragen der Wissenschaft und des Lebens betheiligten sich meine Reise-Genossen. „Von Naturkunde müsse man reden", äußerte unter anderm Thibaut, „wenn man überhaupt von einem Lichte der Wissenschaft sprechen wolle. Naturkunde gelte ihm, wie der nothwendigste zum Fortschreiten der übrigen wissenschaftlichen Zweige, auch als der ungetrübteste." — Geologisches kam zur Sprache. Ich wurde veranlaßt: mein Glaubens-Bekenntniß abzulegen über die Erd-Geschichte, über den Ursprung der Dinge und die Umwandelungen, welche unsere, von Menschen bewohnte, Planeten-Oberfläche im Zeit-Verlauf erlitten.

Ausgehend von eigenthümlichen Sagen über Welt-Erschaffung, in deren Besitz jedes Volk sich befinde, wurden gewisse Uebereinstimmungen hervorgehoben, die alle Sagen wahrnehmen ließen, welche unsere Tage erreichten, und zugestanden, daß keine dieser Ueberlieferungen mehr Zusammenhang und Vollständiges im Allgemeinen verrathe, keine mehr Klarheit und Einklang mit der Natur der Dinge zeige, keine mehr Ehrfurcht gebiete, wie die in den ersten Capiteln der genetischen Urkunde enthaltene.

Als Ursprung aller Dinge, fuhr ich fort, als wirksame Ursache des ersten Schöpfungs-Impulses, als Bewegendes der Naturkräfte, habe man ein erhabenes, mächtiges Wesen zu erkennen. Entwickelung und Ausbildung, Umwandeln und Zerstören der Materie wäre dauernde Einwirkung angeregter Natur. Trennung und Verbindung von Urstoffen erfolgten nach unabänderlichen Gesetzen, ohne Unterlaß sei die Natur thätig, stets gehe aus dem von ihr Zersetzten neues Leben hervor.

Meine Antwort lautete:

Länger schon sei ich überzeugt, daß die Schüler, weit über ihres großen Meisters Absichten hinaus, dessen Lehre als einzige und unfehlbare ausgerufen. Nun fange man in Deutschland allgemeiner an, die vulkanische Hypothese mit kälterer Ueberlegung zu prüfen, und besonders die Bildungsweise von Felsarten, welche so merkwürdig geworden, als Wendepunct beider geologischen Parteien der Zeit. Während wir, befangen durch den Ausspruch eines Koryphäen im Gebiete mineralogischen Wissens, das Entstehen der Basalte und anderer Glieder der sogenannten Flöz-Trapp-Formation im deutschen Gebirge abzuläugnen strebten, sie als Niederschläge ansahen, erfolgt aus einem Flüssigen nach regelrechten Gesetzen, böten sich, aus mehr oder minder entlegenen Gegenden, Beweise, die der Parteilose nicht unbeachtet lassen dürfe. Was Leopold von Buch und Alexander von Humboldt gethan, für Aufklärung der großen Streitfrage, sei bekannt. Jeder wisse, wie der erstgenannte berühmte Gebirgsforscher seinen frühern Glauben gewechselt, nachdem er die vulkanischen Berge der Auvergne gesehen. Wer erkenne nicht in Humboldt's Schilderung des porphyr-artigen Gesteines, das den Chimborazo zusammensetzt, den Trachyt, dieselbe Felsart, aus welcher das Rheinische Sieben-Gebirge besteht, von der die Euganeen gebildet werden, namentlich die Gegenden um Ventolone, Monselice, Lispida u. s. w., das Gestein, wovon Buch vor nicht langer Zeit die meisterhafte Beschreibung geliefert, dessen Entstehungs-Weise wir uns nicht wohl anders deuten könnten, als indem wir Blasen-förmige Auftreibungen annehmen, ein Durchbrechen der Gebirgs-Decke, Erhebungen gewaltiger Felsmassen durch Risse und Spalten, in der Festrinde der Erde entstanden, ein Durchbringen mit Dämpfen, oder mit gesäuerten Gasen, Röstungen, Verglasungen, Umwandelungen durch Feuer-Gewalt? Wie sehr spräche nicht für diese Erhebungs-Theorie jene Katastrophe, wodurch der Jorullo gebildet ward, wo Augenzeugen das Blähen der erweichten Erdrinde wahrnahmen, wo Basaltkegel in zahlloser Menge dem flammenden Gewölbe entstiegen? Müsse nicht das, was Hoff an der blauen Kuppe bei Eschwege aufgefunden, und an der Pflasterkaute bei Markfuhl, den gerechtesten Verdacht rege machen gegen die früher angenommenen Auflagerungs-Beziehungen der Basalte, wie gegen die sogenannten Basalt-Gänge?

Die Abwesenheit von Kratern und von Lavenströmen an basaltischen Bergen vermöge nichts zu beweisen. Wir hätten, wollten wir die Bildung der Trachyte, der Basalte und anderer Gesteine räthselhafter Natur begreifen lernen, zur Annahme von Vulkanen ganz eigenthümlicher Art uns zu wenden, zu Feuerbergen, die bei weitem nicht die Summe aller Eruptions-Phänomene wahrnehmen lassen, bei welchen diese Erscheinungen vielmehr auf dasjenige beschränkt bleiben, was ich im Vorgesagten bereits anzudeuten mir erlaubt.

Vergleiche man, mit vorurtheilfreiem Auge und sich lossagend vom vorgefaßten Schul-Glauben, die Erzeugnisse von Bergen, deren vulkanische Natur Niemand in Zweifel ziehen könne, sähe man die Producte des Vesuv und seiner Umgebungen, Bruchstücke, entnommen von unbestrittenen Lavenströmen — so unter andern vom

Strome der 1037 geflossen, auf welchem Portici erbaut ist, ferner von der Eruption von 1694 bei *Cremano*, von 1717 oberhalb *Bosco tre Case*, endlich, um den Wahn zu entfernen, als gehörten dichte Laven von wahrhafter Stein-Natur mehr den Ausbrüchen früherer Jahrhunderte an, jene, die 1802 und 1807 bei *Torre del Greco* geflossen * — so würde man zur Ueberzeugung gelangen, daß bei Umbildungen, welche vulkanische Gewalten vornehmen mit den ihnen gebotenen „Ur-Substanzen", bei weitem nicht immer die Rede ist von Verglasungen und Verschlackungen, von Schmelzungen, die blasige, leichte Substanzen hervorzurufen wissen, sondern daß der Einfluß, den das bei Eruptionen, oder überhaupt bei vulkanischen Processen thätige Element übt, sich gar oft beschränkt sah auf bloßes Austrocknen und Brennen, daß folglich von keinem gänzlichen Formen-Wechsel die Rede sein könne, welchen diejenigen so gern mit der Vorstellung über vulkanische Gegenstände verbinden, die, ohne auf eigener Ansicht beruhender Kenntniß wahrhafter Feuer-Producte, sich beschränkt sehen im Erfassen ihrer Meinung auf ärmliche, oft sachwidrige Beschreibungen. Höchst merkwürdige Analogieen böten die Erzeugnisse gewisser Vulkane mit manchen sogenannten — angeblich auf nassem Wege entstandenen — „Flötz-Trapp-Gesteinen". Ohne bei den, oft bis zum Verwechseln Aehnlichen, porösen Laven und den Mandelsteinen des Basaltes zu verweilen, ohne darauf hinzuweisen, wie fremdartig Basalte und das ihnen Zugehörige, allen übrigen Erzeugnissen der Flözzeit, ohne an Uebereinstimmungen zu erinnern, welche viele „Trapp-Tuffe" mit den durch Wasser aufgeschwemmten und verkitteten Trümmer-Gesteinen aus zersetzten vulkanischen Gebilden zeigen, wolle ich mir nur gestatten, auf die Laven zu verweisen, welche die bekannte Eruption des Epomeo auf Ischia hervorgebracht, die, in Handstücken, durchaus nicht unterschieden werden könne von Felsarten den Montdore zusammensetzend, von jenen die man bei Pardine und an andern Orten in Auvergne trifft, während sie zugleich große Aehnlichkeit zeigen mit gewissen Gebilden in den Euganeen u. s. w. Ebenso bewahre ich in meiner Sammlung Exemplare von Basalten aus dem Vogels-Gebirge, die in nichts verschieden sind von Bruchstücken dichter Isländischer Laven.

Ehe ich schloß, wurde noch einer Einrede begegnet, welche man vulkanistischen Hypothesen der Basalt-Bildung entgegenzustellen pflegte: nämlich die allgemeine Verbreitung jener Felsart über die ganze Planeten-Außenfläche, während Feuerberge mehr beschränkt seien auf einzelne Oertlichkeiten und Landstriche. Gerade dieses Verhältniß schien günstig zu sprechen für die Sache, gegen welche es zeugen sollte, daß die vulkanische Gewalt eine allverbreitete, allwirksame sei, lasse sich nicht ableugnen, zumal wenn man sie auch da, nur in weniger gesteigertem Grade, als thätiges Agens erkenne, wo bis jetzt minder wahrscheinlichen Ursachen unterlegt wurden, wie namentlich bei Erdbeben, beim Entstehen heißer Quellen und mineralischer Wasser. Obgleich allverbreitet, äußere sich indessen, durch das Bedingende anderer Verhältnisse modificirt, die Thätigkeit nicht überall auf gleiche Weise; darum wußte sie weit sparsamer Vulkane im umfassendsten Wortsinn hervorzurufen und zu unterhalten, als vielmehr durch sie einzelne Massen von Gebirgen, mehr oder weniger beträcht-

* Die Belegstücke finden sich sämmtlich in meiner Sammlung.

lich, emporgehoben, aufgetrieben, geglüht u. s. w., mit einem Worte „Feuerberge" erzeugt wurden, die wir, im Gegensatze der andern „Vulkane ohne Eruption" nennen könnten.

In solcher Weise entwickelte ich — es liefen seitdem über drei Jahrzehnde ab — meinem Gönner in Weimar die Ansichten, von mir über einen Gegenstand erfaßt, der gewiß allgemeiner Theilnahme nicht unwerth war *.

Göthe's siebenzigster Geburtstag in Heidelberg gefeiert.

Gleichgesinnte Freunde und Amts-Genossen, ich nenne nur Creuzer, Daub, Paulus, Thibaut, veranstalteten an dem Tage, wo der Dichterfürst das siebenzigste Lebensjahr erreichte, in Gemeinschaft mit mir, eine geeignete Feier.

Am 19. September schrieb Göthe aus Carlsbad:

„Ihnen meinen lebhaftesten Dank für die freundliche Zuschrift, die mir verspätet zukam, von hieraus abzustatten, darf ich nicht länger säumen. Mögen Sie meinen verehrten Heidelberger Freunden die aufrichtigste Versicherung geben, wie gerührt ich anerkenne die schöne und herzliche Theilnahme an meinem Verweilen unter geliebten näher und ferner verbundenen Landsleuten. Mein größtes Glück ruht auf der Hoffnung, daß diese Neigung mir auch künftig unwandelbar vorbehalten sei.

„Die Mittheilungen über Basalt-Genese interessiren mich sehr. Haben Sie die Gefälligkeit, mich auf alles aufmerksam zu machen, was in diesem Capitel vorkommt. Obgleich ein verjährter Neptunist, habe ich doch die Acten nie für geschlossen gehalten.

„Den schönsten Dank für so manche mir bisher gegönnte bedeutende Zuschrift.

Göthe."

Dem Briefe lag ein Blatt folgenden Inhaltes bei:

---

* Später legte ich dieses mein Glaubens-Bekenntniß, weiter ausgeführt, einem größern Leser-Kreise vor. (Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1819, Nr. 42.)

Die Feier
des achtundzwanzigsten Augusts
dankbar zu erwiedern.

Herrn Geh.=R. von Leonhard.

Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an seinen Seiten
An die vierundzwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaisers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten;
Derb und kräftig, hold und schicklich.
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter, nah und ferne,
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten;
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend;
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise;
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluten,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Carlsbad, den 15. September 1819.

Göthe.

August von Kotzebue.

Zu dieser Zeit lebte im nachbarlichen Mannheim ein Lustspiel-Dichter, der, früher und damals noch, als solcher und wegen seiner Stellung zum Vaterlande, Viele gegen sich hatte, auf verschiedenartigste Weise beurtheilt wurde. Maßlos überschätzten die Einen

Kotzebue's gewandtes, unerschöpfliches Talent, Andere führten sehr gereizte Sprache gegen den Mann, Alles, was von ihm herrührte, wurde preisgegeben, gehässig verketzert.

Schon als Kind hatte Kotzebue Aufmerksamkeit erregt durch Lebhaftigkeit und Gefühl. Die erste Jugend verbrachte er in Weimar, seiner Geburtsstadt. Durch die Bühne wurde sehr frühe Neigung zur dramatischen Kunst geweckt. An Knaben vertheilte man selten Einlaßkarten; aber der „kleine August" kundschaftete einen Gang aus unter dem Theater, der nach dem Pauken-Winkel führte und von da auf die — Geheimeraths-Bank.

An poetische Versuche wagte sich der neunjährige Kotzebue, auf glänzende Weise beurkundete er seine Darstellungs-Gabe im vierundzwanzigsten Jahre. Mit wenig Worten verstand er jeden Gegenstand in überraschendes, eigenthümliches Licht zu setzen. Was ohne poetische Tiefe erreichbar, wußte er zu behandeln. Leichtes und Sicheres der Gesprächs-Form, klare Kenntniß äußerer Lebens-Verhältnisse, ächt volksmäßige Färbung der Charaktere ist dem Drama-Dichter nicht abzusprechen. Mit wundersamer Vielseitigkeit — nur selten nahm sein Geist äußere Eindrücke willig und ohne Zögern auf — gelang es ihm Handlungen zu erfinden, spannend zu verwickeln, ohne den Knoten künstlich zu schürzen, sie bühnengerecht zu machen durch Zustände, Lagen und Erfolge; auch verschmähte er's nicht, seinen Schauspielen reiche Gewänder umzuhängen und war sehr vertraut mit dem Theaterwesen nach allen dessen Eigenthümlichkeiten. Weßhalb man Kotzebue anklagte, ihn mit Vorwürfen überhäufte, die, wenn auch nicht ganz ungerecht, sicher mitunter allzu strenge und hart, das sind Bühnenstreiche, zügelloser Muthwillen, Liebeshändel und Ränke an die Grenze von Erlaubtem und Anstößigem streifend, das Unziemliche berührend, übel umflorte Schlüpfrigkeiten neben widriger Empfindelei. — Melpomene war ihm nicht hold. Einst las er Schiller eines seiner Trauerspiele, als die Arbeit eines hoffnungsvollen jungen Mannes, in der Handschrift vor, um dessen Ausspruch zu vernehmen. Der Dichter ließ sich keineswegs mystificiren; schon ehe der erste Aufzug beendigt ward, fiel ein sehr ungünstiges Urtheil.

Ungemein schnell vermochte Kotzebue zu schaffen; davon ein Beispiel. Lustwandelnd mit dem, wegen lebhafter Einbildungskraft und um der leichten, anmuthvollen Sprache willen so sehr geschätzten; Schriftsteller Meißner, äußerte dieser: es müsse sehr schwierig sein, immer neue Stoffe zu finden. In muthwillig froher Laune fiel die Behauptung: „aus jedem zu nennenden Dinge lasse sich ein Schauspiel machen". Da nahm Meißner eine Stricknadel vom Boden auf und überreichte solche seinem Begleiter mit fast feierlicher Miene. In der kurzen Zeit von vierundfünfzig Stunden war die Aufgabe glücklich gelöst, eines der beliebtesten Lustspiele vollendet. Dies erinnert an Magnou, dessen Trauerspiele längst vergessen sind. Er dichtete so leicht, daß ein poetischer Glückwunsch auf den Einzug des Königs, siebenhundertzweiundfünfzig Verse, in zehn Stunden niedergeschrieben wurde.

Von den hundert Dramen Kotzebues tragen viele das Gepräge des Andranges wechselnder Einfälle, auch der Ungeduld, die wenig Nachstudium und Feile erlaubten. Man hat sie verglichen mit Rechtsstreiten, welche der Verfasser beim Publikum gewann, vor dem Richterstuhl der Kritik verlor. Sei dem wie ihm wolle, es gingen die Stücke so ziemlich alle in Deutschland über die Bretter und versammelten sehr zahlreiche und aufmerksame Hörerkreise, sie verschafften sich Geltung zu einer Zeit, wo Göthe's und Schiller's Werke zum erstenmale in Scene gesetzt wurden. Um ihrer augenblicklichen Beziehung willen, sind die meisten veraltet, verschollen. — Ein Franzose bearbeitete, es ist so lange nicht her, das „Epigramm" für die Pariser Bühne, ohne Näheres über dessen Abkunft zu sagen; ein Deutscher übertrug es rückwärts und so wurde, durch Gallomanie, das Lustspiel wieder germanisch. — Sollte, was übrigens nicht zu denken, jener Uebersetzer eine Ahnung gehabt haben vom glänzenden Erfolge, dessen, vor langen Jahren, ein anderes viel besprochenes Schauspiel sich rühmen konnte? Durch Frauenhand auf französischen Boden verpflanzt, wurde — obwohl unbarmherziger Weise verunstaltet — „*Misanthropie et Repentir*", in der Hauptstadt nicht allein, in ganz Frankreich, mit größerer Begeisterung aufgenommen, wie einst in Deutschland.

Kotzebue weilte zu Paris, als das Drama die zweiundneunzigste Vorstellung erlebte, und so bot sich Gelegenheit, „Menschenhaß und Reue" in fremder Mundart sich vorspielen zu lassen. Im Versammlungs-Saal stellte man dem Dichter die Mimen vor, welche ihn umdrängten und unter lautem Jubel beglückwünschten. Groß war seine Verwunderung; bald steigerte sich das Staunen bis zum Entsetzen, ja beinahe zum Zorn. Was für störende Costüme und lächerliche Erscheinungen! Nichts als carrikirte Gestalten! Ein „Meinau" in altfränkischem Uniform-Rock und rothen Beinkleidern, steif frisirt, mit hohem Tupet, im Nacken einen gewaltigen Zopf, „Eulalia" hohläugig, etwas verknöchert mit lang fliegenden Haaren u. s. w.

Nur mit Mühe gelang es, Kotzebue zu bewegen, der Vorstellung beizuwohnen, so mißstimmt und verdrießlich fühlte er sich — und sollte dabei doch recht freundlich aussehen. Aber wie hatte er sich getäuscht in seinen geringen Erwartungen! Hingerissen wurde der Dichter, hoch entzückt, obwohl das Stück fast nicht zu erkennen war. Die gelungenste, wirksamste Aufführung in Deutschland müsse, seinem eigenen parteilosen Geständniß gemäß, gar Manches zu wünschen übrig lassen, so vollkommen rein, durchaus ungetrübt sei die Pariser gewesen. Es hätten die Künstler so unbefangen und natürlich gespielt, als wären es keine Rollen, was sie vortrugen. Unbedingten Beifall zollte er ihren Fähigkeiten und Leistungen.

Am nächsten Morgen wurde Kotzebue in unerwartetster, sonderbarster Weise überrascht. Die edelmüthige Uebersetzerin suchte ihn auf, eine Deutsche, vom Schicksal nach Paris verschlagen, welche, lange mit Sorgen kämpfend, in den dürftigsten Umständen gelebt hatte. Schüchtern, mit aller Innigkeit und Wärme, sprach sie ihren Dank aus und bot, unter ausbrechenden Thränen, dem Dichter eine mit Goldstücken gefüllte Börse dar, als kleinen Theil dessen, was sie mittelbar durch ihn gewann. Freimüthig gestand die Dame, daß sie, schreienden Mißbräuchen nachgebend, genöthigt worden, das Drama zu verunstalten, um solches mit Erfolg nach Frankreich zu verpflanzen. — — (Wohl entsinne ich mich einer Darstellung von „*Misanthropie et Repentir*", durch eine Gesellschaft wandernder französischer Schauspieler, auf der Hanauer Bühne. Sie fand vor langen Jahren

statt; die Mimen waren nicht weniger seltsam gekleidet, wie in Paris, ihr Spiel vortrefflich.)

Unerwähnt möge nicht bleiben, daß, wie ich mir erzählen ließ, der Gedanke zu „Menschenhaß und Reue" den 9. Oktober 1788 gefaßt und nach Verlauf von fünf Wochen das Stück vollendet wurde.

Außerordentliche fast abenteuerliche Schicksale, in mannigfaltigen Wechsel-Wirkungen, waren Kotzebue beschieden. Als der Verdacht auf ihm ruhte, Flugschriften verfaßt zu haben, welche Staats-Umwälzungen, Empörungen bezweckten, wurde er, 1800, an der russischen Grenze verhaftet und nach Sibirien geführt. Ein Jahr früher erschien ein Drama: „der alte Leibkutscher Peter des dritten", angeblich nach einer wahren Anekdote bearbeitet. Auf deutschen Bühnen machte das kleine Stück wenig; desto wichtiger würde es für den Dichter in seiner damaligen so mißlichen Lage. Unter andern kommen darin die Stellen vor:

„Geh' nur zu unserm neuen Kaiser, klage ihm dreist deine Noth, der hilft dir gleich, wenn Du's verdienst." — „Für ihn ist es kaiserliche Lust, ein Vater der Armen zu sein." — „Zum Kaiser kann man so leicht kommen, das sagt Dir Jeder, und mit ihm läßt sich's reden, als wäre er unser einer. Durch seine Gnade macht er alte Leute wieder jung, so gütig, so freundlich spricht er." — „Wie ehrte er seines Vaters Leiche? Im größten Pomp ließ er sie von Newsky nach dem Palast bringen." — „Wohl dem Volke, das zu arm an Worten ist, um seinen guten Vater zu segnen."

Man hatte das Drama ins Russische übersetzt, in der Handschrift dem Monarchen vorgelegt. Ein Gnadenblick fiel auf den Verbannten; Kotzebue erhielt sofort seine Freiheit, wurde belohnt mit Titeln und Mitteln; man wollte selbst von entschuldigenden Aeußerungen wissen, zu denen der menschenfreundliche Kaiser sich herabgelassen.

Gegen Franzosen kämpfte der Dichter, als unversöhnbarer Feind, mit allen ihm gebotenen Waffen; boshafte Anspielungen, spöttische, beißende Wendungen fehlten nicht; er wurde zum Libellen-Schreiber, um die Napoleon so mißgünstige Völkerstimmung zu unterhalten, zu steigern.

Kotzebue hätte in Rußland bleiben sollen; er folgte jedoch, als politischer Schriftsteller, im Jahre 1813 dem russischen Hauptquartiere. Freunde, die ihn sahen, als derselbe später wieder in Jena weilte, fanden den Dichter ernst, wortkarg. Er klagte über Abnahme

der Einbildungskraft; denkbare Stoffe für dramatische Arbeiten wären ihm so gut wie versagt. Er verrieth Unzufriedenheit, ein von düstern Ahnungen, von Furcht-Gedanken zerrissenes Innere. Auf seinem Herzen lastete etwas, das er entdecken wollte, ohne dazu zu kommen.

Als russischer Staatsrath erhielt Kotzebue den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben, um den Literatur-Zustand zu beachten. „Der Kaiser will" — so lauteten die Worte im amtlichen Minister-Schreiben — „daß Ihre Sendung nur eine wissenschaftliche sei; mit Vergnügen werden Seine Majestät Sie ganz der Wissenschaft sich widmen sehen." Monatlich mußte unmittelbar an Alexander Bericht erstattet werden. Faßte der Abgeordnete neue Ansichten über Politik auf, über Finanzwesen, Statistik ...... so durfte man in Zufälligkeiten keine tiefen Plane suchen, dazu war der Dichter, in mehr als einer Hinsicht, nicht der rechte Mann; zudem streitet die Klugheit des Petersburger Cabinets gegen jeden Gedanken der Art, daß ihn das wirre Geschrei gegen die Russen in einem großen Theile von Europa anwiderte, ist begreiflich.

Kotzebue war seinem Heimathlande und der Neuzeit fremd geworden. Ohne blinder Verfechter unbeschränkter Gewalt-Herrschaft zu sein, schwärmte er, rückblickend auf vergangene Tage, für Fürstengunst. Er hatte keinen Sinn für den Schwindel, der so Viele befangen; er war gleichgiltig gegen ständische Verfassungen, die als einziges Heil der Menschheit galten, voll Argwohns was Preßfreiheit betraf und das, in jugendliche Umtriebe ausartende, Turnen. Urtheilend nach Erfahrungen, ausgehend von Ueberzeugungen, bekämpfte er das Vorurtheil: in dem Reiche, wo Alles sich bewege um den Willen des Kaisers und seiner Räthe, wolle man keine Aufklärung.

Kein Wunder, daß Kotzebue, unter solchen Umständen, verdächtig wurde, daß er den Unwillen nicht Weniger erregte. Wo man Geheimnisse zu ahnen vermeinte, wähnt in der Regel die Menge, es stecke Böses dahinter; die Welt ist nicht anders.

Möglich, daß der Bericht-Erstatter es keineswegs immer gehalten, wie kluge Aerzte, welche oft ihren Kranken die Gefahr geringer

vorstellen. Bei begeistertem Wollen fehlt häufig bedachte Ausführung; vielleicht wurde mitunter das Vernommene prüfungslos wiederholt. Einen besoldeten Spion konnten nur abgeschmackte Gerüchte den Dramen-Dichter nennen; er war zu stolz zu wissenschaftlichem Heucheln, wie zu heimlicher Angeberei. Vorurtheile, Unbesonnenheit, Leidenschaft, Unduldsamkeit führten ihm allerdings Sorgen, Bekümmerniß und Unglück herbei.

Wie es gekommen, daß ich mir nicht Kotzebues persönliche Bekanntschaft zu erwerben gesucht? Offen und ehrlich sei's gestanden, ich würde mich selbst nicht begreifen, wäre ich nicht im ersten Halbjahre meines akademischen Lehramtes durch Vorträge so in Anspruch genommen gewesen, daß ich mir selbst Ausflüge nach Mannheim versagen mußte. Endlich athmete ich freier und wollte durch einen gemeinschaftlichen Freund mich einführen lassen bei dem Dichter; aber es war ihm nicht beschieden, das Leben zu genießen bis zum letzten Tropfen — er fiel durch Meuchelmord.

Jahre nachher besuchte ich, geologische Zwecke verfolgend, die Gegend von Wunsiedel, weilte auch mehrere Tage in der Stadt, wo Sand 1795 geboren wurde. Schmerzvoll gedachten meine Freunde des biedern, geradsinnigen, moralisch gebildeten Jünglings, der, befangen in schrecklichem Irrthum, ein politischer Glaubensschwärmer, voll verworrener, verkehrter Ansichten und Begriffe von Vaterland und Freiheit, zum schwärzesten Verbrechen sich hinreißen ließ. Man rühmte, wie der redliche Vater, mit treuer Sorgfalt, unter liebevoller Aufsicht, des Sohnes Entwickelung geleitet, in ihm den Sinn für Gutes und Edles geweckt. Auch sei dieser, um seiner Sitten-Reinheit willen, des unverdorbenen Gemüthes und der aufopfernden Freundschaft wegen, stets ein Liebling sämmtlicher Mitschüler gewesen.

Zur Zeit, wo der Freiheits-Geist gegen das Uebermaaß französischen Trotzes sich zu regen begann im deutschen Lande, drängte es Sand zur Theilnahme am Kampfe. Im Bunde mit gleichgesinnten Jünglingen eilte er zum Heere der Verbündeten und trat, als Freiwil-

liger, in Mannheim unter die Plänkler einer Compagnie baierischer Jäger. Nach den Feldzügen wurden, mit erneuertem Eifer, theologische Studien fortgetrieben, bis der Vorsatz zur schauderhaften That den Unglücklichen zum Zweitenmale nach Mannheim führte. — — Im Mai 1820 wurde Sand gerichtet. Fassung und Ueberzeugung behielt er bis zum letzten Augenblick, grüßte heiter die Umstehenden, von Sanftmuth trug sein Gesicht keine Spur, das Haar war von Stirn und Schläfe weggestrichen, um der Begeisterung eine freie Stätte zu gewähren. Nicht den mindesten Eindruck schien der Anblick des Blut-Gerüstes zu machen. An die Schranken der Bühne getreten, überschaute er die Menge, seine Rechte gen Himmel erhebend, zwei Finger schwörend gestaltet, sprach er: „Du, o Gott! weißt, daß ich es gethan für Deutschlands Wohl!" – Auf seiner Brust fand sich ein Band mit den Worten: „seit zwei Jahren dem Tode geweiht". — — Falscher Gestirne Beruf trieb den Verblendeten, durch wilde Vorurtheile, durch verzerrte Gefühle, bis zum grausen Wahnsinn, That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos — Alles gestaltete sich bejammernswerth.

Hep-Hep!

Es war im August-Monat, als, auf höchst sträfliche Weise, ein, Personen- und Eigenthums-Sicherheit gefährdender, Unwillen über die Anmaßungen der Juden laut wurde, darüber, daß die „geschmähte Nation" mehr und mehr um sich griff im Geschäfts-Leben. In Erbitterung und Haß artete der Unwille aus; es kam zu Verfolgungen und Gewaltthaten, besonders im südlichen Deutschland. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß Aufreizungen durch Uebelgesinnte, andere Zwecke, „Errungenschaften" irgend einer Art beabsichtigend, mit im Spiele gewesen, daß sie die verwegenen Händel herbeigeführt, Brandfackeln geschleudert in leicht entzündliche Gemüther. Wohl nicht ohne Grund hegten in Frankfurt anwesende fremde Gesandten ernstlich Sorge: das Unwesen möge weiter um sich greifen; während der Nacht fanden diplomatische Berathschlagungen und Verhandlungen statt; es war die Rede davon, einen Theil der Mainzer Besatzung zu Hülfe zu rufen.

Nachrichten von Gährungen unter dem großen Haufen liefen ein, der öffentlichen Ordnung und Sicherheit drohend. Mit lärmendem Geschrei rotteten sich unruhige Menschen zusammen, vorzüglich Lehrlinge und junge Leute, darunter viele fremde, welche kein bleibender Aufenthalt an diese oder jene Stadt knüpfte. Man hörte keineswegs allein von muthwilligen Ausbrüchen, sondern von den ärgsten Freveln. An Judenhäusern wurden Fenster eingeworfen, Läden und Thüren zerschlagen, die Bewohner, als wollte man christlichen Mitbürgern eine Freude bereiten, mißhandelt, mit Steinwürfen verfolgt. Zerstörung von Waaren und Mobilien, Raub und Plünderung erlaubte sich der zügellose Haufe, das verdorbene Gesindel. An blutigen Auftritten, an tödtlichen Verwundungen fehlte es nicht.

Gleichsam in einem Zuge, als wäre ihnen ein Reiseweg vorgeschrieben, pflanzten die abscheulichen Handlungen sich fort von Stadt zu Stadt:

den 4. und 5. August in Würzburg,
den 10. in Frankfurt,
den 12. in Darmstadt,
den 25. in Heidelberg,
den 27. in Karlsruhe.

Ueberall ertönte das beleidigende: „Hep-Hep"! Schriftgelehrten und Geschichtforschern überlassen wir die Auslegung des Spottrufes. Einige behaupten: schon bei Juden-Verfolgungen im Mittelalter sei er Brauch gewesen; zur Zeit der Kreuzzüge habe derselbe die Anfangs-Buchstaben der Worte:

***H**ierosolyma **E**st **P**erdita* *!

bedeutet. Nach Andern wäre der Ruf von einem landschaftlichen Sprach-Gebrauch herzuleiten: Ziegen hießen „Hep" und so wollte man anspielen auf die grauen Bocksbärte alter Juden.

Den Regierungen der Staaten, in denen jene Mißachtung der Gesetze vorgekommen, galt es als Pflicht, die persönlichen Rechte aller Einwohner in Schutz zu nehmen, welchen Glaubens dieselben seien. Sie säumten nicht, alle geeigneten Maaßregeln zu ergreifen und Straf-Bestimmungen zu erlassen.

---

* Jerusalem ist verloren.

Daß Wiederholungen der Würzburger Auftritte, Nachahmungen der Ereignisse an andern Orten, stürmische Tage auch Heidelberg drohen dürften, war vorauszusehen. Die Polizei erwies sich, ich will nicht sagen ungeschickt, aber zögernd und zagend.

Am 25. August Abends durchzogen, unter anhaltendem Hep-Hep-Geschrei, Volks-Mengen die Stadt und endlich der Judengasse zu. Bis dahin fielen nur Neckereien vor, Beleidigungen und rohe Scherze. Nun aber wurden an mehreren Häusern Fenster, Läden und Thüren mit Aexten und Brecheisen geöffnet. Das Gesindel drang in die Wohnungen ein, plünderte, oder zerschlug was es vorfand. Bald war die Straße erfüllt von zerrissenen Papieren, von Bettfedern und Möbel-Trümmern. Noch immer keine verhindernde Maaßregel. Sicher hätten alle jüdischen Häuser gleiches Schicksal erfahren, wäre nicht plötzlich eine ungewöhnliche Hülfe gekommen. Es waren unsere Musensöhne, welche „intervenirten“; sie widersetzten sich den wüthenden Hep-Hep-Männern, den Räubern, und halfen die Ordnung herstellen. Von der städtischen Behörde, welche sich nicht anders zu helfen wußte, um Beistand ersucht, gestattete der Prorector nicht nur den Ruf des sonst so verpönten „Bursche heraus!“ er forderte dazu auf. (Wohl der einzige Fall in den Annalen deutscher Hochschulen.) Blitzschnell bewaffnete sich die studirende Jugend, Schläger und Hieber wurden geschwungen. Zwei unserer hochgeachtetsten Lehrer, der eine Jurist, der andere Theolog, dieser versehen mit einem Rapier, jener mit einem Degen, führten ihre Zuhörer an. Ein Sieg ohne Kampf; der Feind nahm das Reißaus beim Anblick der akademischen Rüstschaar. Am nächsten Tage requirirte man Militär von Mannheim, da es jeden Falls bedenklich gewesen wäre, die Studirenden länger in Anspruch zu nehmen, deren musterhaftes, ihren guten Geist so vortheilhaft bezeichnendes, Betragen von der Regierung öffentlich belobt wurde.

Jahr 1820.

Göthe, meiner mit Wohlwollen gedenkend, schrieb unter dem 3. April:

„Kaum wüßte ich in dem Augenblicke durch ein Schreiben Sie recht würdig zu begrüßen und für mancherlei bisher empfangenes Gute unbewunden zu danken, da ich so lange geschwiegen und daher wohl Ursache hätte, hinlängliche Entschuldigungen auszusprechen. Ihre geneigte und geprüfte Denkweise jedoch läßt mich hoffen, daß Sie in meinem Schweigen die wahre einzige Ursache in einem für meine Jahre eigentlich mit mancherlei Obliegenheiten von der verschiedensten Art überdrängten Zustand suchen werden. Nehmen Sie Gegenwärtiges als eine Begrüßung, die ich nicht unterlassen darf, indem ich mich zu einer Frühjahrs-Reise anschicke, die mich leider nicht zu Ihnen, und zu andern theueren Freunden an den südwestlichen Flüssen führen wird.

„Da ich zu Jubilate nach Carlsbad zu gehen gedenke, so könnte, wenn etwas von dortigen Mineralien gefällig wäre, solche mitbringen; denn seitdem der gute Müller im hohen Alter abgegangen, muß man selbst an Ort und Stelle sich das Nöthige zu verschaffen wissen. Besonders könnte mit sehr schönem großstänglichem Eisenstein, wovon eine Lage durch Chaussee-Arbeit entblößt worden, dienen, und auch wohl mit sonstigen Stücken aus der von mir bezeichneten Sammlung.

Treulich theilnehmend

Göthe.“

Ausflug nach Stuttgart.

Eines für mich sehr glücklichen Ereignisses habe ich zu gedenken, einer unbeschreiblich angenehmen Reise in Gemeinschaft mit Creuzer, Daub und Thibaut. Uns zogen nicht die Festlichkeiten an, welche im April bei des Königs Vermählung statt fanden, was hauptsächlich bestimmte, war ein den Brüdern Sulpiz und Melchior Boisserée zugesagter Besuch, auch, wie mein Amts-Genosse, der „Rechtsweise", einfließen ließ: einige Abwechselung in die Einförmigkeit des Alltaglebens zu bringen, das ewige Daheimsitzen sei schädlich, spanne den Geist ab.

Gastlich wurden wir von unsern Stuttgarter Befreundeten empfangen und verbrachten frohe Tage in der Königsstadt; besonders heiter und liebenswürdig erwies sich Thibaut.

Wohl gereicht mir's zum Vorwurf, von diesem Ehrenmann noch nicht geredet zu haben, dessen Zuneigung ich mir erworben. Ueberdenke ich mein Leben, so darf ich sagen: er gehörte zu den seltensten Menschen, womit das Schicksal mich zusammengeführt. Eine scharf ausgeprägte, bedeutsame, wunderbare Persönlichkeit, ein trefflicher Charakter, für dessen Eigenthümlichkeit merkwürdige Zeugnisse reden, überreich an Geist, eine edle Natur, voll Leben und Liebe. Ernst und kräftig, von ächtem Schrot und Korn, aber dabei zuvorkommend, mild und zartsinnig. In den weitesten Lebenskreisen genoß Thibaut eines liebevollen Vertrauens. Der aufrichtigste, theilnehmendste, uneigennützigste Freund, erwies er sich, bei Unfällen, bei Leiden ihm näher Stehenden, mit aller Innigkeit und Wärme. Aus eigener Erfahrung wüßte ich rührende Beispiele seiner unendlichen Herzensgüte aufzuzählen. Einen ungemein feinen und sichern Tact hatte er, angebornen Sinn für Musterhaftes und Großartiges, das lebendigste Gefühl für's Schöne der Kunst. Edles, Erhabenes und Reines fand er überall heraus. Unversöhnlicher Feind des Seichten, Leichtfertigen, Ungesunden, Gemeinen, strafte er Verkehrtheiten mit eigener Schärfe. Die Gabe lichtvoller, lebendiger, gewinnender Darstellung besaß mein gefeierter Amts-Genosse; er, ein Virtuos in akademischen Vorträgen, beherrschte Gedanken

und Worte, die glücklichen Schüler theilten des Lehrers Begeisterung. — — Schwer ist's zu entscheiden: ob **Thibaut** mehr als Mensch gewesen, oder als Gelehrter?

Genußvolle Tage, deren ich mit lebhaftestem Vergnügen mich entsinne, gewährte das stete Zusammensein mit geistreichen Männern, wie **Thibaut**, **Daub** und **Creuzer**. Viel bedeutende, in mancherlei Beziehung wichtige Gegenstände wurden verhandelt; bei allen entscheidenden Fragen der Wissenschaft und des Lebens betheiligten sich meine Reise-Genossen. „Von Naturkunde müsse man reden", äußerte unter anderm **Thibaut**, „wenn man überhaupt von einem Lichte der Wissenschaft sprechen wolle. Naturkunde gelte ihm, wie der nothwendigste zum Fortschreiten der übrigen wissenschaftlichen Zweige, auch als der ungetrübteste." — Geologisches kam zur Sprache. Ich wurde veranlaßt: mein Glaubens-Bekenntniß abzulegen über die Erd-Geschichte, über den Ursprung der Dinge und die Umwandelungen, welche unsere, von Menschen bewohnte, Planeten-Oberfläche im Zeit-Verlauf erlitten.

Ausgehend von eigenthümlichen Sagen über Welt-Erschaffung, in deren Besitz jedes Volk sich befinde, wurden gewisse Uebereinstimmungen hervorgehoben, die alle Sagen wahrnehmen ließen, welche unsere Tage erreichten, und zugestanden, daß keine dieser Ueberlieferungen mehr Zusammenhang und Vollständiges im Allgemeinen verrathe, keine mehr Klarheit und Einklang mit der Natur der Dinge zeige, keine mehr Ehrfurcht gebiete, wie die in den ersten Capiteln der genetischen Urkunde enthaltene.

Als Ursprung aller Dinge, fuhr ich fort, als wirksame Ursache des ersten Schöpfungs-Impulses, als Bewegendes der Naturkräfte, habe man ein erhabenes, mächtiges Wesen zu erkennen. Entwickelung und Ausbildung, Umwandeln und Zerstören der Materie wäre dauernde Einwirkung angeregter Natur. Trennung und Verbindung von Urstoffen erfolgten nach unabänderlichen Gesetzen, ohne Unterlaß sei die Natur thätig, stets gehe aus dem von ihr Zersetzten neues Leben hervor.

Viele Umwälzungen habe die, im frühesten Zustand öde und leere Erd-Oberfläche erfahren, ehe sie ihre gegenwärtige Gestalt annahm. Jede dieser, mehr oder weniger gewaltsamen Katastrophen führten Vernichtung vorhandener Thiere und Pflanzen herbei; ihre Ueberbleibsel fänden sich begraben in ältern und in neuern Felsschichten. Mit stürmischen Begebenheiten, mit plötzlichen Erschütterungen wechselten Jahrhunderte der Ruhe.

Zwar sei unser Erfahrungs-Kreis klein, im Vergleich zum großen Erdganzen; allein, was in hohem Grade wichtig: sämmtliche ermittelte Thatsachen befänden sich in schönster Uebereinstimmung. Für die gegenseitigen Alters-Verhältnisse mannigfaltiger, auf feuerigem oder auf nassem Wege, und in sehr ungleichen Zeitscheiden entstandenen, Felsmassen, die über-, unter- und nebeneinander auftreten, fehle es Geologen keineswegs an Beweisen, an Zeugnissen. Es seien diese so sprechend, so unverwerflich, wie jene, welche Alterthumskundige beibringen für den früheren Zustand von Herculanum und Pompeji.

Ungewöhnliche Annahmen, Irrthümer, in die Manche sich verwickelt hinsichtlich der Welt-Bildung, unhaltbare Hypothesen, müßten unbeachtet bleiben und kein nachtheiliges Licht werfen auf die Wissenschaft. Wir hätten uns die Erde als ursprünglich in gasartigem Zustande zu denken, oder vielmehr die meisten festen Substanzen, welche sie jetzt zusammensetzen, dampfförmig verbreitet, zerstreut inmitten eines Raumes, unvergleichbar größer, als der, den solche nun erfüllen. Durch Wärme-Ausstrahlung nahm die Temperatur jener Dämpfe nach und nach ab, die strengflüssigsten und schwersten Körper verdichteten sich zuerst, den Kern des Raumes ausmachend.

So ungefähr sprach ich, keineswegs ununterbrochen durch diese und jene beachtungswerthen Einreden meiner aufmerksamen Zuhörer. Noch waren wir nicht zu Ende; als unser Reiseziel erreicht wurde.

Am nächsten Tage gab man, mit allem möglichen Gepränge und bei festlicher Beleuchtung des Hauses, „Ferdinand Cortez“.

Nicht ohne einiges Bedenken leistete ich Thibaut's Aufforderung Folge: ihn ins Theater zu begleiten.

Wer hörte seiner Zeit nicht vom „Heidelberger Sing-Verein"? der einzige Aufwand, welchen mein verehrter Amtsgenosse sich gestattete, der außerdem in altväterlicher Einsamkeit lebte. Jurisprudenz wäre sein Handwerk, Musik seine Religion, hörte man ihn wohl mitunter sagen; tiefster Lebens-Ernst lag in dem Ausspruch, der halb wie Scherz klang. Musterhaft treu und gewissenhaft in seiner Pflicht-Erfüllung, widmete er den „Sing-Abenden" nur jene Stunden, in welchen andere ihren Genuß in gesellschaftlichen Zerstreuungen finden. Mit größter Wärme, durchgreifend wirksam, leitete er, ohne Musiker von Profession zu sein, die Aufführungen. In der Wahl sich beschränkend auf's Beste und Höchste, wurden die reichsten Genüsse geboten. Zweck war: Bildung des Geschmacks an gediegener Musik; die „Reinheit der Tonkunst" sollte gepflegt werden. Eifrig, Mühe und Mittel nicht scheuend, verschaffte sich Thibaut das Werthvollste von Meisterwerken des Kirchenstyls und von National-Gesängen entschwundener Zeit; Lieder, in denen Völker ihre Freuden, ihre Schmerzen niederlegten, ihre Sehnsucht, den ganzen unaussprechlichen Gemüths-Reichthum.

Oft hatte ich mir sagen lassen, mein hochachtbarer Freund sei etwas einseitig unduldsam. Hartnäckige Bevorzugung alter Musik, die er mit ganzer Liebe ergriffen, mache ihn ungerecht gegen neuere, in völliger Abgeschlossenheit wäre er unnahbar in Ansichten und Richtungen. Bei Aufführungen, wie sie regelmäßig in seinem Hause statt fanden, begünstige er fast nur Oratorien, erfreue sich keineswegs am Schönen und Trefflichen, ohne zu beachten, aus welcher Zeit es stamme. Opern, zumal Instrumental-Musik, würden zurückgeschoben, über gewisse Ouvertüren namentlich sei mit Achselzucken das ungünstige Urtheil gefallen: geheimnißvoller Anfang, sodann Schreckschüsse, plötzlich große Stille, endlich und ganz unerwartet, etwas Walzerhaftes.

Vorahnungen empfindend, trat ich, nicht ohne einiges Zagen, an Thibaut's Seite in die Loge. Er, mit seinem erregbaren Gefühl, mit der lebhaften Gemüthsart, gehörte weniger als irgend Einer zu

den zaghaften Naturen, die sich von der öffentlichen Meinung, mit der er, in gewissen Beziehungen, schroff auseinanderging, einem schwankenden Rohre gleich hin und her treiben lassen. Schon während der Ouvertüre, mehr noch im Verlaufe des ersten Actes, konnte man errathen, was in seinem Innern vorging. Wolken des Zweifels erschienen auf dem sonst so freien geistvollen Antlitz. Er wurde aufgeregt, unruhig, verstimmt, schüttelte mißbilligend den Kopf. Gar bald waren die Worte zu hören: „Rauschend, ja, ja! Berechnet auf eitle Zerstreuung, auf augenblicklichen Kitzel“, und obwohl halblaut hingeworfen, blieben sie nicht ohne Aufsehen.

Den nahen Ausbruch eines Sturmes besorgend, redete ich begütigend ein, von Musikfreunden gehört zu haben, „Ferdinand Cortez“ sei an nicht wenigen Orten mit Beifall gegeben worden. Für Spontini's-Meisterwerk könne man allerdings die Oper keineswegs erklären, aber die Charaktere wären markig und lebendig durchgeführt, der theatralische Effect glücklich berechnet —

„Das ist gar bald gesagt“, unterbrach mich mein Nachbar in raschem Redefluß, „Sie und Ihre Freunde sind Verehrer des gangbaren musikalischen Treibens, folgen dem Zuge der Zeit. Von Ergreifendem, von Hinreißendem bis jetzt auch nicht eine Spur. Unter vielartigem Kriegslärm braußt die Handlung hin. Das Ohr wird ermüdet durch ängstlich verworrenes Ringen nach Eigenthümlichkeit.“

Dabei lachte Thibaut, der, fast leidenschaftlich aufgeregt, nur mühsam noch einige Fassung behauptete, so laut auf, daß ich, der ich in äußerste Bestürzung gerieth, dem Himmel dankte, als ich ihn nach dem Hute greifen und forteilen sah.

Vor dem Hause und auf dem Heimwege fielen die Bemerkungen: „Effect? Nichts als flüchtige Phantasie-Täuschung, Spiel wird getrieben mit den Empfindungen. Solcher Effect ist meist nichts als Erzeugniß des Ungeschicks, oder der Feigheit; Allen will man dienen, Allen gefallen. Vergebens suchte ich im „Ferdinand Cortez“ jene lieblichen Melodien, welche, wie ich mir sagen ließ, in der „Vestalin“ viele bezaubern sollen, und dennoch weiß man, daß anfangs Sänger und Sängerinnen, ja das gesammte Orchester sich Einreden gestattet, gegen die „unerhörte“ Musik in der letztern Oper. — Ob es wohl

gegründet, daß Napoleon den Stoff gewählt habe zum „Ferdinand Cortez“?

Angelangt im Gasthofe und von unserm Creuzer, in dessen gewohnter und beliebter Weise, mit liebenswürdiger Unbefangenheit befragt: „Nun, Ihr Herrn, gut unterhalten“? entgegnete der Pandecten-Heros: „Still davon, ich bin ergrimmt; denke ich daran, dreht sich mir das Herz um und um. Ich, hätte ich's zu thun, ich schöbe die Oper zurück.“

Was würde ich erst erlebt haben, wäre ich mit einem Manne, bei dem Abneigung so gut zur Macht wurde, wie Liebe und Begeisterung — wäre ich mit Thibaut zusammengetroffen in dem funkelnden Zug- und Ritterstück, reich an überglücklichen Theater-Wirkungen, in der „diabolischen Oper“. Offene oder versteckte politische Zwecke findet man nicht darin, wohl aber Ausgeburten gottvergessenen Leichtsinns. Fachmänner, Kenner und Liebhaber der musikalischen Kunst behaupten: „es müsse bei dieser Oper das Studium den glücklichen Wurf des Genies ersetzen; dabei lassen sie jedoch der Herrlichkeit des Genusses Gerechtigkeit widerfahren“. Thibaut wäre es sicher zu arg geworden, er würde geschimpft haben über die „entzückte Tollheit“ des Publikums, wenn die Orgelei im Schlußact beginnt, der ganze katholische Kirchendienst, mit Processions- und Hochamts-Scenen, in einem Schautanz versinnlicht wird, und endlich der böse Geist die modernden Nonnen eines Kloster-Kirchhofs aufscheucht zum Reigen. Ist das nicht durch Teufeleien alles verhöhnen, was christliches, überhaupt menschliches Religions-Gefühl heißt? Wie hätte das ihn in Harnisch gebracht! — — Ich entsinne mich gelesen zu haben: „ein Sünder, der, wie der legendenhafte „Robert von der Normandie“, sich vergangen, sei zeitlich verloren, er gehöre der Polizei, den Criminal-Richtern, die ihn, zur Beruhigung aller Familien-Mütter, abfertigen, oder für immer unschädlich machen müßten, nicht aber gen Rom pilgern lassen“.

Zwei Jahrzehnde liegen zwischen der fröhlichen Reise ins Schwabenland, und dem Tage wo Thibaut, den Zeitgenossen so lieb und werth, seine ruhmvolle, merkwürdige Laufbahn schloß. Allgemein

schmerzlich wurde der große Verlust empfunden. Ein starkes, reiches Leben, voll Kraft und Nachhalt, um auszudauern, bis zur äußersten Grenze menschlichen Daseins, erlosch plötzlich, nachdem es nur um wenige Jahre die Hälfte dieser Frist überschritt. „Wie ein schöner, in sich versöhnter Gesang löste sich sein Leben.“ Gesegnet sei das Andenken des Unvergeßlichen! Thibaut ist nicht mehr; sein Wirken wird noch lange fortleben.

Schweizer-Reise.

Im Herbst betrat ich zum erstenmale den lang ersehnten Boden des Alpenlandes. Ich sah die Berge mit ihrem unvergleichlichen Reichthum herrlicher Natur-Scenen. Es war, als öffne sich mir eine neue Welt; nie vergesse ich den Anblick. Einige Mittheilungen über diesen Ausflug scheinen nicht ungeeignet; gerne bescheide ich mich, daß sie des Neuen und Eigenthümlichen wenig enthalten. Dürfte doch kein anderes Land unseres Welttheiles öfter geschildert worden sein, als die Schweiz.

Erst Tags zuvor entschloß ich mich; die Vorbereitungen waren bald getroffen, die Bedürfnisse schnell geordnet; eingebildete Bequemlichkeiten kamen nicht in Betracht.

Am 13. September verließen wir Heidelberg. Wenn ich sage wir, so heißt das, außer mir, mein Freund Tiedemann und zwei werthe Amts-Genossen von Erlangen: Hencke, der Patholog, und Köppen, der Philosoph; sie waren es, die mich zur Reise aufgefordert.

Baden-Baden.

In der Frühe, mit dem Schlage vier, machten wir uns auf den Weg, dennoch wurde es Abend und dunkelte schon, als wir eine der lieblichsten Stellen Deutschlands erreichten, wo, bei günstigem Wetter, die Natur täglich Feste gibt.

Zum erstenmale befand ich mich an dem Curort von Aerzten und Nichtärzten, mit gutem Recht als einer der vorzüglichsten geschildert

und erfreute mich der wahrhaft gastlichen Weise, womit für lebensfrohe Behaglichkeit Sorge getragen wird. Im weitgedehnten Speisesaale des „Zähringer Hofes“ war die ausgebreitete Wirthstafel mit Gästen, welche der Dinge harrten die da kommen sollten, so besetzt, daß wir bescheidene Reisende nur in einer Ecke unsere Plätze nehmen konnten. Hier wurde mir die Freude, ein höchst ergötzliches Gespräch zu belauschen.

Eine alte häßliche Dame von bleichem, runzlichem Gesicht und ein rothbackiger, breitschulteriger Sechziger gaben Proben der Straßburger Welschthuerei, des wundersamen Sprach-Gemengsels, wovon ich schon so viel gehört. Durch Ernst, Ruhe, phlegmatische Behaglichkeit verriethen beide den deutschen Ursprung; nichts von der eigenthümlichen Form, vom leicht aufwallenden Gefühle, von der Raschheit der Franzosen.

Der *Monsieur*, nachdem er der *Madame*, mit aller erdenklichen Gravität, sich genähert, auch ihr höflich seine Tabaksdose dargeboten, begann:

„*Très charmé de Vous voir*, Frau Frühroth. Wie geht's Ihne?“

„*Voyez Vous*, *Monsieur* Klappermann, Sie kommen wie gerufen.“

„*En vérité?*“

„Mit dieser *Saison* ist's nichts; zu viel *changement de température. C'est singulier*, aber, kein *préjugé*, ich schlafe nicht mehr gut zu Nacht. Und seit ich gestern *choux croute* gespeist mit frankfurter *saussices*, bin ich vollends nicht mehr *à mon aise*.“

„*Impossible!* Nein, Spaß apart.“

„Es war heuer zu feucht, zu naß. — *Qu'en dites Vous?*“

„*Ah ça!* Alleweil haben Sie recht.“

„*C'est évident*.“

„*Mon parapluie ne résiste plus.* Ich sag' Ihne, Herr Klappermann, *toujours comme trempé*.“

„*Oui, oui, c'est la vérité*.“

„Hat's was Neues? Irgend ein *évènement?*“

„*Ma foi*, ich weiß nichts, *Madame* Frühroth, und habe doch die *petites affiches* gelesen und das Fremden-Blättchen nachgesehen. Aber, *tenez* was mir einfällt, in *Mulhouse* hat's *troubles* gehabt, man ließ die *troupe* kommen. *Au fait* bin ich noch nicht gesetzt.“

„*Ecoutez*, das sind lauter *tentatives insensées*. — Wissen Sie, *Monsieur* Klappermann, daß ich morgen verreise. *Voyez Vous*. ich depensir mein Geld hier umsonst.“

„*Alors c'est bon.* Ja, ja!"

„Ich nehme mir in Gottes Namen ein *Extra-Voiture.*"

„*Écoutez*, wenn ich zu Ihrem *service* sein kann."

„Sehr obligirt, *très reconnaissante.*"

„Meritirt nicht, *cela va sans dire*, *sur ma parole.* — *Adieu* denn, Frau Frühroth, *adieu!*"

Nach augenblicklichem Bedenken:

„Aber, mein *congé* ist bald zu End', und ich bin nicht so *léger*, daß ich — *voyez Vous* meine *retraite* nehm' ich erst auf's Jahr — *outre cela* habe ich pressante Geschäfte — wissen Sie was, *à la fin des fins* verreisen wir zusammen, wenn's Ihnen convenirt."

„Lassen Sie sich sagen, *Monsieur* Klappermann, ohne *prétentieuse* zu sein, habe ich so meine *habitudes* — würde mir ein sonderbar *plaisir* sein — *très sensible* — aber —"

„*Sans crainte*, *Madame*, *fiez Vous à moi*, *quand même* — Sie sind ganz ungenirt, *bien au contraire*, ich bin zu Ihrer *disposition*, ich werd' Ihre *malle* und Ihre *cartons* surveilliren, so können Sie vollkommen ruhig sein."

„*Parfaitement!* Viel *considération*, viel *honnêteté!* — Morgen in der Fruh will ich nur noch einige *cadeaux* kaufen, *voyez Vous* keine *colifichets*, keine *chiffons*, lumpen laß' ich mich nicht."

„*Voilà qui est bien, très bien.*"

„Wissen Sie vor meine *nièce*, die *Amélie* vom *Garde-chasse Jean Jaques* Vogelkraut. Sie ist eine *aimable personne* und ich bin ihrem Babbe sehr obligirt und gedenk' dem Mädchen ein *sort* zu machen."

„Hat die *Amélie* nicht eine *liaison* mit dem *François* Schnackenberger?"

„Nein, die ist aufgegeben, seit man erfahren, daß er nebenbei in Verhältnissen stand mit der *Eugénie* Pfefferkorn."

„Sehr recht. — Ich werd' also *en passant* die *voiture* bestellen."

„Bitt' Ihne nur so kein Rumpelkaste, wo immer ein *tremblement de terre* zu spüren ist. Sehen Sie, ich vertrag' keine *fatigues.*"

„*Sans crainte*, bin auch kein *amateur* von dergleichen, *sapperlotte.*"

„Und einen Kutscher, der ein bischen *tournure* hat, denn —"

Jetzt läutete die entscheidende Glocke. Ein Wirbel auftragender Kellner wälzte sich herein; dieser Anblick erweckte Hoffnungen.

„*Ah, on soupe. A demain* mehr. *Adieu, Monsieur* Klappermann, *adieu!*"

„*Bonne nuit, Madame. A demain. N'est ce pas* Punct zehn Uhr? *A revoir! Vous verrez*, ich bin der Cavalier *comme il faut.*"

Damit endigte die Unterhaltung.

Des späten Sommers ungeachtet, trotz dem, daß die „brillante Saison" vorüber war, die Residenzen nicht mehr verödet, fand ich den berühmten Curort sehr lebhaft, in Gasthöfen, in Sälen, an Vergnügensorten schwirrendes Gewühl, die Läden angefüllt mit Luxus- und Mode-Gegenständen. Durch die Straßen summte, zu gewissen Stunden, das babylonische Sprach-Gewirre dieses europäischen Sammelplatzes nach großem Style, wo fashionable Engländer ihr Comfort finden, Franzosen Eleganz, Russen Luxus; Allen versteht man in Baden Genüge zu leisten.

Ueberreich ist die Gegend an mannigfaltigster landschaftlicher Schönheit, an wenigen Orten in Deutschland ein so üppiges, kräftiges Pflanzen-Wachsthum.

Oft hörte ich die Frage verhandeln: ob Baden schöner gelegen sei, oder Heidelberg? Welcher von beiden Städten der Vorzug gebühre? — Wohl heißt es:

„Alt Heidelberg du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' and're kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehn' des Stromes Wellen,
Blau-Aeuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling über's Land,
So webt er dir aus Blüthen
Ein schimmernd Braut-Gewand.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's d'raus zu kahl,
Geb ich dem Roß die Spornen
Und reit' in's Neckarthal."

Wozu jener Eifersucht-Streit? Beide Orte, von der Natur bedacht mit verschwenderischer Hand, haben ihren Sitz am Ausgange von Gebirgs-Thälern in die Rhein-Ebene; einer umgeben von Kastanien-Wäldern, beim andern Buchen und Weißtannen; hier wie dort Trümmer hoher Fürstensitze; bei Heidelberg der grüne Neckar mit seinen schnell rauschenden Fluthen, bei Baden die bescheidene Oos, dagegen viel Abwechselung in den malerischen, kühnen Gestalten naher Berge, steile, fast unersteigliche Kegel, endigend in zackigen Kämmen, in scharfen Rücken, die Abhänge besetzt mit schroffen Felswänden; der Musenstadt fehlt dieses Mannigfaltige, ein Berg gleicht dem andern, gerundete Höhen, der Landschaft milderes Ansehen verleihend. Es finden solche Verschiedenheiten, wie Geologen wohl wissen, ihre Erklärung im Einfluß der Felsarten auf die Formen von ihnen zusammengesetzter Berge: um Baden Porphyre, bei Heidelberg Sandsteine. — Gestehen wir beiden Städten ihre besondern Reize und Eigenthümlichkeiten zu.

Das alte Schloß wurde besucht, der malerische Eberstein, das romantische Gernsbach, das liebliche Murgthal. Wir weilten an den schönsten Stellen, auf diesen und jenen Höhenpuncten, der herrlichen Panorame uns erfreuend. Wie oft begrüßte ich, in spätern Jahren, die alten Bekannten mit neuer Lust!

Eine willkommene Gabe für alle Freunde Badens sind die gründlichen geschichtlichen Aufklärungen, aus bewährter Hand vergönnt *. Nun weiß man, daß die höchsten Puncte des „alten Schlosses" — der viereckige Thurm, der „Berchfried", und der, zur Wohnung hergerichtete Bau, „Belvedere" — auch die ältesten sind. Gleich den Mauern, die Grundlage des „neuen Schlosses" bildend, stammen sie aus der Römerzeit.

Die unterirdischen Räume, über deren schauerliche Bestimmung viel Gerede gewesen, welche man bald zu Sitzen des Vehmgerichtes machte, bald zu Folterkammern und Gefängnissen, waren Oertlichkeiten, um werthvolle Gegenstände, in Zeiten der Gefahr, in sichere

* Die beiden Schlösser Badens, ehemals und jetzt. (Von Krieg von Hochfelden.) Karlsruhe; 1851.

Verwahrung bringen zu können. Als französische Mordbrenner das Schloß zerstörten, 1689, dürften jene Räume verschüttet und erst später, bei Wiederherstellung des Baues, aufgefunden worden sein.

Von den Gemächern, wo unterm Gold sich die grünen Tische beugen, wo Erwerbs-beflissene Ritter Gimpel rupfen, hielt ich mich fern. Mich widerten von jeher — neben der Menge Gewinn-süchtiger, leidenschaftlicher Leichtglaubiger, mit ihren Planen und Luftschlössern — zumal die Standgäste an. Befangen in lächerlichem Aberglauben, sind solche gewöhnliche, regelmäßige Besucher meist kenntlich an matten, erloschenen Augen, an blutleeren Wangen; mit abgestumpftem Geiste studiren sie die „Chançen" des Spieles, obwohl bekannte Wahrscheinlichkeits-Rechnungen den ungeheuern Vortheil der Bankhalter zeigen. — Höre ich aus der Ferne das Eintönige: „*le jeu est fait, rien ne va plus*", so reicht das hin, mich sogleich von dannen zu scheuchen.

Straßburg.

„In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr';
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar."
Max von Schenkendorf.

Straßburg — wo, im Verlauf langer Jahre, mit der alten vaterländischen Sprache auch alte Sitten und Gewohnheiten mehr und mehr schwanden — erscheint, vergleicht man seine Vorzeit, wie eine dahin geschiedene Republik, die ihren Ruhm eingebüßt hat, als Stadt, die sich selbst überlebte.

Mit den engen, gewundenen Gassen, hat Straßburg, in seinen Bauten, noch ganz die äußere Gestalt einer deutschen Reichsstadt aus frühern Jahren: alterthümliche hohe Giebel, viele Erker und Zinnen, die Seitenwände hervorspringend. Wir übersehen manche schöne Gebäude nicht, desgleichen die stattlichen Brücken und öffentlichen Plätze, lassen auch den herrlichen Alleen volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Mein erster Gang war, wie leicht zu denken, zu dem Bau, auf welchen alle Elsaßer viel halten, zur Kathedrale, dem Stolz, der Wonne jedes Straßburgers. Man kann in Wahrheit nichts Erhabeneres und zugleich Zierlicheres sehen. Lange stand ich vor dem Portal. Der Plan Erwin's, des großen, kunstbegabten Meisters, genommen aus schönstem Gesichtspuncte, kam nicht ganz zur Ausführung: zwei Thürme, in gleichweitem Abstand von einander, waren über das Portal bestimmt, einer nur wurde errichtet.

Größe mit Reichthum und Fülle, Kühnes mit Leichtem, Erhabenes mit Anmuth findet man vereinigt im Münster, die geringsten Einzelnheiten sorgfältigst ausgeführt. Er trägt, in größter Vollkommenheit, den Charakter altdeutscher Bauwerke, gibt sehr ehrenwerthes Zeugniß von Ausdauer und Muth, wie von lebendigem Glauben: vierhundertvierundzwanzig Jahre beschäftigte das berühmte Werk.

Der luftige Thurm, obwohl mit Recht auch die späte Nachwelt ihn preisen wird, steht, in seiner Höhe, der bedeutendsten unter Aegyptens Pyramiden um drei Fuß nach. Er mißt vierhundertdreiundvierzig Fuß, und dreiunddreißig solcher Thürme, einer gestellt auf den andern, würden die Mont-Blanc-Höhe nicht erreichen. — In der Schreckenszeit der ersten französischen Empörung erklärte einer der freisinnigsten Volks-Vertreter, die Zierde des Münsters als den „Gleichheits-Gesetzen Hohn sprechend"; ernstlich stellte er den Antrag: nicht den ganzen Riesenbau, wohl aber den Thurm niederzureißen. Zum Glück fanden sich Gegengründe: von dem Standpuncte waren feindliche Heere vortheilhaft zu beobachten; um des Staatsheiles willen unterblieb das Vorhaben roher Zerstörungs-Wuth. — —

Im Innern besahen wir Capelle und Schiff, bewunderten die hohen Säulen und mächtigen Wölbungen, die großen gothischen Fenster, durch deren Glas-Malereien eine heilige Dämmerung hereinbricht.

Länger wurde auf der Terrasse verweilt, wo man weiter Umschau sich erfreut. Zur Linken der Schwarzwald, zur Rechten die Wasgau-Gebirge mit ihren spitzen Kuppen, gekrönt von Trümmern alter Burgen, und inmitten der unermeßlichen Landschaft gleitet der

Rhein dahin, hier und da hinter Wäldern verborgen, nur ein See scheinend.

Die Terrasse ist das „große Buch“ in welches, seit Jahrhunderten, die reisende Welt sich eingeschrieben. Neben Reformatoren und Soldaten aus dem dreißigjährigen Kriege, liest man die Namen Göthe, Mozart, Voltaire...... Auf der Terrasse legte der Dichter den Grund zum „Faust“, der Alles in sich vereinigt, was sein Kraftgeist Herrliches vermochte.

Störend war und blieb für mich der auf dem Dach angebrachte Telegraph.

Jenseit Schliengen der erste Anblick des Gebirges, dessen erhabenster Rücken einem gewaltigen Damm gleich, mit fast nicht unterbrochener Einförmigkeit, hier aus Ebenen, dort von Ufern der See'n, bis zu viertausend Fuß über den Meeresspiegel emporsteigt. Den Jura sahen wir mit seinen abgeplatteten, oft zu Plateaus ausgedehnten Gipfeln, begrenzt durch senkrechte Abfälle, mit Thurm-ähnlich eingekerbten Bergkämmen. Ueberraschend ist die große Weiße, welche alles bezeichnet, was dem Jura-Gebilde angehört.

Am nächsten Tage schon wurde der Weg durch's Gebirge hindurch verfolgt. Seltsame Schichten-Stellungen, wild aufgethürmte Felslagen. Um Ballstatt schöne Ruinen, zumal die Falkenburg. Wild ist das Thal der Klus; ganz eigenthümliche Gestalten zeigen seine Berge. Oft sah ich aus Gipfeln steil sich erhebende Gestein-Massen, „Mauern“, wie wir Geologen solche Erscheinungen nennen.

In Solothurn wurde nur vorübergehend verweilt. Wir besahen die Kirche, deren Vorderseite zu den edelsten und schönsten Bauwerken des Schweizerlandes gehören soll. Nicht unbesucht blieb das Zeughaus.

Bern.

Wie drohend und fremd zeigen sich die Eisberge, welche „den Menschen fern von sich halten“. — Unvergeßlich bleibt mir das erste Erscheinen eines der größten Natur-Schauspiele: die Ansicht der

Riesenkette Schweizerischer Alpen, der Kolosse des Oberlandes, wie sie sich darbietet auf Höhen zwischen Solothurn und Bern. Sodann wieder von der schönen, senkrecht in die Tiefe hinabsteigenden, Plateform zu Bern; ein Spazierplatz, wie wenige Städte ihn aufweisen können.

Von Begeisterung fühlt man sich ergriffen; mit jedem Schritte wird das Erstaunen des Beschauers gesteigert, Lust und Neugierde geweckt, um mehr zu kosten.

„*Des hommes de la tournure et de la trempe d'esprit les plus opposées, qui se succèdent perpétuellement dans la Suisse, la voient presque tous des mêmes yeux; et le paysage des Alpes exerce, sur les sens et sur l'imagination de l'étranger, à-peu-près le même empire ou, si l'on veut, le même prestige, que sur les goûts et les habitudes du peuple qui le cultive. On ne connaît guère qu'un écrivain, qui ait fait de nos jours exception à l'usage constant des voyageurs, en faisant en quelque sorte, de la satire des Alpes, celle de leurs admirateurs, et se refusant à mettre de la poésie là où tout le monde en trouve, peut-être parce qu'il en avait placé dans la religion et dans l'histoire. Mais, s'il est vrai, comme on l'assure dans le pays même, que cet écrivain soit resté dix-sept jours au pied du Mont-Blanc, sans pouvoir trouver un moment favorable pour y monter il ne faudrait peut-être pas chercher ailleurs la cause de cette humeur que lui ont inspirée les Alpes et de l'aversion privilégiée qu'il a pour les montagnes.*“

Bei günstiger Abend-Beleuchtung breiteten sich die Gletscher des Oberlandes, mit den beeisten Wänden gleich Spiegelflächen schimmernd, in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Mehr noch überraschte die Aussicht von der Engi, diesem anmuthigen Erholungs- und Belustigungs-Ort der Berner. Festgehalten wurde ich auf dem reizenden Fleck, kehrte öfter dahin zurück, und unterließ nie, führten mich spätere Reisen durch Bern, nach der Engi zu pilgern. Hier treten die beeisten Alpen-Gipfel mit ihren weißen Umrissen, bei der Durchsichtigkeit des Dunstkreises und dem Dunkel des Hintergrundes, am Frühmorgen oder Abends, wenn sie sich röthen, in wundersamer Klarheit hervor, aber nicht ohne grellen

Gegensatz. Schauerlich ist der Anblick, sind Vorberge und Felsenketten in Nebel gehüllt und tauchen darüber riesige Eismassen auf, gleich Bildern der Schein-Zauberei.

Kein unbehaglicheres Gefühl, als in schönster Gegend, an der Pforte herrlichster Schöpfung, durch mißgünstiges Wetter aufgehalten zu werden.

„Trägt er einen Hut,
So ist's gut!
Hat er einen Degen,
So gibt's Regen."

pflegen Berner von ihrem Wetter-Propheten zu sagen, vom Riesen, der gewaltigen Fels-Pyramide am Südufer des Thuner See's. Man sieht den Riesen-Gipfel sehr gut von der Plateform aus, und schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Bern trug der Wettermacher seinen verdächtigen Degen. Bald verjagten graue Wolken einander am trüben, düstern Himmel. Man verlor fast allen Muth; das Träufeln der Regentropfen aus Dachrinnen brachte zur Verzweiflung.

So lange es möglich, schlenderte ich durch die Gassen, wandelte hin und her in der „schönsten Schweizerstadt", die nur eine Hauptstraße hat, wo alle Häuser aus Mauerwerk bestehen. Mit aller Muße sah ich den Münster und fand, bei genauer Musterung, daß die losen Schalken, welche hier einst gemeiselt, es mit dem öffentlichen Anstand nicht sehr genau nahmen; dieß zeigte unter anderm die Darstellung des jüngsten Gerichtes. Ich bewegte mich unter den Arcaden — die Bern ein eigenthümliches Aussehen verleihen und bei Regenwetter entschiedenen Vortheil gewähren — oder ich war auf dem Wege zwischen dem „Falken" und dem „Bären-Thore", um mit „Herrn Matz und Gattin" zu verkehren, die sich meine Gaben wohl schmecken ließen. Mißmuthig las ich sodann wieder im Gasthofe Zeitungen, oder die um den Kamin gesteckten Ankündigungen von Wirthshäusern und Lohnkutschern, die an Fensterscheiben gekritzelten Namen ehrgeiziger Reisenden, welche auf diese Weise in den Tempel der Unsterblichen zu kommen trachten. Endlich verscheuchte mich ein „Traveller"; auf's äußerste ermüdet, wie es schien, gähnte der Mann unaufhör-

lich und in Gefahr drohender Art. Ich beschloß den Abend bei *Monsieur Ducrow* todt zu schlagen, der, durch übergroße, buntfarbige Anzeigen, die an allen Straßenecken zu sehen waren, sich und seine Leute als „erste Bereiter Europa's" gepriesen. Mehrere Mitglieder der Gesellschaft leisteten Vorzügliches, alle, sehr phantastisch aufgeputzt, erwiesen große Gewandtheit, Schnelligkeit und Grazie, besonders eine eben so kühne als anmuthvolle Reiterin.

Lausanne.

Reizend und beherrschend gelegen ist dieser Hauptsitz der „Pensionen für junge Herrlein und Demoiselles". Umgeben von prachtvollen Felsen- und Waldgruppen, findet man dennoch alles offen, weit, lachend, eine herrliche See- und Gebirgs-Natur, große Ueberblicke und Fernsichten. Mit Jerusalem soll Lausanne Aehnlichkeit haben; das muß ich dahin gestellt lassen, so viel aber weiß ich: die Stadt erzeugte der edlen Blüthen und Früchte viele.

Vom Hafen des freundlichen Ouchi stieg ich die, mit Gärten und Landhäusern geschmückten steilen Terrassen empor, welche Lausanne bekränzen. Kühn erscheint hier, auf Felsen schwebend, der Dom, mit seinem gothischen Portal in Osten und der romanischen Prachtthür in Süden, gehört er zu den Merkwürdigkeiten des Ortes.

Mein Begleiter — den der Zufall mir beigesellt, ein Reisender wohlerfahren in architectonischen Dingen und von poetischer Natur — machte mich, als wir uns umsahen im Gotteshause, aufmerksam auf die gelungene Mischung byzantinischer, romanischer und gothischer Bauformen. Besonderes Lob spendete er den Pfeilern mit korinthischen Capitälern, den zierlichen byzantinischen Säulen mit keilförmigen Knäufen, den Rund- und Spitz-Bögen.

Ein kirchliches Fest machte die Kathedrale besonders denkwürdig. Zu ihrer Einweihung und um mit Rudolph von Habsburg sich zu unterreden, zog, im Jahre 1275, der heilige Vater, Gregor der zehnte, über die Alpen. Prachtvoll war für die feierliche Handlung, so ließen wir uns vom Sacristan erzählen, das Dom-Innere ausge-

schmückt, zumal durch kostbare Teppiche von den Kreuzzügen stammend. Beinahe reichte der Raum nicht hin; das weite Schiff, die breiten Säulen-Gänge nahmen Herrschaften ein, Herzöge, Fürsten, Grafen und Ritter, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, die Kaiserin mit ihren Töchtern und andern hohen Frauen, alle in Feier-Gewändern. Viele Fremde, welche aus allen Gegenden Europas sich eingefunden, Volk ohne Zahl füllten Seitengänge und die rundumlaufende Emporkirche. Tiefes Schweigen, die größte Andacht herrschte, als der Pabst die Einweihung vornahm.

So berichtete der Meßner, ein gemüthlicher Alter, dessen Miene immer gleich freundlich blieb. Mit Vergnügen hörten wir dem Manne zu, ohne ihn zu unterbrechen. Er sprach mit großer Sicherheit; das ihm Kundgewordene, gewiß unzählige Male Wiederholte, hatte er in treuestem Gedächtnisse bewahrt.

Etwas Unerwartetes, zugleich aber höchst Erfreuliches, begegnete mir an der Wirthstafel im „Faucon". Eine Aufforderung des Herzogs Eugen von Württemberg: den Abend bei ihm zuzubringen, überraschte uns, meinen Reise-Gefährten Tiedemann und mich.

Mit einiger Verwunderung sah ich den Diener an. Mir schien die Sache ein Mißverständniß. Keine Ahnung hatte ich, was den russischen Feldherrn bestimmen konnte, uns diese Ehre zu erweisen.

„Gilt die Einladung in Wahrheit . . . .?"

„Kein Zweifel, Sie sind ja die beiden Herren Professoren aus Heidelberg. Durch Ihren Besuch werden Sie meinem gnädigsten Herrn viel Freude machen. So lautet der mir gewordene Auftrag."

„Wohl, wir sind zu Befehl Seiner Königlichen Hoheit."

Bald löste sich das Räthsel. Beim Herzog weilte in Lausanne dessen Schwager, ein Prinz von Waldeck, welcher in Heidelberg studirt und bei Tiedemann gewohnt hatte; durch ihn wurde unsere Anwesenheit bekannt.

Im Herzog lernte ich einen Biedermann, dem strengsten Wortsinne nach kennen. Soldat mit Leib und Seele, zeigte er große Kenntniß in militärischen Gegenständen. Ihm war es beschieden gewesen,

von russischer Seite einer der nächsten Augenzeugen der allmäligen Zerstörung des Franzosen-Heeres im Jahre 1812 zu sein. Beim Feldzuge in Frankreich, wo der ehrenfeste, ritterliche Fürst in vielen Gefechten sich hervorthat, erlangte er gerechten Kriegerruhm.

Die Frau Herzogin — in wohlwollender Heiterkeit des Gemüthes, in Anmuth des Benehmens, in der Würde ihres ganzen Wesens, ein getreues Abbild der vortrefflichen Fürstin, ihrer durchlauchtigsten Mutter — hatte, als Prinzessin Karoline, wie sie, halb Jungfrau schon und noch halb Kind, durch Hanau reiste, den verwundeten Bruder in meinem Hause besucht. Längst schlief dieser den Todesschlaf, und da, was nicht zu vermeiden, des Geliebten gedacht wurde, erklang ein gedämpfter Seufzer, heiße Thränen drangen in ihre Augen. Mit innigster Rührung sprach sie die mir unvergeßlichen Worte:

„Seien Sie überzeugt, daß unsere Herzen stets von Dankbarkeit erfüllt bleiben werden für das, was Sie an meinem guten Bruder gethan. Unvergeßlich ist mir und den Meinigen ...."

Hier stockte die Stimme und längere Zeit verging, bis die Herzogin ihren neu aufgeregten tiefen Schmerz zu bekämpfen vermochte.

Es war früh am Abend, als wir uns zum Herzog begeben hatten; Todtenstille herrschte in den Straßen, wie wir uns beurlaubten. Schnell schwanden die Stunden bei lebhafter Unterhaltung dahin. Mir bleibt die Erinnerung stets theuer; sie gleicht einem schönen Traume.

Nach und in Genf.

Ein *Char à côté* brachte uns, längs den reizenden See-Ufern, an lieblichen Villen reicher Güter-Besitzer vorüber, nach dem großartigen Genf.

Höchst unpassend sind jene Fuhrwerke, deren man sich in der französischen Schweiz und in Savoyen sehr allgemein bedient. Von einer Seite geschlossen, berauben sie Reisende nicht selten der schönsten Aussichten.

„*Mon lac est le premier*", pflegte Voltaire vom Genfer See zu sagen; kaum dürfte ihm einer im südlichen Europa den Vorrang

streitig machen. Klarheit, Durchsichtigkeit und Farbe des Wassers überraschen; letztere, ein lichtes Grün, verlauft sich hin und wieder ins reinste Blau. Solche Gegensätze des lieblich Ländlichen und des malerisch Schönen sind keinem der Schweizer-See'n verliehen. Wie wunderherrliche Gärten schimmern und blühen die nördlichen Ufer; einem geheimniß-reichen Irrgebäude gleich, steigt die Südküste empor, in der Ferne Zacken und scharfe Spitzen der prachtvollen, himmelhohen Alpen Savoyens mit ihrer funkelnden Schneedecke und den ewigen Eisgipfeln. Hier thront, in herrlicher Schöne, der gewaltige Montblanc, der König europäischer Berge.

Zu Rolle machte man mich aufmerksam, daß zwischen diesem Ort und dem savoyischen *Golf de Coudré*, der See seine größte Breite habe, etwa vier Stunden.

Eines der freundlichsten Städtchen am Wege ist Coppet, dem schönen, romantischen Schlosse Thonon in Savoyen gegenüber. Hier erscheinen die Mittaghörner des untern Wallis und, über den Teufelsfelsen von Salvan hinaus, der lange Rücken des Montblanc. — In Coppet verlebte Necker, einst Ludwig XVI. Finanz-Minister, seine letzten Tage, in philosophischer Ruhe aus der Ferne den Revolutions-Stürmen zusehend. Auch Necker's gefeierte Tochter, die berühmte Frau von Staël-Holstein, weilte am Orte.

Unverwendet ruhte mein Blick auf der Gestalt der Salève. Beide Berge stellen sich dar, wie ein gewaltiger, gerade abgeschnittener Felsen, hoch genug, um alle seine Nachbarn zu überragen. Von den, durch ihren Wechsel malerisch schöner, steiniger und grüner Lagen, wie man solche zu Genf wahrnimmt, ist in dieser Entfernung nichts zu sehen. Noch mehr fand ich mich überrascht, als ich, in der Richtung von Süden kommend, beider Salève wieder ansichtig wurde; hier zeigen ihre Formen auffallende Zerrissenheit. — Bergfahrten zu den Gipfeln des kleinen und des großen Salève sind ungemein anziehende Ausflüge; sie führen in den Vorhof der höhern Alpen- und Gletscherwelt von Chamouny.

---

von russischer Seite einer der nächsten Augenzeugen der allmäligen Zerstörung des Franzosen-Heeres im Jahre 1812 zu sein. Beim Feldzuge in Frankreich, wo der ehrenfeste, ritterliche Fürst in vielen Gefechten sich hervorthat, erlangte er gerechten Kriegerruhm.

Die Frau Herzogin — in wohlwollender Heiterkeit des Gemüthes, in Anmuth des Benehmens, in der Würde ihres ganzen Wesens, ein getreues Abbild der vortrefflichen Fürstin, ihrer durchlauchtigsten Mutter — hatte, als Prinzessin Karoline, wie sie, halb Jungfrau schon und noch halb Kind, durch Hanau reiste, den verwundeten Bruder in meinem Hause besucht. Längst schlief dieser den Todesschlaf, und da, was nicht zu vermeiden, des Geliebten gedacht wurde, erklang ein gedämpfter Seufzer, heiße Thränen drangen in ihre Augen. Mit innigster Rührung sprach sie die mir unvergeßlichen Worte:

„Seien Sie überzeugt, daß unsere Herzen stets von Dankbarkeit erfüllt bleiben werden für das, was Sie an meinem guten Bruder gethan. Unvergeßlich ist mir und den Meinigen . . . .“

Hier stockte die Stimme und längere Zeit verging, bis die Herzogin ihren neu aufgeregten tiefen Schmerz zu bekämpfen vermochte.

Es war früh am Abend, als wir uns zum Herzog begeben hatten; Todtenstille herrschte in den Straßen, wie wir uns beurlaubten. Schnell schwanden die Stunden bei lebhafter Unterhaltung dahin. Mir bleibt die Erinnerung stets theuer; sie gleicht einem schönen Traume.

Nach und in Genf.

Ein *Char à côté* brachte uns, längs den reizenden See-Ufern, an lieblichen Villen reicher Güter-Besitzer vorüber, nach dem großartigen Genf.

Höchst unpassend sind jene Fuhrwerke, deren man sich in der französischen Schweiz und in Savoyen sehr allgemein bedient. Von einer Seite geschlossen, berauben sie Reisende nicht selten der schönsten Aussichten.

„*Mon lac est le premier*“, pflegte Voltaire vom Genfer See zu sagen; kaum dürfte ihm einer im südlichen Europa den Vorrang

streitig machen. Klarheit, Durchsichtigkeit und Farbe des Wassers überraschen; letztere, ein lichtes Grün, verlauft sich hin und wieder ins reinste Blau. Solche Gegensätze des lieblich Ländlichen und des malerisch Schönen sind keinem der Schweizer-See'n verliehen. Wie wunderherrliche Gärten schimmern und blühen die nördlichen Ufer; einem geheimniß-reichen Irrgebäude gleich, steigt die Südküste empor, in der Ferne Zacken und scharfe Spitzen der prachtvollen, himmelhohen Alpen Savoyens mit ihrer funkelnden Schneedecke und den ewigen Eisgipfeln. Hier thront, in herrlicher Schöne, der gewaltige Montblanc, der König europäischer Berge.

Zu Rolle machte man mich aufmerksam, daß zwischen diesem Ort und dem savoyischen *Golf de Coudré*, der See seine größte Breite habe, etwa vier Stunden.

Eines der freundlichsten Städtchen am Wege ist Coppet, dem schönen, romantischen Schlosse Thonon in Savoyen gegenüber. Hier erscheinen die Mittaghörner des untern Wallis und, über den Teufelsfelsen von Salvan hinaus, der lange Rücken des Montblanc. — In Coppet verlebte Necker, einst Ludwig XVI. Finanz-Minister, seine letzten Tage, in philosophischer Ruhe aus der Ferne den Revolutions-Stürmen zusehend. Auch Necker's gefeierte Tochter, die berühmte Frau von Staël-Holstein, weilte am Orte.

Unverwendet ruhte mein Blick auf der Gestalt der Salève. Beide Berge stellen sich dar, wie ein gewaltiger, gerade abgeschnittener Felsen, hoch genug, um alle seine Nachbarn zu überragen. Von den, durch ihren Wechsel malerisch schöner, steiniger und grüner Lagen, wie man solche zu Genf wahrnimmt, ist in dieser Entfernung nichts zu sehen. Noch mehr fand ich mich überrascht, als ich, in der Richtung von Süden kommend, beider Salève wieder ansichtig wurde; hier zeigen ihre Formen auffallende Zerrissenheit. — Bergfahrten zu den Gipfeln des kleinen und des großen Salève sind ungemein anziehende Ausflüge; sie führen in den Vorhof der höhern Alpen- und Gletscherwelt von Chamouny.

Mit gutem Grunde gilt Genf als einer der Lichtpuncte im Wanderleben auf Schweizerboden. Viel Anziehendes und Erfreuendes hat der Ort, große Freundlichkeit ist den Bewohnern eigen. Eine Landschaft mit Tausenden entzückender Bilder, mit wahrhaft glänzender Natur. Dabei blieb die Stadt, wo ein dichterisch-schönes Geistesleben herrscht, deren Bevölkerung empfänglich für alles Nützliche und Gute, enthusiastisch für Wissenschaften, in früheren Zeiten, wie später, recht eigentlich bevorzugt als Sitz geistreicher Männer, besonders ausgezeichneter und ruhmvoller Naturforscher, die meist alle, bei lebhafter Auffassung, durchdringenden Scharfsinn bewiesen. Wie sehr günstig ist auch Genfs Lage für Natur-Studien! Mit jedem Schritte sieht man sich aufgefordert, ermuntert zu neuer Regsamkeit. Frische wohlduftende Luft gestattet, in jeder Jahreszeit, ohne große Beschwerden Ausflüge, die stets wechselnden Genuß gewähren.

Vergebens bemühte ich mich, gleich am Tage nach der Ankunft, mehrere Männer meines Faches aufzusuchen: Pictet abwesend, Soret, der Krystallograph, tödtlich erkrankt am Nervenfieber, Moricand, der eifrige und überaus verständige Sammler Vesuv'scher Erzeugnisse, in Italien.

Obwohl beschränkt in der Zeit, weiterer Reise-Vorsätze wegen, ließen wir's uns gerne gefallen, einen Blick zu thun in den neuen Pflanzen-Garten. Unser gefälliger Begleiter, der wohl unterrichtete Arzt Gosse, unterhielt Tiedemann und mich, auf dem Wege dahin, mit der „nächtlichen Trauer-Geschichte", die sich vier Monate früher zugetragen. Sie war bei den Genfern noch im frischen Angedenken, hatte weit und breit viel Aufsehen gemacht und Theilnahme erweckt.

Ein bengalischer Elephant sollte mit der Menagerie, welcher er zugehörte, in frühester Morgenstunde, als es noch nicht tagte, nach Italien wandern. Auf der, in Ketten hängenden Zugbrücke des Stadtthores scheute er plötzlich, gerieth in Wuth, warf die Last ab, womit man ihn beladen und schleuderte den Führer hoch in die Luft. Sich frei fühlend, kehrte das Thier um, lief der Stelle zu, wo seine Hütte gestanden und schritt da hin und her. Die Besitzerin der Menagerie eilte herbei. Ihr war der Elephant besonders zugethan.

Auch gelang es der Herrin ihn mit Wein und Feigen in den Vorhof einer Caserne zu locken, wo er sich jede Nacht bewegen durfte. Bald wurde er jedoch von neuem unbändig, tobte, warf einen Pulverwagen um und zerstäubte mit dem Rüssel einen Haufen schwerer Kugeln wie Spreu. Jeden Augenblick konnte großes Unglück drohen, man sah sich genöthigt, das schöne, sonst so kluge und gelehrige Thier durch einen Kanonenschuß zu tödten.

Zur Gründung des botanischen Gartens, den wir unterdessen erreicht hatten, gab de Candolle den ersten Antrieb, ein Mann, dessen hohe Verdienste die Welt kennt. Um die Kosten zu decken, nahm er die Vaterlandsliebe seiner Mitbürger in Anspruch; sogleich erfolgten die bedeutendsten Unterzeichnungen. Ein geräumiger Platz wurde gewählt, der, wegen gehässiger Erinnerungen an die Revolutions-Stürme, verödet lag. Außer Treibhäusern für verschiedene Temperaturen, sahen wir ein Orangerie-Haus von ansehnlicher Größe und ungemein gefälliger Bauart. Die wissenschaftlichen Vortheile abgerechnet, ist der, für Jedermann offen stehende, Pflanzen-Garten eine wahre Verschönerung der Stadt.

Schloß Ferney.

„Cet homme, qui a rempli son siècle de ses idées, de ses hardiesses; ce poëte qui avait trop d'esprit, ce philosophe violent et passager, comme l'orage, qui était le génie de la contradiction et qui semait à pleines mains le bien et le mal, a été jugé tour à tour par des ennemis et par des enthousiastes. Aujourd'hui encore, mille voix confuses chantent ses louanges, ou proclament ses erreurs. Pour les uns, c'est le digne frère de La Fontaine et de Racine; pour les autres, c'est le triste précurseur de Marat et de Barboeuf. Les uns et les autres se trompent. Sa muse n'a pas continué La Fontaine et Racine, sa philosophie n'a pas allaité Marat et Barboeuf; il a représenté à force de raison et de moquerie l'esprit de son siècle..... Dans tous les siècles un homme apparaît qui s'élève au-dessus de tous et qui parle plus haut que ceux qui parlent; sur le chaos de idées de son temps il répand la lumière de l'esprit; recueillant tous les bruits qui se font autour de lui, il les domine par sa voix, il les reproduit avec éloquence, il est le plus écouté. Au dix-huitième siècle, cet homme c'est Voltaire.“

Arsène Houssaye.

Ein Besuch des Schlosses mit der herrlichsten Aussicht auf den See und die Gletscher, gehörte damals, wie in spätern Jahren, gleichsam zu den Pflicht-Handlungen vieler Reisenden. Die gebildete Welt pilgerte nach dem Orte, wo der „Mann von europäischem Ruhme“, auf dessen, aus Porcellan gefertigtes Standbild der große Friedrich mit eigener Hand die Worte „*Viro immortali*“ schrieb, der Mann, welcher sogar als „eine der Mächte des achtzehnten Jahrhunderts“ gegolten. — — *Elevé par les jésuites*“, — so lautet das Urtheil eines der vaterländischen Biographen Voltaire's — *présenté à Ninon, amant de Mademoiselle du Noyer, accueilli, puis bâtonné et proscrit par les seigneurs, dont il croyoit être le compagnon de plaisir; ami de Madame du Chatelet, courtisan de Madame de Pompadour et du grand Frédéric, habitant de Genève et châtelain de Ferney, spéculateur, poëte, philosophe historien, critique polygraphe et partout novateur.*“

Wir gaben den Wunsch auf: Ferney zu sehen und seine Merkwürdigkeiten; es drängte nach der ungeheueren Felsen-Landschaft, überreich an wilder Schönheit; für den folgenden Morgen war die Abfahrt ins herrliche, hochgelegene, von der übrigen Welt fast abgeschnittene Chamouny-Thal festgesetzt.

Meine Nachbarn an der Abendtafel hatten das „Schloß des Philosophen" besucht, sie kehrten erst so eben zurück und hielten mich schadlos durch ihren Bericht.

An Ort und Stelle müsse man sich begeben, um alle jene abgeschmackten Gerüchte widerlegen zu hören, die über Voltaire's Charakter verbreitet worden, namentlich was Geiz, Habgier angehe und Lieblosigkeit. Einem kleinen Fürsten gleich habe er mit einem Einkommen von einhundertvierzigtausend Livres in würdiger Ruhe gelebt, schreibend und dichtend, der vielen Zerstreuungen ungeachtet, welche zahlreiche Besuche mit sich führen mußten. Vor seiner Ansiedelung zählte Ferney nur acht Strohhütten; zwanzig Jahre später war das Dorf berühmt, hatte über zwölfhundert Einwohner und eine Kirche mit der Aufschrift: *Deo erexit Voltaire.*

Alles wurde nun, und sehr ausführlich erzählt, was am einstigen Aufenthaltsorte des berühmten Mannes zu sehen, zu vernehmen gewesen, dabei die Freisinnigkeit des jetzigen Besitzers gepriesen, des Grafen Eudé; keinem anständigen Fremden verschloß er das „weltliche Heiligthum".

Das Schloß fanden meine neuen Bekannten sehr mittelmäßig, den Salon klein und häßlich, im Schlafzimmer — das ungefähr noch in dem Zustande, wie solches in den letzten Lebensjahren seines Eigenthümers gewesen — ein Himmelbett und ein Mausoleum aus gebranntem Thon, welches, so versicherte man, eine zeitlang des Dichters Herz umschlossen haben soll. — Vom Theater war nichts mehr zu sehen. Hier wünschte ein später gefeierter Mime Unterricht, wie er den Nerestan in der „Zaire" zu geben habe. Voltaire entließ den achtzehnjährigen jungen Mann mit dem Bescheid: Studire dich selbst in deinem einsamen Zimmer und vergiß dich sodann wieder auf der Bühne. Weiter weiß ich Dir nichts zu sagen. In Deinem Alter

kann man Talent haben, aber die Kunst zu begreifen, ist man noch nicht im Stande.“

Im durchaus ebenen Park wenig Beachtungswerthes, die von Voltaires Hand gepflanzte Ulme etwa abgerechnet, welche zum gewaltigen Baume herangewachsen. Der alte Gärtner unterließ nicht, seine kostbaren Reliquien zum Vorschein zu bringen: Fetzen vom Schlafrock, eine weiße Seiden-Mütze verziert mit Gold-Blumen und den langen Buchsbaum-Spazierstock.

Ueber die seltsamen Ereignisse, über die abenteuerlichen Auftritte, welche der persönlichen Bekanntschaft und Freundschaft Gibbon's und des Ferneyer Philosophen vorangingen, hatte ich Manches gehört, aber ihren Einzelnheiten nach kannte ich die Sache nicht, gern ließ ich mir erzählen, was meine Gewährsmänner meist aus des Gärtners Munde entnommen.

Dem eitlen Voltaire, wie bekannt mit der halben Welt im Streit, war des Geschichtforschers Ruhm zuwider; er schrieb Beleidigendes über dessen Persönlichkeit. Gibbon, eben so scharf als geistreich in seinem Urtheil, antwortete mit Spottschriften. Demungeachtet verkehrten beide durch Briefe. Als der Britte vorübergehend in Lausanne lebte, entschloß er sich zu einem Besuch auf Schloß Ferney.

„*Monseigneur*“ — so wurde der Besitzer von seiner Umgebung betitelt — wolle ihn nicht sehen, hieß es, als er sich melden ließ.

Im Arbeitszimmer, wohin Voltaire geflüchtet, blieb er eingeschlossen. Der Engländer, ein kalter Charakter, schroff und derb, wich nicht von der Stelle. Mit ruhiger Haltung und fast feierlicher Miene warf er sich in einen Sessel. Nacht war's geworden und noch wurde, zäh fest und consequent, der Platz von ihm behauptet. Die ehrliche Haushälterin, in qualvoller Unruhe, obwohl äußerlich gelassen, mußte endlich Stube und Bett anbieten.

Als Gibbon auch am nächsten Morgen keine Anstalten traf, sich zu entfernen, schrieb Voltaire, den das ewige Zögern des unverschämten Gastes peinigte:

„*Monsieur, Don Quichotte prenait des auberges pour des châteaux, mais Vous, Vous prenez mon château pour une auberge.*“

Auf der Stelle erwiederte der Verhöhnte:

„En ces lieux je comptais voir le Dieu du génie,
L'entendre, lui parler et m'instruire en tout point;
Mais comme Lucullus, auquel je porte envie,
Chez Vous, on boit, on mange, et l'on ne Vous voit point.“

und reiste sogleich ab.

Gibbon, dem es nie an guten Gedanken fehlte, entschlossen seinen Versuch zu wiederholen, sann auf andere Mittel, um Voltaire von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Nur acht Tage verflossen, da erschien er, am frühesten Morgen, abermals auf dem Schlosse. Gewonnen durch Geld ließ der Kutscher seines Herrn kleines Lieblings-Pferd in den, unter der Baumscheere sorgfältigst in steifmodischer Zucht gehaltenen, schattigen Gängen des Parks umherspringen. Es konnte nicht fehlen, der Dichter erschrack, schritt bestürzt, höchst aufgeregt, im Schlafrock und mit der Nachtmütze hinab.

Voltaire, immer von sehr auffallendem Aeußern, war damals zweiundachtzig Jahre alt, zum Entsetzen mager, hohläugig, sein bleichfahles Gesicht eingefallen, das Kinn weit vorstehend, — beinahe wie ein dem Grabe entgangener Todter.

Gibbon, der bis dahin in sicherem Lauscherort sich versteckt gehalten, kam zum Vorschein. In die Hände klatschend, laut auflachend, rief er mit stolzem, vielsagendem Blick:

„Adieu, Voltaire, je t'ai vu cette fois, tu n'es pas beau nonplus.“

Damit verschwand er.

Später kam der Dichter zur Besinnung. Eine schriftliche Einladung erfolgte, er ließ den Britten in seiner Equipage nach Ferney abholen und empfieng ihn besonders freundlich.

Unter solchen Gesprächen war Mitternacht herangerückt.

Chamouny-Thal.

„— Wo himmelhoch Gebirg,
Deß' tausendjähr'gen Scheitel ew'ger Schnee,
Wie Silberhaar des Greisen Stirne kränzt,
Sich unabsehbar in die Ferne dehnt,
Dort fühlest Du, was groß und göttlich ist.“

Bis zum Städtchen Sallenche wählten wir einen *Char à banc*, von da wurde die Wanderung zu Fuß angetreten.

Wilder zeigt sich die Gegend. Zwischen dunkeln Felsen, unter hohen Tannen sprudelt die Arve; mit schneller Eile durchlauft sie das Thal seiner Länge nach. Weiter hin bietet jede Bergspitze, jeder Gletscher eigenthümliche Schönheiten; mit blumigen Matten, mit Fruchtfeldern wechseln Eis-Pyramiden.

Unser Führer, eine wandelnde Schatzkammer von Landes- und von Volkssagen, unermüdlich im Erzählen, berichtete vor Allem über die „Entdeckung des Chamouny-Thales“.

„Sehr sonderbar klingt's“, so begann er, „aber Sie müssen wissen, daß das wundervolle Thal, obwohl seit 1090 bewohnt, bis vor etwa achtzig Jahren nur den nächsten Nachbarn bekannt gewesen; der Zugang blieb jedoch den Umwohnern fremd.“

„Wie so? War der Weg von Sallenche noch schlechter, als jetzt.“

„Ja wohl, und die Fußsteige, längs der tobenden Arve, besonders gefährlich. Man hielt das Thal für verzaubert; *la vallée maudite* hieß es in der Volkssprache, böse Geister sollten da hausen. Und dennoch, so hörte ich vom Großvater, gab's Verkehr hin und her. Leute aus Chamouny, aus der Steinböcke Heimath, brachten ihren Honig zu Markt.“

„Verzweifelt einsam muß damals das Leben in *la Prieuré* gewesen sein?“

„Friedlich und glücklich, obwohl man oft acht Monate lang sich ganz in Schnee vergraben befand. Die frommen Väter in der Abtei, die Benedictiner, ihre Abgeschiedenheit liebend, das Getrenntsein von der Welt, zeigten sich wenig. Sie starben endlich aus und nun schwieg auch die Glocke, welche sonst zwischen dem Toben der Stürme und dem dumpfen Getöse herabstürzender Lavinen gehört worden. Einst — es war im Sommer des Jahres 1741 — kamen Frauen und Kinder, die im Felde gearbeitet, mit aller Geläufigkeit der Füße, welche ihnen angeboren, athemlos, voll Furcht und Angst nach Haus.“

„Sahen sie Gespenster?“

„Mit kläglichen Gebärden wurden grausige Dinge erzählt, die ihnen begegnet. Einen Haufen fremder Männer, bewaffnet mit Säbeln und Flinten und Spießen, hatten die Frauen erblickt. Un-

fern *les Ouches* wären die sehr unheimlichen Gäste gelagert und würden ohne Zweifel gen Chamouny anziehen."

„Dachte man an Räuber? Wie sollten die hieher sich verirren?"

„Nein, mein Seel' nicht, damit hat's bei uns keine Gefahr. Hören Sie nur weiter. Anfangs lachte man die Frauen aus, wollte ihrem Mährchen keinen Glauben schenken, verspottete sie. Aber steif und fest behaupteten diese: es sei keineswegs ein Irrthum, sie wären davon gelaufen, um sich nicht den Garaus machen zu lassen. Nun entstanden Besorgnisse. Zwei Männer ergriffen ihre langen Alpenstöcke und gingen aus auf Kundschaft. Nur zu bald überzeugten sie sich, daß die Frauen nicht gelogen; es waren keine Narrenspossen, keine Tollheiten, wie man geglaubt. An der Höhe gegen den Breven befand sich das Lager. Als die Kundschafter näher kamen, rief man ihnen zu Halt zu machen. Wohl bewaffnet, frei und kühn, schritten zwei der räthselhaften Fremdlinge auf sie heran. Ein mühsames Gespräch begann; die Unbekannten waren nämlich des Französischen wenig mächtig. Sie kauderwelschten von *Monts maudits* und *Monts du diable*, dazwischen fielen die Worte: *Sauvages*, *Voleurs*, *Assassins*. Die Thal-Bewohner, denen es im Traume nicht beifiel, daß sie mit den ehrenrührigen Ausdrücken gemeint sein könnten, blickten einander erstaunt an und waren im Begriffe zurückzukehren nach *la Prieuré*, da erschien, ganz unerwartet, ihr Pfarrer, gefolgt von den Frauen, welche ihm die Begebenheit gemeldet. Als die Fremden nichts Wildes, nichts Drohendes oder gar Räuberisches sahen, forderten sie den geistlichen Herrn auf, sich mit ihnen in ihr Lager zu begeben. Hier fand der Pfarrer zwei Engländer trotzigen Blickes auf lange Stoßdegen gestützt. Treu, gutmüthig, bieder, wie von ihm allgemein gerühmt wird, daß er gewesen, scheute der würdige Prediger keine Mühe, die Männer zu bedeuten, daß sie in gut-christlichem Lande sich befänden, unter braven, freundlichen Menschen. Voll Argwohn hielten die Britten erst Alles für Verstellung, für Hinterlist. Des Pfarrers Erbieten: in seinem gastlichen Hause vorlieb nehmen zu wollen, wurde kalt abgewiesen. Es erfolgte jedoch in der Nacht kein Ueberfall wilder Räuber, der Aufenthalt am Fuße der Gletscher wurde von Stunde zu Stunde unbehaglicher, den folgenden Tag zogen die Fremd-

gäste, nicht ohne große Vorsicht, nach *la Prieuré*. Bald sahen sie ein, daß sie es mit ehrlichen Leuten zu thun hatten, legten Wehr und Waffen ab und machten sichs bequem."

So lautete des Führers Erzählung, welche in Chamouny von Geschlecht zu Geschlecht fortlebt. Mir war die Geschichte keineswegs ganz neu. Aus meines Freundes Ebel Reisebuch wußte ich, daß zwei kühne Engländer, Pococke und Windham, einst, unter großer Begleitung, versehen mit Waffen, mit Zelten und Nahrungsmitteln auszogen auf Entdeckungen. Sie drangen ein in das Thal, dessen Herrlichkeiten bis dahin verschwiegen, verschleiert gewesen. Allgemein hielt man in Genf das Unternehmen für ein mit großen Gefahren verbundenes, so verrufen war die Gegend.

Von der kleinen Stadt Bonneville aus — wo eine Flasche Burgunder mit sechs Francs bezahlt werden mußte — hat man fast stets den Montblanc und seinen, im weiten Luftraum emporragenden, schneebedeckten Gipfel im Angesicht. Besonders malerische Standpunkte sind bei Cluse; mitunter scheint es, als wären die, vom Bergriesen absteigenden, Gletscher eben so viele Unterlagen, bestimmt die gewaltige Masse zu tragen. Auf der Brücke von St. Martin erfreute die herrlichste Abend-Beleuchtung; um und über uns die Schatten, in der klaren Mondscheibe geisterähnlich sich abspiegelnder Eisberge ausgebreitet.

Wandernde Söhne Albions.

„Im Volke, wie im einzelnen Menschen, gehen Fehler und Tugenden Hand in Hand; aber besonders die Schwächen sind es, in denen sich der Charakter der Nationen, wie der Individuen verräth."

In Bern, früher schon zu Solothurn, auf allen Zwischenstationen bis ins Chamouny-Thal, wohin man den Blick wendete, Einzelnwesen des ewig wandernden Volkes, nomadisirende *Mylords and Gentlemen*.

Das Continent besuchen viele Engländer, sie treiben sich in den Alpen umher, nicht um Geld zu verzehren, wie dieß sonst Brauch

war, nein um die Mode mitzumachen, oder um, als weise Wirthschafts-Kundige, zu sparen. Andern gilt's die Langeweile zu vertreiben, sich zu unterhalten, angenehm und zwanglos zu leben, nebenbei auch die Welt zu sehen. Um Ausbildung von Geist und Herz ist's unter Tausenden dieser Zugvögel den wenigsten zu thun. (Ich lernte Ausnahmen kennen und weiß sie sehr zu schätzen. Engländer, mit feinem Gefühl für Natur-Schönheiten, sah ich, gut erzogenen, gehorsamen Kindern gleich, ihren Führern mit Leib und Seele sich verschreiben. Unverdrossen kletterten sie auf- und abwärts, immer die Lorgnette an den Augen, ohne zu murren, ohne zu klagen, nur von Zeit zu Zeit durch gezwitscherte und gelispelte Ausrufungen ihrem Herzen Luft machend. Selbst hübsche, schlanke Frauen, nachdem sie weite Landstrecken zu Wasser, zu Wagen, zu Roß durchflogen, schritten munter und muthig einher auf Waldwegen und Felsenpfaden, um romantische Stellen zu erreichen.)

Wohlfeilheit, im Vergleich zu den Preisen auf ihrer Insel, der Guineen-Heimath, bleibt einer der Hauptgründe, welche ins Ausland locken. Mitunter geben wohl *Travellers* — besonders solche aus altadelichen Geschlechtern, zu arm, um in England ein Haus zu machen — obwohl sie bei allen Gelegenheiten sich knauserig erweisen, Geld aus, um zu zeigen, daß sie es haben, oder um ihre angeborene Herrlichkeit zu bewähren, damit man ihre Großmuth rühme. Reise-Wissenschaft ist bei ihnen zur Kunst geworden, die nach Grundsätzen und Regeln betrieben wird.

Theilnahmlos, nur mit sich beschäftigt, ohne an erhabenen Natur-Schönheiten sich zu erfreuen, ohne einen Blick zu werfen auf liebliche Landschaften, haben viele wandernde Britten stets ihren „*Guide*“ vor Augen; mit peinlichster Gewissenhaftigkeit führen sie pflichtgetreue Controllen, ob alle aufgezählte Kirchen, Wasserfälle, Ruinen u. s. w. u. s. w. sich noch an Ort und Stelle befinden. Sie sind zu ruhig, zu kalt, zu — steif, um ergriffen zu werden, zu bewundern, zu erstaunen, um sich rühren zu lassen.

Manche der seltsamen Wesen, an und für sich laublütig, schwerfällig, lässig in Anzug und Haltung, in Gang und Manieren stets ihre Ureigenheit behauptend, ernst, schweigsam, den Mund nur öff-

nend, um die nöthigsten Aufklärungen zu erfragen, sah ich plötzlich sehr lebendig werden, in vollkommene Verzückung versetzt, wenn Musikbanden „*God save the king*“ oder „*Rule Britania*“ aufspielten. Ihre Großbrittanischen *Tory*-Herzen öffneten sich, ihre loyalen Gesinnungen sprachen sich aus, auf's Unverkennbarste, durch Bein-Bewegungen, durch Zappeln und Trippeln wollten sie zeigen, daß sie treue Unterthanen seien, *Torys*, keine *Whigs*. Hörte man solche Sonderlinge nachher ein Lied summen oder brummen, so war es sicherlich die Melodie von „*God save the king*“, oder von „*Rule Britania*“, „des Engländers Alpha und Omega, Anfang und Ende, der Inbegriff Brittischen Glaubens, die festen Säulen, auf denen das Staats-Grundgesetz beruht“. — *Old England for ever!*

Dieß vorausgesetzt konnte es nicht fehlen an unterhaltenden und ergötzlichen Auftritten, zum Theil mit starkem Beigeschmack des Komischen. Einen Vorfall, der sich in St. Martin ereignete, kann ich nicht verschweigen. Der Traveller, welcher die Hauptrolle hatte in dem kleinen Lustspiel, gehörte jenen an, deren Börse auf Reisen zür Amortisations-Casse wird.

Ich erzähle die Sache, wie sie sich zugetragen.

Lärm vor der Saalthüre verkündigte die Ankunft Reisender. Vielfältiges Geschrei entstand, man glaubte zahlreiche Gesellschaft erwarten zu dürfen. Ein *Englishman* war im lebhaftesten Streit mit seinem Fuhrmann. Das seltsamste Durcheinander ließ sich hören; ein Gemengsel deutscher, französischer und englischer Schimpfreden und Drohworte. In entschiedenster Berner Mundart sprach sich der Kutscher aus. Zuletzt ließ er's nicht bewenden beim Reden, sondern wurde thätlich unangenehm.

Nun traten in heftigster Aufwallung, ganz ungebärdig die Reisenden ins Zimmer. Der Mann, von stattlichem Umfang, hatte längst das Alter überschritten, wo Herz und Magen sich das Gleichgewicht halten. Zur Seite des Britten dessen sehr lange Lebens-Gefährtin mit breitrandigem Hut und grünem Schleier, wie an einem Wunder sah ich an ihr hinauf.

Die ersten Worte waren:

„*Il m'a frappé* — das Hesel — schlague, schlague. — *Vo être*

Français or Allemands? — Je croirais, il allait me tuer. — Madame ma épouse s'est trouvé si effrayée, qu'elle s'est presque tombée en . . . en . . . en crampe. Yes!"

In diesem Augenblicke erschien der Kutscher, ein wohlgenährter, stämmiger, kurzbeiniger Berner, mit sehr breitem rothem Gesicht, herabhängenden Backen und kahler Glatze; eine ächte Fallstaff-Figur. Er überschritt die Thürschwelle nicht, sondern schwang nur dreist und drohend noch einmal seine Peitsche.

„*No! Nothing! Stap!*" — rief der Großbrittanier, mit beiden Händen abwehrend — „Wesch — furt *Churl! Clown! Tatterdemalion!*"

Halblaut fügte er hinzu:

„*I like to give the devil his due. Goddam!*"

Sodann heischte er schnell Thee, um sich schadlos zu halten.

Gegen uns gewendet sagte die Lady:

„*Cette intolérable cocher avé iune très-irreverencieuse maniére. Il a mené nous dans iune mauvaise chemin, et le détestable garçon voulu absolument fumer son pipe. Yes!*"

Naserümpfend, in finsterer, mürrischer Laune fielen ferner die Worte:

„*Is not that worth coming from a thousand miles! I do not see any thing worth coming, not any thing at all!*"

„*Come, let us take a cup of tea,*" begütigte der Gemahl mit grinsendem Lächeln. Er schien am Gebräu, das bereits verkostet worden, Behagen zu finden, und nickte beifällig der Kellnerin.

Der Eindruck, welchen die lange, trotzige Lady, mit ihrem kalten stereotypen Gesicht auf die Anwesenden gemacht, war ein so wenig günstiger, daß wir ihr später, zwar schüchtern, aber keineswegs ohne schielende Blicke, ausgesprochenes: „*No smoking allowed!*" überhörten und im Genuß von Pfeifen und Cigarren behaglich fortfuhren.

Der bezeichnende Hergang, der Streit zwischen dem *fashionable Traveller* und dem Berner Kutscher war übrigens, so ließ ich mir erzählen, durch ein Mißverstehen wegen Französischen und Schweizer-Franken veranlaßt worden.

Weiter ziehend in wild-herrlicher Gegend, zwischen sehr steilen dunklen Bergmassen, sahen wir einen schönen Wasserfall, *Cascada de Chede*, überschritten die „Ziegenbrücke“, *Pont de chevrè*, und gelangten zum lieblichen Dörfchen Servoz. Angenehm überrascht ein, durch hohe Bäume beschatteter, freier Platz, was mich am meisten anzog, waren verkäufliche Mineralien verschiedenster Art, wie solche die Umgebungen liefern, selbst kleine Sammlungen konnte man sich beim Händler Payot verschaffen, so wie zu Ringsteinen, Petschaften, Bechern und andern Dingen trefflich verarbeitete Bergkrystalle. Niemand scheidet von Servoz, ohne irgend ein Andenken. Gar bald bedauerte ich, mich nicht mit der, für Alpen-Reisende so nothwendigen Stütze versehen zu haben: mit einem langen, ziemlich starken, glatt gehobelten Stock, der in einer Eisenspitze endigt.

Das Denkmal des unglücklichen Esche n zu besuchen, der zwei Jahrzehnde vorher auf dem Buêt in eine Gletscher-Spalte stürzte, reichte die Zeit nicht.

Mehr und mehr hob sich der Montblanc, je weiter wir anstiegen. Der prachtvolle Bossons-Gletscher wurde erreicht, dessen Eisblöcke und Nadeln bekanntlich um vieles größer, höher und reiner sind, als jene auf dem *Mer de Glace*.

Im Glanz der Abendsonne bewunderten wir den unermeßlichen Anblick dieser ewig starrenden Eismasse mit ihren ungeheuern Spiegelwänden, inmitten üppigsten Pflanzenlebens. Bald faßten Tiedemann und ich den Entschluß, den Gletscher zu überschreiten. Wir wählten das untere Ende, obwohl hier das Ersteigen mühevoller, selbst bedenklicher, als weiter aufwärts; zu gutem Glücke war das Eis diesesmal nicht zerrissen von Schlünden und Abgründen, nicht „fürchterlich“, wie der Führer sagte.

An allen bekannten Sicherheits-Maßregeln und Vorkehrungen fehlte es; wir waren nicht versehen mit Steigeisen, vermißten selbst Stachelstücke, wie schon bemerkt worden. Der kräftige Begleiter hatte den besten Willen, offenbar aber gehörte er nicht zu denen, welchen die Gabe verliehen, schnell und leicht die gangbarsten Stellen zu entdecken. Indessen waren, den glatten Boden abgerechnet, keine Gefahren zu bestehen; der Führer voraus, wir etwas zweifelhaft hin-

terdrein. Läugnen will ich nicht, daß ich frohlockte, als das Abenteuer bestanden, wir über die jenseitige Moraine hinaus waren. Der Führer konnte kein Ende finden, unsern Muth, unsere Gewandtheit zu rühmen.

La Prieuré.

Es dämmerte, als wir in diesem Hauptorte des Thales anlangten, benannt nach einem, vor sieben Jahrhunderten, an der Stelle von Benedictinern gestifteten Kloster. Hier wo, drei Jahrzehnde früher, Saussure nur mit Mühe Unterkunft fand bei einer Wittwe, die aus Gefälligkeit Zimmer verlieh, sind gute, reinliche, wohl bediente Gasthöfe und glänzend erleuchtete Hotels. In vielen großen Städten trifft man solche kaum besser und erwartet sie nicht in so entlegener Gegend. — Wie mag der einstige Natur-Zustand der treuherzigen, arglosen Thal-Bewohner, ihre einfache Lebensweise verändert, verkünstelt worden seyn!

Das *Hôtel de l'Union*, welches uns aufnahm, war vortrefflich. Alle Bequemlichkeiten, zierliche Gemächer, Gärten, selbst Bäder fehlten nicht.

Ein lustiges Feuer im Kamin verbreitete behagliche Wärme im Speisesaal. Zu meiner nicht geringen Freude herrschte in der Küche, aus der es einladend duftete, frohe Geschäftigkeit; die Eßlust war übermäßig rege geworden, der Magen fing an sich gebieterisch zu zeigen. Eine der Kellnerinnen, ein munteres Mädchen von frischem freundlichem Ansehen, lächelte bei jeder Frage, bei jedem Verlangen. Ihr „runm ab, Aivle!“ zu einer der Gehülfinnen, ihr „ja freili!“ hatten mir sogleich verrathen, daß „Marannle“ aus dem Badener Seekreis stamme. Immer wird das Ohr angenehm berührt, vernimmt es, in fernem Lande, bekannte Laute heimathlicher Sprache; mir that's wohl, wieder deutsche Worte zu hören. — Die Suppe, auf die ich kein Gewicht legte, wurde abgewiesen. Marannle, der ich versicherte, wir hätten den ganzen Hunger armer Fußgänger, säumte nicht, andere Speisen aufzutragen. Von einer rühmte sie:

„die git Chraft in Mark un Bei!“

von der andern:

„die is so guet, so süß, me chunnt schier nimme weg dervo!“

Ich fand in Wahrheit alles vortrefflich und äußerte: dem Koch gebühre der Löffel-Orden zweiter Klasse.

Die letzten Worte hatte ich nicht ausgesprochen, da flog ein, eben in den Saal getretener Wanderer mir in die Arme. Wie seltsam spielt der Zufall! Wechselseitiger Verwunderungs-Ausruf, Freuden der Erinnerung und des Wiederfindens! Was ich in träumender Ahnung kaum für möglich gehalten — Graf Stackelberg aus Liefland, mein ehemaliger, mir sehr werther Zuhörer. Fast war er nicht zu erkennen, so hatte ihm die Sonne Italiens die Wangen gebräunt. Freundschaftlich hielten wir für einen Theil der Weiterreise zusammen, denn Stackelberg erklärte sogleich, daß er sich gern mir anschließen werde. Er kam von Neapel, war mehrere Male auf dem Vesuv gewesen, hatte auch in der Gegend um Rom geologische Ausflüge gemacht. Wie Vieles gab es zu erzählen, zu fragen!

Reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung an der Wirthstafel gewährte der, doppelt mißglückte, Versuch des russischen Hofrathes Hamel den Montblanc zu ersteigen. Unter den, bis dahin bekannten, Bergfahrten, so viel ich weiß, die einzige, wobei Menschen das Leben einbüßten.

In Chamouny sind Frauen, Mädchen, Kinder vertraut mit jeder Einzelnheit, mit allen Gefahren der Ersteigung ihres Berges; Väter und Brüder unterhalten sie, während langer Winterabende, von nichts Anderem. Lebhaft bedauerten wir, nicht die Zurückkunft eines Montblanc-Besteigers, der sein Ziel erreichte, in *la Prieuré* gesehen zu haben. Entsetzlich sollen die Böller krachen und mächtig wiederhallen zwischen jenem Riesenberg und dem *Brevent*, zwischen der *Flechière* und den *Aiguilles* über dem Eismeer (eine Huldigung, welche übrigens bezahlt werden muß). Triumphirend reitet der Sieger ein. Ist's ein Großbritanier, so pflegt die ganze *fashionable* Welt auf den Beinen zu sein, oder Beifall rufend, grußwinkend und händeklatschend an den Fenstern der Hôtels zu erscheinen.

Ein unersättlicher Gutschmecker, der, steif wie sein Hemdekragen, bis dahin sich schweigsam an der Tafel erhalten — den mehrmals

wiederholten Ruf: *Her Hober-Keller* abgerechnet — brach nun plötzlich los und verlangte seinen Führer.

„Où était le famous vache qui lise?“

lautete die Frage. Die Antwort war:

„C'est Pisse-vache que Monsieur veut dire; demain nous irons voir la cascade.“

„Ho, ho, gähnte der Tourist.

Ungünstiges Wetter, das den nächsten Morgen eintrat und anzuhalten drohte, ließ den Besuch des Eismeeres nicht zu. Alles was ich in *la Prieuré* noch unternehmen konnte, war die verschiedenen kleinen Mineralien-Handlungen aufzusuchen; Mehreres wurde erkauft.

Vom Andenken, welches ein großer Dichter hinterlassen, wußte ich leider! nichts. Jahre nachher erfuhr ich erst, durch Dorow's Mittheilung, die interessante Thatsache. Das Fremdenbuch eines der Gasthöfe in *la Prieuré* enthält nämlich auf den letzten Blättern ein Gedicht, welches unbemerkt blieb, bis Byrons Züge durch einen ihm befreundeten Landsmann erkannt wurden. Ich gestatte mir die wortgetreue Uebersetzung einzuschalten; Lesern, denen der Genuß bevorsteht, das reizende Alpenthal zu besuchen, dürfte die Zugabe nicht unwillkommen sein.

„Wie reich an Zahl! Wie Wenige sich gleich
An Jahren, Heimath, Glauben und Gemüth!
Das pilgernde Genie mit dunklen Namen
Schreibt Thorheit ein, weil's And're auch gethan,
Des Britten Hochmuth, welsche Hinterlist —
Holländer-Witz und Deutschthum, Arm in Arm!
Der Russe grüßt hier seinen Landsmann Schnee;
Der Spanier fröstelt in der eis'gen Luft.
Säh'n wir der bunten Menge in das Herz —
Wie viel des Gaffen's! des Gefühls — wie wenig!
Natur-Gemüther, schülerhaft entzückt,
Um mit Problemen regelrecht zu staunen; —
Furchtsame Dichter der beschränkten Muse,
Den Sternen dankend, daß kein *„Review“* da;
Pedanten, aus vermodertem Gedächtniß
Den einz'gen Reim vorholend, der bereits

Bei hundert Hügeln gleichen Dienst gethan;
Auch Kritiker — denn welcher Erdenwinkel
Wär' frei des Fluchs, nicht solche Brut zu zeugen —
Begeifernd irgend eine schlichte Phrase
Anständ'gen Preises — närrischen Verwunderns —
Ein pomphaft Wortspiel — etwa ein Erinnern
An seinen Wirth — ein rührendes Lamento
Ob grausem Mangel — hohle Prahlerei'n!
Kein schwärz'rer Spleen könnt' ihm Galle reizen,
Ständ' ihnen Gifford's Feder zu Gebot,
In die sich Jeffrey's Seele eingenistet*.
Neid, Haß und ruhmbegier'ge Albernheit
Verschmelzen hier in einen Staunensruf;
Der Freund des Schönen in Gestein — und Fleisch,
Die Fleisch und Blut gewordne Phantasie,
Wie jener Klotz, dem Essen leben heißt —
Sie Alle seh'n den schneeigen Giganten
In seinem Licht-Gewand, das Riesenhaupt
Emporgerichtet in die Wolken heben,
Um über Jura's Höh'n hinweg zu schau'n,
Und halten an für einen Augenblick
Auf ihrer Eilfahrt zu den mildern Reizen
Des paradiesisch, classischen Gefildes.
Auch Jener, den die Hoffnung trüg'risch treibt,
Sich dort Erleichterung der kranken Brust
Und Wangengluth, so viel es geht, zu holen —
Bricht einen Tag Ausoniens Fluren ab,
Um auf dem unfehlbaren Todeswege
Sich einmal noch von Herzen satt zu staunen.
Doch er — der Schreiber dieser nicht'gen Worte —
Welch' eine Leidenschaft treibt ihn umher?
Welch' Land hält ihn umstrickt? Wer ist ihm treu?
Wo ist die Schönheit, die für ihn erblüht?
Wie heißt die Lust, die ihm die Seele hebt —
Der Gram, der still an seinem Herzen nagt?
Ob leidenschaftlich, thörigt, kräftig, schwach —
Was thut's — Es lohnet nicht davon zu reden. —
Nur eins sei ihm zum Ruhme nachgesagt:
Daß, der dies schrieb, nichts nach sich selber fragt.*

---

* Anspielungen auf die Redactoren des „*Edinburgh Review*".

Den *Col de Balme* zu überschreiten, widerriethen Wirth und Führer. Bei heiterem Himmel genießt man hier die herrlichste Aussicht auf das Chamouny-Thal, auf den Montblanc und seine Gletscher-Welt. Wir schlugen von *Argentière* aus den, stellenweise keineswegs ungefährlichen, Weg durch *Valorsine* über die *Tête noire* ein, der an wilder Herrlichkeit, an schauderhaften Natur-Scenen reichen Straße folgend. Furchtbar überhängende Felsen, Wasserstürze in die Tiefe, Abgründe mit senkrechten Wänden, an deren äußerstem Rand Maulthiere auf schmalstem Stege sicher dahin schreiten. Denn

„Hier reist man nicht in wiegender Carosse,
Man zieht auf rauhem Pfad im Maulthier-Trosse.“.

Nach und nach klärte sich der Himmel auf; ich erfreute mich der schönsten Alpen-Ansichten.

Auf dem *Col de Forclas* — berühmt wegen des weit herrschenden entzückenden Blickes ins Walliser Thal bis Sitten — gesellten sich uns, für eine Strecke, zwei Reisende zu, mit denen ich öfter mich unterhielt. Der eine, ein lebhafter junger Mann, dessen Gesichts-Bildung manche Erinnerungen in mir auftauchen ließ. Durch mich befragt, vertraute mir sein Begleiter, er wäre ein — Neffe Napoleons. — Weiter weiß ich nichts zu sagen. Mein Tagebuch hat hier eine Lücke; ich finde nur die Worte: „Bonaparte (Marengo)“ und suche jetzt vergebens eine Deutung.

Der *Pisse-vache* fehlte es, um einen der kühnsten Wasserfälle abzugeben, an nichts als — an Wasser.

Die schmale malerische Pforte, aus dem Wallis ins Waatland führend, unter welcher sich schäumend die Rhone durchzwängt, die Brücke beim reizenden *S. Maurice*, erschien mir wie ein von Felsen umfangener Dom, bekleidet mit üppigem Grün. An dieser Stelle der letzte Rest römischer Alterthümer. Ueber der Pforte herrschte der großartige, der prächtige *Dent du Midi*. Staunen erregt die gewaltige Bergmasse, kenntlich an ihrer Gestalt, an den durch zahllose Klüfte zerrissenen, auffallend eingeschnittenen, gezahnten Felsen-Spitzen.

Zur Seite des Weges, in nicht weiter Ferne, ragten, hohen Mauern und Zacken gleich, umgeben von reicher Sagenwelt wie von

einem Mantel, die *Diablerets* empor, drei sehr spitzige Gipfel, drei Hörner. In den furchtbaren *Diablerets*, den mächtigen Grenzbergen zwischen Wallis und Waat, suchten alte Sagen den Sitz höllischer Geister; daher ihr Name und der — nun längst abgekommene — Brauch: jene Gipfel zu exorcisiren, das heißt sie zu beschwören, den in ihnen wohnenden Bösen auszutreiben.

Einst war die Zahl der *Diablerets* beträchtlicher, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ereigneten sich jedoch bedeutende Bergstürze, Felswände und Spitzen rissen sich los, mit Blitzes-Schnelle brachen einige der Hörner zusammen. Namentlich am 14. September 1714 flogen Fels-Stücke, dem Gebirge entrissen, in Entfernungen von zwei Stunden, dichte Staubwolken breiteten sich über sechs Stunden weit aus, so daß viele Höhen ganz in Nebel gehüllt lagen. Alle nahen Trifte wurden überdeckt mit Gestein-Trümmern, fünfzehn Menschen und hundert Stücke Vieh darunter begraben.

Die *Diablerets* gehören zur Gebirgskette, das Wallis von der Landschaft Bex scheidend. Die erhabenste Spitze mißt neuntausend-sechshundert Fuß über dem Meeresspiegel.

Für Geologen erhielten jene Felsmassen in neuester Zeit besondere Bedeutung. Man überzeugte sich, daß ihre obere Lagen keineswegs von so hohem Alter seien, wie vordem angenommen worden: es finden dieselben vielmehr ihre Stelle unter den Gliedern der Grobkalk-Gruppe, oder sie sind noch jüngeren Zeitscheiden zu unterordnen. Eine Ansicht, welche durch die, in den auffallend gewundenen und gebogenen Felslagen vorhandenen, versteinerten Muscheln vollkommen bestätigt wird.

Bex berührten wir nur, trotz des sehr Anziehenden seiner malerischen Umgebungen. Es fehlte Charpentier, der Vorsteher des merkwürdigen Salzwerkes, wohl verdient um das geologische Wissen; mein werther Freund befand sich auf einer Wanderung in den Alpen.

Chateau Chillon.

Lake Leman lies by Chillon's walls:
A thousand feet in depth below
Its massy waters meet and flow;
Thus much the fathom-line was sent
From Chillon's snow-white battlement,
Which round about the wave enthrals:
A double dungeon wall and wave
Have made — and like a living grave
Below the surface of the lake
The dark vault lies wherein we lay:
We heard it ripple night and day,
*Sounding o'er our heads it knock'd.**
Byron.

Einer Sage aus ferner Zeit gleich, die sich spiegelt in blauen Wolken, steht das Schloß da, mit seinen Thürmen und Warten, mit den von Epheu umschlungenen Mauern und Brücken. Besonders malerisch erscheint *Chateau Chillon*, auf einem Felsen-Eilande erbaut, von der Nordseite gesehen.

Vieles hört man erzählen von dem unterirdischen, durch Steinpfeiler getragenen Gewölbe mit feuchtem Boden, wo nächtliches Grauen herrscht und die Sonne nur durch Mauer-Spalten hin und wieder einen Schein sendet. Hier schmachtete, in Ketten und Banden, während sechs langen Jahren, Bonnivard, der für Genf's Freiheit gekämpft. — Die Gefangenen, deren Seufzer uns der Dichter so meistermäßig zu schildern verstand — sind Schöpfungen seiner Phantasie.

* „Der Leman liegt an Chillons Wall —
Wohl tausend Fuß hinunter fassen
Und drängen sich die Wogenmassen;
So tief ließ man hinab das Blei,
Von Chillons weißer Fels-Bastei,
Die rings umschäumt der Wogenschwall,
Den Kerker schloßen Fluth und Stein
Wie ein belebtes Grabmal ein!
Und dieser schwarze Höhlenschacht
Lag unterm See, im Schoos der Wogen,
Wir hörten's rieseln Tag und Nacht,
Wann über's Haupt die Wellen zogen."

In einer der reizendsten Gegenden Europa's, welcher an Anmuth wenige gleich kommen, zu Vevay, besuchten wir, die winklichten Straßen nicht scheuend, bei Sonnen-Untergang die „Esplanade" und befuhren bei Sonnen-Aufgang den See. Schönes und Liebliches, Erhabenes und Wildes sieht man verschmolzen in blendender Mannigfaltigkeit.

Zurückgekehrt nach Bern, wo Tiedemann und ich die, daselbst zurückgebliebenen, Reisegenossen Henke und Köppen fanden, wanderten wir schon am nächsten Tage ins Oberland. Den Führern, die uns hier, wie früher und später, geleitet gebührt alles Lob. Neben tüchtigem Selbstgefühl, aber angemessener Unterordnung, zeigten sich alle rechtlich, mannhaft, kundig und verständig.

In den Thälern von Lauterbrunnen und Grindelwald hörte ich zum erstenmale die sehnsüchtigen Molltöne des Kuhreigens, die „Singer-Mädel" und das „Jodeln der Buben". Wunderbar erfreuen solche Klänge aus den Bergen das Herz. Es ist etwas Fremdartiges, Neues und dennoch Heimathliches. Auch sah ich gelenksame, wild-fröhliche Alpenhirten im Schwingen sich üben. Lustige Spannung in den freundlichen, oft wunderlieblichen Gesichtern schöner Mädchen, mit reizvollen Trachten, welche die Bursche umstanden. Wer den kräftigsten Arm hatte, den flinksten Fuß, die zähesten Finger, der blieb Sieger, der gewann's. Es war diese fortwährende Regsamkeit ein fröhlicher Anblick, obwohl nur ein Privat-Vergnügen, kein Schwingfest, wie solche alterthümliche Volksspiele jährlich „abgehalten" werden von Lauterbrunnern und Grindelwaldern.

Unheimliches Wetter überfiel uns auf dem Brienzer Postschiff. Die Wogen begannen hoch zu gehen, drohend zog ein heft'ger Sturm einher.

Den nächsten Tag Besuch des romantischen Haslithales und des prächtigen Reichenbaches. Später über den Brünig dem Vierwaldstätter See zu, welchen so große Natur-Scenen umgeben. Schon während der Nacht bewegte ein Unwetter das Wasser; am Morgen zog der „graue Thalvogt" vom waldigen Fuße des Pilatus mit finsterer Stirn heran. Der See tobte und schäumte. Die Alpnacher

Schiffer versagten den Dienst; sich und uns wollten sie keiner Gefahr aussetzen; wir alle könnten das Spiel einer Windsbraut werden. Wir mußten die, mitunter mühevollen, Pfade längs den Ufern des sturmreichen See's wählen.

Im freundlichen und reinlichen, obwohl nicht schönen, Luzern zeigte sich das Wetter fortdauernd regnerisch, die Luft kalt und rauh. Finster streckte der Pilatus seine ungeheuere eckige Masse empor. Den weltberühmten, vielbesprochenen, oft besungenen Rigi, lange Jahre hindurch Ziel aller Reisenden, Fremder wie Einheimischer, konnten wir leider nicht ersteigen. Führer und Wirth riethen sehr entschieden, das Unternehmen aufzugeben.

Einige Monate zuvor war das Denkmal für die, am 10. August 1792, in den Tuillerien erschlagenen Schweizer-Garden eingeweiht worden. An romantischen Molassen-Felsen hatte man eine geräumige Grotte ausgehauen und in dieser einen übergroßen Löwen, der sterbend Frankreichs Lilien schirmt. Nach Thorwaldson's Musterbild arbeitete Ahorn von Constanz. Obwohl das Gestein der Gegend zur sogenannten „festen Molasse" gehört, so sind dennoch gerade die gewählten Bänke des Felsen sehr „bröckelnd". Deutliche Schichten-Absonderungen, ferner das Vorkommen mergeliger Theile lassen geringe Dauer des „Luzerner Löwen" besorgen, dieses ehrenwerthen Denkmales schweizerischen Muthes und schweizerischer Treue. — Später wurde, als Wächter beim „Löwen", ein alter Invalide aus der ehemaligen Schweizer-Garde angestellt; Reisende finden den Mann in seiner frühern Krieger-Tracht und lassen sich von ihm die Begebenheit erzählen.

Den Abend verbrachte ich in der Nager'schen Mineralien-Handlung und erwarb manche seltene Alpen-Erzeugnisse.

Hans Conrad Escher.

Unter den vielen verdienstvollen Männern, deren sich die Schweiz in der neuern Zeit zu erfreuen vollen Grund hatte, sind Wenige, deren ganzes Leben und Wirken ein so reines und befriedigendes Spiegelbild eines Patrioten aufstellte, der seine ausgezeichneten Gaben mit so edlem, uneigennützigem Sinn und seltener Thätigkeit dem Gemeinwohl seiner Mitbürger gewidmet hätte.

J. H. von Wessenberg.

Im altberühmten Zürich — dieser Heimath so vieler unsterblichen Männer und großen Gelehrten voriger Jahrhunderte und heutiger Zeit — unterließ ich nicht, einen mehrjährigen Correspondenten, den hochachtbaren Escher zu begrüßen. In seiner traulichen, freundlichen Wohnung fand ich den unermüdeten Alpen-Wanderer. Im Bergsteigen kühn bis zur Verwegenheit, wagte er sich, keine physische Gefahr scheuend, voll rastlosen Eifers auf schwindelnde Höhen. Ihn leiteten, wie man oft aus seinem Munde hörte, weniger geologische Rücksichten, als der Wunsch, das Heimathland in topographischer Hinsicht genau kennen zu lernen.

Bei Escher fand man Bescheidenheit mit wahrem Verdienst. Er erwarb sich eine Suiten-Sammlung von Alpen-Gesteinen, einzig in ihrer Art; nur wenige, selbst von den am meisten versteckten Thälern blieben durch ihn unbesucht.

Eine schöne, und in der Sache geübte, Gabe besaß mein Freund: an Ort und Stelle, der Natur treu nachgebildete Skizzen zu zeichnen. Saussures „kleine Circular-Ansicht vom Buet“ erweckte den Gedanken, auf hohen Bergspitzen ähnliche große Bilder auszuführen. Escher's Scharfsinn konnte nicht entgehen, daß solche Darstellungen nicht selten sehr wichtige Schichten-Durchschnitte darboten. Nach und nach gelangte er zum Besitz einer überaus unterrichtenden Folge von Gebirgs-Ansichten. Ein vielumfassendes, folgenreiches Unternehmen, das Kenner stets würdigen werden.

Welch ein Genuß, daß Escher, mit liebenswürdigster Gefälligkeit, aber auch mit unverkennbarem Drang zur Mittheilung, mir seine Schätze vorwies und ausführlich erläuterte. Die erst vor wenigen Monaten vorgenommene Ersteigung des Lukmaniers kam

zur Sprache. Unser Geolog war der erste, welcher die Spitze dieses in der höchsten Bündnerischen Alpenkette gelegenen Berges betrat.

Ein Ergebniß der Gebirgs-Wanderungen Escher's ist nicht unerwähnt zu lassen. Es ging hervor aus höchst uneigennützigem Forschen, zu dem er sich ganz besonders hingezogen fühlte. Ich rede von dem „Linth-Werk“; eine weit aussehende große Arbeit, wodurch der Lauf des Flusses verbessert werden sollte.

Man gestatte einige einleitende Worte.

Amerika gewährt wohl augenfällige Beispiele, wie vor Jahrtausenden Binnenmeere sich entleerten. Ungeheuere Wasserbecken liegen noch übereinander im Norden des Welttheiles. Der Niagara, die See'n Erie und Ontario verbindend, stürzt herab über hohe Felswände. Wenige Menschen-Alter gingen vorüber, da befand sich jener Wasserfall beim Städtchen Leviston; jezt sieht man ihn acht Meilen weiter hinaufgerückt gegen den Erie-See und bei der lockern Beschaffenheit der Fels-Gebilde schreitet er mit jedem Jahr weiter.

Vor mehr als drei Jahrzehnden ließ die Schweiz, beim Durchbruch eines zufällig entstandenen See's, Verhältnisse und Thatsachen wahrnehmen, den eben angedeuteten im Kleinen gar wohl vergleichbar. Im hintern Bagne-Thal hemmten Gletscher den Lauf eines Baches; seine Wasser wurden hoch aufgestaut. Als nun der, auf solche Weise gebildete, See den ihn umschließenden Damm plötzlich durchbrach, entstand eine Fluth, welche das ganze Thal weithin verheerte.

Escher wußte gar wohl, daß bereits in der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts bemerkt worden: die Linth — zwischen Mollis und Näfels von Gletschern und aus tiefen Thal-Gründen abfließend — führe, bei hohem Wasserstande, beträchtliche Sand- und Geschiebe-Mengen mit sich. In den Jahren 1762 und 1764 waren die Anschwemmungen bereits sehr beträchtlich. Die Umgegend wandelte sich um zu Sumpfland, das, dem Anbau entzogen, zugleich höchst verderblich wirkte auf die Gesundheit der Bewohner.

Unwiederbringlich mußte das Linth-Thal zu Grunde gehen, entzog man dasselbe nicht weiteren Versumpfungen. Die Beachtung der Tagesatzung wurde dem wichtigen Gegenstande zugewendet. Gar manche Rettungs-Vorschläge veranlaßte das stets wachsende Uebel.

Escher löste die Aufgabe; der schönste Erfolg lohnte seine Anstrengungen. Gegen Ende des Jahres 1811 meldete mir mein Freund:

„Die Linth-Unternehmung ist nun, im Laufe von fünftehalb Jahren ihrer ununterbrochenen Betreibung, so weit vorgerückt, daß die Linth durch den achtzehntausend Fuß langen Mollifer Canal, dessen Ufer ganz mit Alpenkalk-Felsstücken bekleidet sind, dem Wallensee zufließt, um in dessen Abgründen ihre ungeheueren Geschiebe-Lasten, bei dem jährlichen Schnee-Schmelzen, unschädlich zu machen. Noch sind die Sümpfe der Mag nicht vollkommen durchgraben, um dem neuen Wallensee Abfluß zu liefern; aber von der Ziegenbrücke abwärts fließt die Linth schon eine Stunde weit in den neuen Canälen, und im Laufe dieses Winters wird hoffentlich die ganze, fünfzigtausend Fuß lange Strecke der neuen Linth-Canäle von Wallensee bis Grynau vollständig ausgegraben und so die Linth - Unternehmung ihrem wohlthätigen Ziele zugeführt."

Zwei Jahre später, als ich in Zürich gewesen, wurde das Werk vollendet. Nun waren die Thäler gesichert, das versumpfte Land dem Feldbau wieder geschenkt, Gesundheit und Leben Tausender gerettet, denn die bösartigen Fieber hörten auf. „Linth-Escher" nannte das Schweizer-Volk den Mann, der durch sein herrliches Werk sich die schönste Bürgerkrone verdiente.

Das bekannte große Relief des Schweizer Landes erklärte mir mein würdiger Freund in belehrendster Weise. Bei dieser Gelegenheit unterhielt er mich mit einer merkwürdigen Geschichte.

Ich gebe solche wieder, wie ich sie in meinem Tagebuche aufgezeichnet finde.

In einem Thale von Wallis ereignete sich, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein Bergsturz. Die Hütte eines Hirten wurde verschüttet, zwei ungeheuere Felsblöcke hinderten jedoch den Einsturz; sie trafen zusammen, rannten sich fest im Boden, und hielten einander gegenseitig, ohne weiter zu sinken. Dieß glückliche Ungefähr war von entschiedenstem Einfluß für den armen Sennen. Im Augenblicke höchster Gefahr, bildeten die Gestein-Platten ein schützendes Dach über der kleinen Hütte. Von der Mitte des Junius bis Weihnachten nährte sich der Bewohner, ein lebendig Begrabener, in seiner engen Klause, mit Käse und mit Quellwasser vom Felsen niederträufelnd Ein qualvoller Zustand! Nach und nach arbeitete sich der Senne durch Trümmer und Schutt, welche zu mächtiger Höhe angehäuft waren; er wühlte, nicht ohne größte Anstrengung, eine Art Stollen, einen Gang bis zum Tag. Angelangt in seinem Dorfe, flohen

Alle vor dem längst Verschollenen, wie vor einem Gespenst, so abgezehrt, so bleich war der Mann; nur beim Pfarrer fand er Unterkunft.

Eine Reihe von Jahren hindurch bereicherte Escher mein „Taschenbuch für Mineralogie“ mit den gediegensten Beiträgen. Einmal, als man ihn gewinnen wollte für andere Zeitschriften, erklärte er selbst scherzweise: „ich hätte ihn geworben“.

Im März 1823 beschloß der Unvergeßliche sein schönes, thatenreiches Leben. Das Alpenland betrauerte einen der edelsten Genossen, einen ächten Schweizer voll Biederkeit und Treue, die Welt verlor einen Mann, der für Wahrheit, Recht und Licht kämpfte und für wissenschaftliches Streben. Ausgezeichnet als Mensch, Bürger und Gelehrter, bewährte sich Escher auch als Staatsmann. Mit nüchterner, klarer Geisteskraft wußte er, in Tagen des Wirrwarrs und des Wechsels, in stürmischen und gefahrvollen Zeiten, Kopf und Herz auf rechter Stelle zu bewahren, seine Gesinnungen stets über alle persönlichen Rücksichten hinaussetzend.

Was mir höchst unangenehm, war, daß ich Ebel in Zürich verfehlte.

Ein vortrefflicher Mensch, voll Verstand, voll Herzens-Güte, von bewundernswürdiger Klarheit und Thätigkeit. Der „kundige Führer durch die Schweiz“ reiste damals in Italien.

Von frühern Zeiten her zeigte sich Ebel mir sehr freundschaftlich gesinnt. Als er vorübergehend zu Frankfurt weilte, beschäftigt mit seinem „Bau der Erde im Alpen-Gebirge“ — ein wichtiges Werk von bleibendem Verdienst — benutzte er meine Bücher-Sammlung und suchte mich oft in Hanau auf.

Ein Miethkutscher, erfahrener, gewandter, rechtlicher, als die meisten Mitglieder seiner zahlreichen Zunft, brachte uns weiter.

Dem panzerte Frost des Eismeers das Herz
In stählerner Brust, der erkennt nicht Gott,
Ein Unmensch ist er, der fühllos dich sah,
Und deiner auf immer vergaß!

Wessenberg.

Bei bester Beleuchtung besuchten wir den Wasserfall unfern Schaffhausen.

So vielen andern Reisenden gleich, ließen wir uns täuschen und wähnten schon in der Stadt-Nähe das Rauschen des Sturzes zu hören. Man belehrte uns: es sei dieß das Tosen des Rheines, der hier, mit reißenden Wogen, in engem Felsenbette wild und schäumend dahin sich drängt. Das dumpfe, tiefe, kräftige Brausen vernahmen wir erst später, und mit jedem Schritte voller, stärker, den Donner, das Wellen-Gebrüll wüthiger.

Aus Jurakalk besteht die Felsen-Schwelle, über welche, wie umstäubt vom hellsten Silber, der mächtig empörte Rhein, mit seinen, in Schaum und Duft sich auflösenden, Fluthen brausend niederrollt und hinabstürzt. Durch Nachbrechen ansehnlicher Gesteinmassen erleidet jene Schwelle von Zeit zu Zeit Aenderungen, Umgestaltungen. Ueberbleibsel solcher Zerstörungen, mächtige Blöcke, die gespalten und durcheinander geworfen worden, sieht man im Strome umherliegen und empfindet eine Art Beklemmung; immer ist es, als müsse man mit hinabgerissen werden. — Ich entsinne mich, daß Johannes von Müller eines höchst merkwürdigen Beispieles von Felsmassen-Zerstörungen gedenkt, die am Wasserfall statt gefunden.

Noch einen letzten Blick auf die Alpen! Sodann durch eines der romantischsten Gebirge Deutschlands, durch die lachenden Thäler des Schwarzwaldes, durch Himmel und Hölle, nach Freiburg.

In Achern verließen wir die Landstraße, dem Pfade folgend, welcher zum Denkmal eines großen Feldherrn führt — der seinen Ruhm befleckte durch Verwüstung der Pfalz. Bei Sasbach fiel Türenne am 27. Juli 1675.

Vor sieben Jahrzehnden veröffentlichte die „Berliner Monatschrift" ein wichtiges Actenstück; es dient, die Erzählungen von jenem denkwürdigen Gefecht zu vervollständigen und manche Umstände aufzuklären. Der Kaiserliche General Dünewald, der an Ort und Stelle befehligt und sich eben so einsichtvoll als entschlossen erwies, schrieb, aus dem Feldlager bei Sasbach, den 28. Juli, an den Kur-Brandenburgischen Geheimerath von Blumenthal:

„Nachdem unsere Armee vorgestern, als den 26. dieses, wegen Mangel der Furage, sich aus vorigem Lager beim Renchenlocher Paß bis nach Bühl zurückgezogen; als hatte sich folgenden Morgens der Feind eine Stunde von dar, bei dem Dorfe Sasbach, mit Cavallerie, Infanterie, und Stücken sehen lassen: Vorhabens, den in itzt bemeldetem Dorf mit hohen Mauren umgebenen Kirchhof, so von einem Hauptmann und hundert Musketier bereits besetzt war, über Haufen zu werfen. Welches er, Hauptmann, Seiner Excellenz dem Herrn Generallieutenant Grafen von Montecuculi eiligst zu wissen gemacht; worauf derselbe den Furagiernden zur Warnung drei Kanonenschüsse thun lassen. Ueber welches ich Spornstriechs zu meiner Vorwacht hinausgerannt, um zu vernehmen, wo das Lärmen herkomme; die mich berichtet, daß der Feind hinter Sasbach stehe, woselbst ich auf der Höhe des Berges etliche Französische Officiere, welche aller Apparenz nach, die dortige Situation in Augenschein nahmen, ansichtig worden. Diese habe ich gleich schargirt; sodann gedachtem Herrn Generallieutenant ein solches berichtet, und um Sukkurs gebeten: welcher mir das Schauinagische Tragonerregiment von dreihundert Pferden, wie auch gleich ein Bataillon vom Granischen Regiment geschicket. Inzwischen habe ich etliche Tragoner absteigen, und die im Thal hinter den Hecken gelegene Musketier pussiren lassen, und dadurch den uns sehr dienlichen Berg behauptet; den sonsten der Feind zu seiner Avantage, auch um uns von dem Kirchhof abzuschneiden, gern gehabt hätte: zu welchem Ende derselbe hinter dem Dorfe bei vierzehn Stücken aufgeführt, und den Kirchhof stark beschossen, in Meinung, die Mauren gleich darnieder zu legen, und hinein zu rumpeln. Allein ich that den Hauptmann von einer Zeit zur andern öfter rekurrasiren, und ermahnen, sich brav zu halten; die Armee sei gegenwärtig, und könne der Feind nicht sogleich hineinlaufen; deme er dann treulich nachkommen, ohnerachtet der Feind darauf stark kanonirt, wie auch das Dorf von allen Ecken in Brand steckte, worüber die im Kirchhof ziemlich warm worden waren. In währenden Flammen kam hochgebachter Herr Generallieutenant selbst, und besah die Gelegenheit, mit sonderlichem Vergnügen, daß ich mehr berührten Berg eingenommen. Zuvor aber ließ ich gleich etliche Stücke auf die Höhe des Berges pflanzen, und ebenfalls auf den Feind brav Dampf geben; worüber *Monsieur* Türenne Nachmittags um 5 Uhr von einer sechs Pfund Stückkugel mitten durch, zur Linken hinein und zur Rechten wieder hinaus, erschossen worden. Welches ein Feldscheer, von Ungarisch Skalitz aus Mähren gebürtig, in dessen Armen er, Türenne, gestorben seie, alsobald herüberlaufend, mit Verpfändung seines Lebens, vergewissert; sodann hiemit auch durch andere mehr konfirmiret wird. Nun muß dieses großen Hauptes Fall bei der Französischen Armee außer Zweifel große Alteration und Veränderung geben. Im übrigen will selbte nicht recht außerm Wald ins Feld kommen; und weilen der Feind uns mit Infanterie überlegen, so kann man denselben in den Büschen und Sträuchern nicht wohl angreifen; weswegen man nur bis dato beiderseits auf einander mit Stücken spielet. Itziger Kommandant wird zweifelsohne seinen Valor wollen sehen lassen; hingegen ist unser Generallieutenant äußerst bemühet, ihm einen guten Streich zu geben; so sich nicht so eilfertig thun läßt, und wirds die Zeit bald geben."

Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes unterliegt keinem Zweifel; meine Leser hoffe ich durch die Mittheilung zu verpflichten.

An der Stelle des ältern Denkmales — eine niedere Sandstein-Säule mit der Inschrift: „Hier ist Taurennius vertödtet worden“ — ließ später die französische Regierung einen Granit-Obelisk errichten.

Zurückgekehrt nach Heidelberg, fand ich, unter manchen meiner harrenden Briefe, folgenden aus Weimar, geschrieben am 13. September 1820:

„Verzeihen Sie, wenn ich nur mit wenigen Worten für das neuerliche geneigte Andenken und freundliche Mittheilung meinen verpflichteten Dank abstatte. Beikommende Schachtel steht schon mehrere Tage, in Hoffnung eines günstigen Augenblickes zu ausführlichem Erwiedern, der sich nicht zeigen will; der heutige Posttag darf daher nicht abermals vorübergehen ohne Absendung.

„Der stängliche Eisenstein, der beikommt, that sich vorm Jahr in einer einzelnen, beinahe fußstarken, Lage, zwischen gelbem Porcellan-Jaspis hervor; ein großer Bruch, zu Gunsten der nahe liegenden Chaussee, in dem pseudo-vulkanischen Gebirge eröffnet, gab die Gelegenheit ihn zu gewinnen; dieses Jahr ist schon wieder alle Spur verschwunden.

„Ein Heft Morphologie u. s. w. folgt nächstens.

„Und nun noch eine ästhetische Mittheilung. Lassen Sie ein Gedicht: „Olfried und Lisena“ von August Hagen in zehn Gesängen (Königsberg), sich und allen zart und rein fühlenden Freunden und Freundinnen bestens empfohlen sein.

Göthe.“

Für mich war des Bleibens nicht in der Musenstadt; die Meinen weilten auf Besuch in Hanau, dahin zog es. In der Mittagsstunde war ich angelangt und bei anbrechender Nacht fuhr ich mit dem Postwagen ab.

Von gleichem Verfasser sind in demselben Verlage erschienen:

Populäre Vorlesungen über Geologie, oder Naturgeschichte der Erde auf allgemein faßliche Weise abgehandelt. 5 Bände mit 97 Stahlstichen, Lithographieen und einer Menge eingedruckter Vignetten. Geheftet fl. 24. — R. 15. — sgr.
In Leinwand gebunden „ 26. — „ 16. 7 1/2 „

Geologischer Atlas zur Naturgeschichte der Erde. Mit 10 Karten und 1 Tafel mit Profilen. Quer-4. fl. 3. — R. 1. 25 sgr.

Vulkanen-Atlas zur Naturgeschichte der Erde. 15 zum Theil colorirte Blätter. Quer-4. fl. 2. 42 kr. R. 1. 20 sgr.

Leitfaden zum Unterricht in der **populären Geologie** für höhere und Mittelschulen bearbeitet. 48 kr. 15 sgr.

Taschenbuch für **Freunde der Geologie** in allgemein faßlicher Weise bearbeitet. Mit 5 Stahlstichen, 2 Lithographieen und mehreren Zwischendrücken.
Elegant gebunden fl. 6. 24 kr. R. 4. 7 1/2 sgr.

Lehrbuch der **Geognosie** und **Geologie**. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 2 Stahlstichen, 7 color. Tafeln und vielen Holzschnitten. (67 1/2 Bog.) fl. 4. — R. 2. 15 sgr.
gebunden fl. 4. 36 kr. R. 2. 27 sgr.

Die **Basalt-Gebilde** in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen. 2 Bände nebst einem Atlas mit Ansichten und colorirten Durchschnitten. fl. 14. 24 kr. R. 9. —
Für die Käufer der Geologie fl. 10. 48 kr. R. 6. 22 1/2 sgr.

Dramatische Versuche; Inhalt: das Fräulein von Scudery; Carlo Frontoni; Thomas Wentworth, Graf von Strafford. fl. 2. 24 kr. R. 1. 15 sgr.

pah